
3 1761 08304522 9

Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1881.

Druck von Adolf Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Die folgende Zusammenstellung älterer und einiger neuer Arbeiten kann ganz als Fortsetzung der „Kritischen Gänge" betrachtet werden; die Veränderung des Titels hat nur einen äußern Grund: ich mußte einen neuen wählen, weil zu berücksichtigen war, daß der Verlagshandlung, in welcher die zwei letzten Bände erschienen sind, ein Eigenthumsrecht an den alten zusteht.

In der Auswahl konnte ich dießmal weiter zurückgreifen, als bisher. Als ich „Kritische Gänge. Neue Folge" herausgab, mußte ich ausschließen, was seiner Zeit in den „Jahrbüchern der Gegenwart" (Tübingen, Fues) erschienen und in den älteren Kritischen Gängen (1844) nicht gesammelt ist; die Verlagshandlung hatte noch nicht zum Wiederabdruck eingewilligt. Nachdem dieß geschehen ist, habe ich in die gegenwärtige Sammlung aufgenommen: „Aus einer griechischen Reise" (1844), „Gavarni und Töpffer" (1846), jetzt überschrieben: „Satyrische Zeichnung", und mit einem Zusatze vermehrt, „Ein malerischer Stoff" (1847). Meine Gründe für diese Auswahl aus manchen andern Beiträgen zu jener Zeitschrift findet der Leser in den Vorbemerkungen und Zusätzen; er mag nun urtheilen, ob ich passend gewählt habe.

In der Vorbemerkung zu dem Aufsatz: „Aus einer griechischen Reise“ ist eine Stelle bereits veraltet; die Worte Seite 8 „wie es jetzt fast den Anschein hat“ wird man heute nicht lesen, ohne zu lächeln; das „fast“ muß komisch erscheinen. Als ich so schrieb, lag nur die Thatsache vor, daß Deutschland Beamte an die Türkei abgab. In der Zwischenzeit hat Griechenland mit ungeheuern, den armen Staat erschöpfenden Ausgaben zu rüsten begonnen, unläugbar ermuthigt, ja faktisch, obwohl nicht formell aufgefordert durch die Beschlüsse der Berliner Conferenz. Die Verantwortung fällt auf die bei derselben betheiligten Mächte, denn daß die Pforte nicht freiwillig nachgeben werde, lag auf der Hand. Zurück kann Griechenland nicht mehr, die Rüstungen sind zu weit vorgeschritten. Und in diesem Stande der Dinge stellt sich Deutschland zu den abmahnenden Staaten. — Die Komödie der Flottendemonstration ist so gut als abgespielt; das Abmahnen von einem Schritte, wozu der Abmahnende (indirect) den Anstoß mitgegeben hat und den der Abgemahnte nicht zurückthun kann, ist Fortsetzung des Stücks, das auch ganz unterhaltend wäre, wenn es nur nicht so unheimlich auf der Bühne röche, daß der Zuschauer jeden Augenblick fürchtet, die Feuersbrunst, deren Hintanhaltung das Thema des Lustspiels ist, möchte unversehens als Wirklichkeit dazwischenfahren. Kleiner Trost liegt in dem Gedanken, daß hinter den Koulissen vielleicht ganz Anderes vor sich geht, als was mit seinem kurzen Blicke der Laie sieht: klein, denn am unbekannten Möglichen ist kein Halt gegen traurig komischen Vordergrund.

Es war meine Absicht, diesem Heft auch den Aufsatz

einzuverleiben: „Zur Vertheidigung meiner Schrift über Göthe's Faust" u. s. w. Nur die Hälfte davon ist in der Deutschen Revue, Februar und März 1880 erschienen; das Manuscript für die zweite hätte durch die starke Ausdehnung, die durch seinen Umfang das Ganze erhielt, die Grenzen eines Zeitschriftartikels zu weit überschritten, und so liegt es nun seit Monaten da und wartet auf Veröffentlichung. Ein unbequemer Zufall ist Ursache, daß ich für das erste Heft auf diesen ihm vor Allem zugedachten Bestandtheil verzichten muß: der Druck war ziemlich weit vorgerückt, als man bei genauerem Ueberschlag erst fand, daß durch Aufnahme desselben die für ein Heft bestimmte Bogenzahl weit überschritten würde. Der Aufsatz wird im nächsten Heft erscheinen; es sind drei Hefte in Aussicht genommen, die einen Band bilden werden.

Die Vorbemerkungen und kleineren Zusätze enthalten Solches, was man sonst in Vorreden sagt. Die Wenigen, welche Vorreden lesen, werden sich leicht erklären, warum ich diese Form vorgezogen habe. Was darin gesagt ist, will gelesen sein, da aber die Mehrheit Vorreden nicht liest, so schien es mir zweckmäßig, es ihr so in den Weg zu legen, daß sie es nicht leicht überspringt.

Fr. Vischer.

November 1880.

Inhalt.

Seite

Aus einer griechischen Reise 1
Satyrische Zeichnung 61
Ein malerischer Stoff 152
Nachruf an Eduard Mörike's Grab, 6. Juni 1875 175
Rede bei der Einweihung seines Denkmals, 4. Juni 1880 . . 180
Der Traum. Eine Studie zu der Schrift: Die Traumphantasie
von Dr. Joh. Volkelt 187

Aus einer griechischen Reise.

Vorbemerkung 1880.

Im Jahr 1844 erschien ein Artikel von mir in den Jahrbüchern der Gegenwart mit dem Titel: „Populäre Archäologie.“ Er knüpfte an eine kleine Schrift von Ernst Curtius: „Vortrag über die Akropolis in Athen“ und sprach den Wunsch aus, daß in so gediegen anschaulicher Weise mehr geschehe, die wachsenden Schätze der Alterthumswissenschaft dem größeren Publikum zu vermitteln. Seither ist so vieles gethan, die große Lücke in unserer Literatur auszufüllen, auf welche ich damals hinwies, daß die frühere Klage über Mangel nicht mehr am Platze ist; man darf sagen, daß die Archäologie gelernt hat populär sein ohne Seichtigkeit, Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden; in der Form der Reisebeschreibung sind Kräfte auf den Plan getreten, in denen Wissenschaft, Natursinn und Stil auf so feine Weise zusammenwirken wie in einem Gregorovius und Löher, ein lebhaftes und geistreiches Talent ist W. Kaden, illustrirte Werke kommen in stattlicher Folge dem wißbedürftigen Laien entgegen, Wort und Bild gehen Hand in Hand, ihm eine Anschauung vom klassischen und orientalischen Alterthum

zu geben. — Der genannte Vortrag von Ernst Curtius hatte mich an den Moment erinnert, wo ich im Jahr 1840 auf der Akropolis von Athen unter den Trümmern des Erechtheustempels dem Verfasser begegnet war, und ich fühlte mich so lebhaft in jene Zeit zurückversetzt, daß ich den Anlaß nahm, Einiges aus meiner Reise zu erzählen. Ich gieng etwas weiter zurück, holte von Syrakus aus, schilderte die Fahrt nach Malta, den Abend in Citta Valetta, dann die Fahrt nach Griechenland, die Tage auf der Insel Syra und dann die ersten Tage in Athen.

Nun hat sich in gegenwärtiger Zeit die Erinnerung an Griechenland mit erneuter Stärke in mir aufgefrischt. Vor Kurzem hat die Berliner Conferenz getagt, es handelt sich einmal wieder um das Schicksal dieses jungen Staates, dem die Eifersucht der Mächte den Raum fürs Dasein so eng bemessen hat, daß er nicht athmen, nicht gedeihen kann. Das war der Lohn für Heldenthaten, der großen Ahnen würdig, für Blut in Strömen vergossen, für die Tage von Chios, von Psara, da stundenweit das Meer sich roth färbte von den Schlächtereien der Türkenbarbaren, für die Tage von Kreta, da Weiber und Kinder zu Hunderten im Rauch erstickt wurden, die Martyrwochen von Missolunghi — wer nennt sie alle, die Höllenleiden, unter denen ungebeugter Männermuth aus unerträglichem Joche sich herausrang! — Im Krimkriege 1854 rührt sich das schändlich verkürzte Land wieder, will über die unleidlich enge Nordgrenze hinausdringen — die wohlwollenden Westmächte legen eine Flotte in den Piräus, es in seinen erstickenden Klammern zurückzuhalten, ja Frankreich selbst, der alte Freund Griechenlands,

jetzt freilich Frankreich unter Napoleon III., dem Patrone der Türkei, landet Truppen, die neue Lebensregung zu unterdrücken. Als 1878 der neue russisch-türkische Krieg angieng, vom ersten Tag an war mein erster und letzter Gedanke Griechenland. Für mich war damals kein Zweifel, daß es die richtige Politik sei, Rußland vorgehen zu lassen, aber freilich die einzig richtige Politik auch, bei Zeit bedacht zu sein, wie man vorbeuge, daß diese Macht, siegreich vorschreitend, nicht maßlos vergrößert uns überwachse. Man erinnert sich der Konfusion, in welcher sich damals die aufgeregte öffentliche Meinung tummelte. Wer die Ansicht aussprach, Rußland dürfe nicht an der Aktion gehindert werden, der galt für einen Russophilen und gelangte kaum zum Worte. Der alte Haß, aus der Zeit stammend, da der nordische Koloß uns noch ein Schreckpopanz, unsern Freiheits- und Einheitsbestrebungen eine tägliche Drohung war, tauchte wieder auf, als stünde es noch wie es stand zur Zeit des deutschen Bundes und der Tage von Olmütz,die Demokratie, die nichts lernt, nahm sich bieder moralisch der mißhandelten türkischen Unschuld an und dem Philister überhaupt, der nicht begreift, daß jeglich Ding zwei Seiten hat, setzte man vergeblich auseinander, daß, wenn man für zweckmäßig erachte, den sarmatischen Sturmbock gegen das Türkenreich arbeiten zu lassen, darum keinem Menschen einfalle, diesen Sturmbock für einen saubern zu halten; vergeblich erinnerte man, daß ja der liebe Herrgott selbst sich ab und zu des Belial gegen Beelzebub bediene. War es aber richtig, dem Stoße Rußlands kein Hinderniß in den Weg zu legen, und ebenso richtig, auf eine zeitige Hemmung, auf einen

Damm gegen zu großen Uebergriff bedacht zu sein, so war es Griechenland, worauf jeder unbefangene Blick fallen mußte. Die Griechen sind das erste Volk, das sich gegen die tödtliche türkische Tyrannei erhoben hat, sie sind unter den Nationalitäten, welche Jahrhunderte lang unter ihr geseufzt, die einzige, die bereits bewiesen hat, daß sie kulturfähig, daß sie berufen ist, in das moderne Staatsleben einzutreten. Wenn man nun das geltend machte, so bekam man zu hören, der Türke sei ein ehrlicher Mann, der Grieche ein falscher. Es ist wahr, daß der Türke in Handel und Wandel ehrlicher ist, als der Slave, Grieche und Armenier, freilich nur der nicht modernisirte Türke, nicht der Türke im Frankenrock, denn er nimmt Schliff und Pfiff und Gift, nicht Gehalt der Bildung an. Das türkische Wesen vereinigt den Geist des Korans mit dem unvertilgbaren Charakter des bildunghassenden wilden Bergvolks. Das Produkt dieser Mischung ist Stabilität, zum Prinzip geworden, und fanatischer Haß des Gegentheils, ist die rohe Leidenschaft für den Stillstand. Der Türke haßt und verachtet das Christenthum vor allem als kulturfreundliche Macht, er haßt im Chiaur das Streben, das Lernen, das Fortschreiten. Es ist eine Art von Romantik darin: nur das Alte ist gut und schön, das Neue schlecht, frivol. Man erkennt hier den innersten Grund der Sympathie der katholischen Kirche mit den Türken; dem Pfaffen, der für die schöne alte Glaubenseinheit Tirols geifert, muß Konstantinopel sein wie Innsbruck. — „Geht mir weg mit dem Türken, es wird nichts aus ihm, er fragt nicht nach der Uhr“, pflegte, wenn er die türkische Ehrlichkeit rühmen hörte, ein Deutscher zu sagen, der einige Jahre im Orient

zugebracht hatte. Wo man nicht nach der Zeit fragt, keine Stunde hält, kann keine Wirthschaft, keine Staatsordnung, kann insbesondere keine Schule aufkommen. Wo dieses Volk herrscht, herrscht der Tod, „wo ein Türke hingetreten, wächst kein Gras mehr.“ Regieren heißt Aussaugen. Wer widerstrebt, wird hingeschlachtet. Die Grausamkeit kennt keinen Zügel. Und dieser Barbar beherrscht seit fünf Jahrhunderten die schönsten Länder der Welt! Beherrscht rührige Völker, die an das Tageslicht herausringen, nach Luft schnappen! — Man bringt vor, diese Völker, Albanesen, Bulgaren, Serben, Griechen haben es in Aufständen und Kriegen nicht besser gemacht, als die Türken. Aber wo der Beherrscher roh, stumpf, wild, grausam ist, da soll man nicht dem Beherrschten die Schuld geben, wenn auch er verwildert. Schafft diesen Völkern Luft und laßt sie erproben, ob sie der Freiheit werth sind! Oder wißt ihr ein anderes Mittel, aus dem ewigen Kreise der Wechselbeschuldigung herauszukommen? — Die Griechen aber haben es schon erprobt, dadurch erprobt, daß sie sich noch unter der Türkenherrschaft in geistigen Kontakt mit der europäischen Bildung setzten — nur dadurch ist ja ihre Erhebung möglich geworden, — und dann durch die Erhebung selbst und ihre Heldenthaten. Schon diese Thatsache gebietet, auf die ungeläugneten Flecken in ihrem Nationalcharakter, vor allem Parteisucht, Faktiosität, kein verwerfendes Urtheil zu gründen. Was man immer gegen ihn vorbringen mag: der Grieche will lernen, lernt, der Grieche strebt und Streben ist die Eintrittskarte in die europäischen Kulturstaaten. Warum man dieses Volk um die Früchte seiner Befreiungsopfer verkürzt hat, das ist weltbekannt. Rußland sieht im alten

Besitzer Konstantinopels den werdenden Nebenbuhler, hat darum von jeher ihn bald ins Feuer geschickt, dann weggeworfen, bald ihm ganz die Hände gebunden. England, von allen Machtfragen abzusehen, fürchtet in dem kühnen, unternehmenden Seefahrer den künftigen Rivalen seines Welthandels; wie viel das Ministerium Gladstone gegen die traditionelle Politik schließlich vermögen oder wie lange es am Ruder bleiben wird, ist nicht abzusehen. Frankreich hatte so schwache und blöde, so ganz nur augenblickliche Gründe, diese Vormauer europäischer Bildung nicht wachsen zu lassen, daß man nur sagen kann: es ist zur Vernunft, zur Einsicht in sein eigenes Interesse gelangt, wenn es jetzt endlich der Fürsprecher des armen Landes geworden ist. In Oesterreich hätte, wenn auch kein östliches Interesse im Wege gewesen wäre, schon das Metternichsystem an sich, als Erzfeind jeder Volkserhebung, dem Aufkommen von Hellas widerstrebt. Jenes Interesse wirkt fort und wohin es in der jetzigen Lage noch führt, das liegt bedenklich im Ungewissen. Und Deutschland? Wenn es je wahr ist, daß sein Interesse verlangt, dem unersättlichen Expansionsdrang Rußlands Schranken zu setzen, so ist auch schon gesagt, daß sein Interesse fordert, Griechenland zu stärken. Zu schweigen von rein menschlicher, humanistischer Bildungssympathie mit den Enkeln des klassischen Volkes — da ja doch einmal das Menschliche keine Stimme haben soll im Rathe der Staatskunst!

Hellas kann nicht athmen, habe ich gesagt. In den Schranken, die man ihm gezogen hat, fehlt ihm das erste aller Mittel zur Entwicklung: der ausreichende Bodenbesitz, um auf Landbau Wohlstand zu gründen. Die Wälder vom

Türken verwüstet, die Flüsse meist versumpft, dem Anbau fehlte das Wasser: so stand es, als der Hellene sein Eigenthum, ein kleines Stück seines Eigenthums, wieder antrat. Überfluß hat oft genug die Völker demoralisirt, aber auch Armuth ist ein Hemmschuh für moralische Kräfte. Das Streben nicht ist es, was der Hellene durch das schmähliche Unrecht sich nehmen ließ, schwerlich hätte ein anderes Volk in derselben Lage sich so kräftig gerührt und entwickelt, wie bis jetzt schon dieser Eingeschnürte. Macht ihm möglich, daß er seines edlen Fleißes endlich auch froh werden könne, und seht dann zu, ob die Nationalfehler, die den bekannten Schatten auf die Tugend seiner Strebsamkeit werfen, nicht nach und nach erblassen im Lichte gesunden Bürgerthums und politischen Kraftbewußtseins!

Dies sind, hervorgerufen von der politischen Stunde, die Betrachtungen, die mich bestimmen, dem Stück der griechischen Reise, das der alte Artikel enthält und das ich hier wiedergebe, ein zweites anzufügen, ein Erinnerungsbild, das jedesmal in mir aufwacht, wenn vom Schicksal des jungen Griechenlands die Rede wird. Es ist dasselbe, dem ich in meinem „Lebensgang“ einige Zeilen gewidmet habe (Die Gegenwart, November und Dezember 1874. Die betreffende Stelle s. 12. Dezember Nro. 50. S. 377); ich verzichtete damals, als ich diese Zeilen schrieb, an bestimmte Grenzen des Umfangs gebunden, ungern auf eingehendere Erzählung. Ich erwähnte, daß mein Reisegenosse in Griechenland, Göttling (dessen Briefwechsel mit Goethe neuerdings erschienen ist), den Tag beschrieben habe, und verwies den Leser auf diese Schilderung (Gesammelte Abhandlungen aus dem griechischen

Alterthum von C. W. Göttling, Professor in Jena Bd. I.). Jetzt, da ich mich etwas freier ausdehnen kann, als im damals gestatteten Umfang, will ich doch dem Antriebe folgen, den der Zeitmoment mir bringt. Die Berliner Conferenz ist zum Beschlusse gelangt, hat Griechenland ein Stück von Epirus und Thessalien zugesprochen. Der Türke wird sich nicht daran kehren, der Grieche wird das Recht, das auf dem Papier steht, sich mit dem Schwert erkämpfen müssen und Ströme Bluts werden wohl von neuem auf den Ebenen fließen, auf die wir an dem Tag hinübersahen, den ich beschreiben will. Was Europa wohl thun wird, wenn der Türke dann wieder haust, wie er zu hausen liebt, Weiber und Kinder schlachtet, Männer verstümmelt, blendet, ihnen die Gelenksehnen abschneidet und was dieser Liebesthaten mehr sind? Und ob Deutschland immer neutral, immer nur der „ehrliche Makler" wird bleiben können? Und wenn dies nicht möglich, was wohl entstehen wird, wenn Deutschland in diese Gewitterzukunft Arm in Arm mit einem seiner Auflösung langsam entgegengehenden Staat als Patron eines seiner Auflösung rasch entgegengehenden Halbwildenstaats eintritt, wie es jetzt fast den Anschein hat?

Es folgt nun also zuerst der ältere Artikel (von 1844) mit Weglassung des Anfangs, der die nun aufgegebene Überschrift „Populäre Archäologie" begründete. Manches würde ich jetzt anders schreiben, doch wird man billigen, daß ich die Spuren des Jugendlichen nicht getilgt habe. Ich bitte den Leser nur, sich die Zeit der Entstehung gegenwärtig zu halten.

Malta. — Syra. — Athen.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Dr. A. Schwegler. Tüb., Fues. 1844.)

Ich war am 16. April 1840 mit einem Segelschiffe von Syrakus abgereist, noch müde von dem Feldzug durch Sizilien, einem sechzehntägigen Kampfe mit hartnäckigen Maulthieren, grundlosen Morästen, angeschwollenen Flüssen, kalten Regenstürzen und dazwischen einem Scirocco, der mir und dem Russen, an den ich mich angeschlossen, die Gesichtshaut versengte, bis sie in blutende Schrunden aufbrach und in Fetzen herunterhieng, mit Schmutz, Flöhen, schlechter Kost, kurz mit allen Übeln Siziliens, Siziliens im Unwetter. Der Himmel hatte sich aufgehellt, aber nun trat Windstille mit dumpfer Föhnluft ein, das Schiff gieng nicht vom Flecke und ich suchte verstimmt früh Abends die Kajüte. Nach wenigen Stunden trieb mich der Qualm heraus und ich stieg wieder auf das Verdeck. Die schönste Mondnacht lag auf dem Meere, die Segel, von labendem Winde gebläht, glänzten milchweiß, das Schiff zog hinter sich eine breite Straße silberner Flittersterne und schwebte seinen Weg stetig und sanft wie ein stiller Schwan dahin. Die Schiffsleute plauderten mir sizilianischen Aberglauben vor; ich lernte, daß, wer in der Nacht des Aposteltages St. Paul geboren ist, von keinem Skorpion und keiner Tarantel gestochen wird; als Merkmal dieser Auszeichnung trägt er unter der Zunge eine Erhöhung in der Form eines Skorpions. Wer sich von seinem Blute impfen läßt, heißt ein germato und ist dieser Unverwundbarkeit theilhaftig geworden. Auch von den Wunderthaten

eines Heiligen vernahm ich, der kürzlich sechzig Brüche auf einmal geheilt hatte. Am andern Abend landeten wir an dem felsigen Malta; Cittavaletta mit seinen schönen Häfen, darin stolze englische Dreidecker schwankten, thürmte sich vor unsern Augen; der Hafenbeamte empfieng unsern Schiffskapitän mit heiteren Bemerkungen, ob wohl die Neapolitaner den Engländern bald Schläge geben werden? Denn die Schwefelfrage schwebte noch, ich hatte in Sizilien große Lager dieses kritischen Stoffs im Vorbeireiten gesehen und nach den Reden unseres Maulthiertreibers, aus welchen die Volksstimmung ziemlich sicher zu entnehmen war und der jede andere Regierung als die jetzige, willkommen nannte „qualunque sia“, waren die Aussichten ungleich bedenklicher, als der Erfolg es zeigte. Wer von Sizilien nach Malta kommt, den wird trotz dem öden Charakter dieser steinigen Insel die Reinlichkeit, der Wohlstand, die Ordnung und Pracht, welche die Engländer hiehergetragen haben, so wohlthuend empfangen wie frisches Weißzeug einen Reisenden, der in Regen und Sonnenhitze lange nicht wechseln konnte. Ein seltsames Völkergemische bot sich dem Auge dar; die Träger, die mein Gepäck übernahmen, geborene Malteser mit den tiefbraunen Gesichtern und um die Stirne künstlich geringelten Löckchen, sprachen mit harten Kehltönen den arabisch-italienischen Dialekt ihrer Insel; stolze Türken saßen schweigend mit ihrer langen Pfeife, äußerst philisterhaft zeigten sich dazwischen die englischen Infanteriesoldaten mit ihren durchaus unmartialischen Käsekrämergesichtern. Horace Vernet hat in seiner orientalischen Reise ein boshaftes Bildchen von Malta gegeben, worauf er nicht ermangelte, ein paar

dieser höchst unsoldatisch aussehenden Kriegsleute in ihren Rothröcken anzubringen. Jetzt aber marschirten Bergschotten vor der Hauptwache auf; das war etwas anderes. Ein Dutzend ihrer Querpfeifer trat hervor, mit stolzer, gerader Haltung, straffen und scharfen Bewegungen, wie sie die ausgebildetste militärische Dressur nicht hervorbringt, schlanke, schwungvolle, kühne Menschen, und marschirten unter den wilden, melancholischen Tönen ihrer schrillenden Pfeifen durch die Straßen. Maltesische Frauen, so bekannt ihnen dies Schauspiel sein mochte, warfen unter der schwarzseidenen Mantilla, welche sie über den Kopf herabfallen lassen und mit dem linken Ellbogen echt antik wie die Sizilianerinnen in die Seite andrücken, glühende Blicke aus den großen schwarzen Augen nach diesen blonden, schlanken Männern mit den entblößten weißen Knieen.

Das Dampfboot Dante aus Marseille gieng schon den andern Morgen frühe nach Syra ab und ich mußte die merkwürdige Stadt, in die ich kaum einen flüchtigen Blick geworfen, wieder verlassen. Mit Noth hatte ich Abends noch Zeit gefunden, mir den Magen durch eine englisch überwürzte, aus glühendem Marsalawein bereitete Schildkrötensuppe zu verderben und mir dadurch die nöthige Disposition zu einer kurzen Seekrankheit zu erwerben, einem Übel, das mich selbst im Meersturm zwischen Neapel und Palermo verschont hatte. Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß meine ersten Zustände auf dem Schiffe, das mich nach dem ersehnten Griechenland tragen sollte, dieser Art sein werden. Die Seekrankheit ist mit einem tiefen Seelenleiden verbunden; der Geist zieht aus dem verdorbenen Magen, noch ehe er sich dieser schlechten

Quelle bewußt wird, eine schlechte Philosophie, das Leben erscheint öde, ein Wort aus eines Narren Munde, jede trübe Erinnerung steigt auf, jeder verborgene Gram tritt aus seinem Winkel hervor. Als aber das Frühstück kam, aß ich, so viel ich schlucken konnte, und nach erfolgter Selbsthülfe der Natur war ich wieder gesund, die Philosophie war wieder auf den Beinen. Jetzt erst sah ich meine Gesellschaft näher an: ein seltsames Gemisch von Völkern. Die Matrosen waren lustige Provenzalen, stark, behend, und nahmen sich in den blauen Hemden und Hosen mit den rothen Schärpen recht hübsch aus. Ein naseweiser Kellner reizte einen dieser Bursche, dieser stellte sich alsbald zu einer gewissen Form des Boxens zurecht, wobei die Kämpfer sich mit gespreizten Beinen fest auf den Boden stemmen und die ganze Kunst darin besteht, mit überlegener Schnelligkeit den Gegner mit flacher Hand ins Gesicht zu treffen, was denn der Matrose so gut verstand, daß dem Kellner das Blut aus Mund und Nase lief, ehe er sich umsah. Die Passagiere waren Engländer, Franzosen, Italiener, ein Türke, ein Kroate, zwei Russen, ein Mohr, ein Tscherkesse mit Handschuhen und Mackintosh, überhaupt ganz modern und dabei Muhamedaner, zwei sardinische Mönche, welche aus der römischen Propaganda kamen, um als Missionäre nach China zu gehen. Malta war den Blicken entschwunden, wir befanden uns auf offener See. Rasche Delphine, alte Bekannte von der Fahrt nach Sizilien, begleiteten das Schiff und zeigten mit drolliger Eitelkeit ihre Künste, indem sie bald in Bogen über die Wellen schoßen, bald unter dem Schiff durchschwammen, bald wieder in Paaren gesellt voranruderten. Von Griechen hörte ich später, daß

sie aus dem Wasser aufspringen, wenn man ihnen pfeife, und daß sie Schiffbrüchige ans Land tragen, mit Ausnahme der Frevler, welche schon Delphinfleisch gegessen haben: die alte Arionsage. So lernt man die Mythen an Ort und Stelle verstehen. Jene Sagen sind todt, eine schöngeistige Ergötzlichkeit, eine Rhetorik, eine Redeblume, bis sie in die Anschauung treten. Ich wußte auch nicht, warum Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt worden, bis ich das schlanke, zarte Gewächs erblickte mit seinem jungfräulichen Wuchse. Ich wußte auch nicht, warum das Meer ein Gott sei, bis ich seine heilige Macht mit Augen sah. Ich wußte auch nicht, warum der Himmel ein ehernes Gewölbe sei, bis ich unter der wolkenlos unerbittlich heißen, tiefschwarzblauen Kuppel durch die griechischen Thäler ritt; und warum der Adler Jupiters Vogel sei, wurde mir erst klar, als ich das mächtige Thier hoch oben in majestätischen Kreisen auf den breit, weit ausgespannten Schwingen ruhig schweben sah, recht ein Luftwesen, der Geist des bewegten und doch ewig gleich ergossenen Luftraums. Das Wasser hatte ich aus Flaschen getrunken, die man in der Küche gefüllt, wohin man es in Eimern geschleppt; ich wußte nicht, warum dies Quellende, Kühle, Ursprüngliche, rein Labende göttlich sei. Als ich aber schwere heiße Tage geritten und oft zehn Stunden lang kein Wasser gesehen, als ich es erlebt hatte, wie unser griechischer Reisediener uns für den Durst nach langem Ritt aus einer schmutzigen Cisterne ein laues Wasser voll rother Läuse mit einem bedenklichen ἐδῶ (hier) αὐθέντης (Affendi, Effendi: Herr) in der Mütze hinreichte: wenn dann endlich in kühler Grotte eine reine Quelle rieselte, wenn ich den Mund

unterhielt und gierig dankbar schlürfte, so begriff ich, daß darin, in dieser beglückend, heimlich aus unbekannten Tiefen quellenden Labung ein Herz, eine Seele, ein Göttliches sein müsse. Mein liebenswürdiger Reisebegleiter, Göttling von Jena, erzählte mir, wie auf einem Ausfluge, den er vorher in Morea mit Professor Roß gemacht, da sie um einen Fels bogen, plötzlich ein Adler mit einer Schlange in den Krallen rauschend aufgeflogen sei; auf einmal sei ihm klar geworden, wie so etwas nothwendig in der Gefühlsweise der Alten als dämonisch überraschend, geheimnißvoll bedeutend, als Omen habe erscheinen müssen. Es ist reizend, so Mythologie studiren. Aber auch die sittliche und politische Bedeutung der Götter lernte ich fühlen. Göttlich war den Alten jede große, selbständige, über eine Vielheit untergeordneter Kräfte siegreich übergreifende, an sich wohlthätige, dem Widerstand furchtbare und zerstörende Erscheinung. Sie faßten sie in ihrer Selbständigkeit, sonderten sie von dem Nexus des unendlichen Ganzen, worin sie nur ein Glied ist, ab, machten sie absolut, legten die unendlich erweiterte menschliche Seele in phantasievollem Tausche unbewußt unterschiebend hinein, und es war ein Gott. Die sittlichen Gesetze kannten die Alten nicht als Reflexion des Einzelnen; es waren Mächte, denen Jeder gehorchte, ohne nach Gründen zu fragen, Volkssitte, rein bestimmend und beherrschend, in öffentlichen Einrichtungen handgreiflich da und in die Erscheinung herausgestellt. Es gab wohl eine Willkühr, die dagegen frevelte, aber der Frevler hatte es mit dem Gewissen in Gestalt der Eumeniden und der öffentlichen Strafe zu thun. Es lag z. B. in Niemands Willkühr, auf die Paläſtra zu kommen oder nicht;

er mußte, er wußte nicht, daß es anders sein könne. So war ihm diese absolute Sitte ein Gott, es war der schlanke, feine und doch starke, elastische Hermes, dessen Gestalt ihn am Eingange der Palästra empfieng. Und so war jedes Sittliche ein Gott, und dieser Gott trug die ungetheilte, objektive, in keine Reflexionen zersplitterte Seele der Menschen in der Brust, die ihn geschaffen hatten und es nicht wußten. Dies hatte ich in Begriffen oft gedacht, in meinem Hegel gelesen, aber es wurde mir erst eine Wirklichkeit, als ich schon in Italien objektive Menschen, ganze und ungetheilte Naturen in einer unverkennbaren, wiewohl verkümmerten Fortdauer antiker Geistesweise, Sitte, Gestalt, Haltung erblickte. Es stünde nun freilich übel, wenn man Mythologie nur in den südlichen Ländern, an den Orten ihrer Entstehung studiren könnte; aber leben wird sie nur dem, in dessen Geiste, sei es durch verständige Lehre oder durch Anschauung, der Prozeß sich wiederholt, durch den die Götter entstanden sind. Daß ich mit dem Obigen nicht meine, die Sache in ihrer Tiefe und Breite erschöpft zu haben, versteht sich. Aber sagen muß ich noch, wie sehr durch jede Anschauung antiker Art und Form in Volk, Natur und Kunst meine Hochachtung vor der deutschen Philosophie stieg; den Stockphilologen und jedem Famulus Wagner zum Trotz muß ich es sagen. Der ferne nordische Geist hat begriffen und in Gedanken erhoben, was dunkle Naturgeister und veredelter Menscheninstinkt in glücklicheren Zonen geschaffen haben, und wer irgend gerecht ist und unbefangen anschaut, wird bekennen, daß sich ihm unter diesen Anschauungen die Begriffsbestimmungen unserer Aesthetik, Religionsphilosophie einfach füllen wie wohlgebildete

Gefäße, in welche der für sie bestimmte Trank ohne Anstoß einfließt; und nur denen, welche von der Sache nichts verstehen, brauche ich noch zu sagen, daß man dies sagen kann, ohne im Geringsten Hegel oder irgend einen Philosophen als eine absolute Autorität anzusehen. Was muß man ja nicht alles sagen, das sich von selbst versteht!

Fast hätten wir aber unser Schiff vergessen. Ich hatte noch keine Bekanntschaft angeknüpft außer mit dem herrlichen Kater, der groß fast wie ein Lamm, von jenem schönen Katzenschlage, der aus Griechenland längst in Italien eingebürgert ist, dickbackig, mit wahren Tigerpfoten unter der Schiffskanone lag und, so mürrisch und türkisch gravitätisch er aussah, doch eine sehr wohlwollende, herzliche Gemüthsart entfaltete und ganz mein Freund wurde. Ich werde ihn nie vergessen. Inzwischen hatte ich meinen Homer hervorgezogen und laß den Schluß der Odyssee. Seit kurzer Zeit verstand und fühlte ich ihn zum erstenmal. Er war mir bis vor dieser Reise fast todt gewesen, ein Schulexercitium, und jetzt mußte ich die hervordringenden Thränen unterdrücken. Einer der Mönche unterbrach meine Lektüre, ein schlanker, großer, junger Mann von feinen italienischen Zügen, bleich, von etwas hektischem Aussehen. Er fragte mich freundlich und artig, was ich lese, kam vom Homer auf das Heidenthum, eröffnete mir sein gefährliches Reiseziel und wie er Verwandte und Vaterland für immer verlassen habe, um in eine Mission zu gehen, in welcher Szenen des grausamsten Märtyrertods so häufig sind; dabei blieb er aber getrost und heiter; vom Heidenthum kam er aufs Christenthum, von diesem auf die Konfessionen, bald hatte er heraus, daß ich Protestant sei,

und erklärte nun offen und ehrlich, er wolle versuchen, mich zu bekehren, ich scheine ihm so gut, er möchte mich gern im Paradiese wiedersehen. Ich disputirte ein Langes und Breites mit ihm, weil mich seine Methode interessirte und sein feines, edles, wohlwollendes Wesen anzog. Es versteht sich, daß ich rein nichts gewinnen konnte, weil ihm gewisse Grundbegriffe und falsche Disjunktionen, wie: natürlich oder übernatürlich, welche die deutsche Philosophie längst flüssig gemacht hat, absolut fest waren. Es war mir aber belehrend, einmal recht in diesen ganzen scholastischen Apparat hineinzusehen, mit dessen Resten freilich auch die protestantische Apologetik noch behaftet ist. Als ich endlich erklärte, ich sei entschlossen, auf meinem Glauben zu leben und zu sterben, beklagte er mit aufgehobenen Armen in rührendem Schmerze mein Loos. Er versprach mir noch ein Buch zu schenken, irgend eine obskure italienische Apologetik; dies werde mich gewiß bekehren, meinte er. Wir verloren uns aber ohne Abschied bei der raschen Ausschiffung in Syra, ich erhielt das Buch nicht und muß nun so unbekehrt fortleben und umgehen.

Zwischen diesen Gesprächen war das Meer mein fortwährendes Studium: ein Reich von Farben und Formen. Als Ganzes genommen wird die offene See bald langweilig. Die erhabene Wirkung dieser Wassermasse beruht darauf, daß sie als ein Unendliches erscheint; dazu bedarf aber das Auge eines Anhaltes; an wechselnden Uferformen muß es ansetzen, von da aus mit der langen Horizontale des Wasserspiegels sich fortbewegen, und nun führt die Phantasie diese Linie, wo sie in der Wirklichkeit durch eine Grenze

geschlossen ist, ins Unendliche fort, in eine geistige Unendlichkeit, die in der Wirklichkeit nirgends gegeben ist. Dagegen treten nun, wo dieses phantasieweckende Verhältniß nicht mehr vorliegt, andere Reize in Wirkung, vor Allem die der Farbe. Die See ist nicht nur ein natürlicher Spiegel, der jetzt den ultramarinblauen Himmel des Südens, jetzt den finsteren Wolkenschatten, jetzt den glühenden Purpur des Abendroths wiedergibt, jetzt die durch das Schiff aufgewühlten Wellen, während das übrige Meer schon dunkel ist, mit ihren Spitzen noch in den Schimmer des schon verglimmenden Abendroths taucht, so daß das Schiff einen breiten Feuerstrom endlos nach sich zieht: sondern alle diese Farben erscheinen, weil der Spiegel zugleich durchsichtig ist, aber diese Durchsichtigkeit durch die grüne Meerfarbe selbst wieder ihren Farbenton hat, unendlich vertieft und gebrochen zugleich. Dazu treten dann als Bedingung neuer Farbentöne die Schatten der bewegteren Wellen, und diese in ihren tausendfachen Bildungen, wie ein Schwanenhals gebogen und innen eingezogen, pyramidalisch anschwellend, in ewigem Spiele rinnend, werdend, zerfließend, von ihrem schaumigen Kamme über sich selbst herabstürzend, entzücken den Formensinn.

Endlich am 21. sahen wir Land. Wir umschifften Kap Matapan, die Felsenufer des Peloponnes streckten sich hervor, Kythere schwamm verklärt in der Abendsonne, in blauem Dufte dämmerten ferne schon cykladische Inseln, müde Vögel ruhten auf den Tauen des Schiffes aus, der Traum von einem Griechenland wurde banger und heller. Am 22. frühe, als ich erwachte, hörte ich kein Stampfen der Maschine mehr, das Schiff stand stille, ich eilte auf das Verdeck:

wir lagen schon seit einer halben Stunde im Hafen von Syra, die meisten Passagiere waren schon ausgeschifft, ich hatte die Ankunft verschlafen. Die Stadt Syra legte sich vor meinen Augen an einen Bergrücken der felsigen Insel hinan, unzählige Hähne krähten — die gewöhnliche Musik, wodurch sich die Nähe griechischer Ortschaften anmeldet —, rothmützige Griechen umwimmelten in kleinen Booten unser Schiff, ich fragte den nächsten Besten auf italienisch, ob er mich ans Land bringen wolle, er antwortete: μάλιςα. Was spricht der Mensch? Welche Sprache ist dies? Kommt das nicht ebenso im Herodot, im Plato, im Sophokles — hat er aus Buttmanns Grammatik, hat er aus Jakobs Attika griechisch gelernt? Hat er in Jena, in Kiel, in Greifswalde studirt? Nein, nein, es ist seine Sprache, er spricht die Sprache des Plato, des Sophokles, sie lebt noch; Griechenland ist kein bloßes Phantasiebild, wie ich heimlich fürchtete, ich bin in Griechenland.

Ich mußte in Syra vier Tage die Abfahrt des Dampfschiffs nach dem Piräus abwarten. Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß ich bestimmt sei, auf meinen ersten Schritten in Griechenland von sehr vaterländischen Erinnerungen begrüßt zu werden, erfreulichen und unerfreulichen. Die erfreuliche war eine junge Frau mit einem blonden Knaben auf dem Schooß, die ich am Hafen sitzend fand und, da sie mir gar nicht griechisch erschien, mit der Frage anredete: Deutsch? „Ja“. Woher? „Von Schorndorf“. Es war eine Tischlersfrau, die mit ihrem wanderlustigen Manne aus Schwaben nach Odessa, von hier nach Syra gezogen war. Aber ein wirkliches Uebel sollte mir zustoßen, ich sollte unter

deutsche Pietisten gerathen — in Griechenland! Ein Landsmann, den ich getroffen, führte mich bei den Vorstehern des Gymnasiums und einer von Missionären auf pietistische Grundsätze gegründeten Erziehungsschule ein, höflichen Leuten, die nun aber auch gar keine Barmherzigkeit hatten. Mir lebte jeder Nerv von dem Neuen, was ich erblickte; ich wollte den goldschimmernden, waffenglänzenden Palikaren, den fremdduftenden Gewürzen und Früchten des Bazar nachgehen, die schönen Schiotinnen, die Psariotinnen in ihrem phantastischen Putz betrachten; kein Mensch begriff das, kein Mensch sprach mit mir von diesen Trachten, diesen fremden Menschen, diesen kühnen Männergestalten: nein, man hatte, der Himmel weiß, wie? in Syra Wind bekommen von unserer wissenschaftlichen Stellung, man wollte disputiren, man predigte mir über den historischen Christus, Erlösungstod und Auferstehung. Man schleppte mich auf eine Spazierfahrt über den Hafen, man vergönnte mir nicht, die blauen Inseln, Delos, das „wie ein Schild“ in den fernen Fluthen schwamm, mit einiger Sammlung zu schauen, ich mußte ein Ostereierlegen in einem Garten mitansehen, wo man sich endlich bis zu der Frivolität aufschwang, mit Steinchen nach einem alten Scherben zu zielen. Das Aeußerste dieser Prüfungen war eine Betstunde, welcher ich mich nicht entziehen konnte, eigentlich ein Theeabend mit Bibelvorlesen und Gebet. Ich wurde von dem Lehrer, in dessen Hause dieser gemischte Genuß stattfinden sollte, mit dem Landsmann eingeladen, dem ich seine Bekanntschaft verdankte. Ich sträubte mich, aber der Landsmann — als Ingenieur in Syra beim Quarantainebau beschäftigt — demonstrirte mir unabweislich, daß ich mitgehen müsse; es

sei nämlich, sagte er, nirgends in der Stadt gute Butter zu finden, als in diesem Hause, wo man sie von Malta beziehe; für diesen Genuß lasse er sich einmal allwöchentlich die erbauliche Zugabe gefallen; mich müsse er mitbringen, man würde es ihm und mir gleich übel nehmen, wenn ich nicht käme. Mir lag nichts an der Butter, aber ich hatte von den Einladenden wie vom Einführenden zwei Tage hindurch doch so freundliche Aufmerksamkeit genossen, daß ich schließlich nachgeben mußte. Nach dem Thee kam denn die Vorlesung, Gebet, Gesang eines geistlichen Liedes, dann betete man noch einmal und zwar in der Form, daß man an einem Stuhl niederkniete und das Gesicht in die Hände drückte. Mein Landsmann, von der Butter geschmeidigt, bequemte sich und that mit, ich blieb stehen. Ich hatte nun eine eigenthümliche Uebersicht aus der Vogelperspektive über die Gesellschaft und befand mich sonderbar allein, nur daß hie und da eine der Frauen durch die geöffneten Finger verwundert nach mir schielte. Dem Landsmann hatten sich zufällig die Schöße seines Rocks zurückgeschlagen und lagen die breiten Taschensäcke aufgedeckt, während sich die Sitzbasis seines Organismus in kräftiger Breite den Blicken darbot; es war Zeit, daß diese Scene ein Ende nahm, denn bald konnte ich das Lachen nicht mehr halten; der herzliche Widerwille gegen solche Verbindung von Religion und Geselligkeit hatte sich in das Gefühl ihrer Komik aufgelöst. Doch wenden wir uns von dieser Privatfrömmigkeit zur öffentlichen Religion und begeben uns zum österlichen Gottesdienst nach der Kirche. Was da im Innern derselben vorgieng, war reine Nebensache, näselnder Gesang der Priester

und Chorknaben, eine Predigt, auf die niemand hörte, Küssen der heiligen Bücher. Der eigentliche Spaß war außerhalb der Kirche, denn darin ist der Neugrieche noch so gut heidnisch, wie der Italiener, daß ihm die Kirchenfeste nicht Tage der ernsten Einkehr in sich, sondern der Freude sind. Man muß gestehen, daß darin auch eine Wahrheit, ein Recht liegt. Die Entbindung von dem Drucke der Sorge, welche die Tage des Menschen ausfüllt, die Entlastung des Geistes und der Sinne durch Lust, Gesang, Spiel, Tanz ist auch ein Gottesdienst und ein sehr wesentlicher. Der alte Grieche zeigte an seinen Festen die Schönheit, Kraft und Gewandtheit seiner Jungfrauen, Jünglinge und Männer, die Kunst seiner Künstler und Dichter seinen Göttern, daß diese eine Freude an ihren Menschen haben sollten, wenn sie sahen, wie diese ihnen Ehre machten. So sollen auch wir es an Tag legen, daß wir kein ärmliches, sondern ein erfülltes Dasein haben, und sollen unserem Gotte zeigen, daß wir es wissen, wie seine Werke gut sind und er keine Pfuscherarbeit an uns gemacht hat. Der Puritaner, der die Sonntagslust des Volkes verdammt, wäre einzuladen, über Wesen und Werth der Freude, über ihre lösende und befreiende Kraft etwas besser nachzudenken. Geht es auch etwas laut her, so darf man wohl erwägen, daß der Bauer, der Handwerker, der acht Tage schwer und hart gearbeitet hat, die groben Nerven derb durchschütteln muß, um die bleierne Schwere seines Erdendaseins von sich zu werfen, daß er keinen Thee trinken wird, um sich zu erholen, sondern jauchzen und stampfen und tüchtig trinken muß, um das Leben zu fühlen. Aber freilich, wir sind keine

Heiden mehr; der Zuruf: gehet in euch! muß seinen Sinn behalten, und die Festesfreude soll nur das andere Moment eines Gottesdienstes sein, dessen erstes tiefe Sammlung, Stille und Selbstprüfung ist. Bei jenen südlichen Völkern nun, welche noch bis an die Ohren in der heidnischen Gefühlsweise ihrer Voreltern stecken, ist dies so gut als vergessen; bei den Italienern ist moderne Opernmusik und unendliches Böllerschießen die Hauptsache bei allen Festen, und die Griechen bereiten sich zur Kirchenfeier des Osterfestes die Kinderlust eines Feuerwerks. Der Haupttheil des Gottesdienstes am Ostersonntag war ein Umgang der Geistlichen um die Kirche, welche ein großer Vorraum umgibt, der an der Seite des Portals sich zu einem Portikus nach Art der Basiliken erweitert; dieser ist aber nicht blos eine einfache Säulenhalle, sondern hat eine zweite Galerie. In diesem Vorraume findet nun die eigentliche Feier des Tages statt. In der oberen Galerie des Portikus stehen die Frauen, die Männer haben hier, wie in den Räumen, die jenen in der Kirche bestimmt sind, keinen Zutritt: ich wußte das nicht und stieg die Treppen hinauf, um diese fremden Gestalten in den fremden glänzenden Trachten, diese edlen Bildungen, diese theils griechisch feinen, theils orientalisch volleren und dunkelbraunen Gesichter in der Nähe zu betrachten, wurde aber von dem Küster mit jener gut altgriechischen Grobheit, womit schon Priamus seine läßigen Söhne anfährt, schrecklich angeschnarcht, wobei ich ganz wehrlos war, weil ich nicht neugriechisch und er nicht italienisch verstand, ich ihm also seine Dummheit nicht verweisen konnte. Ich verstand nichts als die Worte: φεῦγε, ξένε!

und mußte mich freilich nach dem Sprichwort halten: der Gescheidteste gibt nach; der interessante Frauenkranz nahm sich aber wirklich von unten weit schöner aus und ich konnte, als die Versammlung auseinander gieng, diese neue, fremdartige Welt mit Muße beschauen. In der untern Galerie und im offenen Raume waren die Männer und Jungen. Hier galt es nun, Knallkugeln, Frösche, Schwärmer zu werfen, je mehr, je besser; sie flogen den Geistlichen auf ihrem mehrmaligen Umzuge um die Köpfe, daß ich ein Unglück befürchtete, wenigstens jeden Augenblick den Ausbruch ihres Unwillens erwartete. Aber im Gegentheil steigerte sich der Ausdruck ihrer Zufriedenheit über so viel Andacht. Es waren höchst ehrwürdige Männergestalten, der Bischof mit dem edlen griechischen Profil, dem langen silbergrauen Barte, dem Anstand seiner Haltung und seines Ganges wird mir unvergeßlich bleiben. Ueberhaupt habe ich bei den Italienern, noch mehr den Griechen, zuerst in meinem Leben gesehen, was es darum sei: edel und menschlich gehen und den Körper tragen. Wie ganz gemein, skurril und ärmlich erschien mir die träge, plumpe, schlaffe Art, wie wir unseren Körper einsinken und, von der gebietenden Seele gelöst, frei für sich als schwere Materie handeln lassen, neben diesem stolz aufgerichteten Haupte, diesem edlen Schwunge des Halses, dieser herrlich hoch gewölbten Männerbrust, diesen zurücktretenden Schultern, der freien geraden Säule des Rückens, diesem elastischen, schwebenden und doch gravitätischen Gange! Und dies ist nicht Dressur, wie bei unseren Soldaten, oder wie uns der Tanzmeister abrichtet, sondern es ist noch in der Race; nicht als brächte es der Einzelne aus Mutter-

leib fertig mit, nein, er muß es hübsch lernen und sich frühe abmüden und gewöhnen; aber das Gefühl, daß das so sein und daß das Kind frühe darnach gebildet werden soll, ist noch als Instinkt im ganzen Stamme; daher wird diese Herrschaft der Seele in ihren Gliedern zur andern Natur und erscheint in der höchsten Strenge zugleich als höchste Leichtigkeit. Die Griechen haben aber allerdings ein sehr grundsätzliches Bewußtsein über die äußere Würde der Erscheinung. Ihre Bewegungen sind selbst in der höchsten Leidenschaft anständig gemessen; es gilt für eine Infamie, betrunken gesehen zu werden, und wenn einer fühlt, daß ihm das Taumeln nahe ist, so verdoppelt er mit der letzten Anstrengung die Spannkraft seiner Glieder, um ja nichts merken zu lassen. Ich sah eine Anzahl betrunkener Burschen mit Guitarrenspiel und Gesang durch die Straßen von Athen so ernst und so gemessenen Schrittes ziehen, daß nur ein scharfer Blick ihren Zustand entdecken konnte. An den bayrischen Soldaten fand man es verächtlich, daß kein Ehrgefühl sie abhielt, öffentlich berauscht und taumelnd zu erscheinen. Der Grieche ist übrigens mäßig und trinkt gewöhnlich seinen starken, mit Pinienharz versetzten Wein wie im Alterthum mit Wasser gemischt.

Am Ostersonntag Abends gieng ich mit dem Dampfboot nach dem Piräus ab. Ich hätte zu meiner Reise keinen übleren Frühling finden können, als in jenem Jahrgange. Es war der 27. April, als ich Morgens im Piräus landete, und doch fror ich von naßkaltem Regen und dünner Schnee bedeckte den Rücken des Pentelikon und des Hymettus, etwas Unerhörtes in Griechenland um diese Zeit. Ein Zollbeamter

der raschaufblühenden Hafenstadt Piräus untersuchte mein Gepäcke: er trug noch völlige Nationaltracht und die ganze Untersuchung bestand in einem verächtlichen Blicke, den er, als schämte er sich des niedrigen Geschäfts, auf die am Boden liegenden, nicht geöffneten Koffer und Päcke warf. Allmählig fanden sich Fiaker von Athen ein, die Reisenden in die Stadt zu führen, Gesindel vom ersten Schlage, um kein Haar anders, als deutsche Hauderer, dabei aber in der Nationalkleidung seltsam genug auf ihrem Bocke anzusehen. Ich miethete mit einem Manne, der ebenfalls mit dem Dampfboot gekommen war, einen Einspänner; ich hatte ihn für einen Italiener gehalten, er erkannte aus einigen Ausrufungen des Unwillens über die freche Forderung des Kutschers einen Deutschen in mir und gab sich nun als einen Schuhmacher aus Würzburg zu erkennen. Mit einem Schuhmacher aus Würzburg in einem Einspänner fuhr ich also an den wenigen Resten der langen Mauer hin nach Athen. Die Akropolis trat deutlicher und deutlicher hervor, die Propyläen, der kleine Niketempel, der Parthenon waren zu erkennen und schon entdeckte mein Auge jene Fries- und Gebälkstücke des alten, von den Persern zerstörten Hekatompedon, welche bei dem eiligen Wiederaufbau der Mauern unter anderem aufgerafften Gestein in die Mauer der Burg eingefügt wurden*). Warum wirkte gerade diese Entdeckung

*) Der eilige Aufbau wird allerdings von Thucydides zunächst nur von den langen Mauern berichtet; wenn ich mich aber in meiner Erinnerung nicht ganz täusche, so sind jene Friestheile in der Burgmauer zwar im Allgemeinen nach der Linie, doch mit so wenig Genauigkeit eingemauert, daß ich die in Athen angenommene Anwendung jener Nachricht auf Theile der Burgmauer für ganz richtig halte.

so besonders stark und elektrisch auf mich? Ein hohes Kunstwerk ist ewig, es ist wie aus der Zeit herausgenommen, man wundert sich nicht, wenn es, in seinen Trümmern selbst herrlich, noch steht; dies aber ist eine Erinnerung aus dem unmittelbarsten Leben, die mich unwiderlegbar überzeugt, daß jenes Volk, das in der idealisirenden Ueberlieferung fast zum Gedichte geworden ist, wirklich war, wirklich in Noth, Drang und Hast sein Zeitleben fristen mußte, wie wir anderen Menschen, und so etwas muß eine schlagartige Wirkung hervorbringen. Eine unbedeutende Anticaglie, ein Balsamgefäß aus einem Grabe, das noch den Geruch hat, wirkt als unmittelbare Lebensspur, als handgreifliches Zeugniß oft stärker auf die Phantasie, als ein großes Monument. Das erste etrurische Grab, das ich sah, in Chiusi, so wohl erhalten, so neu, als wäre es gestern eröffnet, ergriff mich in diesem Sinne stärker, als die Arena in Verona, die erste große Ruine des Alterthums, die ich gesehen hatte. Pompeji ist ein Inbegriff einer Totalwirkung dieser Art; Schiller hat in seiner Elegie diesem Gefühle vollendeten Ausdruck gegeben. Pompeji war aber nur eine römische Provinzialstadt, die Akropolis dagegen ist der Mittelpunkt der griechischen Geschichte; hier diese schlagenden Zeugen eines mitten im Drange des Lebens eilig vollendeten Werkes zu sehen, muß doppelt und zehnfach ergreifen.

Ich fuhr die Palmenstraße zu einem Gasthof, Stadt München genannt, und begab mich so bald als möglich auf den Weg, die Deutschen aufzusuchen, an welche ich Adressen mitgebracht hatte. Es war aber kein Mensch zu treffen, alle Welt war ausgeflogen, denn es war Ostermontag; ein

Offizier in einem Kaffee, den ich nach einigen deutschen Offizieren fragte, antwortete mir, er wisse nichts von ihnen, denn — setzte er bitter und unfreundlich hinzu — io per disgrazia sono Greco. Ich schlenderte nun auf den Straßen umher und besah die junge Stadt, die sich in sauberen, aber sehr leicht gebauten Häusern, meist zweistöckig mit einem Altan und einem vorspringenden, stumpfwinklichten Dach, aus dem Barackenknäuel der alten herauszuheben begann. Ich war nicht besonders gut gelaunt, da ich keine Ansprache, keinen Rath, keine Anleitung finden konnte. Nun fieng eine Masse verworrener, schwer vereinbarer Eindrücke an, auf mich loszuarbeiten, deren Gedränge meine Verstimmung endlich auf den Gipfel führen sollte. Von der einen Seite begegnete mir das Neue; d. h. vor allem die bayrischen Gesichter, die ich schwer genug mit dem Gefühle Altgriechenlands, das mir durch alle Nerven gieng, zu vereinigen wußte, und nicht viel leichter mit den Adlerköpfen, der schwungvoll wilden Erscheinung, dem Gold- und Waffenglanz der Neugriechen. Nun kam aber zu dem Bayrischen das Französische und Englische, was mit seinen raffinirten Formen überall eindrang, und ich sah die naturvollen, poetischen Erscheinungsformen dieses Volkes auf allen Punkten schon dem Modernen weichen. Hier gieng ein Palikare, bewaffnet bis an die Zähne, gold- und silbergestickt, und führte sein Weib, das sich in französische Kleider gezwängt hatte, spazieren; es sieht nichts gemeiner aus, als Menschen, deren Gesichtsfarbe, Ausdruck, Haltung den Naturton noch nicht modernisirter Völker hat, in unsere Kleider gesteckt. Es hängt und schlottert alles, sie wissen diese hungrigen

Lappen nicht zu führen, nicht zu tragen; hier muß alles, Gesicht, Miene, Bewegung, wenn es den Kleidern nicht widersprechen soll, geleckt sein, und die Griechin, die im Fes, in der gestickten Jacke ein Bild der Schönheit ist, erscheint in französischen Kleidern als Soldatentrulle, der kühne Häuptling, voll kriegerischen Adels in seiner Haltung und ganzen Bildung, wie ein derber Unteroffizier. Dort geht ein schlanker junger Mann, neugriechisch bis ans Knie, aber unter der Fustanella trägt er Suwarowstiefel. Jener Küsten- oder Inselbewohner mit blauen Pluderhosen und der braunen Jacke, nicht so glänzend, wie die Palikaren, aber doch immer recht malerisch, trägt einen Regenschirm, ein anderer Kravatte, stehenden Kragen und Glacéhandschuhe zur Nationaltracht u. s. w. Es war mir zu viel, ich wollte nun nicht länger zaudern, sondern zu dem Altgriechischen mich retten, das ich mir als einen Leckerbissen absichtlich aufgespart hatte. Freilich war es am heutigen Tage nicht möglich, von diesem ursprünglichen Elemente ein ganzes, unvermischtes Bild zu bekommen. An den riesigen Säulen des Jupitertempels, wohin ich an dem schlanken, graziösen Denkmal des Lysikrates vorüber meine Schritte gewendet, hatten sich Weiber zum Tanze vereinigt. Mehrere Kreise hatten sich geschlossen, einer aus lauter alten Frauen bestehend, die ebenso andächtig und ernsthaft, wie die jungen, ihre monotonen Reigenbewegungen unter jenem melancholischen, schalmeiartigen, näselnden Gesange, der die einzige Vokalmusik der Griechen ist, unermüdlich wiederholten. Diese Alten trugen meist die gröbere Tracht des griechischen Landvolks, weiße wollene Röcke mit wenig rother Stickerei,

die langen Zöpfe in einen klirrenden Büschel silberner Stäbchen endigend; dagegen erschienen in anderen Kreisen jüngere Frauen und Mädchen, die golddurchflochtenen Zöpfe um das niedrige Fes gewunden, die bunte Jacke reich mit Silber und Gold gestickt, und die geschnabelten Schuhe im zierlichen, doch gemessenen Tanze zeigend. Zwei ältliche Engländerinnen auf Saumpferden sahen dem ungewöhnlichen Schauspiele mit einem Gesichte voll Reisebeschreibungen zu, die eine zeichnete emsig die bunten Gruppen in ihrem Album nach; eine bekannte Gestalt grüßte mich, es war ein Cameriere, der die Künstlergesellschaft, zu der ich mich in Rom hielt, in der Trattorie bedient und sich jetzt zum Kammerdiener dieser Insulanerinnen aufgeschwungen hatte. Die weiße Jacke und der grüne Schurz war verschwunden und hatte einem ernsthaften langen Rocke Platz gemacht, so trat er vor mich und fragte: non riconoscetemi? Der erste Mensch, mit dem ich ein Wort reden konnte; aber Giovanni wurde gerufen und ergriff ritterlich den Zügel seiner Dame, um sie weiter zu geleiten. Ich wandte mich zurück, kam am Thurm der Winde vorüber, diesem Ueberbleibsel aus einer Zeit schon sehr gesunkener Kunst, passirte das Thor des Hadrianischen Forums, stieg gegen die Akropolis hinan, und der Theseustempel stand vor mir, bekanntlich der am besten erhaltene unter allen griechischen Tempeln, durch Einweihung zu einer Kapelle des St. Georg in den Zeiten der Rohheit und Verwüstung vor Untergang geschützt und so als reines Modell eines dorischen Tempelbaus aus der besten Zeit für die Gegenwart gerettet. Diesmal war aber weder Zeit, noch Ruhe der Stimmung, den schönen Tempel

gründlicher zu betrachten. Eine höchst malerische Gruppe tanzender Männer zog das Auge ab, oder nöthigte vielmehr, diese Staffage mit dem Tempel und seinen Umgebungen unter dem pittoresken Standpunkte zusammenzufassen. Was sind doch Farben! Wie ganz öd und ärmlich ist unsere Tracht neben diesem Glanz, diesen blendenden Fustanellen, diesen auf buntem Grunde blitzend gestickten Jacken und Kamaschen, diesen prächtigen seidenen Schärpen, diesen Purpurmützen! Daß der Tanz der Neugriechen in seinem Hauptcharakter, einem unter Gesang sich hin- und herbewegenden Kreise mit einem Vortänzer, der die sehr einfach scheinenden, aber doch eben nicht leichten Schrittbewegungen angibt, von dem altgriechischen abstammt, glaube ich gerne, wenn es auch reine Fabel sein mag, daß der etwas verschlungnere Tanz, den ich am folgenden Tage auf derselben Stelle aufführen sah, derselbe sei, den Theseus als Nachahmung des Labyrinths eingeführt haben soll, als er von Kreta zurückkehrte. Eigenthümlich gemessen, ernsthaft bewegen sich die Neugriechen in ihrem Tanze, so mäßig und gehalten, daß es scheint, es sei ihnen in diesem Punkte von den Altgriechen zwar die σεμνότης, aber nicht das Feuer geblieben. Den eintönigen Gesang begleitete eine Trommel und eine Pfeife, der ganze Reichthum von Ballmusik, den die Bayern antrafen. Aufmerksam beschäftigte ich mich vom ersten Tage an mit den griechischen Physiognomieen. Habe ich recht gesehen, so kann man sich von diesem Punkte aus folgende Stellung zu der Fallmerayerschen Ansicht geben. Der verbreitetste Typus ist schmales Gesicht, zurückfliehende Stirne, scharfe Adlernase, der feine Mund wie zum Lächeln

in den Winkeln etwas aufgezogen, Kinn etwas spitz. Man kann zweifeln, ob diese Form südslavisch oder altgriechisch sei. Aristoteles, wenn ich nicht irre, bezeichnet das γρυπὸν (gebogene Nase) als dorisch; auf den Werken des strengen alten Stils vor Phidias herrschte bekanntlich ein Profil, das dem beschriebenen ähnlich ist, die Nase zwar nicht scharf gebogen, doch vorstrebend. Allein so häufig sieht man diese vogelartigen Köpfe bei Südslaven, daß man wohl am besten thut, hier eine Mischung in Folge der starken slavischen Einwanderungen anzunehmen. Am sichersten wird man auf griechisches Blut schließen können, wo dieser Typus sich mit dem glanzvollen Auge verbindet, das man häufig sieht und das bekanntlich ein Hauptheil der griechischen Schönheit war. Ab und zu sah ich ein knorriges Gesicht, starke Backenknochen, runde, kurze Nase, kleines, funkelndes Auge, dabei breiten, stämmigen Wuchs. Dies ist vielleicht gröbere slavische Rasse; man kennt diesen Unterschied in der slavischen Nationalität: ein dem mongolischen näherer und ein edlerer Typus. Einmal wurde mir ein Mann mit solchen Zügen als Albanese bezeichnet — wohl nur eine zufällige Einzelheit; ich habe zu wenig Albanesen gesehen, um diesen (illyrischen) Stamm zu kennen. Die gerade Linie in der Verbindung von Stirn und Nase, das große Auge, das runde, volle Kinn, das breitere Gesicht war nach Aristoteles jonisch, und der geistreichere jonische Stamm wurde zur Blütezeit der Kunst das Ideal der Bildhauer. Selten, aber in einigen sehr reinen Exemplaren habe ich diesen Typus gesehen. Nicht vergessen will ich einen Moment in Salona (Amphissa). Wir ritten eben aus der Stadt, ich warf noch einen Blick

in die letzte Straße zurück; hier sah aus einem Fenster, das bis in die Mitte von unten nach oben mit einem Laden geschlossen war, der schönste altgriechische Mädchenkopf heraus und blickte uns neugierig nach; zwei der niedlichsten Händchen legten sich mit den zarten Fingern an den Laden an und ich meinte leibhaftig die Alkmene jenes ergötzlichen Vasengemäldes zu sehen, wo Jupiter mit Hilfe Merkurs, beide in komischen Masken, die Leiter an ihr Fenster legt. Auf meiner Rückreise vom Peloponnes landete ich am korinthischen Meerbusen in Vostiza. Es war unerträglich heiß; ein griechischer Soldat, aus Corfu gebürtig und des Italienischen kundig, der mich bis Patras begleitete, hatte mich im Kaffeehaus sitzen lassen und zechte irgendwo mit Kameraden, es waren keine Pferde zum Weiterreisen, kein Chorophylax zu bekommen (eine Begleitung, die besonders damals, wo eine wilde Klephtenbande zwischen Rumelien und Morea hinüber und herüberzog, sehr nothwendig war); ich befand mich im widerwärtigsten Zustande. Zufällig fiel mein Blick auf die Straße; ein Papas gieng vorüber in dem schwarzen langen Gewande, das schwarze Barett auf dem Kopfe, ein Mann in mittleren Jahren, dessen edler Kopf jedem strengsten Gesetze altgriechischer plastischer Schönheit entsprach. Die senkrechte Stirne setzte sich mit kaum merkbarer Einziehung in die edle, gerade, ums Kennen fein gebogene Nase fort; den weichen, vollen Mund, das kräftige Kinn umwallte der dunkle, schöngelockte Bart, das Augenbraun überwölbte mit dem graziösesten Bogen ein großes, dunkles, leuchtendes Auge von einem Feuer, das dem Blicke, selbst wo er gleichgiltig fiel, die bedeutungsvollste Intensität gab, und da die

griechischen Geistlichen zum langen Barte (die Laien lassen sich nie einen Kinnbart und selten lange Hauptbhaare wachsen) auch wallende Locken tragen, so war ein Bild vollendet, das mich aus der ganzen Umgebung, aus aller Wirklichkeit heraus in den hellen Traum des alten Hellas trug; es war nur ein Moment und der Geistliche war verschwunden, aber es legte sich ein fremder, wunderbarer Schein auf alle Gegenstände umher, der Himmel glänzte von einem anderen Lichte, ich ritt, nachdem Pferde endlich aufgetrieben waren, in der Sonnenhitze elf Stunden bis Patras und fand unterwegs keine Labung, als Brod, Zwiebel und Wein; aber ich spürte kein Uebel und blieb in meinem hellen Traume.

Indeß ich jenen Tänzen am Theseustempel zusah, war es allmählig Abend geworden; ich trennte mich von dem fremdartigen Schauspiele und wandelte an dem Felsenhügel des Areopag hinauf nach der Pnyx, ich stand, wo einst Perikles, wo einst Demosthenes gestanden, blickte hinan nach der Akropolis, hinaus nach den Bergen, dem rein gezeichneten, schlanken Lykabettus, dem Pentelikon, dem Hymettus, dann wieder nach den Propyläen, dem ragenden Parthenon. Ich arbeitete in mir, so viel Widersprechendes zu Einer Stimmung zu verschmelzen: das Altgriechische, das Neugriechische, das Bayrische, den für das Auge so unerfreulichen Versetzungsprozeß des Neugriechischen mit der modernen Bildung; es gieng nicht; müde und ganz alltäglicher Zerstreuung bedürftig, stieg ich, als es schon dunkel war, zur Stadt herab. Am Gefängnisse bei dem Thurm der Winde rief mich eine Wache an: τίς σύ? es galt, mit der möglichsten Schnelligkeit in meinem Gedächtnisse nach dem rechten Worte

zu suchen, denn hier war Zögerung gefährlich; es fiel mir ein, daß ich mehrfach das Wort καλὸς in der Bedeutung: gut, recht gehört hatte, πολλὰ καλὰ sagt z. B. der Diener für: sehr wohl; ich rief καλὸς und traf das Richtige. Schön heißt εὔμορφος, was sich gleich darauf bestätigte, als mir ein Kuppler ein schändliches Anerbieten machte (εὔμορφο παιδὶ = παιδίον); ich beseitigte den Unverschämten mit einem Faustſtoß und die Laune wurde stets schlimmer.

Nun wußte ich nicht, wie ich den Abend ausfüllen sollte; die Personen, an die ich adressirt war, konnte ich auch jetzt nicht aufsuchen, zu Vorstudien für den Besuch der Akropolis war die nöthige Frische und Sammlung nicht; ich entschloß mich, in die italienische Oper zu gehen, welche in dem neuerbauten, einfachen, doch anständigen Schauspielhause von einer tüchtigen Gesellschaft gegeben wurde. Das Auge war mir aber so zerstreut, daß es dem Ohr alle Aufmerksamkeit wegnahm. Hier war ein Gemische von Formen und Trachten, das ganz geeignet war, jenen ästhetisch sittlichen Schmerz über die unerbittliche Zersetzung des Naiven und Eigenthümlichen in Sitte und Tracht einer Nation durch das Eindringen moderner Bildung und über das Eitle, das verdorben Kokette, was davon unzertrennbar ist, bis zum Peinlichen zu erheben. Da zog ein Grieche, noch mit der ganzen Romantik seiner Nationaltracht geschmückt, die Lorgnette hervor; dort begrüßte ein stämmiger Palikar in Fes und Fustanella irgend einen Vetter, der in Frack und Handschuhen als normaler Dandy aus London soeben zurückgekommen war. Der schlanke junge König saß in glänzender Griechentracht neben der blühenden Gemahlin; aber National-

kleidung kann künstlich nicht vom Untergang errettet werden; im Gegentheil, wo sie einmal obligat getragen wird, wo sie sogar offiziell wird, wie die ungarische Tracht als Husarenuniform, da ist sie schon verloren. Mag es eine Krankheit sein, aber der stechende Widerspruch eines Gefühles, das aus der Anerkennung der Nothwendigkeit des Modernen sammt allen seinen unästhetischen Formen und aus dem bittersten Schmerze über das unrettbare Erlöschen aller Naturformen in Sitte und äußerer Erscheinung qualvoll gemischt ist, hat sich so in mich eingewühlt, daß diese Empfindung nie mehr von mir weichen wird. Wer zufällig mehrere meiner Arbeiten gelesen hat, wird den leidenschaftlichen Ausdruck dieses Gefühls auf ermüdende Weise wiederholt finden. Es scheint mir unerträglich, dem Schauspiel dieser Auflösung zusehen zu müssen, ich verfluche unsere Bildung und ihre Formen: und ich bin es, der mit allem Streben seines Denkens und Wollens zu denen gehört, welche eben für diese Bildung, für diese Zersetzung des Instinktlebens, also auch seiner schönen Formen thätig sind; ich verwünsche mich selbst, wenn ich die Zwecke der Aufklärung verwünsche, und ich hebe mich selbst auf, wenn ich ihre Zerstörungen im ästhetischen Gebiete nicht beklage. Es empört mich, wenn der Kaiser von Rußland im bayrischen Hochgebirge die Bauern um sich versammelt und sie für ihre Naivitäten mit Gold bezahlt, und ich weiß, daß es der lieben Naivität, verführbar wie sie ist, nur recht geschieht, wenn sie verführt wird und zum Henker geht, der Naivität mit all ihrer Rohheit, ihrem Aberglauben, ihrer Barbarei. So sind wir Kinder unserer Zeit; die Zeit soll es verantworten, daß

wir zerrissen sind, denn die Zeit selbst ist zerrissen. An jenem Abend arbeitete dieses Gefühl wie mit glühendem Eisen in mir, und ich fand nur Einen Trost, den Trost des Gedankens, daß die alten Griechen todt sind. Meine Phantasie schaffte gewaltsam jene ganze neue Welt hinweg, um sich den alten Boden völlig rein zu bekommen, und sie schwebte über einem öden, öden Lande, wo keine menschliche Seele zu sehen war, nur da und dort ragten einige Säulen, zertrümmerte Statuen lagen zerstreut, in den Lüften schwebten einsame Adler; die Griechen aber, die einst hier gelebt, glaubte ich unten im Meeresgrunde zu sehen, ganz klar und lebendig, wie durch das reinste Glas. Wie war ich so froh, sie da unten zu wissen! Ihr seid todt, ganz ordentlich todt, es ist gesorgt dafür, es ist ganz sicher, es ist gar keine Gefahr, daß Miltiades mit einem Schirm, Themistokles in einem Frack, Perikles mit einer Lorgnette, Alcibiades mit Handschuhen, Sophokles mit Brille und Operngucker, Plato mit einer Tabatiere in die italienische Oper komme. Euch ist so wohl, so gesund, kühl und kalt in der reinen Behausung der Vergangenheit, aufbewahrt in den krystallenen Grotten der Erinnerung, gesehen durch die durchsichtigen Wasser der altverklärten Geschichte und der läuternden Poesie; kräftige Kälte weht aus eurer kühlen Brust dem müden Betrachter zu und lindert in ihm die heißen Qualen der groß, aber unschön kämpfenden und ringenden Gegenwart.

Zusatz

1880.

Ritt von Lamia auf den Othrys.

Vierzig Jahre also sind vorüber seit dem Tage, den ich in diesem Anhang noch beschreiben möchte, er steht aber noch so hell vor mir, daß ich den Versuch wagen darf.

Ich hole um Weniges rückwärts aus und bitte den Leser, sich in einen Eichwald auf dem Rücken des Oetagebirges zu versetzen. Wir sind nicht weit von den Thermopylen und reiten dem Passe zu, über welchen der Verräther Epialtes die Perser den Griechen in den Rücken geführt hat, einem schmalen Sattel, der das Oetagebirge mit dem trachinischen verbindet, jetzt Sarómalo genannt. Das Ganze des Fußsteigs vom Thale, vom Fluß Asopus aufwärts hieß Anopäa, wie im alten Herodot zu lesen, dem wir das andachtwerthe, ewige Bild vom Thermopylenkampfe verdanken. Die Eichen, unter denen wir reiten, sind Enkel uralter Schattenbringer desselben Schlags, denn derselbe Herodot sagt, den Phokeern, die als Vorhut am Hochpaß aufgestellt waren, habe der Eichwald, womit der Berg bestanden sei, den Anzug der Perser verborgen. Aber es ist uns nicht vergönnt, unter diesen schattenden Baumkronen von der großen Vergangenheit zu träumen. Eine wilde Klephtenbande spuckte damals auch in diesen Gegenden, man erzählte von großen Grausamkeiten, die sie verübt hatte; der Chorophylax (Landwächter, Gensd'armes), den wir von unserem Ausgangspunkte Grabià mitgenommen, zeigte besondere Wachsamkeit, hielt beständig den Karabiner schußfertig. Außerdem

trafen wir von Stelle zu Stelle Posten von irregulären Chorophylaken in der malerischen Nationalkleidung, die uns streckenweit ein paar Mann zur Begleitung mitgaben. Der erstgenannte trug fränkische Uniform, er gehörte zu den Regulären, einem ausgezeichneten Corps, das der bayrische Oberst Rosner organisirt hatte. Ich hätte den Mann lieber in Fes und Fustanella gesehen, er war bildschön, ich werde ihn nicht vergessen. Er schritt mit einer Elastizität, wogegen unser Gang grob mechanische Arbeit ist, er trug sich wie ein König, reiche schwarze Locken rollten sich um seine Stirne, sein Profil näherte sich dem reinen altgriechischen, ganz altgriechisch aber war sein prächtiges Auge. Es ist schon im ersten Theile dieser Erzählung von diesen Augen die Rede gewesen; der Apfel ist größer als bei uns nordischen Menschen, es liegt daher trotz den viel schöner entwickelten und ausgeladenen Lidern ein vollerer Ausschnitt der Kugel offen und bleibt über und unter dem Sterne noch Weiß zu sehen. Solche Augen erscheinen uns, als wären sie eben im Moment aus besonderer Absicht oder Leidenschaft weiter aufgeschlagen als sonst, während es nur ihr gewöhnlicher Blick ist, was wir sehen. Man kann sich die Sache an einigen pompejanischen Wandbildern klar machen, auf denen die Köpfe weniger flüchtig behandelt sind, so auf dem Bilde, wo Here den Gürtel der Aphrodite anlegt. — Dieser Achill war uns gegen Vorweis des vom Oberkommando in Athen ausgestellten Ferman am obgenannten Orte beigegeben. Mit solchem Geleitsbrief ausgestattet reist man wohl jetzt noch in Griechenland.

Als wir die historische Stelle des Hochpasses richtig

erkannt hatten, wandten wir uns abwärts nördlich dem Spercheiosthale, Lamia zu und ritten auf leidlich bequemem Steige auf der alten Anopäa fort den Weg abwärts, den zweitausend dreihundert und zwanzig Jahre früher die Perser unter Hydarnes, geführt vom griechischen Verräther, zurückgelegt hatten, dann gieng es durch die sumpfige Ebene, über die Brücke des ziemlich breiten Flusses, und müde genug langten wir Abends in der nordischen Grenzstadt des Königreichs an, türkisch: Zeituni; drei Minarets zwischen hohen Cypressen hatten uns von weitem schon an die Türkenzeit gemahnt. Wir fragten nach dem Chani, wurden in ein wahres Hundeloch gewiesen und daraus durch den freundlichen Doktor Zehler befreit, einen Nürnberger, damals Arzt in Lamia. Er half uns zu guter Unterkunft in einem Privathaus und brachte uns mit anderen Deutschen zusammen, einem Oberrichter Stratomeier, Revierförster List, Offizier Hofmann. Am andern Morgen war unser erster Gang nach dem festungsartigen Palaste des Pascha, woraus die Bayern ihren Besitzer, der nicht weichen wollte, auf sehr einfache Weise vertrieben haben. Der Halsstarrige — ich weiß nicht auf wie viel Mannschaft trotzend — ließ sich belagern, die Bayern hielten die Mauern umzingelt, eines schönen Morgens thut sich ein kleines Pförtchen auf, der Wasserträger des Pascha kommt heraus mit einem Kruge, denn sein Herr hat Durst, die Bayern werfen den Ganymed zu Boden, dringen ein und jagen den Herrscher zum Teufel. Sein Lieblingskater blieb zurück, ein prächtiger Kerl von der großen südlichen oder orientalischen Gattung, und zeigte uns willig ein Kunststück, das ihn die neuen Herren gelehrt

hatten; wenn man sagte: Pascha, so fauchte er und spreizte die dicken, pardelähnlichen Krallen. Wir sahen uns das leere Serail an und fanden die Zimmer im Grunde recht gemüthlich eingerichtet: ein Ueberfluß von Consolen, Schränkchen an allen Wänden, um Pfeifen, Töpfchen, Nippsachen nach Bequemlichkeit aufzustellen, es kostete wenig Phantasie, die umlaufenden Bänke mit plaudernden, singenden, rauchenden Tscherkessinnen, Araberinnen, Perserinnen zu besetzen. Uebrigens alles nur Holzbau mit spärlichem maurischem Ornament.

Am zweiten Tag wurde der Ritt auf das Othrysgebirge angetreten, an dessen südlichem Fuß Lamia liegt und dessen Gipfel die weite Aussicht auf die thessalische Ebene und den Olymp gewährt. Es war ein heißer Ritt über schattenlose Felswege, denn wolkenlos brannte die Sonne eines griechischen Maitags auf das Gestein, das von ihren Strahlen zu glühen schien. Lieutenant Hofmann und der Apotheker der Garnison hatten sich angeschlossen; ich weiß noch, wie der letztere, während ich so hinter ihm herritt, die brütende Stille unterbrach, mit heller Stimme singend: „vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" u. s. w. Gegen Mittag erreichten wir das Kloster Andinitza, hart an der Grenze des Königreichs und der Türkei in einer Bergfalte unter Cypressen gelegen, eine kleine halbe Stunde entfernt vom Gipfel des Othrys. Wir baten den Abt (Igumenos = ἡγούμενος), unsere Pferde hier einstellen zu dürfen, um die letzte Höhe zu Fuß zu ersteigen. Wir fanden ihn umgeben von Offizieren der Grenzwache (ὁροφύλακες), die hier bei den Mönchen einquartiert lag. Die Grenze bedurfte scharfer Bewachung, sie war immer von Klephten

bedroht hüben und drüben. Der Name Klephte bezeichnet nicht nur Dieb, Räuber; es spielt eine politische Bedeutung herein. Noch vor dem Befreiungskampf unternahmen oft kühne Führer mit kleinen Scharen, aus Gebirgen hervorbrechend, Raubzüge gegen die Türken, und solche trugen den Namen Klephten als Ehrennamen; ein rechter Typus dieser Guerillenhäupter war ja Kolokotronis. Der herrische Kapodistrias rief diesen Revolutionshäuptlingen zu: „Ich kenne euch, ihr seid alle Klephten und Lügner! Ihr habt euch neun Jahre mit den Türken gerauft und Ziegen und Schafe gestohlen, das sind eure Heldenthaten!“ Nach der Errichtung des Königreichs folgte im Jahre 1836 der Aufstand in der Morea gegen das bayrische Regiment. Nach dessen Niederschlagung mischten sich flüchtige Aufständische mit gemeinen Räubern und bildeten Klephtenscharen, deren wilde Grausamkeit zum Theil aus politischem Haß entsprang. Wurde ein Angefallener als Γερμανός oder gar Bawaresi erkannt, oder nur dafür gehalten, so war einfache Ermordung noch eine Wohlthat, verglichen mit den Martern, den scheußlichen Verstümmlungen, die man häufig an ihm verübte, ja auch Landsleute, Bewohner wehrloser Dörfer, die man für bayrisch gesinnt hielt, wurden unmenschlich mißhandelt. Hier nun aber, an der Grenze, spielte neben gemeiner Raubsucht der alte Haß zwischen Grieche und Türke, dort der Zorn über die ungerechte Begrenzung, hier das Gelüste, das alte Eigenthum wieder zu nehmen, die Besitzer wenigstens nie in Frieden zu lassen, oder Rache für Einfälle ins thessalische Land zu nehmen. An dieser Grenze wird nie Ruhe sein, so lange sie bleibt. Der Leser erinnert sich, daß mit Beginn des letzten

russischen Krieges wiederum es hier losgieng, Freischaren in Lamia sich sammelten und drüben mit den Türken sich herumschlugen, und türkische Scharen einzubrechem drohten.

Wir fanden den Abt, einen kräftigen, rothwangigen Greis mit silberweißem, bis zum Gürtel hängendem Bart, unter den Offizieren sitzend im Schatten prächtiger Platanen und ihrem Gesang und Zitherspiel horchend. Er empfieng uns sehr freundlich und lud uns zu einem Imbiß ein, der bereit sein solle, wenn wir vom Gebirgsgipfel zurückgekehrt sein werden. Die Offiziere waren prächtige Leute, in Nationalkleidung wie die Mannschaft (die Stratioten). Einen der letzteren fand ich in einem Büchlein lesend; wie ich hineinsehe, lese ich: Ἐυμορφίαι τȣ̃ Μπερτόλδȣ (sic!); es war das uralte Volksbuch von Salomo und Morolph oder Markolf, dem eulenspiegelhaften Bauern; Löschpapier mit Holzschnitten. Also bis hierher war der einst aus dem Orient überlieferte, in alle europäischen Sprachen übergegangene breite Spaß gedrungen, wohl von Italien aus, denn hier ist aus Morolph oder Markolf ein Bertoldo geworden. Ich erstand den Schatz um eine Drachme. Der Verkäufer, sehr zufrieden des Handels, führte mich an den hinteren Eingang, um mir ein schönes Pferd zu zeigen. Da stand ein arabischer Schimmel, silberglänzend, Mähne und Schweif in herrlicher Fülle niederwallend, ich habe nie ein so prächtiges Roß gesehen. Es gehöre einem Τȣ̃ρκος. sagte er mir, der zum Rapport herübergekommen und drinnen im Kloster sei beim συνταγματάρχȣς. Diesen, den Oberst, der das Corps der Grenzwachen befehligte, sollten wir erst nach unserer Rückkehr kennen lernen.

Wir stiegen nun hinan und ich will versuchen, dem weiten, großen Bilde, das unseren erstaunten Blicken sich aufthat, mit Worten zu folgen. Nach Norden zuerst wandten sich alle Augen, nach dem Olympos. Der Leser weiß, daß er sich einen langen Gebirgszug vorzustellen hat, aus dessen vielen Gipfeln ein Hauptberg hervorragt. Dieser selbst, der eigentliche Olympos, ist nicht einfach konisch, sondern endigt ebenfalls in eine Gruppe von mehreren Spitzen, unter denen zwei an Höhe kaum verschieden, also die eine nur zweifelhaft als Hauptgipfel zu bestimmen, über die anderen hervorragen. Ganz klar im Sonnenglanze lag er vor uns, am Fuße bewaldet, alle Spitzen mit Schnee bedeckt und wie Silber schimmernd, ein rosenroth angeflogenes Wölkchen spielte um seine Flanke. Die Ilias nennt den Olympos schneebedeckt, die Odyssee dagegen rühmt ihn als verschont von Regen, Sturm und Schnee, „stets umwallet ihn Heitre wolkenlos und ergießet sich mild ein silberner Lichtglanz“. Offenbar ist es gerade der Schneeschimmer, den sich die Phantasie in die Vorstellung einer reinen, freien Lichtwelt übersetzte, so daß sie über der Idealität dieser Vorstellung ihren Grund und Ausgangspunkt vergaß.

Welche Welt liegt nun vor uns! Die weite thessalische Ebene, dort vom Götterberg, nordwestlich vom cambunischen Gebirge, südwestlich vom Pindus begrenzt, nordöstlich ragt der Ossa, weiter herwärts aus dem Gebirgzug der Landzunge, die den pagasseischen Meerbusen (jetzt Volo) einrahmt, der Pelion. Mitten in das Werden der neuen Götterordnung sehen wir hinein, die Titanen bäumen sich auf da unten am Fuße des Othrys, wo wir stehen, schleudern

Felsen gegen den Olymp, Felsen und Donnerkeile fliegen von da gegen die wilden Stürmer und schmettern sie nieder. Was ist die schattige breite Spalte dort nordöstlich vom hohen Götterpalast? Das Thal Tempe ist es, das sich geöffnet, als in der Götter- und Titanenschlacht der Ossa sich vom Pelion losriß, der Peneios, die breite Ebene durchströmend, ergießt sich durch diese Mündung in das ägäische Meer. Einst bedeckte die große Fluth diese jetzt grüne und fruchtbare Fläche, Deukalion und Pyrrha retten sich in der Arche und landen hier auf dem Othrys; es wird Boden für das Menschengeschlecht. Und wie sich dieses aus der Wildheit herausgerungen, das erzählt uns der Kampf der Centauren und Lapithen, der ja auch in der Ebene vor uns spielt, drüben, hinaus über Larissa, im alten Gyrton zwischen dem Europus und Peneios: dunkle Erinnerungen vom Streite der jungen städtebauenden Civilisation mit wilden nomadischen Reitervölkern. Es sind die vorgeschichtlichen Kämpfe der griechischen Bildung, deren Stätte vor uns liegt, der Bildung, die aber nachher von hier sich hinwegzog und im attischen Land ihren schönsten Mittelpunkt gründete; die alte Stätte verfiel dem Stillstand und wurde als Heimat des Zaubers berüchtigt. Das erinnert an die Sage von der Zauberin Medea; dort am herrlichen, tief eingeschnittenen Golfe lag Iolkos: Jason, das Schiff Argo, die älteste Handelsseefahrt, das goldene Vließ, die zauberkundige Königstochter von Kolchis tauchen auf in unserer Erinnerung, wir sehen den Dolch in der Hand des verlassenen wilden Weibes blitzen. — Nicht weit von Iolkos, landeinwärts, doch auch nahe dem Meerbusen lag Pherä; wir gedenken des Admet und der Alkeste, der

treuen Gattin, die für den Gemahl in den Hades steigt und dem Beherrscher der Schatten von Herakles wieder abgekämpft wird. Aber noch ein anderes Sagenbild steigt auf, das strahlende Lichtbild griechischen Heldenthums: der südlichste Theil der thessalischen Ebene, näher dem Othrys, war die Landschaft Phthiotis, man erkennt einen Fluß, der weiter nördlich dann in den Peneios sich ergießt, den Apidanus; an seinem Ufer lag Phthia, die Heimat des Achilleus.

Das sind Gestalten aus der Sagenwelt, die im Schleier des grausten Alterthums geheimnißvoll diese Gelände, diese Gestade umschweben, aber mit einem Sprung werden wir in die taghelle Geschichte entrückt: eine Riesenentscheidungs-schlacht, wie die Welt wenige gesehen, ist nahe demselben Fluß, auf der nächsten Fläche an den Ausläufern des Othrys geschlagen: es ist die Ebene von Pharsalus, wo Cäsar und Pompejus um die Weltherrschaft kämpften und wo mit Cäsars Sieg der Untergang der Republik entschieden war. — Könnten wir über all die Bergzüge und Gipfel hin links, nach Westen, dem jonischen Meere zu weiter blicken, wir würden die Landspitze Akarnaniens sehen, die Namen Actium, Antonius, Octavian ausrufen, und der Koloß des welt-herrschenden Kaiserthums baute sich in den Lüften empor.

Mit wie anderer Stimmung schauen sich doch die Stätten an, wo die jugendliche Freiheit und mit ihr die Zukunft occidentalischer Bildung gegen übermächtigen Andrang des Orients, seines Despotismus, seines trägen Stillstands gekämpft hat! Wir sehen es wimmeln über diese thessalische Ebene her, zu Fuß, zu Roß, auf Maulthier, Kameel, Streitwagen, in allen Trachten, in persischer Mütze und

langem Rock, in kaspischen Pelzen, in libyscher Lederrüstung, Indier im Baumwollengewand, Aethiopier in Löwen- und Pantherhänten, über das Haupt die Haut eines Pferdekopfes mit den Ohren und der Mähne, Thrazier in Fuchsbälgen, wildfremde Gestalten mit Waffen jeder Art, mit Schwert, Lanze, Dolch, Erzpfeil die einen, mit vergiftetem Steinpfeil, Schlinge, Keule, Streitaxt die andern, nach dem Engpaß der Thermopylen wälzen sich die dunklen Massen, um Griechenland zu überfluthen. Wir wenden uns südlich, richten die Blicke dem malischen Meerbusen zu, wir erkennen Felswände und eine Rauchwolke: es ist der Dampf aus den warmen Quellen, dort liegt der Engpaß, dort steht noch, mit wilden Reben, Lorbeer, gelbem Ginster, Oleander bewachsen der Hügel, der den Gefallenen errichtet ward, der Löwe auf dem Grabe des Leonidas, die Säule mit der Inschrift sind verschwunden; der Engpaß ist schwer zu erkennen, weil das Meer über eine Stunde zurückgetreten ist und außer den Anschwemmungen des Spercheios die Kruste der Niederschläge aus den Schwefelquellen die ganze Bodenbildung verändert hat. Es war kein Engpaß, wie man sich solchen gewöhnlich vorstellt: Fels nur auf der einen, auf der anderen Seite Wasser, die schmalste Stelle nach Herodot von Wagenbreite, vor dieser Stelle stand der Hügel, auf den, von allen Seiten umringt, die Helden todesmüde zuletzt sich zurückzogen und mit Messern, Fäusten, Zähnen verzweiflungsvoll kämpfend endlich fielen. Der Hügel ist vermuthlich derselbe, der auch zum Todtenmal hergerichtet wurde und noch steht. — Ich habe hier ein Bild eingefügt, womit ich in der Zeit vorgriff: es war der Tag

nach dem Ritt auf den Othrys, wo wir die Thermopylen sahen. Die Stelle war aus den genannten Gründen nicht leicht zu erkennen; als uns der Weg an einem schmalen Bach hinführte, hieß Göttling den Reisediener vom Pferde steigen und die Hand eintauchen, er zog sie schnell zurück mit dem Ruf: ἶνε κάψο (es ist warm), wir wußten nun, daß wir am Thore zu den warmen Brunnen waren, und kurz darnach stand der Hügel uns vor Augen. — Es ist oft gefochten worden, und nicht weniger tapfer, um die höchsten Güter des Völkerlebens, dieser Kampf aber als der erste in der Weltgeschichte, so klar, so übersichtlich, so klassisch für die Freiheit des ersten Bildungsvolks der Welt geschlagen, ist einzig, ist Symbol für alle gleich ehrwürdigen Völkerkämpfe, und daher auch das Gefühl, womit man auf solchem Hügel steht, ein einziges, ein unvergleichliches.

Wir treten auf die Stelle des Raums und der Zeit zurück, wo wir uns befinden, und betrachten andächtig noch einmal das Oetagebirge, durch dessen Eichwald wir nach Lamia geritten kamen. Was der Mythus von seinem kahlen Gipfel erzählt, das stimmt gar gut zu dem Großen, das an seinem Fuß, im Engpaß, geschehen ist. Dort hat sich Herakles in der Qual seiner Brandwunden vom Nessushemde den Flammentod gegeben, die Schlacken der Sterblichkeit ausgeläutert und ist zu den Unsterblichen, zu dem Olymp emporgeschwebt. Er war der Ahnherr des Leonidas und der Spartanerfürst wollte des Ahnherrn nicht unwürdig sein; auch er und die Seinen haben in freier That das Sterbliche in ihnen ausgetilgt und im Tod unsterbliches

Leben gewonnen, Leben auf den Olymposhöhen der Geschichte. — Noch eine Stelle erinnert an die Perserkämpfe. Wir wenden den Blick mehr nordöstlich; den verzahnten Küsten des pagasseischen Meerbusens gegenüber schimmert gelblich in der blauen Flut die Nordspitze der Insel Euböa, Artemision; dort haben die Athener mit ihrer Flotte die erste Probe gegen Xerxes im Seekampfe ruhmvoll bestanden; die Schlacht blieb unentschieden, aber es folgte der Tag von Salamis. Wir haben die Insel, die diesen herrlichen Sieg gesehen, nahe vor Augen gehabt, als wir, von Athen unsere Reise antretend, auf der alten Straße nach Eleusis hinritten; im hellen Sonnenlichte lag uns gegenüber der Berg Aegaleos, wo Xerxes sich den Thron hatte errichten lassen, von welchem er dem Kampfe zusah; wir haben das Schlachtfeld von Platää (jetzt Kokla) besucht, wo im Frühjahr darauf durch den herrlichen Landsieg die Thermopylenkämpfer gerächt worden sind und Mardonios, als er vom weißen Pferde stürzte, „die Buße für Leonidas Blut bezahlt hat“ (Herodot); diesem tapfern Feinde ward ein Denkmal errichtet und wir glaubten in den Resten eines kleinen Heroon es erkennen zu dürfen. Wir haben endlich das Schlachtfeld von Marathon gesehen; ich werde die Stunde nicht vergessen. Ich war unwohl, das griechische Fieber begann sich einzuschleichen; zu müde, mein Thier anzutreiben, blieb ich zurück, während Göttling und der Reisediener schon weit vorwärts auf der breiten Ebene ritten. Mein Pferd wieherte nach seinen Stallgenossen, dabei schrack ich auf und es fiel mir nun ein, wie Pausanias berichtet, man vernehme auf der Ebene in jeder Nacht Gewieher von Pferden und

Kampfgetöse von Männern; jetzt war die Stimmung da und lebte mir das Schlachtbild auf. Ich sah die Athener mit den langen Lanzen auf die Reihen der Barbaren herabrennen in festgeschlossenen Gliedern; es war in der That wie ein großer Bajonettangriff. Die persische Reiterei durchbricht dennoch ihre Mitte, während die Flügel des Feinds nach den Lagunen zurückgedrängt werden; jetzt sammeln sich rasch die Athener mit den Platäern gegen jene Sieger im Centrum, schlagen sie nach heißem Kampfe und drücken nun die ganze in Verwirrung gerathene Masse nach dem Meere hin, würgen sie in die Ufersümpfe hinein, nehmen sieben feindliche Schiffe und auf den übrigen rettet sich, was dem Gemetzel entkommt. Auch ein Laie kann sich leicht eine Vorstellung vom Hergang machen, leicht begreifen, welche Verblendung es von den Persern war, hier die Schlacht zu liefern, in diesem halben Amphitheater, wo der Feind die ausnehmend günstige Stellung an den Höhen zum wirksamen Anlauf einnahm und wo ihre Hauptkraft, die Reiterei, sich so wenig entwickeln konnte, weil, was sie nicht bedachten, nur die Mitte fester Boden, die Theile gegen das Meer hin tiefer Schlamm waren. Noch sieht man Reste von zwei Denkmälern: der Küste nahe den Hügel, der den hundert zwei und neunzig gefallenen Athenern errichtet ward; die gelbliche Erde ist, wie man sieht, oft aufgewühlt, die Stelen, die darauf standen, sind natürlich längst verschwunden; man sagte mir, es seien da unter anderem noch neuerdings äthiopische Pfeilspitzen aus Feuerstein gefunden worden. Gegen die Mitte des Schlachtfelds aber finden sich die Reste eines Marmormonuments; ein viereckiger Unterbau ist noch zu er-

kennen, mächtige Blöcke liegen noch umher; dies war wohl das Ehrenmal des Miltiades.

Rufen wir unsere von den nahen Thermopylen ins Weite fortgezogene Phantasie zurück zu unserem Othrys-gebirg und seiner Aussicht, um den Blick noch südlich auf jenen schneebedeckten Höhen ruhen zu lassen. Es sind die Gipfel des Parnaß, von dessen Rücken und Schluchten wir vor wenigen Tagen herabgeritten gekommen sind; wir hatten die Stätte des Tempels von Delphi, hatten die kastalische Quelle gesehen, wie sie aus der Felsspalte noch heute in eine halbkreisförmige Fassung und aus dieser hervorfließt; wir hatten natürlich nicht versäumt, einen Trunk aus ihr zu thun, und hier kann ich nicht umhin, einen komischen Moment zu erwähnen. Wir hatten bis dahin vergeblich uns bemüht, eine Schrift zu lesen, die auf dem Hornheft meines in Athen gekauften Reisemessers stand. Wie wir vom Trunk an der Quelle kommen, liest Göttling wie wunderbar inspirirt leichtweg den schönen Spruch: μαθήματα παθήματα. Herrlich war der Blick von den Terrassen, den περίβολοι, worauf Stadt und Tempel einst stand, hinab ins tiefe Thal, wo durch grünes Feld und Olivenpflanzung der Pleistos rinnt: „es quillet heller nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab“; jenseits aber, in einem ragenden Felsen, klafft eine große Höhle, das war die Behausung des Drachen Python. Rechts hinab öffnet sich das Thal in einen Olivenwald, der mit seinem feinen Graugrün herüberschimmert: es ist das krissäische Feld.

Und hiemit wollen wir dieses Aussichtsbild schließen:

Götterberg, — Heldensage und Großthaten der Geschichte, — Dichterberg, Heiligthum des Geistgottes und der Musen. — Aeschylos hat bei Marathon, Salamis, Platää mitgefochten. Die Griechen haben auch um ihre Altäre gekämpft, und da sie eine Athene, einen Apollo verehrten, so fiel der Kampf um ihre heiligen Stätten mit dem Kampf um ihre Bildung zusammen. Daß aber der Schöpfer ihrer Tragödie mitfocht, der Dichter der „Perser“, der Dichter des leuchtenden Siegesbilds im Botenberichte von der Seeschlacht, — wie sie vorrücken mit freudigem Gesang — „auf, o Hellas Söhne, kommt! Das Vaterland befreit, befreiet Weib und Kind, befreit der heimatlichen Erde theuren Sitz, der Väter Gräber! Jetzt um alles kämpfen wir!“ — daß der mitgeschlagen, der es so besang: dies ist ein persönliches Band zwischen Heldenkraft und Geist, wie die Welt es schöner nicht sehen kann. Auch bei anderen Völkern hat Leier und Schwert sich verbunden; hier, bei den Griechen erhöht sich die innere Schönheit der Verbindung durch die Schönheit der Culturformen, in deren Gewand sie erscheint, zu einem Idealbild, das wie ein wunderbarer Traum aus uralter Zeit in alle Gegenwart und Zukunft herüberleuchtet.

Wir stiegen wieder hinab zu unserem Kloster und fanden von dem gastfreundlichen Abt ein Mahl zubereitet, wozu sich nun außer drei Offizieren der Horophylaken der Oberst, der Syntagmatarchos (Bataillonsherrscher) einfand, Christophoros Perrhäbos (Πεῤῥαιβὸς), ein gedrungener Sechziger, in Nationaltracht wie die Andern. Wir lagerten uns im Garten unter einer Platane zwischen Reben auf der Erde, zuerst ward das beliebte Voressen der Griechen gereicht, Trauben,

beeren in Raki (Weinbranntwein), und dann ein gebratenes Lamm zuerst unzerschnitten an einem Spieß von zwei Stratioten vorgetragen; ich kannte diese Sitte von dem Gastmahl, das die Hochschule von Athen in der Akademie des Plato, auf einem Hügel im Oelwald der attischen Ebene, dem Archäologen Otfried Müller gab; hierauf wurde der Braten zerlegt, auf einer hölzernen Platte klein zerschnitten aufgetragen, gut antik dienten die Finger als Messer und Gabel. Der feurige Wein wurde von zwei prächtigen Mundschenken gereicht, Unteroffizieren, die mit dem Krug in der Linken, einer vergoldeten, fußlosen Silberschale in der Rechten wartend standen, bis ihnen einer der Speisenden einen Wink gab, dann schenkten sie ein, boten und standen, so lang der Gast trank, geneigt und die Rechte auf die Brust gelegt: ich sehe sie noch, die schönen, schlanken Leute in ihren Fustanellen und weißen, Weiß auf Weiß verschnürten Jacken, im Gürtel Yatagan, Pistolen und zwei messingene Patrontaschen. Wir hatten auch von dieser Stelle immer noch eine weite Aussicht: südlich auf die Gipfel des Oeta, nördlich auf ein Stück der thessalischen Ebene, die Ausläufer des Pindusgebirges links und pagasseischen Meerbusen rechts. Unsere Gespräche gehörten dem Schicksale Griechenlands und nun stehe ich an dem Punkte, der mich vor allem bestimmt hat, dies Reisebild dem älteren noch hinzuzufügen. Dieser Oberst Perrhaibos hatte als Führer einer Suliotenschar mit dem grimmen, blutigen und tückischen Ali Pascha sich herumgeschlagen, ihn trotz seiner Ueberzahl mehr als einmal besiegt, schließlich den Fall Sulis nicht abwenden können, dann aber den ganzen Befreiungskampf mitgefochten und

endlich erleben müssen, daß von schmutziger Staatskunst sein geliebtes Vaterland so schmählich verengt wurde, daß mit so viel Blut gedüngte Lande wie dies Epirus und Thessalien dem Feinde zurückfielen und der junge Staat zu engbrüstigem Halbleben verdammt wurde. Er hat den Befreiungskrieg selbst beschrieben und schenkte Göttling und mir die zwei Bände dieses Werks: Ἀπομνημονεύματα πολεμικὰ u. s. w. Das Werk umfaßt die Jahre 1820—1829. Er war vom Olymp gebürtig: Χριστόφορος Περῤαιβὸς Ὀλύμπιος, so hat er sich mit eigener Hand in mein Tagebuch eingeschrieben und wie ich heute die Züge seiner Hand wieder betrachte, sehe ich seine hellen, soldatisch blickenden, in Schmerz und Zorn aufblitzenden Augen hinübergerichtet nach den Stätten jener Kämpfe, nach Norden und Nordwesten, nach Thessalien, nach dem Epirus, als sähe er Janina, den Sitz Ali Pascha's, vor sich und die Berge, die wilde Felswelt Suli's, wo durch tiefe, schreckliche Schluchten jene Waldströme dem jonischen Meer zurauschen, die der schauernden Phantasie der Alten als die Flüsse der Unterwelt erschienen: der Cocytus und Acheron. Perrhäbos hat auch die früheren Kämpfe der Sulioten beschrieben: Ἱστορία Σȣλίȣ καὶ Πάργας (1815). Man weiß, was Furchtbares in jenem Vorspiele der Erhebung des ganzen Griechenland dort im Jahre 1803 geschehen ist. Nach jahrelangem Widerstande der tapferen Sulioten in ihren trotzigen Felsnestern erscheint Ali Pascha mit überlegenen Kräften, Suli fällt durch Verrath, Kiapha wird erstürmt, in Hagia Paraskevi hält sich noch mit einer kleinen Schaar der Mönch Samuel, die Felshöhe wird von Alis wilden Arnauten erklommen, aber im Momente, wo sie eindringen, fliegt die

Bergfeste mit ihren Vertheidigern in die Luft: Samuel hat seine Getreuen um ein Pulverfaß versammelt, ein kurzes Gebet gesprochen und dann die Lunte aufgesetzt: die That, die später, 1821, Georgios, der Olympier, im Kloster Sekka und 1824 die Besatzung des Befestigungswerks von Psara wiederholt hat. Auf den benachbarten Fels aber hatte sich eine Anzahl Weiber mit ihren Kindern geflüchtet, sie wurden von Ali Paschas Horden aufgespürt, wußten, was ihrer wartete, schon hört man das nahe Jauchzen der lechzenden Schlächter, und die Frauen ergreifen ihre Kinder, schleudern sie in die tiefe Schlucht, in die Wellen des Todtenflusses Acheron, und stürzen sich ihnen nach, alle ohne Ausnahme. — Perrhäbos erzählte uns manche Momente aus seinen eigenen Thaten und Schicksalen im Befreiungskriege selbst, im späteren Kampfe der Sulioten (1822), in Mittelgriechenland und im Peloponnes; der Tage von Misolunghi wurde gedacht, der Namen Byron und des Württembergers, der neben ihm und Markos Bozzaris dort begraben liegt, des Grafen Normann. Stets aber kehrte die Rede bitter klagend zu der Schmälerung des schnöd betrogenen Landes zurück; wir trösteten uns auf Hoffnung, auch wir Deutschen trugen ja die ungestillte Sehnsucht nach einem wirklichen und ganzen Vaterland im Herzen, und so ließen wir in griechischem Rebenblut jeder des andern Heimat und ihre Zukunft hochleben.

Es war Zeit zum Aufbruch, wir stiegen nach herzlichem Lebewohl zu Pferde, man gab uns zwei Stratioten zur Begleitung mit, die uns an einer kleinen Kaserne, eine halbe Stunde vom Kloster, zwei andern übergaben und beim Abschied uns zu Ehren ihre langen Flinten abschossen.

Ich habe mir, ehe die Sonne untergieng, auf diesem Heimritt noch einmal recht die Natur Griechenlands eingeprägt. Von jeder bedeutenden Höhe glaubt man in eine Welt versteinerter ungeheurer Wellen zu sehen, das Land ist ganz durchästet mit fast völlig kahlen Gebirgen. Sogleich im Anfang unserer Reise sahen wir den Kithäron, der einst das stehende Beiwort: der waldige führte, nackt in der Sonne glühen. Nicht nur mittelalterliche, dann türkische Barbarei hat die Wälder verwüstet, eine Gewohnheit der Hirten hat nicht wenig zu ihrem Untergang beigetragen: sie pflegten, ehe sie von der Alme heimfuhren, das Gras anzuzünden, damit die Asche den Boden für das nächste Frühjahr dünge, und dadurch gerieth öfters ein Wald in Brand. Wir selbst sahen einmal von weitem einen der seltenen Wälder, die noch bestehen, einen Weimuthkiefernwald, lodern und qualmen. Was die Verwüstung überlebt hat, ist da das genannte Nadelholz, dort ein Wald von hohen, breitkronigen Pinien oder von Platanen, Eichen, Terebinthen. Plastisch betrachet ist diese Entlaubung meist eben kein Schaden für die Formen, denn die Berge Griechenlands sind vorherrschend so edel, so stylvoll modellirt, wie viele Berge Italiens, welches kaum minder das Schicksal der Entwaldung erlitten hat; wer den Monte Baldo am Gardasee betrachtet, wird sich wundern, zu vernehmen, daß man den Namen Baldo vom deutschen: Wald ableitet; vom Künstlerstandpunkt aus wird er freilich nicht beklagen, daß derselbe den grünen Schmuck verloren hat. Anders natürlich, wenn man das Wohl der Menschen im Auge hat, dann möchte man weinen über diese Beraubung; einen Wald auf

Steingebirge, dessen Humus abgeschwemmt ist, wieder pflanzen kostet unendliche Mühe, Zeit und Geld, und woher soll Griechenland das nehmen? Eine der schlimmsten Folgen ist das Versiegen der Quellen, daher die Vertrocknung oder Verkümmerung der Flüsse und die Versumpfung ganzer Thäler. Wo Gebirgsmassen mit breiten Ebenen wechseln, da sieht man diese meist vertrocknet, verbrannt, traurig braungelb; man kann sich davon ein Bild machen vor Rottmanns Gemälde: die Ebene von Korinth. Wo aber die Berge enger zusammenrücken, da bildet sich über dem sumpfigen Land, worin stockende Flüsse mühsam schleichen und Menschenhand noch nicht gründlich abzuhelfen und anzubauen oder nur kleine Pflanzungen von Reben, Limonen, Korinthen zu pflegen vermag, ein ganzer Wirrgarten von wildem Wein, Myrthen, Lorbeer, Gesträuch und Unkraut aller Art, mit gelbem Ginster, rothem Oleander durchschossen, da musicirt, besonders gegen Abend und Nachts, eine unendliche Thierwelt. Alle möglichen Insekten, voran die Cikade, summen, grillen und zirpen, wilde Tauben girren, Steinhühner locken, Schnepfen quieken, Nachtigallen schlagen, unzählige Frösche quaken; manchmal hört man plötzlich einen der Sänger erbärmlich aufschreien: eine Schlange oder ein Storch hat ihn erwischt, alles verstummt, aber nach kurzer Pause ist der Schrecken vergessen, ein Bassist fängt wieder an und der Chor folgt nach. Mit Skorpion und Tarantel, an denen es nicht fehlt, habe ich glücklicherweise keine Bekanntschaft gemacht. Bei dem geliebten Thierchen Anakreons, der Cikade, fällt mir eine drollige Scene ein, die auf dem späteren Ritt von Epidawro (Epidauros) nach Nauplia vor=

kam. Ich hatte mir noch keine dieser hellen Sängerinnen genauer besehen, hieß den Agogiaten mir eine fangen, er that es und hielt mir die Ergriffene vor die Augen. Die Cikade, bedeutend größer als unsere Grille, hat auf dem schwarzen Kopf eine gelbe Zeichnung, die gerade wie ein Fratzengesicht aussieht. Es stimmte mich komisch und ich machte unwillkürlich das Fratzengesicht nach, darüber mußte der Kerl so lachen, daß er sich unter dem Ausruf: ὦ καϊμένε (verbrannter, toller Mensch) auf den Boden warf und wälzte. Ich hätte nicht geglaubt, daß der wilde Mensch so viel Humor besäße; er war mir von Anfang an unheimlich gewesen; ich war allein mit ihm, ohne Landwächterbegleitung, ohne Reisediener, denn mein Reisegenosse Göttling war nicht bei mir und für Einen war mir der Aufwand, den solches Geleite bringt, zu groß, doch hat mir der gefährliche Humorist nur den Streich gespielt, daß er mir zuletzt meine solide Peitsche stahl. — Schlangen sind sehr häufig, besonders die giftige Kupferotter, und einmal, auf dem Wege von Molo nach Talandi, hörte ich, wie wir über eine Fläche hinritten, im nahen niedrigen Gebüsch ein eigenthümliches Rascheln; ich ritt hin und sah eine Kupferotter, die eben eine der großen grünen Lacerten gepackt, dreimal umschlungen und ihr den Rachen auf den Hals gesetzt hatte. Das arme Thier zappelte und zitterte. Die kleine Gruppe war so plastisch, daß man nur gleich mit Thon hätte darüber kommen mögen, aber ich befreite mit einem Schlag der Peitsche das wehrlose Opfer. Die Menge von Amphibien zieht eine Menge von Störchen an, und wir sahen oft, z. B. in Lebadia, zwei, ja drei Nester des langbeinigen

Vogels auf dem Dach eines einzigen Bauernhauses. Ihr Geklapper vermehrt das tausendtönige Concert. Ein anderer, stolzerer Vogel schwebt häufig genug über dem Wanderer hoch in Lüften und zieht seine stolzen Kreise: der Adler und der Geier. Das breite, stetige Schweben und Wiegen sieht so feierlich aus, daß man ganz vergißt, um was es dem königlichen Begleiter des Zeus allein zu thun ist: er kreist suchend und lauernd auf Beute. Diese gefiederten Räuber sind nicht scheu; ein mächtiger Geier, an dem wir nahe vorüberritten und dessen volle, lange Waff wie Hosen aussahen, blieb unbewegt im Felde stehen. Man jagte sie damals selten, denn sie waren die Kleemeister der Dörfer; gefallenes Vieh wurde einfach vor den Ort hinausgeworfen und das wilde Gevögel sorgte für Entfleischung — „den Adlern und wilden Hunden" (dem Schakal, der auch noch vorkommt) „zur Beute", heißt es ja im Homer, wenn ein Held droht, den getödteten Feind schmachvoll unbegraben liegen zu lassen.

Es wurde dunkler, der Mond gieng auf gerade uns gegenüber auf der Höhe des Oeta, an der Stelle, wo auf unserer Gesichtslinie im Thal die Thermopylen liegen mußten. Wir wurden sehr stille. — Spät Nachts kamen wir in Lamia wieder an. Wie wir in lebhaftem Gespräch über einen breiten Platz giengen, ruft der deutsche Offizier plötzlich laut: Halt! (στάς!), wir hörten in Entfernung von etwa fünfzig Schritten eine barsche Stimme griechisch antworten und sahen nun einen Soldaten, das Gewehr noch im Anschlag am Backen. Mürrisch setzte er jetzt ab. Es war Belagerungszustand in Lamia wegen wiederholter Unruhen,

Durcheinander von Räuber- und Freischaarenwesen an dieser Grenze; es war streng befohlen, daß nach Mitternacht nicht einmal lautes Gespräch zu dulden sei, den dreimaligen Anruf der Wache hatten wir überhört, und der Stratiot war eben im Begriff gewesen, zu schießen. Von Doktor Zehler waren wir auf einen Nachttrunk eingeladen, er nahm nicht übel, daß wir ihn lange hatten warten lassen, bei einem Wein, so golden und so feurig, wie ich ihn nie getrunken, erzählten wir, was wir an diesem Tage erlebt und gesehen hatten.



Satyrische Zeichnung.

Gavarni und Töpffer.

Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Schwegler. Jahrgang 1846. Juniheft.

Mit einem Zusatz über neuere deutsche Karikatur. 1880.

Es liegen die Werke zweier Zeichner vor mir, eines Franzosen und eines französischen Schweizers. Der Zufall hat sie eben jetzt hier zusammengeführt, der erstere sammelt seine zerstreuten Blätter und die zwei ersten Bände dieser Sammlung, die bis jetzt erschienen, sind mir zur Ansicht zugekommen, der zweite besorgt eine neue Auflage seiner Hefte, welche durch größere Billigkeit sich die längst verdiente Verbreitung sichern soll. Sehr ungleich sind beide Meister; beide sind satyrische Zeichner, aber in so ganz verschiedener Weise, daß es vielleicht unräthlich scheinen könnte, sie überhaupt zu vergleichen. Aber es gibt ja kein Gesetz darüber, wie kurz oder weit die Gleichheit in der Ungleichheit der Gegenstände reichen müsse, die man vergleicht. Ich beabsichtige keine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Karikatur, sonst dürfte ich neben dem Franzosen nicht einen Daumier, Cham, Grandville und andere, neben dem Schweizer nicht Disteli, und noch weniger dürfte

ich die Engländer übergehen. Zu einem solchen Ueberblick reichen die Mittel der Anschauung, die mir zu Gebote stehen, bei weitem nicht aus. Vielleicht dient die Beleuchtung eines Theiles, die ich hier gebe, einst einem Unterrichteteren als Material für eine lehrreiche Gesammtdarstellung.

Der Franzose ist Gavarni. Er greift mit leichter und glücklicher Hand in das Element hinein, das ihn umgibt: die Pariserwelt mit den Dornen, die unter ihren Rosen lauern. Durchaus fein, durchaus geschmackvoll, durchaus genußlustig ist die Gesellschaft, in die er uns führt, auch durchaus sittlich anbrüchig und, wie der Feinschmecker das Wildpret liebt, anrüchig. Die Ueberschriften sagen uns deutlich genug, wo wir sind: Fourberies de femmes en matière de sentiment. Clichy, Paris le soir. Les enfants terribles. Traduction en langue vulgaire. Les Lorettes. Les actrices. Aus dieser argen Welt nimmt Gavarni einen Moment heraus, hascht ihn im Vorüberflug bei der Locke und hält ihn mit Zauberkraft fest. Jedes Bild ist vereinzelt, faßt in der Spitze eines Augenblicks eine Vergangenheit und eine Zukunft zusammen; ein einziger Blick, und wir sehen in die langen Tage einer Ehe, die Unordnungen eines leichtsinnigen jungen Menschen, die Intriquenketten einer Kokette, den Abgrund des Elends der Hauptstadt, das Treiben der Lorette, das Spiel der Schauspielerin hinter den Coulissen hinein; der Vorhang fällt rasch, wie er sich vor dem scharf beleuchteten Bilde gehoben hatte, wieder herab; aber der Blick war so haarscharf, daß uns die Augen beißen. Gavarni ist durch und durch momentan und schon darin ganz epigrammatisch. Nun verbinden sich

uns aber die Bilderreihen zu einem Ganzen und das Vereinzelte wird zum Allgemeinen, wird zum Genre; ein Gemälde der modernen Gesellschaft mit ihren Reizen und dem Gifte darunter, eine süße Frucht, worin eine Wespe mit gefährlichem Stachel sitzt, lüstern und unheimlich, traulich und durchtrieben, glänzend und unterhöhlt, höchst appetitlich und mit einem Beigeschmack von pikantem Ekel hat sich vor uns zusammengesetzt. Gavarni zürnt diesem Zustande nicht, er ist kein Satyriker, dem der Unwille gegen die verdorbene Welt eine gesalzene Gerte in die Hand gibt; er ist kein Juvenal. Er schwimmt mit, er heult mit den Wölfen. Er ist boshaft mit Grazie, nicht boshaft in dem Sinne, wie der gerechte Zorn es sein kann, wenn er der verdorbenen Welt unverhofft und schonungslos ihre Blöße und Selbstzerstörung aufdeckt. Nein, er ist boshaft mit den Boshaften, die er darstellt. Ein frivoles Lächeln zuckt fein um seine Mundwinkel, wenn er den Ehemann zeichnet, der seiner Frau den Korsetnestel löst und sich naiv wundert, wo er heute morgen einen Knoten gemacht hat, heute Abend eine Schleife zu finden. Warum hat auch der Schöps das schöne Weib genommen? — Die drei Stutzer dort verdienen noch weniger Mitleid, sie schweifen wie Möven an einem Kai von Paris; alle drei sind durch ein süßes Briefchen um dieselbe Zeit auf denselben Platz von derselben Dame bestellt, aber daneben ist das wahre Billet an den Vierten, welcher der Hahn im Korbe ist, während die drei sich halb zu Tode warten, einfach und ohne weiteren Zusatz abgedruckt. Wohl bricht mitunter mächtig ein tragisches Gefühl des Sünden-, Elends- und Jammerpfuhls durch: die Furie

wirft einen herzversteinernden Blick aus den Augenhöhlen der komischen Maske. Eine Lorette, eine herrliche Gestalt, wirft sich verzweifelnd an die Wand, drückt das Gesicht an den kalten Stein, ringt die Hände und ruft: „Avoir perdu ses plus belles années, tout ce qu'on avait d'illusion, de simplicité de coeur! jeunesse! avenir! . . . et tout!“ Aber die Genossin ihres Jammers, die daneben sitzt und einen elenden Brocken Speise vom Teller ißt, macht einen Witz über das ganze Elend: „pour un crapaud comme ça!“ und weg ist der furchtbare Ernst; das Lächeln des Weltmannes hat die Entsetzenszüge der Tragödie zu einem Nichts verwischt. Zwei Jammergestalten zeigen sich im nächtlichen Paris, an eine Mauer gelehnt, ein zerlumpter Mann, der, die Arme gekreuzt, ein Bild des Hungers, vor sich hinstiert, und zusammengekauert neben ihm ein Knabe mit eben so jammervollen, verhungerten, hoffnungslosen Zügen. Unter diesem Nachtbilde stehen nur die zwei Worte: Souperont-ils? Eine Welt des Entsetzens, ein Schrei der Menschheit ist in den Zirkel dieser wenigen Silben eingeschlossen, die uns das Herz zusammenschnüren. Ich weiß nicht, ob Gavarni dies gewollt hat, diese furchtbare Frage an das Schicksal der Menschheit, diesen Seufzer aus dem Abgrunde des Proletariats. Wenigstens meine ich, er hätte den hungernden Mann in diesem Fall anders gezeichnet: einen tüchtigen Mann, der arbeiten könnte und möchte, oder wirklich arbeitet, wie Hübners Weber; aber der Mann hier mit dem zusammengekniffenen, nach Art der Windbeutel schief aufgesetzten Hute hungert wohl nur, weil er ein Lump, ein Spitzbube ist; es fragt sich sehr, ob er unser Mitleiden ver-

dient, und ich weiß nicht, ob nicht die Meinung ist, daß wir zu dem Souperont-ils zwar halb seufzen, aber auch halb lachen sollen.

Was immer am peinlichsten bleibt, das ist die Unterwühlung der Ehe, wie sie in den fourberies de femmes und den enfants terribles an Tag gelegt ist. Wohl versteht sich Gavarni vortrefflich darauf, den bethörten Theil, gewöhnlich den Mann, recht abgeschmackt hinzustellen. Man mag sich denken, diese ausgelebten, mürrischen oder dummgalanten, widerwärtigen, häßlichen Ehemänner haben die zierlichen Weiber dem Vater abgehandelt, so oder so erschlichen, und ihnen geschehe nun ihr Recht. Wohl gut; aber die Weiber selbst! Wie reizen sie und wie empören sie zugleich, wer noch einfach fühlt! Eine solche Reihe von artigen Ehebruchgeschichtchen treibt, indem sie dem Auge und allen Sinnen und dem Witze glatt wie ein Aal eingeht, zugleich Grauen, Scham und Unwille, Heiß und Kalt, den rothen Blutstrom und den Todesschweiß der verrathenen Liebe in peinlicher Wallung gegen die Brust und auf die Stirne des Beschauers, der unwillkürlich diese schönen Weiber liebt und in und mit dem Betrogenen die Hölle der Eifersucht, des Argwohns, der vernichtenden Entdeckung empfindet. So viel ist gewiß, daß diese Darstellung nicht aus deutschem Sinn entspringen konnte; ein deutscher Karikaturmaler hätte den Ehebruch in seiner Plumpheit als häßliche Fratze an den Pranger gestellt; er hätte die bethörende, wie die bethörte Seite gegeißelt, hätte mit dem Manne, der den Verrath verdient, auch die Verrätherin als einen Lappen, der des Aufhebens nicht werth ist, hingeworfen, nicht sie in alle

Reize liebenswürdiger Schalkheit gekleidet. Gibt es etwas, das mit dieser französischen Art versöhnen kann, so muß es freilich eben da sitzen, wo das Verführerische, Schlüpfrige, graziös Perfide solcher Darstellungen sitzt. Ist der Franzose mitten in seinem Lasterpfuhle immer gewandt, zierlich, elastisch, fein, so hat man in dieser Eigenschaft, wiewohl sie zunächst blos formell ist, doch eine gewisse Sicherheit, daß ein solches Volk sich über dem Abgrunde, in den seine Sitten blicken lassen, auf den Wellen werde zu halten vermögen. Es ist schlimm, mit der Zerstörung der sittlichen Grundlagen des Lebens zu spielen, aber wer noch spielt, ist nicht so schlimm, als wer im Schlechten zudem noch roh, plump und gemein ist; denn etwas bleibt ihm, etwas rettet er: er bewahrt durch die Herrschaft der Form die Freiheit, er schwebt als Künstler frei über seinem eigenen Sinken, und daraus läßt sich ein Schluß auf den Charakter seines Volkes ziehen. Gewiß stände es um uns Deutsche weit schlimmer, wenn wir gleich liederlich wären und die Sünde so reizend zu zeichnen wüßten, wie die Franzosen. Die schwebende Zierlichkeit dieses Spieles weist auf eine Art von Schnellkraft, welche dies Volk immer wieder über Wasser erhält. Wollten wir Deutsche verdorbene Sitten in der Kunst nicht grob geißeln, sondern mit Reizen umkleiden, so — nun, ich kann ja im Indicativ sprechen; an Proben fehlt es ja nicht, am wenigsten auf unsern Theatern; man weiß, was herauskommt, wenn der Deutsche hier die elegante Frivolität des Franzosen nachahmt: sie wird plump, bleiern, gemein, der leichte Champagnerschaum wird zerplätscht und zurück bleibt der Bodensatz, der rohe Stoff: d. h. das Bild

nicht grober Auspeitschung des Schlechten, wie das uns ansteht, sondern ungeschickter, tölpelhafter Empfehlung des Schlechten, und so stellen wir uns hin als verdorbene Barbaren — wir? nein, doch zum Glück nur jene unter uns, die uns als Volk wahrlich nicht repräsentiren.

Doch finden sich bei Gavarni zwischen den frivolen Stoffen auch so manche ganz unschuldige und naive, über die man herzlich lachen kann, oder wobei man wenigstens von jener Gutmüthigkeit, die dem Franzosen in all seiner Leichtfertigkeit gewiß nicht abzusprechen ist, angenehm berührt wird. Der zierlichen Lorette, die liebkosend ihr Kind auf den Armen hält und es dem Verbot der Frau Großmutter zum Trotze die Namen Mutter und Großmutter zu sprechen anhält, kann man, nachdem sie einmal ist, was sie ist, um dieses Ungehorsams willen gewiß nicht böse sein, wäre sie auch nur halb so reizend im faltenreichen Hauskleide, als sie ist. Die enfants terribles sind nicht lauter Kukuksеier, denen der Papa das Geheimniß ihres Ursprungs mit der Grimasse der Desperation ablauscht; sie beschämen ebenso oft durch naives Ausplaudern einen abgeschmackten Geck, einen lästigen Hausfreund; die Schauspielerin zu belauschen, wie sie im höchsten Pathos, die Feuerzange schwingend, ihre Rolle einstudirt, ist doch wohl kein Verbrechen; die Grisette, die das bischen Münze, das sie erworben, zwei armen Kindern schenkt, wird man nicht ganz verdammen wollen; wenn eine hübsche Buhlerin einen üppigen Banquier tüchtig brandschatzt, so wird man diesen sicher nicht bemitleiden, und die gute Frau, die dem armen Manne sein Kind und seine Tabakspfeife nach Clichy

bringt, sollte doch wohl auch ein deutsches Gemüth ansprechen.

Doch vergessen wir nicht, uns Gavarni näher als Künstler zu betrachten. Es ist der Geist seines Volkes, der Geist der französischen Gesellschaft, der ihm die Hand führt, aber diese Hand hat ja doch lernen müssen, viel lernen, bis sie Künstlerhand wurde.

Gavarni ist einer der ersten Zeichner Frankreichs. Er ist nicht nur ganz Geschmack in der Zeichnung der einzelnen Figur, Meister in schön gebogenen Nacken, schlanken Taillen, zierlichen Füßchen; er behandelt nicht nur das undankbare moderne Gewand mit einer Genialität, die ihm unerwartete Schönheiten ablauscht; er setzt nicht nur seine Gestalten mit freier Herrschaft über die schwierigsten Wendungen, die gewagtesten Verkürzungen in eine Bewegung, welcher nichts von der schönen Nachlässigkeit der Natur abgeht; er stellt nicht nur die so gewendeten, gestellten, bewegten Gestalten in die gefälligsten Gruppen zusammen: nein, da ist noch etwas Anderes, ein Etwas, wodurch er sich über die beschränkte Richtlinie eines schelmischen Zeichners der modernen Gesellschaft in jenes Gebiet der Form erhebt, worin ein Leop. Robert zu Hause ist. Durch die untergeordnete Form der bloßen Zierlichkeit bricht da und dort die hohe, die ideale Schönheit, der Schwung des großen Styles durch, und freilich gerade hier ist es, wo der Beschauer ein schmerzliches Gefühl am wenigsten verleugnen kann. Man hat eine Empfindung, als sei es schade um solche Gestalten, daß wir sie nicht als Helden und Heldinnen im Glanze großer Handlung, sondern als leichtsinnige Schuldner, als

leichtfertige Mädchen und Weiber in so frivoler Situation erblicken. Der schöne, starke, großgliederige Mann, der in Clichy an der Mauer lehnt, die Kugel zu seinen Füßen traurig betrachtet und sagt: sans le mur cette boule-la irait loin, wäre werth, wo anders zu sein und frei sich zu regen auf dem Schauplatze der Thaten. Die Frau, welcher der betrogene Mann die Schnürbrust aufnestelt mit der oben erwähnten fatalen Entdeckung, ist so schön, so bedeutend, so mächtig in Formen, daß man wahrlich ausrufen möchte: schade, schade um ein solches Weib! Die Lorette, die sich verzweifelnd an die Wand wirft und die Hände ringt, ist ebenfalls von jener bedeutenden Bildung, wie sie ihre eigentliche Stelle in der historischen Malerei oder im Genrebilde höheren Schwunges, heroischen Anklangs findet, und in einem Zusammenhang, wo tragisches Gefühl waltet, wäre eine solche Gestalt ganz am Ort, aber da macht wieder jenes pour un crapaud comme ça alles zu nichte. So erinnere ich mich einer weiblichen Gestalt auf einem Bilde von Gavarni, das im Charivari kam: eine Carnevalsdarstellung, eine mächtige, groß angelegte, weibliche Gestalt, einen wilden Cancan tanzend. Das Bild wird in dieser Sammlung sicher noch erscheinen. Das war nicht die lüsterne Zierlichkeit der Grisette, da war die Furie der antiken Bacchantin; da war jene Leidenschaft, jener dionysische Wahnsinn, den wir auf griechischen Reliefs und nicht bei dem französischen Pornographen gesucht hätten.

Jemehr nun Gavarni Meister der Zeichnung ist, desto übler nimmt man ihm freilich, wenn man eigentliche Zeichnungsfehler entdeckt. Nicht die Licenzen, kleinen Inkorrektheiten,

Willkürlichkeiten sind ihm zu verargen; diese werden für ein so leichtes Genre, für solche geistreiche momentane Behandlung, welche sich mit nichts schlechter vertrüge, als mit ängstlich regelrechter Durchführung, oft vielmehr Hilfen und glückliche Motive. Aber Gavarni hat wenigstens Einen durchgängigen und entschiedenen Fehler: er zeichnet das männliche Bein vom Knie bis zum Fuße zu lang und macht so fast aus allen seinen Männern, nicht nur den absichtlich karikirten, Storchen und Kraniche.

Karikiren kann man jedoch streng genommen von Gavarni nicht sagen. Er chargirt kaum merklich. Seine Hahnreihe, seine Gecken, seine mürrischen Gläubiger sind freilich verwünschte Figuren, aber niemals unmögliche; ihm ist die Ueberladung, welche das Naturmaß entschieden überschreitet, und so natürlich noch mehr das eigentlich Phantastische und Groteske, wobei mit den Formen der Gestalt auch alle anderen Naturgesetze übersprungen werden, so weit ich ihn kenne, fremd. Er ist Genremaler und zwar Genremaler der modernen Gesellschaft oder vielmehr, da seine rasche Art den Pinsel offenbar ausschließt, Genrezeichner. Lithographie und Holzschnitt mit der leichten und doch bestimmten Handführung, die sie gestatten, sind seine Technik.

Gavarni ist aber auch Meister in Licht und Schatten, er weiß seine Gruppen oft in ein Helldunkel zu setzen, das eines Rembrandt nicht unwürdig wäre. So zu beleuchten, als blitzte ein Licht auf eine beschattete Gruppe, das alles Charakteristische an derselben durch einen raschen Zauber markirte, dies entspricht besonders der ganzen Weise seiner Auffassung. Wir haben diese zunächst um ihres momen-

tanen Charakters willen, wie sie im Fluge die Spitzen des Lebens berührt, epigrammatisch genannt. So sind aber diese Darstellungen noch aus einem andern Grunde zu nennen. Sie wirken nämlich wie lauter einzelne Witzworte, oder richtiger, sie werden gerade nur durch die hinzugesetzten eigentlichen Witzworte, durch die Unterschrift, ganz zu dem, was sie sind. Aber nicht der Zeichner macht einen Witz über und auf das, was er darstellt, wodurch hier die künstlerische Darstellung ganz zum Beiläufigen herabsinken würde. Er spricht ganz selten in eigener Person und dann nur mit ein paar Wörtchen, wie: souperont ils? oder auf dem Bilde, wo zwei Nebenbuhler sich vor einer Vorthüre begegnen: deux soupçons. Gewöhnlich läßt er seine Figuren selbst reden und zwar auf zweierlei Weise. Bald stellt er sie in ganz nachlässiger, unthätiger Situation dar; sie recken sich auf einem Sopha, lehnen sich an eine Wand, lassen sich ganz gehen, wie sie mögen, sie „dämmern", plaudern dazu, und unten steht, was sie plaudern. Das Wort steht in keinem nothwendigen Zusammenhang mit der Geberde, sie könnten auch etwas anderes sagen; aber gerade, während man sich so gehen und fallen läßt, die Beine von sich streckt, mit der Hand an der Tapete rutscht, schwatzt die Zunge behaglich den alten Adam aus, den man in jeder gehalteneren Stellung verbirgt und verhüllt. So lernen wir diese Menschen kennen, was sie treiben, was sie lieben, wie ihnen zu Muthe ist. Und nun, was ist Gavarni für ein Schelm von Beobachter! Wie gut weiß er, was man für ein Gesicht macht, wie man sich dehnt und lehnt, wie man mit den Fingern spielt, mit den Augen zwinkert, in

den Haaren spielt, während man so etwas sagt, wodurch man in der Dämmerlaune des Langweilens sein Inneres verräth! Der Zuschauer hat durchaus die behagliche Genugthuung, Personen zu belauschen, die sich nicht belauscht wissen, hinter einen Vorhang zu sehen und Menschen zu studiren, die sich unbeobachtet glauben. Kann man nun die ganze Behandlung dramatisch nennen, sofern die dargestellten Personen sich durchaus vermittelst der Reden, die sie führen, dem Zuschauer verrathen, so sind solche Situationen innerhalb des Dramatischen mehr episch, denn wir blicken in Zustände, in Sitten, nicht in Handlungen. Dagegen ein andermal und ebenso oft sehen wir die Personen leidenschaftlich bewegt, man zankt, man schilt, man hält Gardinenpredigten: nun steht die Rede in unmittelbar nothwendigem Verhältniß zur Geberde, und hier wird die Behandlung in relativ engerem Sinne dramatisch. In beiden Fällen aber fehlt zum wahrhaft Dramatischen die Fortführung einer und derselben Handlung durch eine Reihe von schlagenden Momenten, die sich auseinander entwickeln. Die Genremalerei überhaupt als Gattung ist episch zu nennen, wie bewegt sie auch sein mag, denn sie stellt selbst in den aufgeregten Scenen nur Zustände, Sitten, nicht Collisionen dar, die der Griffel der Geschichte zu verzeichnen hätte. Innerhalb des Epischen wird sie dramatisch durch solche haarscharfe Zuspitzung zum Momente, wie bei Gavarni, und noch mehr, wenn dieser Moment leidenschaftlicher Art ist. Gavarni ist nun zwar außerdem in dem besonderen Sinne dramatischer Genrezeichner, daß zu seinen Scenen das unten beigesetzte Wort unentbehrlich ist, wenn er aber dadurch der eigentlichen dramatischen

Darstellung sich nähert, so tritt er doch, wie alle satyrischen Zeichner, die wir in Ermanglung eines andern Worts Karikaturmaler nennen, vielmehr eben dadurch aus der selbständigen Gattung der Kunst der Malerei heraus. Die Malerei treibt wie die Poesie aus ihrem Stamme gewisse Nebenzweige, worin verschiedenartige ästhetische Mittel, wie hier Bild und epigrammatisches Wort, sich zur Darstellung einer Stimmung verbinden, die sich mehr oder minder negativ und auflösend zur Welt der Erscheinung und Wirklichkeit verhält: gemischte Sphären, worin man, obwohl sie nicht den Werth der wahren und freien Schönheit ansprechen dürfen, doch das Ausgezeichnetste leisten und die Mitwelt zum Danke für die vollkommenste Aufhellung des Bewußtseins über sich selbst, die Nachwelt zum Danke für die Eröffnung der tiefsten Blicke in das Wesen einer Zeit verpflichten kann. So wird auch dieser geistreiche Spiegel der Pariser Sitten des neunzehnten Jahrhunderts mehr als vorübergehenden Werth behaupten und durch die Meisterschaft der Behandlung noch viele Augen erfreuen.

Ich lege die zwei eleganten Bände zurück und schlage das erste beste von den Töpffer'schen Heften auf. Welcher Gegensatz auf den ersten Anblick! Ich traue meinen Augen kaum: so, gerade so waren ja unsere kindischen Striche, als wir im Seminar die Knabenphantasie in närrischen Fratzen übten! So willkürlich giengen wir mit der Gestalt um, so verloren irrten die Züge, gleichgiltig, ob die Linie zwischen Mund und Nase, Bein und Rumpf sich vereinigte, ob ein Knorren mehr oder weniger sich wie Warzen an Kartoffeln ansetzte, wenn nur endlich auf dem Krokodil in

Kappenstiefeln der Reiter, auf dessen gesattelter Nase ein zweiter saß, zum Ergötzen der staunenden Kameraden fertig wurde. Unfehlbar derselbe Styl, wie in der damals zwischen Klostermauern blühenden Malerschule, von welcher die Annalen der Kunstgeschichte unzweifelhaft für ewig schweigen werden! Aber ich sehe genauer hin, ich blättere weiter, und siehe da, diese gesetzlosen Linien, diese willkürlichen Mittel treten zur bestimmtesten, in strengster Folge gehaltenen Charakteristik zusammen, diese ganz verrückte, lotterhafte Zeichnung wird zum wohlerwogenen, planmäßigen Organe in der Hand eines Mannes, der im Unsinn sinnvoll, im Delirium weise ist und nach den Gesetzen verborgener Berechnung sein tolles Pferd zum sicheren Ziele leitet. Man meint, es springe allein: nicht so, es sitzt ein Kutscher auf dem Bock, man sieht ihn nur nicht.

Töpffer ist französischer Schweizer, dem Namen nach von deutscher Abkunft. Deutsch ist entschieden sein phantastischer Styl, seine willkürliche, närrische Zeichnung. Noch in ganz anderem Sinne werden wir dem Deutschen in ihm begegnen, wenn wir nur erst, nachdem wir uns von der Ueberraschung des ersten Anblicks erholt, ihn etwas genauer betrachten und auseinander legen. Dann werden wir aber zugleich auch sehen, wie sich der Deutsche in ihm ganz mit dem Franzosen verbindet.

Es sind in der neuen Ausgabe der Werke dieses wunderlichen Kauzes, den bekanntlich schon Goethe sehr hoch gehalten hat, bis jetzt zwei Hefte erschienen: Histoire de Monsieur Jabot und H. de Monsieur Crépin. Die folgenden werden enthalten: H. de Monsieur Pencil,

H. de Monsieur Vieux Bois, H. du Docteur Festus und H. de Monsieur Albert. Dazu werden zwei Hefte kommen, worin Töpffer vorzüglich sein höchst bedeutendes Talent als Landschaftszeichner entwickelt: Essais d'Autographie, paysages et figures und Voyage autor du Montblanc, dans les Vallées d'Hérens, de Zermatt et au Grimsel. Was in der neuen Ausgabe noch nicht erschienen ist, liegt in der ersten vor mir.

Wenn Gavarni ganz momentan ist, so ist dagegen Töpffer ganz continuirlich, er läßt seinen Gegenstand nicht fahren, um zu einem andern überzugehen und so aus vielen für sich bestehenden Bildern ein Sittenbild der Zeit zusammenzusetzen, sondern er macht an demselben Gegenstand fort, läßt organisch Eine Scene aus der andern herauswachsen und ruht nicht, bis er ihn ganz ausgesponnen, alle im Keime liegenden Motive erschöpft und zum Abschlusse geführt hat.

Er nimmt für jedes seiner Hefte ein Subjekt vor, irgend einen Narren, ein Individuum, das so oder anders zum Objekte komischer Schicksale bestimmt ist; es ist der geckenhafte Stutzer des Landstädtchens, der sich zum lion der Hauptstadt aufschwingen möchte, der gutmüthige, aber beschränkte Familienvater, der tausendfaches Kreuz und Noth mit der Erziehung seiner Kinder hat, der selbstgefällige Künstler, der leidenschaftlich Verliebte, der Eifersüchtige, der Gelehrte, der um jeden Preis eine instruktive Reise durchsetzen will, der Taugenichts, der alle Formen und Phasen des Lumpen durchläuft. Nicht immer bleibt das zuerst in Scene gesetzte Subjekt Hauptperson; Herr Pencil z. B. tritt im Verlaufe gegen den eifersüchtigen Jolibois und den

Docteur in den Hintergrund und wird zur bloßen Mittelsperson. Wie sich dies aber verhalten möge, immer ist die Geschichte des komischen Subjekts so behandelt, daß sie wie ein Strudel erscheint, der, von einer leisen Bewegung beginnend, sich unaufhaltsam erweitert und die halbe Welt in seinen schlingenden Trichter zieht. Hier wird denn die Satyre, die zunächst nur irgend einer subjektiven Schwäche, Grille galt, allgemeiner; es werden verschiedene Sphären des Lebens hereingezogen: Gemeindeverwaltung, Rechtspflege, Jury, Milizen- und Soldatenwesen und Unfug, Volksunruhen und Demagogie, Geschrei der Redner, Diplomatie, gelehrte Narrheit, Hypothesen- und Entdeckungswuth, Streitsucht in Akademieen und auf eigene Faust, Charlatanerie mit grundlosen Theorieen, Zustand der Medizin, Windbeutelei abstrakter Erziehungsmethoden u. s. w. Die Uebel der Gesellschaft im engeren Sinne, Störungen der Ehe u. dgl. nehmen hier einen ungleich geringeren Raum ein; im Punkte der Sinnlichkeit sind Töpffers Subjekte im Grunde sehr unschuldig; sie sind zu närrisch, um Zeit zur Frivolität zu haben. Damen können ohne Besorgniß für ihre Unschuld in Wäldern und Bergen mit solchen Don Quixoten herumziehen. Während nun durch die Schliche der Sinnlichkeit, wenn sie die reflektirte Heimlichkeit der Bildung oder doch irgend welchen zweideutigen Schleier annimmt, die Gesellschaft im Sinne der Korruption unterhöhlt wird, so liegt schon in jener über das sinnliche Ziel hinausschießenden Verstiegenheit von Töpffers Narren ein Grund, warum hier die Komik den unheimlichen Stachel nicht hat, wie bei Gavarni; der wahre Grund aber ist natürlich in der

ganzen Behandlung zu suchen, von der wir nun zu reden haben.

Ein komisches Subjekt also bildet den Angelpunkt der Handlung in jedem dieser Hefte. Dieses Subjekt ist in irgend einer Grille, Leidenschaft, Schwachheit ganz fest und absolut. Keine Erfahrung, kein Hinderniß, keine Beschämung kann es bessern, zu sich bringen, es ist unverwüstlich. Diese Narren gleichen den Petermännchen, die, so oft man sie umwirft, wieder auf den Fuß zu stehen kommen. Ein rechtes Bild davon ist sogleich Monsieur Jabot. Bisher offenbar nur Stutzer eines Landstädtchens, hat er beschlossen, sich in die Welt, die große Gesellschaft zu „lanciren"; er befindet sich auf einem flotten Ball; er sieht nicht, daß man schon an den aufgefaßten Plusärmeln seines Rocks, den hauerartigen hervordrohenden Vatermördern und noch sicherer an der unendlichen Affektation jeder Bewegung auf den ersten Blick den Vetter des Herrn Strumpfhändlers Anton erkennen muß. Er begeht nun unendliche Bêtisen, er erhitzt sich mit dem Violoncell, das er mit dem Rücken an die Wand gedrückt hat, um die Galopade vorüberzulassen, er stürzt mit seiner Dame und die halbe Galopade zu einem verworrenen Knäuel über ihn, der Strumpfhändler entdeckt und umarmt ihn zwischen Lords und Myladys, er stößt ein Brett voll Tassen dem Aufwärter aus der Hand, indem er einer Mylady sein Compliment macht, er will einer rauchenden Lampe nachhelfen, die Galopade stößt ihm den Stuhl um, er bleibt an dem Kloben der Lampe hängen, wird von der Galopade von da wieder herabgestoßen, an die Wand gepreßt und endlich häkelt sich gar sein Frackschoß in einen

Knopf des letzten Tänzers ein, so daß er von dem langen Schweife der Paare entrainirt wird, wo man ihn denn in der Entfernung noch als einen kleinen Punkt mitfortgerissen sieht, u. s. w. u. s. w. Allein das alles ändert nichts in seiner absoluten Selbstzufriedenheit; nach jeder Schlappe steht er wieder da und wirft sich in Positur; refrainartig kehrt dies: après quoi M. Jabot se remet en position wieder, und nachdem er sich noch ein paar Duelle aufgeladen hat, kehrt er in sein Hotel zurück und überblickt in seligem Träumen den Weg, den er bereits in der großen Gesellschaft zurückgelegt hat. Es versteht sich nun, daß die Verirrung dieser Subjekte nicht ruchloser und gefährlicher Art, noch auch eine rohe Versenkung in ein gemeines Laster sein darf. Es sind gutartige Narren und das Gewicht liegt auf der Seite des Denkens, d. h. der vollkommenen Ueberzeugung von der Absolutheit ihrer Einsicht, ihres Wollens und ihrer Leistungen. Sie sind Narren und zwar fertige, ganze Narren, Narren aus Einem Stück, jeder eine Welt, eine Monade.

Schon hierin nun ist mehr als Satyre. Denn da diese Narren eine Welt für sich sind, so liegt schon darin auch das Andere, daß die ganze Welt selbst ein solcher Narr, ein Narrenhaus sei: dies ist universale, ganze Komik, es ist Humor. Daß eine wirkliche weitere Narrenwelt sich an den ersten Narren anschließt, daß die Andern, an die er mit seiner Thorheit anprallt, mit ihrer Weisheit auch nicht Recht haben, daß es auch bei ihnen im Oberhaus nicht richtig ist, das ist die nothwendige, schon im ersten Punkte gegebene Folge. Gavarni ist nicht ebenso ganz in der Komik. Er

zürnt wohl dem Bösen nicht, auch er denkt, man dürfe nicht verdammen, weil wir alle in dem allgemeinen Spital ein Stübchen haben, aber da er keine ganzen Persönlichkeiten, sondern nur Momente hat, da in diesen Momenten der Accent auf das Sittliche fällt, da in den meisten seiner Bilder irgend jemand durch Unsittlichkeit des Andern ein wirkliches Uebel erleidet, so bleibt überall ein nicht überwundener Rest von Schadenfreude und von sittlichem Schmerze zurück, und dieser wird durch das bedenkliche, nur in weiterem Sinn und Zusammenhang versöhnende Mittel der graziösen Form, welche den Abgrund mit Blumen überkleidet, zweifelhaft verhüllt. Töpffer meint, er gehe in den Fußstapfen Hogarths; so sagt er wenigstens in seinem Essai de physiognomie. Dies wäre immer noch ein großer Unterschied von Gavarni, denn Hogarth zürnt dem Bösen und will durch Darstellung seiner Häßlichkeit und seiner Strafe bessern und belehren; so ist er zwar moralisch, aber auch ganz prosaisch, und Töpffer steht himmelweit über ihm. Gavarni hat keine reine Komik und verletzt daher sittlich; Hogarth übt strenge Moral, aber auf didaktische Weise; Töpffer trägt die moralische Gerechtigkeit ganz in das rein ästhetische Element der vollen Komik über. Es versteht sich aus dem bisherigen, daß seine Narren, da es mit ihrer Schuld nicht Ernst ist, auch kein ernstes Uebel erleiden dürfen. Sie werden schließlich glücklich, und das letzte Blatt im M. Jabot, wo dieser nach wunderbaren Schicksalen die Marquise Mirliflor auf einem Tilbury, das Roß mit Kennerhand lenkend, als seine Braut heimführt, ist ein Bild des allgemeinen Looses, womit für das Hauptsubjekt diese heiteren

Fabeln schließen. Man muß lachen, ganz anders als bei Gavarni, recht herzlich, vollauf, daß das Zwerchfell schmerzt. Und das will etwas heißen in unserer Zeit. Nebenpersonen gehen zwar oft tragisch zu Grunde, aber dies erscheint so sehr als organische Folge ihrer eigenen Thätigkeit und Passion, daß man sie glücklich preist, weil sie in ihrem Beruf mit Größe fallen. Der Maire im D. Festus als Chef der Bürgergarde exercirt sich zu Tode, drei Astronomen ebenda disputiren sich zu Tode, M. Fadet im M. Crepin, ein Freund enger Cravatten, schnürt sich mit einer solchen zu Tode, und nur der arme Bonichon in demselben Hefte geht elendiglich durch fremde Schuld zu Grunde. Von der Reinheit dieser Komik macht nur die Histoire d'Albert eine Ausnahme. Es herrscht hier eine bittere, ganz tendenziöse Ironie auf falsche Erziehung, moderne Muttersöhnchen, Poesie der Romantiker, Demagogie, und es ist der schneidendste Sarkasmus, wenn Albert am Ende glücklich wird.

Durch die Gutmüthigkeit der Komik und vollendeten Narrheit, welche mit dieser einzigen Ausnahme bei Töpffer herrscht, fühlt man sich nun ganz im Sinne deutschen Charakters angesprochen. Dazu wirkt denn die technische Behandlung mit; denn diese völlig närrische Art der Zeichnung, dieses geistreiche Sudeln, was Töpffer selbst seine Eselei (ânerie) nennt, verbirgt zwar in seiner Nachlässigkeit eine Virtuosität, die wir weiterhin noch bestimmter darzustellen und anzuerkennen haben, wäre aber mit dem Sinne der Franzosen für Eleganz, Bravour der Ausführung, Bestimmtheit und Abgeschlossenheit nicht wohl vereinbar. Zopf

und Dreimaster, kurzes Beinkleid treten reichlich auf, man trug sie in der Schweiz länger als anderswo; auch dieß gibt den Philistern und Basen, wie sie Töpffer einzuführen liebt, einen mehr deutschen als französischen Typus. Die Liebe für die Thierwelt, die er an den Tag legt, darf als deutscher Zug betrachtet werden. Ein Hund theilt in mehreren Stücken treu die Schicksale seines Herrn, der ihn um keinen Preis im Stiche läßt, wodurch zum Theil wesentliche Motive für die Fabel gewonnen werden. Dagegen erkennt man auch unmittelbar, sobald man die Figuren näher ansieht, daß hier mit deutscher Weise französische Art und Bildung sich verbunden hat. Die zerknitterten, in krauses Runzelwerk gefältelten Züge, die von der Charlatanerie unendlichen Geschwätzes wie verbrauchten Lippen, diese zerarbeiteten Köpfe erinnern sogleich an die verwitterten Erscheinungen, welche Frankreich seinen Karikaturzeichnern liefert. Solche ganz abgekniffene, ausgehöhlte, ausgewaschene, zerfressene, in hohler Form ganz aufgegangene Subjekte, wie z. B. Herr Fadet und Craniose im M. Crépin, sind nur in Frankreich möglich. Die Haltung, Bewegung, selbst bei Ungeschicklichkeit degagirt, theatralisch, decidirt, ist ebenfalls französisch und so noch mehr die durchgängige grenzenlose Leidenschaftlichkeit dieser Narren, welche die Hetzjagd bedingt, die alsbald angeht, wo sie in Handlung treten, und worin sie unermüdlich, in einem unglaublichen Ueberfluß der Thätigkeit, keuchend, schwitzend und daher zu äußerst häufigem Wechsel des Weißzeugs genöthigt, tobend, rennend, wie ein Kreisel wirbelnd, z. B. als Redner in der Begeisterung des Pathos sich über die Brüstung der Rednerbühne stürzend, durchaus desperat und angen=

blicklich zum Selbstmord entschlossen, den sie jedoch glücklicherweise nicht vollziehen, ihren dornenvollen und doch zum Glücke führenden Pfad durchrennen.

Da nun ganze Individuen hier vor uns treten, die sich durch ihre Tollheit ihr Schicksal bereiten, und noch mehr, da diese Individuen so leidenschaftlich sind, so haben diese Darstellungen einen dramatischen Charakter. Ein kleiner Aristophanes rollt den Vorhang vor uns auf und an diesen Namen sehen wir uns auch fernerhin aus andern Gründen, welche zur Sprache kommen werden, vielfach erinnert. Auch Gavarni erschien uns in gewissem Sinne dramatisch, aber nur als Zeichner einzelner, scharf zugespitzter Momente. Töpffer aber gibt in einer Scenenreihe, worin sich das Schicksal einer und derselben Person abspinnt, immer ein ganzes Lustspiel; er ist dramatisch im Sinne voller Entwicklung eines Charakters durch spannende Situationen.

Zunächst jedoch verfährt er episch, er ist ein Erzähler durch Bilder und dies noch mehr als Gavarni, denn dieser läßt seine Personen meistens selbst sprechen, Töpffer dagegen gibt in seinem eigenen Namen jedem seiner Bildchen den Text bei, und zwar einen äußerst geistreichen und witzigen. Auch darum erscheint er noch mehr episch als Gavarni, weil die Zufälle, die Hindernisse und Förderniße der Körperwelt bei ihm eine ungleich breitere Rolle spielen, als bei diesem, ja geradezu ein wesentlicher Theil der Komik bei ihm darin besteht, daß aus den kleinsten Ursachen des äußeren Zufalls unberechenbare Folgen, entscheidende Katastrophen hervorgehen. Ferner verfolgt er die Hauptfabel mit der Behaglich=

keit des Epikers in ihre Episoden und schenkt uns nichts: sind die Astronomen im Dr. Festus aus dem Wasser gerettet, so müssen wir auch noch erfahren, was aus ihren Perücken geworden, und das gibt noch eine lange, höchst interessante Geschichte. Mad. Crépin legt ein Pechpflaster auf und verliert es; dann wandert es weiter durch verschiedene Hände, bis es seinen Kreislauf auf der Haut des früheren Erziehers ihrer Kinder, nunmehrigen Zolljägers Bonichon beschließt. So erschöpft er aber auch die Hauptmotive mit epischer Ausführlichkeit. Wie er sie aufgehaspelt, haspelt er sie auch bis auf den letzten Faden ab. Endlich ist die ganze Methode Töpffers durchaus im engsten Sinne als successiv zu bezeichnen, man hat völlig den Eindruck des Fortmachens, Fortgehens, der gedehnten Folge wie bei einer Erzählung, welche aber ebendeßwegen, um nicht zu ermüden, von Strecke zu Strecke Ruhepunkte ansetzt, von denen wir ein Beispiel mit der Bezeichnung des Refrain-artigen bereits angeführt haben. Wir werden weitere höchst ergötzliche Beispiele davon finden; vorläufig führen wir noch aus der histoire d'Albert an, wie jede neue Phase dieses mißrathenen Sohns mit einem Tritte vor den Hintern schließt, den ihm sein Vater ertheilt, wobei man nur den Fuß des einen und die posteriora des andern sieht; ebenso die wiederkehrenden Momente, wo Herr Jabot sich wieder in Positur setzt, Herr Vieux Bois das Hemd wechselt u. dgl. Das Successive aber behandelt Töpffer in seiner phantastischen Weise gern so, daß er dieselbe Handlung auf mehreren, durch Striche getrennten Feldern in mehreren unmittelbar auf einander folgenden Momenten darstellt. Albert wird

unter anderem Reisender zuerst für einen Weinhändler, dann für einen Buchhändler, welcher letztere eine Metaphysique pittoresque herausgibt. Man sieht ihn bei einer Familie eintreten, die er mit seiner Zudringlichkeit mißhandelt (assassine). Nun trennt Töpffer das weitere Blatt durch Striche in elf schmale Streifen; auf dem ersten sieht man Herrn Albert noch in ganzer Figur, ein Compliment machend: il assassine au rez de chaussée; auf dem zweiten nur noch halbe Figur: à l'entresol; auf dem dritten nur noch Hintertheil und Beine, immer in tiefer Verbeugung: au premier — und so fort mit Grazie in infinitum, bis man am Ende nur noch einen verschwindenden Punkt sieht. M. Pencil zeichnet die schöne Natur. Wie er fertig ist, betrachtet er sein Werk mit der höchsten Zufriedenheit. Wieder ein Bild: er sieht es von der andern Seite an und il est content aussi. Er sieht es über die Schulter an und er ist ebenso zufrieden, er kehrt es gar um, sieht die leere Rückseite an und remarque avec plaisir, qu'il est encore content. Töpffer versteht seine Sache gut genug, um im Texte ebenso jedesmal die Worte zu wiederholen. So wird auch der wüthend eifersüchtige Jolibois im M. Pencil immer mit dem Zusatz in Paranthese: car hélas la passion aveugle eingeführt. Dieses Rückkehren auf denselben Punkt wirkt gewöhnlich ebenso glücklich, wie der gute Einfall Kotzebues, die drei Frauen in den deutschen Kleinstädtern, die am Ende eines Akts an der Thüre Complimente machen, am Anfang eines neuen beim Aufzuge des Vorhangs noch dastehen und knixen zu lassen. Narren sind gründlich, sie erschöpfen ihre Handlungen und Gewohnheiten. Im Epischen

dieses Verfahrens ist nun freilich dieses wiederholte Einführen desselben Subjekts in mehreren unmittelbar aufeinander folgenden Momenten derselben Handlung wieder dramatisch zu nennen; es ist ganz, als sähen wir den geistreichsten komischen Schauspieler vor uns, der das Motiv der einzelnen Situation durch alle seine Folgen und Wendungen mit der behaglichsten Gründlichkeit durchführt.

Nun müssen wir noch das wahnsinnige Spiel des Zufalls, die phantastische Aufhebung der Naturgesetze hervorheben, welche beginnt, sowie das Hauptsubjekt von der ersten Exposition in die Verflechtung seines Schicksals, in die Verwicklung eintritt. Das sausende Rad einer verrückten Welt packt es am kleinen Finger, am Rockzipfel, und reißt es unerbittlich im Schwunge mit fort. Das Unmögliche wird behandelt, als verstehe es sich von selbst. In mehreren dieser Hefte geht fast die ganze Geschichte in der Luft vor sich, in deren Höhen ein schalkhafter Zephyr mehrere Personen hinaufbläst. Die Personen sind ordentlich auch dem Leibe nach unzerstörbar; hundertmal müßten sie zu Staub zermalmt, zu Brei zerquetscht sein, sich zu Tode geschnauft, in Schweiß aufgelöst haben, wären sie nicht komische Götter, unsterbliche Wesen auf dem Olympe der Narrheit. Es gibt keine Schwere mehr; doch es gibt noch eine, man schwitzt und keucht unter ihrer Last, aber ein tüchtiger Ruck und das Unmögliche ist geleistet. Es gibt kein Bedürfniß mehr; doch es gibt noch eines, es kommt nur darauf an, durch große Anstrengung es zu überwinden: einige Ausdauer und man kann Tage, Wochen lang hungern, dürsten, in hohlen Baumstämmen stecken, in Riesenteleskopen durch die Luft

schiffen, in einem verschlossenen Koffer, durch dessen Löcher man die beiden Arme frei bekommen, große Märsche machen. Töpffer ist nicht auf die Weise phantastisch wie Aristophanes, Callot und mehrere neuere groteske Zeichner; er componirt keine absolut unmöglichen Gestalten, Froschmenschen, Vogelmenschen u. s. w. Dies litte schon die moderne Sphäre seiner Stoffe nicht. Aber einige ganz cosequent scheinende Motive werden eingeschmuggelt und so ein Uebergang gewonnen, der das Unmögliche möglich macht, und wenn man nur den ersten Zoll über die Linie zugegeben, so entstehen unmerklich Meilen daraus, die Gesetze der Schwere, des Bedürfnisses, der Grenze menschlicher Kraft und menschlicher Täuschung schwinden und wir sind, ehe wir umsehen, in eine eigene Welt, eine Wolkenkukuksburg hineingezaubert, wo wir ebensosehr in jedem Augenblick an das Allergewöhnlichste, an alle Unentbehrlichkeiten des Lebens erinnert, als auch über sie hinweggeschnellt werden. Dadurch nun vollendet sich die Freiheit und Reinheit der Komik, die eigene, ganze und absolute Welt des Humors. Auch darum verschwindet das Bittere und Boshafte der Satyre, weil wir so ganz in diese zweite, freie Welt der möglich gewordenen Unmöglichkeiten uns hineingetäuscht finden. Auch diese wesentliche Seite in Töpffers Komik möchte ich deutsch nennen. Nur gerathen sonst die Deutschen lieber in das absolut Phantastische, wo auch der letzte Schein einer Motivirung und eines Naturgesetzes verhöhnt wird. Es ist bekannt, wie diese Neigung schon in unseren alten Malern hervorbricht. Die Schonung der Wahrscheinlichkeit im Unwahrscheinlichen, der Pragmatismus im Unmöglichen, der in

diesen Skizzen herrscht und sie doppelt komisch macht, bezeichnet wieder den Franzosen im Deutschen. Und Töpffer sprudelt von Erfindung. Das wächst aus einander heraus mit der ganzen Ueppigkeit der fruchtbarsten Phantasie. Er steht darin, daß er diese zweite Welt, die sich mit der Absolutheit einer eigenen selbständigen Gesetzgebung der Komik frei in den Lüften um ihre Axe dreht, so kühn zu erfinden weiß, ungleich schöpferischer da, als Gavarni. Dieser ist Porträteur, wohlverstanden: nicht Copist des Wirklichen, sondern Porträteur mit der Schöpferkraft, die auch der Bildnißmaler als wahrer Künstler braucht, und er ist es nur in dieser Vergleichung, denn was er dem festen und in seinen Naturschranken belassenen Leben abgelauscht und mit der Messerschneide seiner charakteristischen Züge hinstellt, das componirt er auch mit sicherer Hand zu wohl und künstlerisch verbundenen Gruppen. Wenn nun Gavarni auf seinem Felde besonders Meister der Physiognomik ist, so muß man ihm dies um so höher anrechnen, da seine Hauptstärke die zierliche Grazie, der gerade Gegensatz markirter Physiognomik ist. Insofern hat es freilich Töpffer leichter: Schönheit, Grazie menschlicher Form liegt ihm, der überall chargirt, ganz ferne; er hat in dieser Beziehung nur Eine Heimat, er hat keine Gegensätze zu vereinigen. Dafür ist er aber in der Charakteristik der belauschten Züge und ihrer Darstellung durch Schärfe der Physiognomik in seiner Weise nicht nur so stark, sondern vielleicht noch stärker, reicher als Gavarni. Aus seiner närrischen Wolkenburg sieht er mit Falkenaugen in die wirkliche Welt; wie von dieser eine grotteske Fata Morgana in den Lüften schwebt, so spiegelt die tolle Schein-

welt wieder mitten in der Verkehrung und Verkrümmung aller Linien mit der mikroskopischen Schärfe der camera obscura die wahre und wirkliche. Im M. Jabot z. B. müssen wir uns freilich gar tolle Motivirungen gefallen lassen; da läßt Töpffer, um einige komische Verwechslungen einzuleiten, durch die am Bettpfosten angebundenen Hunde, welche mit wüthendem Gebell nach dem Orte hinstreben, wo sie die Marquise nießen hören, die Bettlade des Herrn Jabot in das Schlafzimmer der Dame hineinzerren. Dies ist ein Beispiel von jenen möglichen Unmöglichkeiten. In demselben Hefte ist aber der ganze Charakter eines solchen Subjekts, wie Herr Jabot, mit einer unvergleichlich wahren Charakteristik und dem schärfsten Auge für das Wirkliche in seine einzelnen Züge verfolgt. Herr Jabot sucht nicht nur als Tänzer, sondern namentlich auch in geistreicher Conversation sich auszuzeichnen. Da muß man ihn sehen in folgenden Scenen: M. Jabot énonce quelques opinions sur les affaires de Belgique. — M. Jabot croit devoir causer chasse avec M. du Bocage le fils ainé; ebenso nachher mit Mylord Felon über Schnepfen u. s. w. u. s. w. Beglückend wahr aber ist namentlich der Zug, wie Herr Jabot im Hause der Madame du Bocage, um sich einigermaßen bemerklich zu machen, die kindlichen Spiele des jüngsten du Bocage, der auf einem Wiegenpferde reitet, mit herablassendem Wohlwollen betrachten zu müssen glaubt. Wie wahr! Wer hat das nicht erlebt, wie man sich, wenn man in einer Gesellschaft unbemerkt bleibt, in liebenswürdiger Herablassung mit den Kindern beschäftigt! Um von der Physiognomik, womit Töpffer die dem Leben

so glücklich abgelauschten Züge darstellt, statt unzähliger Beispiele nur Eines zu geben, will ich auf eine Scene im M. Crépin aufmerksam machen. Dieser gute, nicht unverständige Mann möchte gern seine elf Kinder, lauter Knaben, vernünftig erziehen, steht aber unter dem Pantoffel eines dummen, nervösen, auf das Neue und Geistreiche passionirten Weibes, das jeder Landstreicher für den Wind einer marktschreierischen Erziehungsmethode zu gewinnen weiß. Nach verschiedenen andern pädagogischen Charlatanen muß er auch einen Phrenologen als Hofmeister ins Haus nehmen. Seine Frau läßt sich von ihm den Schädel betasten. Herr Craniose stößt plötzlich einen Schrei aus, als hätte er Gräuliches entdeckt, erklärt aber trotz allen rührenden Bitten des Ehepaars, das Geheimniß in sich begraben zu wollen. Man sehe sein Gesicht (S. 56)! Ein Grab, ein Sarg des Mysteriums! Dazu die ganze geheimnißvoll zusammengefaßte Haltung und Stellung! Und das mit ein paar nachlässigen Strichen! Töpffer hat es freilich auch mit seiner Manier, weil er nur andeutet, nicht auszeichnet, leichter, als Gavarni, der die Zeichnung und Modellirung in voller Wirkung der graphischen Mittel durchführt; aber ebenso sehr hat er es darum auch schwerer, denn der hingeworfene Punkt, der nachlässige Strich, wo es, wie man sagt, auf einen Bauernschuh nicht ankommt, soll doch ganz im Dienste der Absicht, der Bezeichnung stehen — Kindermanier und doch zum Zwecke ganz beherrscht: und wie ist dies geleistet! wirklich ein Räthsel!

Ich habe über diese Technik zum Schlusse noch einiges zu sagen. Vorher aber bin ich es unserem geistreichen

Komiker schuldig, wenigstens von Einem seiner Hefte eine kurze Skizze zu geben, wodurch man sich insbesondere von der Art, wie bei ihm ein Motiv aus dem andern herauswächst, wie er dazwischen refrainartige Punkte setzt, und wie er allgemeinere Stoffe in die Geschichte seiner komischen Individuen spielend einflicht, ein näheres Bild machen kann. Die Wahl thut mir wahrlich weh. Ich greife hinein und nehme den M. Pencil.

Herr Pencil, qui est artiste, eine Mütze mit ungeheurem Schild auf dem wohlweisen, gutmüthigen, durchaus selbstgefälligen Haupte, zeichnet, wie wir schon sahen, die schöne Natur. Ein kleiner Zephyr amüsirt sich nun, ihm die Mütze zu entführen. Während er ihr nachrennt, entführt ihm derselbe Zephyr auch die Zeichnung und ein Bourgeois, der zufällig des Weges kam, macht Jagd auf diese. Inzwischen sieht man einen Docteur in Schlafrock und Schlafmütze, der einen ungewöhnlichen Wind bemerkt hat, aufmerksam sein Wetterglas beobachten. Auf einem weitern Bilde werden zunächst zwei neue Personen eingeführt: M. und Madame Jolibois, ein spießbürgerliches Ehepaar, das bei dem günstigen Winde eine Wasserspazierfahrt macht und höchst behaglich im Kahne sitzt. Gleich darauf sieht man wieder den ersten bourgeois: der Zephyr bläst ihm den Schirm auf, bläst dann ganz von unten, und da er seinen Schirm nicht lassen will, wird er mit diesem hoch in die Luft getrieben, sein Hund ebenfalls. Da tritt der Docteur wieder auf, der nun gar einen unterirdischen Wind verspürt und mit einem von Untersuchung und Entdeckungen schwangeren Gesicht eine Thür öffnet, die zu einem

Orte führt, wo freilich zu vermuthen ist, daß der Wind nicht ohne Mischung mit sehr unreinen Bestandtheilen zum Geruchsorgane gelangen werde. Jetzt kehren wir zu Herrn Jolibois zurück. Er will seiner Ehehälfte eben aus dem Nachen helfen, aber in diesem Momente bläst sie der Wind, ihr Kleid zum Luftballon ausspannend, in die Luft, wo sie den ebendaselbst schwebenden Bourgeois vorfindet. Der Docteur erscheint abermals beschäftigt, zum Behuf eines großen Memoires, das er vorbereitet, den wunderbaren Wind in Flaschen zu fassen. Um jedoch den Schicksalsplan einzuleiten, der auch Herrn Pencil in die Luftfahrt verwickeln soll, sieht man diesen, nachdem er ein neues Blatt gezeichnet, sich im Gebüsch verstecken und auf den Liebhaber des wahrhaft Schönen lauern, der ihm ohne Zweifel das erste Blatt entführt hat und wohl auch das zweite stehlen wird. Der Docteur schreibt emsig an seinem Memoire. Herr Jolibois hat sich indessen bis aufs Hemd entkleidet, um die Verzweiflung über sein treuloses Weib mit seinem Leben in den Wellen zu ersäufen; der Wind ergreift auch ihn, indem er sein Hemd aufbläst, treibt ihn dem schwebenden Paare zu, wo er den Frackzipfel des Bourgeois erfaßt, den er in blinder Eifersucht als Verführer seines Weibs ansieht, und schon baumeln drei, mit dem Hunde vier Wesen in der Luft; der Zephyr bläst stärker und dreht sie zu einem unterscheidungslos wirbelnden schwarzen Klumpen zusammen. Jetzt kündigt dem Docteur seine Magd an, daß sie im Garten etwas wie einen Mond am Himmel entdeckt hat. Mit ihrer Hilfe beobachtet er den Körper durch ein ungeheures Teleskop, ist alsbald überzeugt, daß es ein neuer

Planet ist, und tauft ihn Psyche. Während er vom Ueberschwall der Hypothesen durch alle Formen der maßlosesten Aufregung getrieben wird, stürzt Herr Jolibois aus den Lüften herab neben des Docteurs Köchin in den Salat. Der Grund des Sturzes ist, daß sich sein Hemd zusammengedreht und so das weitere Schweben unmöglich gemacht hat. So motivirt Töpffer; als verstände sich das Auffliegen von selbst, stellt er sich, als habe er nur das Fallen zu erklären. Der Docteur stürzt herbei: ein Bewohner der Psyche! Der scheintodte Jolibois wird vorläufig in ein Vogelhaus gebracht. Inzwischen fällt auch der Bourgeois, weil er im Wirbel die Madame Jolibois fahren ließ, herab, und zwar so, daß er sich mit dem Kopfe voran in einen Heuhaufen spickt, aus welchem die Beine wie ein paar Froschschenkel herausragen. Dann stürzt der Hund herunter und zwar auf einen Telegraphen (die alte Form aus beweglichen Holzbalken), an dem er sich anklammert. Der Docteur redigirt, und zwar zuerst sein für die académie royale bestimmtes Memoire über den unterirdischen Wind, um dann desto ungestörter sich mit seinem Psychioten beschäftigen zu können. Hierauf geht er an dieses Geschäft und setzt ihm das Messer an die Brust, um ihn zu anatomiren. Jolibois kommt zu sich und stößt in furchtbarem Schrecken den Docteur aus dem Käfig, das die Köchin fest verschließt. Dieser redigirt: . . . . léthargiques . . . . impetueux aussi u. s. w. Herr Jolibois zweifelt nicht, daß es sein treuloses Weib und ihr Verführer seien, die ihn hier einsperren ließen. Er tobt im Käfig. Der Dr. redigirt: grands jureurs . . . . climat brûlant.

J. wirft vor Wuth die Beine in die Höhe. Der Dr., rasend vor Leidenschaft, seine Entdeckungen mit der fliegenden Feder einzuholen, redigirt: . . . . marchent indifféremment sur les pieds ou sur la tête. J. wüthet en façon natatoire; D.: . . . ils sautent comme des carpes. J. wüthet en tourbillonnant; D.: . . . ils tourbillonnent comme des Démons. Währenddessen sucht der Zephyr die neue Zeichnung des Herrn Pencil auf und da er also anderweitig beschäftigt ist, beginnt Madame Jolibois, zwar vermöge des glockenartig aufgeblähten Rocks nur langsam, herabzuschweben. Der wüthende Gemahl sieht sie von weitem, bricht aus seinem Käfig, und nun sieht man eine wahrhaft ergreifende Scene: das unglückliche, flehende Weib schwebt wie eine Schwalbe vor dem Regen nahe über dem Boden hin, vergeblich ist ihr Flehen, der rasende Gemahl durchbläut sie erbarmungslos mit einem Knittel; der Docteur sieht zuerst, wie er die am Boden Angelangte weiter mißhandelt, neugierig zu, um genau zu untersuchen, welche Wirkung der Anblick einer Dame unseres Planeten auf einen Psychioten mache, redigirt dann eifrig weiter, wird aber darauf selbst das Objekt von Jolibois Wuth: eine reiche Prügelsuppe, die ihn aber keineswegs belehrt, daß er es mit einem Wesen aus unserer Körperwelt zu thun hat, und aus der ihn nur die Kraft seiner Köchin, einer derben Bauerntrampel, errettet, welche längst das ironische Gegenspiel seiner Hypothesenwuth dargestellt hat und nun den tobenden Jolibois in eine Kammer einsperrt. Die unglückliche Frau hat sich inzwischen in denselben Heuhaufen verborgen, worin der Bourgeois steckt, und ihre Beine ragen an der Seite der

seinigen aus diesem Versteck heraus. — Wir kehren nun zu Herrn Pencil zurück. Der Zephyr entführt ihm die zweite Zeichnung und indem er sie haschen will, wird auch er, eine leichte Last, von dem schelmischen Wind in graziösen Schwingungen seiner biegsamen spindeldünnen Glieder hoch in die Lüfte getrieben; dann steht der Zephyr ab, und er stürzt häuptlings in denselben Heuhaufen, aus welchem nun drei paar Beine hervorbaumeln. Jolibois, der aus dem Fenster seiner Kammer einen zweiten Verführer zu sehen glaubt, fällt in Ohnmacht und wird nun vom Docteur in seinem Naturalienkabinet aufbewahrt, wo wir ihn zwischen getrockneten Krokodilen und Fischen mit dem Schrei des Entsetzens, geknebelt, an einem Kloben hängend erwachen sehen. Unterdessen war der vom Docteur in Flaschen gefaßte, sonderbare Wind an die académie royale eingesandt, wo man Vorträge darüber hält und die leicht zu errathenden Gase bei Eröffnung der Flaschen furchtbare Wirkungen auf die Nerven der mit der Untersuchung beauftragten Gelehrten ausüben..

Der Hund des Bourgeois ist, wie wir wissen, auf einen Telegraphen gefallen. Wir sehen darauf eine große Telegraphenreihe, welche die Bewegungen des ersten, die der kletternde Hund veranlaßt, regelrecht nachahmen. Alsbald zeigen sich die Folgen. Scharen von Kurieren stürzen aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Journale werden palpitants d'intérêt und im Kaffeehaus von Lesern verschlungen. Man befürchtet einen schweren Bruch zwischen den fünf Großmächten, die Staatspapiere sinken, der Preis des Zuckers schlägt um, der Kaffee zieht

nicht mehr, die Fabriken werden geschlossen, die Arbeiter rotten sich zusammen, der Minister kündigt der Kammer an, daß 300,000 Mann die Grenze bedrohen; Nationalgarden werden eingeübt (Figuren wie Falstaffs Rekruten), Züge von Remontepferden sieht man, Schwanz an Schwanz mit Strohbüscheln gebunden, sich die Bergstraßen hinanwinden, Redner bearbeiten das Volk und ihre Reden werden mit beißender Satyre im Text gegeben, bis endlich die Nationalgarde durch das Mittel der Ueberzeugung, das Bajonet, die Aufläufe zerstreut.

Der Docteur hat sein zweites Memoire fertig und gibt es, sammt seinem Gegenstande, dem in einem Koffer wohlverwahrten Psychioten, an die académie royale auf die Post. Ein Dieb stiehlt den Koffer; während er ihn auf dem Rücken zum Walde trägt, nießt es drinnen; er wirft ihn mit Entsetzen ab, und wir verlassen ihn im Walde liegend, von Ratten benagt, um erst nach dem Schicksale der drei im Heuhaufen festgerannten Personen uns wieder zu erkundigen. Hier kommt Soldatenunfug, Schinderei des Bürgers und Bauern als neuer Stoff ans Brett, und zwar durch das einfache Motiv, daß natürlich in Folge obiger Telegraphenbotschaften auch die Linie auf Kriegsfuß gesetzt wird und so für das 20. leichte Reiterregiment (Töpffer individualisirt als ächter Komiker alles, und wenn z. B. jemand Zähne zerbricht, so sagt er: einen Schneidezahn und einen Stockzahn) große Heueinkäufe gemacht werden, worunter denn gemeldeter Heuhaufen sich befindet. Die drei werden mit dem Heu in den Regimentsstall geschleppt, an der Raufe aufgesteckt, wehren sich mit Händen und Füßen gegen

die zupfenden Pferde, binden drei derselben los und wagen die Flucht auf ihnen. Le Vingtième léger stürzt fort, die Diebe zu suchen, zertritt das Getreide, nimmt Bauern die Karren weg und quält die Zugthiere, reißt Schleußen auf, zündet Wälder an und säuft dem Maire den Wein weg. Töpffer gibt hier an Charakteristik des Soldatenwesens einem Cham in seiner Weise wenig nach. Die drei Flüchtlinge haben inzwischen einen Wald erreicht, lassen die Pferde auf der Heerstraße stehen und verbergen sich im Dickicht. Ein junger Landmann, Luçon, findet die Thiere, führt sie fort, wird von den Soldaten gepackt, vors Kriegsgericht gestellt, zum Tod verurtheilt, aber die betrunkenen Soldaten erschießen und begraben statt seiner ihren Hauptmann.

Im Walde haben Pencil, Madame Jolibois und der Bourgeois das Unglück, sich auf einen Ameisenhaufen zu setzen; die Folgen davon werden so ergötzlich dargestellt, als man es von einem Töpffer erwarten darf. Dieser Unfall nöthigt sie, einen andern Sitz zu suchen, und so finden und benützen sie den Koffer, worin Jolibois sich befindet. Die Ratten haben inzwischen so große Löcher hineingenagt, daß er die Arme herausbringt, und so packt er wüthend sein Weib am Rock. Der Bourgeois und Pencil zerren, die Gepackte loszureißen, vom Zerren bricht ein Fetzen aus dem Kleid, dadurch überkugelt sich der Bourgeois, rollt einen Abhang hinab und verliert die zwei andern, die nun allein, Madame in wunderbar ausgefranztem Gewande, ihre Flucht fortsetzen.

Es folgt nun das Drolligste im Ganzen. Jolibois hat, wie gesagt, in seinem Koffer die Arme frei bekommen, und

so kriecht er weiter, ein Ungethüm von Koffermensch oder Menschenkoffer. Zwei runde Luftlöcher, die sich an der vorderen Seite des Koffers befinden, weiß Töpffer so zu benützen, daß sie durch verschiedenen Fall des Schattens, oder weil man wirklich auf die Augen Jolibois hindurchsieht, ein paar Augen in jeder Drehung, Richtung, mit dem verschiedensten Ausdrucke, sentimental verzweifelt, contemplativ u. s. w. vorstellen. Lüçon, der in den Kleidern des erschossenen Hauptmanns entflohen und in denselben Wald gelangt ist, stürzt entsetzt vor dem Ungeheuer davon, und dieses sehen wir jetzt in den wunderbarsten Stellungen Monologe halten, sich in Wuth aufschnellen, an Baumästen sich mit einem Arm aufhängen, auf einen Ellbogen gestützt vorwurfsvoll zum Himmel blicken u. s. w. Ehe wir sein weiteres Schicksal erfahren, naht die Rache dem Vingtième léger. Die Soldaten suchen ihren Hauptmann, stoßen auf Lüçon, zweifeln, da ihnen die Uniform alles ist, keinen Augenblick an der Identität; Lüçon kommandirt sie, läßt sie am steilen Abhang eines Sees Halt machen, ruft dann: „Marsch im Sturmschritt!" und die blinden Maschinen stürzen alle ins Wasser, wo sie ersaufen.

Der Bourgeois hat sich auf das Deck eines Eilwagens gesetzt; dieser fährt an dem Telegraphen vorüber, auf welchem noch immer der arme Hund baumelt. Der Hund erkennt seinen Herrn, kriecht nach ihm hin auf dem Balken, der sich dadurch senkt; der Bourgeois ergreift den Hund, in diesem Augenblicke fährt der Wagen unter ihm weg, und so bleibt er mit dem Thiere am Telegraphen hängen. Neue ungeheure Bewegung der Telegraphenlinie; die Kuriere kreuzen

sich abermals, unermeßliche Thätigkeit im Kriegsministerium (die meisten Schreiber schlafen); die Zeitungen werden fast zerrissen, das Volk singt die Marseillaise, den Henri Quatre, die Parteien prügeln sich, im Theater verlangt man das Polenlied und die empörte Menge stürzt, da es Widerspruch gibt, auf die Bretter. In Töpffers Weise werden diese Scenen durch einige Blicke nach Jolibois unterbrochen, auf den eine Dorfgemeinde, als auf ein Ungeheuer, Jagd macht, der Koffermensch hängt wie eine Riesenraupe an einem Baum, läßt sich herab, setzt sich in Marsch, und entsetzt fliehen die Bauern. Dann neues Telegraphenspiel: der Minister sieht selbst mit dem Fernrohre vom Gipfel eines Berges hinaus und liest, daß die Cholera gegen die Hauptstadt im Anzuge ist. Die Staatspapiere sinken, die Volksredner schäumen, die Familien räuchern sich, die Apotheker reiben sich die Hände, die Todtengräber trinken auf Borg.

Inzwischen räth dem Docteur, der von seinem Psychioten keine Nachricht erhält und darüber in große Traurigkeit versinkt, seine Köchin, er solle sich auf den Weg machen, ihn selbst zu suchen. Dies geschieht zu Pferde, und richtig stößt er auf den wandelnden Koffer, der aber einen Prügel ergreift und ihn mit wüthenden Hieben von sich abhält. Doch der derben Köchin kann er nicht widerstehen, obwohl er ihr grimmig in die Haare fährt; sie wirft ihn auf den Rücken, wie man die Schildkröten wehrlos macht, er wird hinten aufs Pferd gepackt und man zieht mit dem Schatze nach Hause.

Allein an einer Quarantaine — denn die Cholera ist ja im Anzug — muß Halt gemacht werden, und an diesem

Orte soll nun die Lösung der ganzen Tragödie erfolgen. Eben hier kommt nämlich auch Herr Pencil als treuer Beschützer mit seiner Leidensgenossin an. Der Inspektor legt ihnen auf, de purger. Herr Pencil antwortet, qu'il s'est purgé en route; et Mad. Jolibois, qu'elle ne se purge jamais. Ce qui fait rire l'officier sanitaire, homme de beaucoup d'esprit. Nun räuchert man die Kiste des Docteur, sie springt von der Hitze auf, Jolibois bäumt sich hervor, ein Bild des Grausens. Wilde Flucht der Wärter und Wärterinnen; die Köchin packt und bändigt ihren Psychioten wieder, Madame Jolibois erkennt verzweifelnd ihren Gemahl, beschwört ihren Beschützer Pencil, sie mit ihm wieder zu vereinigen, dieser hält mit der ganzen süßen Beredtsamkeit, die ihm zu Gebot steht, eine Rede an den eingesperrten, aus einem Fenster fletschenden Gatten, worin er ihm alles erklärt, die Reinheit und Unschuld des treuen Weibes betheuert, bis er den Wüthenden überzeugt und die lang Getrennten, zu heißem Kuß die Lippen schnauzenartig vorreckend, sich in die Arme stürzen. Nur die kleine Entschädigung gönnt sich Pencil, daß er des Docteurs Köchin umarmt, und der Docteur, enttäuscht aber nicht unglücklich, umarmt, da er dazu sonst niemand hat, sich selbst. Ein anderer Eilwagen befreit den Bourgeois sammt seinem Mops und die drei letzten Felder zeigen die weiten Lande mit einer unübersehlichen Reihe ganz beruhigter Telegraphen: Fliegenschnauz und Mückennas und alles ist zerstoben!

Und nun noch ein Wort insbesondere von Töpffers Technik. Es sind Federzüge, ohne Zwischenkunft des Lithographen durch Autographie auf den Stein übergetragen, scheinbar eilig

hingeworfen, so daß fast nirgends die Linien sich zusammenschließen, was aber besonders in den Köpfen mit Absicht so benützt ist, daß z. B. durch die Weglassung der Verbindungslinie vom Mund zur Nase und zum Kinn die Sprachorgane der Madame Crépin ganz den Schnabelfutteralen einer Gans oder Ente gleichen. Der Zug der Feder ist außerordentlich fließend, rund und leicht geschwungen, eine Kunst in der Unkunst, ein dessiner sans savoir dessiner, wie es Töpffer selbst nennt, über das man immer aufs neue erstaunt. Was nun also hiebei besonders räthselhaft erscheint, ist die Absicht im Zufall. Solche Figuren und Köpfe läßt man sonst spielend entstehen und sieht zwar etwa, nachdem sie sich planlos von selbst gemacht, daß sie wirklich Ausdruck haben, aber nun wie weiter? Ist es möglich, sie wieder, und jetzt mit Absicht, so zu machen, festzuhalten, als wiederkehrende Form durch ein Ganzes durchzuführen? Das eben vermag Töpffer, und nicht nur dies, die ganzen Fabeln baut seine vom kleinsten Anstoß zum keckſten Schaffen aufgemunterte Phantasie auf einen ursprünglich rein zufälligen Fund. In seinem schon angeführten Essai de physiognomonie erzählt er, wie er zur Geschichte des Herrn Crépin gekommen. Er warf ganz zufällig einen Kopf hin. Ei, sagte er zu sich, indem er ihn betrachtete: „das ist nun ein Mann für sich, aus Einem Guß und Stück, nicht eben erfreulich anzusehen, gutmüthig, von gesundem Verstand, aber zu unsicher in seinen Einsichten, um fest und entschlossen zu sein, daher nicht gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, und grämlich über diese Unfähigkeit, kurz: offenbar ein Familienvater, den sein Weib in der Erziehung seiner eilf Kinder kreuzt. Damit ist schon

das Weib gegeben; offenbar läßt sie sich von jedem Erziehungscharlatan bethören, also brauche ich solche Charlatans. Da führt ihm wieder der Zufall, von geheimem Instinkt geleitet, die Feder, er erfindet Herrn Fadet, Herrn Cranioſe, und so hat sich ihm aus dem zufällig gefundenen „Typus Crépin" die ganze treffliche Satyre auf abstrakte Erziehungsmethoden herausgesponnen. Töpffer weiß sehr gut, welches Mittel er so in seiner Manier besitzt, er gibt wohlerwogene Rechenschaft darüber in jenem essai. Er ist überhaupt auch Künstler des Worts und als geistreicher Novellist namentlich durch seine nouvelles Genevoises bekannt. Dort zeigt er, wie seine Manier, die strenge Zeichnung vor den Kopf zu stoßen (brusquer), zugleich dem Feuer der Erfindung als rapides Mittel dient und zugleich den Zeichner mit Nothwendigkeit auf die Darstellung der wesentlichen Züge des Gegenstands beschränkt, während dagegen die exakte Ausführung leicht die Grundformen im Detail verwischt. Dann entwickelt er eine Reihe von Sätzen über Physiognomik, auf die ihn die Beobachtung seiner Manier geführt; z. B. über die physiognomische Bedeutung der einzelnen Theile des Kopfes, über die Grenze der physiognomischen Sicherheit überhaupt, wobei der sehr wichtige Unterschied der stehenden und nichtstehenden Züge den Hauptanhalt bildet: höchst lehrreiche Bemerkungen, aus denen sich über diese dunkle Materie viel lernen läßt. Es ist schade, daß dieser Essai nicht in die neue Ausgabe aufgenommen wird.

Wenn wir nun Töpffer nach dem Bisherigen als Charakterzeichner bewundern dürfen, so entsteht noch die Frage, wie er sich denn im Punkte der Schönheit zu Gavarni

verhalte. Nicht die elegante Grazie meine ich, denn diese kann bei ihm, wie schon gesagt, keine Stelle finden, sondern jene höhere, gewaltige Form, welche bei Gavarni oft wie ein Ansatz zum großen Stile der Historie hervorbricht. In den Figuren Töpffers sieht man selten Andeutung eines solchen Schwunges; dagegen kommen öfters faltenreiche fliegende Gewänder vor, welche mit einem so kühnen Wurf und Zug gezeichnet sind, daß man sich sagen möchte, hier zeige sich nicht bloße Manier, sondern Stil. Wo nun aber dieser Ansatz zur reinen Schönheit sich vollkommen bewährt, das ist die Landschaft. Wirklich — Töpffer ist ein großartiger Landschaftzeichner. Er ist Meister in der Zeichnung von Erdbildungen. Der massige Zug der Gebirge, die kecken oder sanften Profile, der großartige Wurf, der schöngebogene Sattel der Abhänge, die scharfen Kanten der Schluchten und Erdfälle, die Einschnitte, Furchen, Ritzen, Zerklüftungen der Felsen, die Schlingungen des Hohlwegs, die weitgestreckte Fläche der Ebenen: überall ein tief poetisches Gefühl für das Erdleben. Ebenso stark ist Töpffer in der Vegetation: das Eigenthümliche jedes Holzes und Baumschlags, das zarte Gebüsch und der stattliche Baum, die kühlen Gründe, ernsten Schatten, die saftige Fülle, die ehrwürdigen Schauer des Waldes grünen und athmen unter seiner leichten Hand. Dazwischen sind Werke der Menschenhand, Hütten, Kapellen, Villen, Burgen mit dem vollsten Gefühle für die Zusammenwirkung mit der Landschaft, für das Nagen der Natur an ihrem Materiale, das halb Verwitterte, die zerbröckelten Steine u. s. w. hingestellt. Hiebei kommt ihm nun seine Art der Handführung trefflich zu

statten; das Unbestimmte der fliegenden Linien entspricht ganz dem Zufälligen in der elementarischen und organischen Natur, während der sichere Schwung, den diese Feder so seltsam mit ihrer Willkür verbindet, die Grundformen immer mit kecker Bestimmtheit festhält. Schon in den histoires offenbart sich überall dieses Talent der Landschaft, da sie meistens im Freien spielen; ja ich möchte sagen, selbst in der Figurenzeichnung liege schon etwas davon. Töpffer liebt es sehr, ein reihenweises Daherziehen, Hinauslaufen in die Ferne darzustellen, Schwärme von fliehenden oder herbeieilenden Menschen mit einem Anklang an regelmäßige Linie, Reihen und Rudeln von Thieren u. dgl. Es liegt darin immer ein gewisser epischer Ton, und dieser ließe, wenn auch nicht in solchen Fällen wirklich mit den Figuren ein Stück Landschaft zusammengestellt wäre, bereits auf den landschaftlichen Sinn des Meisters schließen, der denn auch mit seiner besonderen Vorliebe für die großen Formen der Erd- und Gebirgsbildungen (in der sich zugleich wieder der Schweizer verräth) als ein epischer zu bezeichnen ist. Selbständig spricht sich aber dieses Talent aus in den Essais d'Autographie, welche neben Karikaturen eine Reihe der schönsten Landschaften enthalten, und noch mehr in den voyages autour du Montblanc. Hier ist denn Töpffer, ohne seine Weise ganz zu verlassen, auch exakter, als in den histoires; während er in diesen die Licht- und Schattenwirkungen nur mit flüchtigen, kreuz und quer gelegten, doch ihren Effekt sicher erreichenden Schraffirungen angibt, so modellirt er dort in den Landschaften gründlicher, immer nur strichelnd und Pünktchen, flüchtige Kurven auswerfend, aber

fort und fortbildend, bis ein gründliches Verhältniß von Licht und Dunkel, Rundung und voller körperlicher Schein erreicht ist.

Indem ich hiemit von meinen zwei Zeichnern Abschied nehme, kann ich nur den Wunsch aussprechen, daß in diesem Nebenzweige der Malerei mehr gethan würde. Fassen wir ihn unter dem Namen der Karikatur zusammen und überlassen es dem Unterschiede der Geister, ob der Eine mehr durch herbe Geißlung der unmittelbaren Gegenwart ein heilsames Salz in die Sümpfe unserer Zeit streuen, der Andere durch Grazie seine haarscharfen Einschnitte versüßen wolle, wie Gavarni, oder in phantastischer Willkür alles Bittere zum leichten Champagnerschaum des Humors verflüchtigen wie Töpffer: immer wäre es erwünscht und dem besonderen Charakter unserer Zeit zu gönnen, daß dieses Feld einen reichen Anbau fände.

Gährende, kritische Zeiten sind vorzüglich auf die gemischte Kunst angewiesen. Hat man nur erst gründlich eingesehen, daß die Kunst mit Tendenz keine reine ist, so kann man ihr ohne Scheu mit voller Ueberzeugung ihr großes geschichtliches Recht wiedergeben. Was in der Mischung mit der Tendenz der selbständigen Schönheit entgeht, kommt der ethischen, politischen, sozialen Wirkung zu gute, und der kämpfende Geist des Fortschritts gewinnt in der einleuchtenden, augenblicklich ergreifenden Macht des Bildes einen Bundesgenossen von unendlicher Stärke. Hätten wir nur erst mehr Satyren und Karikaturen, mir sollte es um den Raum, den sie der idealen Schönheit vorerst wegnehmen, wahrlich nicht leid sein. Es ist anerkannt, daß unsere Zeit mit keiner

andern größere Aehnlichkeit hat, als mit dem Reformationszeitalter. Man weiß, wie mächtig der großen ethischreligiösen Bewegung die didaktische und satyrische Poesie und die Karikatur, namentlich in der Form des Holzschnitts, zu Hülfe kam. In solcher Zeit ist die Phantasie so recht gestimmt, im Spiegel des neuen Ideals die veralteten, verwesenden Lebensformen als Fratzen zu sehen und zu zeigen; die reine Kunst kann zunächst nur wenig leisten, die neue Anschauung in edle und bedeutende Gestalten zu fassen. Man kann sagen, es wehe ein protestantischer Geist in Dürers Werken, aber bestimmt und voll hat sich derselbe eigentlich nur in seinen vier Aposteln zusammengefaßt. Aus Holbeins Compositionen, insbesondere seiner Passion, sieht ein schneidender Zug hervor, worin man den ironischen Blick des geschärften protestantischen Bewußtseins und Urtheils erkennt. Weit reichlicher ist die Thätigkeit in der direct negativen Richtung; laut auflachend werfen die humoristischen Poeten, ein Rabelais, Sebastian Brandt, Fischart, wirft als Zeichner und Poet ein Nikolaus Manuel, werfen in zahllosen fliegenden Blättern anonyme zeichnende Spötter mit vollen Händen das satyrische Salz in die Fäulniß. Solche Leute könnte die Gegenwart brauchen. Unsere Bewegung drängt im Unterschied von der Reformationszeit einer politischen Krisis zu, nur um so mehr ist sie angethan, dem satyrischen Talente das Auge zu schärfen; aber sie ist zugleich ebensosehr eine ethische und soziale, ja auch eine religiöse, denn sie strebt nach einer neuen Läuterung der Religion, nach einer Vollendung des nur halben Werkes der Reformation. Ein so inhaltsvoller Drang ruft hörbar genug nach dem Beistand der Kunst

im Kampfe gegen die verkehrte Welt. Mögen die Maler unserer Zeit nur frisch Hand anlegen, unsere Narren zusammenpacken und nach Narragonien schicken. Verbittert und verkümmert ihnen die Censur ihre Schritte, so mögen sie wenigstens das Mögliche thun und den sparsamen Boden, der ihnen gegönnt ist, nicht brach liegen lassen; wer weiß, wenn sie ihn nur recht wacker anbauen, ob sie nicht selbst dazu mithelfen, daß einmal die Zeit kommt, wo man ihnen keine Schlagbäume und Umzäunungen mehr setzen kann, und wo, wenn sie in voller Freiheit erst allen Boden recht durchgearbeitet und mit dem Samen der Komik durchdrungen, aus der so umgebrochenen Erde auch eine neue Saat der reinen und unvermischten, der ernsten, hohen Schönheit aufgehen kann?

Am schlimmsten steht es in dem Lande, das der Satyre die meisten Stoffe bietet und sie eben deßwegen am strengsten verbietet, in Deutschland. Wie schade es aber wäre, wenn bei dem offenbaren Talente der Deutschen zur Karikatur, das bischen Luft, das wir haben, nicht benützt würde, zeigen die Fliegenden Blätter aus München, welche erst kürzlich in diesen Jahrbüchern mit Freude begrüßt worden sind.

Zusatz
1880.

Ueber neuere deutsche Karikatur. Die Fliegenden Blätter.

Der obige Schluß bezieht sich auf einen Artikel in den Jahrbüchern der Gegenwart, Januarheft 1846: „Die Münchner Kunst. Eine Ergänzung der kritischen Gedanken im Novemberheft 1845." Dieser letztere war gegen den Aufschwung der Kunst in München unter König Ludwig I. als gegen eine bloße, von oben gemachte Scheinblüte mit einer Schärfe vorgegangen, die in der politischen Stimmung der Zeit ihren Grund hatte; er war anonym erschienen und anonym war auch der erstgenannte, der Zeit nach zweite, der ihn „ergänzen" sollte. Ich glaube, vom Verfasser der „Kritischen Gedanken" würde ich, wenn ich seine Erlaubniß nachsuchte, ihn jetzt zu nennen, keine abschlägige Antwort erhalten, denn ohne Zweifel wird er jene Jugendarbeit als eine selbst historisch gewordene ruhig der objektiven Betrachtung im Lichte des damaligen politischen Wetters überlassen. Zu der „Ergänzung" bekenne ich mich als Verfasser; ich wollte mich nicht nennen, weil der Erstere sich auch nicht genannt hatte. Wir hatten uns in verwandten Ansichten zusammengefunden und waren eifrige Mitarbeiter der Jahrbücher der Gegenwart; ich, der etwas Aeltere, konnte diesmal mit dem Befreundeten nicht ganz übereinstimmen, er schien mir zu negativ vorgegangen zu sein, in manchem gab ich ihm recht, anderes fand ich ungerecht und so schrieb ich, um sein hartes Urtheil auf das

richtige Maß zurückzuführen, den einrenkenden Artikel. Nannte ich mich, so entstand leicht ein mißliebiger Schein; es konnte aussehen, als suchte ich an meinen Namen das Prädikat des reiferen, gerechteren Urtheils zu knüpfen, während auf den Anonymus, auf den man doch immerhin rieth, ein Schatten fiel. Beide genannt: so sah man zwei Befreundete diesmal uneins; Keiner genannt: so blieb das Interesse rein der Sache zugewendet. — Auch ich darf mich nicht rühmen, ich sei damals völlig frei gewesen von der Neigung, den politischen Standpunkt stärker, als richtig ist, in die Kunstbetrachtung einzumischen; man wird dies besonders dem Schlusse des hier abgedruckten Artikels über Gavarni und Töpffer ansehen; wir glaubten damals wie vor einer politischen Revolution — worin wir Recht hatten, — so vor der Geburt einer ganz neuen Kunst zu stehen, die uns als nothwendige Frucht derselben erschien, — was freilich ein schöner Traum war. — Den Artikel von 1846 auch wiederzugeben, kann ich mich nicht entschließen, wiewohl ich ihn nicht für mißlungen halte; das meiste, was er sagt, ist jetzt doch zu sehr veraltet, seither zu oft gesagt; ich kann nicht verlangen, man solle noch interessant finden, wie ich damals urtheilte; mag sich aber jemand gern in die damaligen Zustände zurückversetzen, in das frischere Leben, als so vieles noch mit der Kraft des Neuen wirkte, was jetzt der greisen Zeit überlebt scheint, als wir und die Dinge noch jung waren, als frischere Augen an den Schöpfungen eines Cornelius, eines Rottmann hiengen, so kann ich mich nicht verpflichtet finden, ihm abzurathen, daß er nach diesen alten Heften der Jahrbücher noch einmal greife.

Münchner Federn sträubten sich stark gegen beide Aufsätze, auch der zweite war ihnen zu karg in Anerkennung und Lob; es setzte starken Widerspruch in der „Augsb. Allgem. Zeitung". Der Schluß des Artikels über Gavarni und Töpffer enthielt die Duplik dagegen; ich habe ihn weggelassen, weil dem Leser nicht zuzumuthen ist, daß er die Zeitungsblätter nachschlage, um sich den Streit im Einzelnen zu vergegenwärtigen.

Der Satz, der nun als Schlußsatz steht, beruft sich auf die Fliegenden Blätter als Beweis des offenbaren Talents der Deutschen für die Karikatur und sagt, sie seien erst kürzlich in den Jahrbüchern mit Freude begrüßt worden. Dies war geschehen in demselben Artikel von 1846, und die betreffende Stelle des letztern muß allerdings nun wiedergegeben werden: — „Zum guten Ende nennen wir noch ein ganz spezielles Symptom vom Zustande der künstlerischen Privatkräfte in München. Man gebe heute den besten Karikaturmalern Frankreichs und Englands die Fliegenden Blätter in die Hände, so werden sie sagen müssen: dies ist etwas Gutes und etwas Eigenes, etwas Deutsches; deutsch die Charaktere, deutsch der Humor, deutsch die Behandlung" u. s. w. Es folgt ein Versuch, den deutschen Karikaturstil im Unterschied vom französischen und deutschen zu kennzeichnen, den ich hier ausschließe, weil ich im Folgenden sogleich diesen Punkt aufzunehmen habe, dann noch ein politischer Seufzer, der zum Pathologischen unserer damaligen Ergießungen gehört und den ich hier ebenfalls weglasse.

Immerhin darf es in Erinnerung gebracht werden, daß wir nicht unter den letzten waren, die in den Fliegenden

Blättern das Aufleben einer spezifisch deutschen Karikatur erkannten und dies öffentlich kundgaben. Der Charakteristik Töpffers im obigen Artikel kam es bereits zu gute, daß wir uns diese Blätter gern und fleißig betrachteten; was dort über das Deutsche und seinen Unterschied vom Französischen in Töpffers Stil vorgebracht ist, das stützt sich bereits darauf, daß jedes neue Blatt unserem Vorbegriff von deutschem Zeichnerhumor Bestätigung und Ausfüllung gebracht hatte.

Jede Nation ist sich ihrer Schwächen bewußt — nicht ganz bewußt, nicht so, daß sie ihnen im nüchternen Worte völligen Ausdruck geben könnte, wohl aber so, daß sie in den Werken der Phantasie, in Dichtung und Kunst, kurz im Bild das Unharmonische, das ihrem Wesen anhängt, in ausreichender, ja überschwellender Bestimmtheit sich gegenüberzustellen vermag. Schon in seinen uralten Sagen schuf sich das deutsche Volk sein Konterfei im ungeschlachten, tölpischen, langsamen und doch kampfwüthigen Riesen, ja auch dem edlen Heldenbilde wurden einzelne Züge geliehen, worin der Volksgeist sich selbst und sein Wesen belächelte: nennen wir nur den Dieterich von Berne im „Großen Rosengarten", dem der rechte Kampfmuth nicht kommen will, bis ihn Hildebrand verhöhnt und schlägt; jetzt nimmt er den Kampf mit Sigfried auf, aber erst, wie Hildebrand sich todtsagen läßt, entbindet sich seine ganze Kraft, und nun freilich geht ihm vor Wuth ein Flammenodem aus dem Munde, daß Sigfrieds Hornhaut schmilzt. Dies ist ja doch der ächte deutsche Michel. „Michel": das Wort war ursprünglich nicht komisch, ist nicht Scherzform von Michael, sondern das altdeutsche Wort für Groß,

wurde aber ebendarum, weil man die Größten selbst mit einer gewissen Schwerfälligkeit, Langsamkeit, Unschlüssigkeit sich behaftet dachte, zum Spitznamen, den der Deutsche sich selbst gab. Wir können nun sagen: die deutsche Karikatur wird sich von der satyrischen Zeichnung anderer Völker durch etwas unterscheiden, das sich als michelig bezeichnen läßt. Der Zeichner wird dies gewisse Etwas wollen, es umgibt ihn, er sieht es auf Schritt und Tritt, er steigert es im Bilde mehr oder minder und schafft so die leisere oder lautere Karikatur: allein nicht ganz frei handelt er hierin, denn er gehört zu demselben Volke, ein indefinibles Etwas von diesem Etwas wird sich in seine Striche einschleichen, auch wo er es nicht will. Mag der deutsche Satyriker das gerade Gegentheil des ächt deutschen Wesens darzustellen haben, darstellen wollen, die eleganteste Gelöstheit der Gestalt und Bewegung, die geriebenste Koketterie, Affektation, die blasirteste Windbeutelei, setzen wir dabei den virtuosesten Zeichner voraus, er wird doch niemals eine Lorette, Kokotte, niemals einen Robert Macaire zu Stande bringen, wie ein Franzose. Umgekehrt: mag ein Franzose mit der geschicktesten Hand sich die beste Mühe geben, den deutschen Michel (— das geschah wirklich oft in Caricature und Charivari —) oder etwa den Münchner Hausknecht, den richtigen Schwaben zu zeichnen, er wird unfehlbar einen Hauch von französischem Wesen, einen Gran mehr Leichtigkeit hineinbringen, als er sollte. Staunen mußte man über das, was einmal römische Karikaturen in den siebziger Jahren zu leisten vermochten; es wallfahrtete ein großer Pilgerzug nach Rom, die Römer machten große Augen, als sie zum ersten Mal deutsche Stockphilister und

Basen so in Masse beisammen sahen, es erschienen ein paar Bogen, worauf diese Figuren wunderbar wiedergegeben waren, doch wunderbar nur in Anbetracht der Fremdheit des Gegenstands für italienische Zeichner, ein deutscher hätte diese Typen gewiß noch viel prächtiger getroffen.

Es leuchtet ein, daß der deutschen Auffassung kein Stil besser entspricht, als die Zeichnung in derbem Strich und mit wenig Schatten, wie er ja an sich dem Holzschnitt zusagt, der doch immer die beste Form für die Karikatur ist. Mag man immer einige Schritte weiter ins Malerische gehen mit Licht- und Schattengebung, — es kann dies schon darum nicht ausgeschlossen sein, weil die Komik selbst ein und das andre Mal gern mit Lichteffekten operirt —, dem Grundzuge der deutschen Karikatur kann es nicht anstehen, nach einem Scheine ganzer koloristischer Wirkung mit graphischen Mitteln zu haschen, denn dieser Grundzug geht, wie wir gesehen, irgendwie immer auf das Lächerliche des Ungeschickten, soll aber das Ungeschickte in der denkbar geschicktesten Form gegeben werden, so straft sich das leicht dadurch, daß jenes gewisse Minimum des Ungeschickten, das auch im Subjekte der Kunst, im Zeichner steckt, und wohl, soweit die deutsche Zunge klingt, auch im besten, — daß dieses Minimum sich rächt und dann nur störend in die Darstellung sich eindrängt.

Da das Komische, wie man weiß, auch mit dem Tragischen gewisse Mischungen eingeht, so kann bei der technischen Manier an einen Maler großen Stils, an Alfred Rethel erinnert werden, der in dieser Sammlung von Altem und Neuem noch selbständig besprochen werden soll: sein Dürerstrich paßt

ja ganz ausgezeichnet für die dämonisch fürchterliche Komik im Todtentanz und im Cholerabilde.

Versteht sich, daß wir damit nicht sagen wollen, die Deutschen haben die Umrißzeichnung gepachtet; die französischen Karikaturblätter und der Punch wählen öfters diese Form, und mit vielem Glücke, doch dann bleiben sie auch gewöhnlich beim bloßen Umriß und so wählen sie ihn nur ausnahmsweise, etwan um alte Holzschnittmanier oder auch Kinderzeichnung zu komischem Zweck nachzuahmen. Irre ich nicht, so sind die Deutschen mit dieser Form vorangegangen; abgesehen davon haben die Fliegenden Blätter von Anfang an Umriß mit wenig Schatten geliebt, sind dann mit der Zeit mehr ins Malerische gegangen, doch dies so zu sagen nur einen Schritt weit, immer in den vorhin bezeichneten Grenzen.

Von Anfang an aber hat sich in jeder Form tüchtig, naiv, lustig der deutsche Karikaturgeist in ihnen ausgesprochen, wie wir ihn zu bezeichnen gesucht haben. Wer ergötzte sich nicht, als Braun — er war es, wenn ich mich recht erinnere — mit seinem Eisele und Beisele, als Pocci mit seinem Staatshämorrhoidarius auf den Plan trat! Mit diesen Figuren war zugleich ein Wurf gethan, der so recht im innersten Wesen der Karikatur liegt und ihr aufs beste dient, ihre Fruchtbarkeit zu steigern. Es waren Typen gefunden. Der Typus im engeren Sinne des Worts ist eine charakteristische Figur, die als stehende Maske verwendet wird, um Witze immer neuen Inhalts daran zu knüpfen; sie dient wie ein Haken, um fertige daran zu hängen, sie wirkt ebenso als Reiz, um solche zu erfinden.

Verstehen wir unter Typus in anderem, allgemeinem Sinne das Gepräge, woran wir einen Künstler, den Kunstgeist einer Nation, einer Zeit erkennen, so wird der Typus im genannten engeren Sinn gerade recht sich dazu darbieten, dies Gepräge in sich aufzunehmen, es wird sich in ihm zu bestimmten Charakteren condensiren; so war Robert Macaire ächt französischer, so der Staatshämorrhoidarius deutscher Typus in beiden Bedeutungen des Worts. Solche stehende Figuren werden als Träger von Satyre verwendet, indem man sie durch verschiedene Situationen, etwa auch auf Reisen herumführt, handeln und leiden, die Zustände, die verspottet werden sollen, erfahren und sich darüber aussprechen läßt. Sind sie ausgenützt, so erfindet man neue, sie können aber auch, der Unsterblichkeit fähig, ins Unendliche verwendbar sein. Auch wie Schilder mögen sie dienen, so die treffliche puppenhafte Titelfigur des englischen Punch; der stehende Hanswurst der Fliegenden Blätter und der schnapsig angetrunkene Kladderadatschkopf sind nicht so glücklich; das erstere deutsche Witzblatt hat sich seine eigentlichen, guten Typen erst im Texte geschaffen, das letztere ebenso, in Meyer und Schulze. Hat man nun einmal Typen, so hat man sie vor allem, wie gesagt, zur Satyre, und Satyre war es, was auch die Fliegenden Blätter an die Typen knüpften, mit denen sie so glücklich ihre Laufbahn betraten und deren sie auch später so gelungene einführten, wie Brauns Wühlhuber und Heulmayer.

Wir müssen in diesem Begriff zunächst unterscheiden. Das Wort Satyre läßt zu, daß wir es in sehr weitem und vagem Sinne nehmen. Vag genommen bedeutet es jede

Darstellung, wobei es über irgend etwas zu lachen gibt, so daß „satyrisch“ und „komisch“ eigentlich zusammenfällt. Das Lachen kann ein harmloses sein und soweit es dies ist, gebraucht man auch gern den Namen: gemüthliches Genre. Das Volsleben, die höheren Stände mit ihrem verschiedenen Gepräge, das Philisterium, die Kleidermoden, die Geselligkeitsformen und was alles wird zwar mit seinen Thorheiten vorgeführt, aber so, daß die Thorheit eben nur als Thorheit erscheint, daß alles leicht genommen, die Galle nicht in Theilnahme gezogen wird. Aber es ist nicht möglich, feste Grenzen zu ziehen, wo sich dieses Gebiet von einem anderen schiede, in welchem so harmlos nicht gelacht wird. Eine Weibermode z. B. wie die jetzige gibt unendlichen Stoff zu einfach belustigenden Bildern, soweit sie nur als närrisch erscheint, allein sie ist auch frech und schamlos, ein sittliches Uebel; sowie man dies in und zwischen den Linien des Zeichners liest, so wächst die lustige, relativ harmlose Satyre in die scharfe, beißende hinüber, und das Lachen wird bitter. Der Staatshämorrhoidarius gab munter zu lachen: noch ein Ruck und man mußte an die ernsten Uebel der Vertrocknung des Menschen im Mechanismus des Staatsdienstes, an das ganze System der Bürokratie denken, und nun spürte man den scharfen Stachel im Hintergrund des drolligen Vordergrunds. Man sieht: wir haben es hier mit einer Unterscheidung zu thun, die schließlich auf die andere führt: schädliches oder unschädliches Häßliches. Wir sind zu dem Satz des Aristoteles geführt: das Komische ist ein Häßliches unschädlicher Art (wörtlich: ein schmerzloses, nicht verderbliches Häßliches). Der Satz bleibt für immer

stehen, obwohl er mehrerer Ergänzungen bedarf. Die eine ist, daß uns der komische Vorgang an sich oder das Bild eines solchen zwar ein Uebel schädlicher Art vor Augen führen, aber die Schädlichkeit uns verhüllen kann, so daß die Aufmerksamkeit vom Ernste des Uebels weg und ganz nur auf die Thorheit, den Unsinn hingelenkt wird. Am schwersten wird diese Ablenkung sich vollziehen können bei großen, öffentlichen Uebeln, im Staat, im Religionsleben, verkehrten Richtungen der Kunst, ja auch der Wissenschaft. Greift die komische Zeichnung in diese Sphäre hinein, so muß sie fast unausbleiblich scharf und schneidend werden, d. h. Satyre im engeren, im prägnanten Sinne des Wortes. Dieser Satyre nun gegenüber können wir der leiseren, nicht entbundenen, zwar schlummernd doch vorhandenen Satyre in all den Darstellungen, die uns ohne merkliche Bitterkeit zu lachen geben, allerdings einen Namen beilegen, als wäre sie keine Satyre, wir können sie also komisches oder gemüthliches Genre-, oder — warum nicht deutsch? – Sittenbild nennen.

Die Fliegenden Blätter nun pflegen seit ihrem Beginn mit Vorliebe das letztere Gebiet, und dies ist nur ganz recht. Sie gaben und geben herzlich zu lachen. Sie reichen nicht Schnaps, sondern gesundes Bier und guten Wein der Komik. Sie lieben sich das Naive. Es versteht sich, daß wir bei: Naiv durchaus nicht nur an die Gegenstände denken, als handelte es sich da blos um Aufdeckung von Momenten, wo der Mensch irgendwie von der Natur, wie sie unter dem Bewußtsein versteckt in ihm lauert, oder von der Natur im Sinne des äußeren Zufalls lächerlich überrascht wird,

wir denken vielmehr ebenso auch an die Behandlung, an die Saftigkeit darin, an die Fernhaltung des gewissen Kratzigen, Haarigen, Essigscharfen, das sich bei zugespitzt ironischer Auffassung bis in den Zug des Stifts, in den Strich hinaus erstreckt. Es ist wahrlich kein kleines Verdienst, den Menschen einfach Vergnügen machen, zu ihrer Wohlstimmung beitragen. Dabei vergesse man nicht, daß ein lustiges Blatt seine Grenzen unberechenbar weit ausdehnen und gar wohl auch das Anmuthige, das Schöne ohne den Zikzak des Komischen einschließen kann. Moriz Schwind trat auf den Plan, seine reizendsten Beiträge waren die Kompositionen zu deutschen Märchen, wahre Perlen, Kunstwerke auch in der Art des Aufbaus auf der Fläche eines ganzen Bogens. Der liebenswürdige, von Erfindung quellende Geist unseres herrlichen Märchenmalers ergoß sich reichlich in diese Blätter. Neben dem Drolligen, dem Hanswurstischen, dem behaglich Philisteriösen, Perrückenhaften bewegte sich in traumhaft heiterer Gesellung das rührend Kindliche, das süße Bild der Unschuld, bedroht vom Dämonischen, gerettet von guten Geistern, das zart und rein Jungfräuliche, das jugendlich blühend Männliche, kurz der Adel der Grazie. — Ich habe vernommen, daß die Herausgeber in einem Hefte zusammenstellen werden, was Schwind zu den Fliegenden Blättern beigetragen hat: eine der erfreulichsten Gaben, die man dem deutschen Volke bieten kann. — Neben einen Meister im freien Phantasiegebiet können wir ein Talent stellen, das völlig in der bekannten Wirklichkeit sich bewegte; es ist Haider mit seinen Jagdbildern und Volksscenen. Wohl hat er meist Komisches gebracht, vorzüglich in drolligen

Jagdabenteuern und in der Parodie des Menschen durch Thierformen, Thierjahrmärkten u. dgl.; aber er mied immer die grellere Ausbeugung der Form, wie das stark Komische sie braucht; ein meisterhafter Zeichner, liebte er sich immer den gefällig fließenden, im besten Sinn eleganten Strich und gab daher ebenso gern ein anmuthiges, als ein zwerchfellreizendes Bild von Jägern, Volk, Wild, Hund im grünen Walde, auch im Dorf, im Hause.

Doch die Blumen mit graziösen Kelchen, Blättern und Ranken können nur vereinzelt unter den neckischen Orchideenformen der Karikatur eine Stelle finden. Mit eigenthümlich kolbigen, dick umrissenen, wie heraldisch ausgerollten Formen trat Ille in die Reihe. Grausliche Rittergeschichten, Ritterscenen auf Meerschweinchentheatern, Travestieen von Dienstmädchen in Soldaten, von Ständen verschiedener Art und Charakteren in Thierformen waren seine Stärke, doch der eigentliche Höhepunkt die Typen aus der Zeit der hohen Kravatten, aufgefaßten Aermel, Hosenthürchen, Kappenstiefel, der weiblichen kurzen Taillen und gebauschten Locken, und ganz entfaltete sein erfindungslustiger Geist die Schwingen, als Eichrodts unsterblicher Biedermayer sein Gegenstand und Inspirator wurde. Die Versöhnung Preußens und der Schweiz zum Beispiel (1856), dieser Preuße mit dem alten Kübeltschako und Federbusch, dieser Tell mit Barett und geschlitztem Wams, ganz ein Ritterheld aus einem wandernden Theater, dieser festonziehende Genius über dem Altar, griechisch im Geschmack der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts: es war ja ganz und gar köstlich! — Die Rittergeschichten führen auf Räubergeschichten, und da machen wir einen

Sprung über viele Jahre hinweg, um die prächtige Geschichte: „Melusine und Pasqualini oder pechschwarz-melancholische Märe“ zu erwähnen, Text und Illustration von Trautmann, beide von gleich prächtiger Tollheit. Erschrecklich rührender kann das große Thema: edler Räuber kaum behandelt werden. Melusinens Geliebter, Karl von Platzki, Offizier in der bayrischen Uniform der zwanziger Jahre, das Raufen der Soldaten mit Pasqualini bei der Gefangennehmung, seine Flucht und Greuelthaten, dann die tiefe Erweichung, Läuterung der wilden Räuberseele beim Anblick von Melusinens photographischem Bildniß, und nun der Beschluß, die Liebenden zu vereinigen, — neben Leichenhaufen hingemeuteter Opfer werden dem grausamen Onkel Schnabel und dem schnöden Werber Hahnebiene die Köpfe zusammengestoßen und die glücklichen Liebenden von ihrem Retter „stadtwärtsein“ geführt. Die letztere Scene ganz besonders ist hoch zu preisen: Mondschein, im Hintergrunde die Stadt, die drei Figuren vom Rücken gesehen, dunkel sich abhebend, starke Schlagschatten werfend, das veredelte Ungeheuer führt die zarte Braut am linken, den ritterlichen Verlobten mit dem großen Raupen auf dem Helm am rechten Arm — das Bild hat ganz malerischen Wurf, wirkt stimmungsvoll sentimental und wird durch den innern Widerspruch im Gegenstande so überaus komisch, daß Thränen der Wehmut wunderbar mit Thränen des Lachkrampfs sich mischen. Pasqualini schließt damit, daß er wie Karl Moor sich der Gerechtigkeit überliefert und seine Strafe selbst bestimmt; sie besteht darin, daß er sich enger und enger einmauert, bis er erstickt, an der Wand hat er die Photographie

aufgehängt und bis zu seinem letzten Athemzug schaut er sie an — „und so saß er eines Tages in der engsten Enge da und auf Melusinens Bildniß noch sein bleiches Auge sah“ —.

Wir gehen in der Zeit wieder zurück, in die Jahrgänge, wo Wilh. Busch die Zierde der fliegenden Blätter war. Er ist von P. Lindau in Nord und Süd, Februar 1878, einläßlich charakterisirt, uns beschäftigt dieser genialste Mitarbeiter des beliebten Blattes vorzüglich wegen seiner Verwandtschaft mit Töpffer. Beide sind gleich wunderbare Meister der unendlichen Geschicktheit im Ungeschickten der Zeichnung. Man sagt, Busch habe in seinen kinderhaften Strichen weit mehr Können verborgen, als Töpffer, der wegen Augenleidens mitten in seinen Lehrjahren inne halten mußte, er habe auch im Malen rasche Fortschritte gemacht. Es ist kaum möglich, aus den Kompositionen seiner Blütezeit hierüber ins Klare zu kommen, die späteren, letzten allerdings weisen auf ein freies Können, und dies, wie wir sehen werden, in nicht erfreulicher Weise. Behält man nur jene Zeit im Auge, so ist die Aehnlichkeit schlagend. Beide Humoristen setzen ihre unzulänglichen paar Punkte und Striche just so zum beabsichtigten Ausdruck genügend, als könnten sie, wenn sie wollten, vollendete Meisterwerke in völliger Durchführung aller Mittel der Malerei schaffen, und daß man doch wieder — so grundnaiv erscheint jene Armutseligkeit — eine solche Vermummung für rein unmöglich hält. — Gemeinsam ist ihnen auch die reiche, quellende Erfindung, und zwar in der Form der Continuität, eine Geschichte aus einem Motiv spinnend und fortspinnend bis zu glücklichem, wenigstens leidlichem oder, für den

frevelnden Theil wenigstens, schrecklichem Ende. Beide verbinden mit reichem Geist im Bilde reichen eigenen Geist im Texte, allerdings in verschiedener Art: Töpffer begleitet die Bilderreihe einfach mit leicht ironischem Kommentar, Buschs Text ist komisch auch für sich, nimmt ganz naiven Schein an, spricht die Sprache des wohlmeinenden, weisen, beschränkten, gern Moral ziehenden Biedermanns oder kurz: spricht Biedermayerisch, also Text ganz dem deutsch drolligen Zug des Zeichners entsprechend. Töpffer ist satyrischer — unbeschadet der Phantastik, der toll spielenden Narrheit: Akademiewesen, Phrenologie, Erziehungscharlatanismus, Demagogenwesen, Buchhändlerschwindel u. dgl., also Schädliches im sozialen, literarischen, politischen Leben wird in der Mehrzahl der Bilderreihen (mit der Hanswurstpritsche) gezüchtigt. Busch führt solchen Stachel nicht: er ist einfach bei unartigen Buben, unbequemen, störrischen, teufelhaftigen Thieren, tölpischen Bauern, raufendem Volk, gestörten Biertrinkern, rauschheimschleppenden Kneipanten, zu Hause —, etwa wohl auch beim Klaviervirtuosen, und da geht es freilich auch in gesalzene Satyre hinein. Eigenthümlich ist es mit der Moral der Fabel bestellt: Muthwille, Unart wird bestraft, oft furchtbar genug wie an den bösen Buben von Korinth, schlafstörenden Flöhen, Mücken, froschzerrenden Enten; oft trifft die Strafe nach zwei Seiten z. B. den nestberaubenden Knaben und das böse Thier wie in der Geschichte vom Raben Huckebein, aber oft waltet grausam schlechte Weltordnungsjustiz: unverantwortliche Fahrlässigkeit geht ungestraft ab wie bei dem Barbier, der dem armen Rasiropfer den Nasenzipfel abschneidet, oder der Maus, die

das arme Ehepaar in Verzweiflung bringt. Töpffer ist nachsichtiger; nicht so schrecklich wie bei Busch, wo dieser sie eintreten läßt, waltet bei ihm die Nemesis, seine Narren kommen nach etlichen Aengsten und Nöthen immer noch ganz leidlich, ja oft glücklich davon. Wird durch jene Grausamkeit der Endschicksale, wird außerdem durch die großen Uebel, die sich durch Umrennen, Durchprügeln, schwer Verwunden alle Welt im Gang der Handlung gegenseitig zufügt, nicht der Satz vom unschädlich Häßlichen umgestoßen, bekommt Aristoteles nicht unrecht, wenn er darein das Komische setzt? Dies Bedenken bringt Lindau im erwähnten Artikel. Die Lösung des Einwurfs ist nicht schwer: wo die mäßige Schuld durch ganz entsetzliche Uebel, ja durch das äußerste, einen furchtbaren Tod bestraft wird, da fällt der Accent auf die Unmöglichkeit. Es ist zu toll, als daß es denkbar wäre. Es gruselt uns, aber es muß doch purer Schein sein, weil es nicht möglich ist, und wir lachen — über den verrückten Einfall des Künstlers. Die bösen Buben von Korinth werden vom Fasse des Diogenes zu langen flachen Kuchen gewalzt: wir schaudern zusammen und gleichzeitig schüttelt es uns das Zwerchfell, weil wir solche Walzung uns als physisch möglich denken sollen und nicht können. Also: das Tragische komisch, weil vor Augen und doch undenkbar. Man sagt sich: es wär' ja doch verflucht! und halblaut dazu: wenn's möglich wäre. Uebrigens fallen uns auch bei Betrachtung einer Geschichte die vielen anderen mild auslaufenden ein, wir vergessen nicht, daß es ein andermal in dieser tollen Welt eine strafende Gerechtigkeit gar nicht gibt, sondern das Komische in Form, Bewegung, Hergang einfach als Bild

wirkt, um seiner selbst willen da ist, es schwindet aller Ernst, es ist Feuerwerk auf dem Wasser, zerspringende Blase — „Luft im Laub und Wind im Rohr, und alles ist zerstoben.“ Und sonst, wo es zwar wild und grob genug hergeht, aber doch nicht zum äußersten Uebel kommt: was schadets viel, wenn die Narren und Tölpel von Menschen einander recht durchwalken, treten, stoßen, puffen? Es wird ihnen als läuternde Durchknetung schließlich gesund sein, ihnen ihre Menschlichkeit zu fühlen geben. Man nimmt eben hier auch das Schwere leicht, und dies führt freilich auf einen tieferen Grund. Eigentlich, d. h. abgesehen von der subjektiven Zuthat oder vielmehr Wegthat, die ganz wesentlich ist, geht es in der Welt des Komischen überhaupt unbarmherzig her. Viel Mitleid, wenig Komik! Wir lachen, der Dichter, der Künstler macht lachen über tausend Dinge und Hergänge, die sehr weh thun. Wie machen wir das, wie macht er es, da wir doch keine mitleidlosen Barbaren sind? Wir rücken uns, er rückt uns den Ernst in der Sache aus den Augen und ins Auge nur das Ungereimte, die Thorheit des Menschen, die Koboldtücke des Zufalls, das Spiel der Natur in uns und außer uns mit unserer Freiheit. Wir halten es da wie die Kinder; es ist nicht bös gemeint, wenn diese über einen Buckligen lachen, es fällt nur nicht in das Sehfeld ihres Bewußtseins, was der Bucklige unter seiner Entstellung leidet. Aber noch mehr! Es kann kommen, daß wir bei einem komischen Vorgang vom Wehthun gar nicht absehen können, und es kommt sehr oft, daß die Kunst uns zeigt, wie weh es thut. Dann lachen wir dennoch, als thäte es nicht weh, wenn die Aeußerungen

des Schmerzes barocke, ungereimte Formen annehmen: Zappeln, Krümmen, Zucken, Aufkreischen macht sich eben leicht so komisch, daß wir lachen müssen, obwohl wir wissen, daß diese Ausbrüche vom Schmerz kommen. Der Schmerz selbst wird komisch und hört darin auf, als Schmerz zu erscheinen, wiewohl er eben als Schmerz erscheint. Kommt dies schon oft genug in der Wirklichkeit, so wird die Kunst nicht langsam sein, reichlich auszunützen, was in der Natur liegt. Hat sie doch darüber hinaus noch den unendlichen Vortheil, daß man beim Bild immer ja doch auch weiß: es ist nur Bild. Bild ist nicht wie pures Glas, durch welches wir Dinge sehen, es hat sein eigenes Leben als Bild. Dies begleitende Bewußtsein bleibt vollends in Kraft, wenn die Kunst keck ihre Freiheit gebraucht, über das Naturmögliche hinauszugehen und uns ganz in der Welt der närrischen Vorstellung festzuhalten. Töpffer und Busch wohnen in ihr. Die Welt des komischen Wunders: Sommernachtstraum, Puck! Es gibt kein Naturgesetz, und mitten in dieser Aufhebung aller Causalität soll es doch eine geben. Heiterer Rausch, lustiger Wahnsinn!

Der Unterschied zwischen beiden Künstlern bleibt, daß der Franzose in Töpffer ungleich leidenschaftlicher ist, als der ganz deutsche Busch. Fahriges Ungestüm gibt es neben viel Phlegma zwar auch bei diesem in Menge, aber so toll wuselich, so rasend quecksilbrig, so schnaufend heftig und desperat wie Töpffers Narren sind Buschs Leutchen niemals. Ihr Körper ist auch nie so gewandt, um so furiös zu turbilloniren. Nur ausnahmsweise, nur im Bilde einer Kunstleidenschaft kommt es bei ihm zu so excentrischer Bewegung:

im forte vivace, fortissimo vivacissimo, endlich im finale furioso hört der Klaviervirtuos auf, ein menschlicher Organismus zu sein, Finger, Hände vervielfältigen sich, die Haare werden Meerflut, die heilige Wuth setzt sich in seine Frackschöße, seinen Schnupftuchzipfel fort, selbst der nur hörende Enthusiast wird so durchzuckt, daß es ihm die Beine zur Schraube zusammendreht, daß sein ganzer Kopf nur Auge und Ohr wird — dies ein beliebtes und ächt komisches Verfahren der Karikatur, daß sie gern eine Metapher buchstäblich nimmt.

Recht wohl kennen Töpffer und Busch die komische Kraft im Dämonischen. Des ersteren wandelnder Koffer ist todtlächerlich geisterhaft. Buschs Huckebein ist ein infernalisches Monstrum, ein Vieh wie ein böser Traum. Ein halbflügger Rabe ist wirklich ein kleines Ungeheuer, Busch hat die Natur gründlich belauscht und nach der Belauschung genial traumhaft übertrieben. Je mehr das Komische seinem Wesen nach auf die härteste Realität angewiesen ist, desto mehr bestätigt durch Leistungen, worin das Naturtreue so lustig ins Phantastische übergeht, auch der Humorist die Wahrheit, daß alle ächte Kunst ein tief dem Traum verwandtes Produziren ist. Auch er muß ja umbilden: er muß immer in irgend einem Grade steigern, was in der Naturgestalt mißförmig ist, muß ins Häßlichere idealisiren, und er muß die Mißgestalt in Bewegung, in Zusammenhang einer Handlung setzen: wenn ihm da nicht ein Bild auftaucht wie im Traume, was hilft alles Denken und Mühen? — Fertige Traumgebilde des Volksglaubens werden daher natürlich beliebtes Motiv sein, der schreckliche Ur-

Hanswurst vor allem, der Teufel; ich erinnere noch an Buschs köstliches Blatt: Schmied und Teufel.

Busch hat seit längerer Zeit den Griffel niedergelegt. Mancher hätte es wohl nicht bedauert, wenn es geschehen wäre, ehe der h. Antonius und die folgenden Stücke erschienen. Es herrscht ein Naturgesetz in der Produktionskraft, einem Dichter widerfährt es, daß man von ihm sagt: er hat sich ausgeschrieben, dasselbe Fertigsein kann bei dem Zeichner eintreten. Busch überschritt die Linie und trieb sich in ein fremdes Element hinein — fremd nicht überhaupt, sondern nur fremd der Natur Buschs, wie man sie bis dahin gekannt und liebgewonnen hatte, und fremd der Natur der reinen, ungemischten Komik. Bezeichne ich dies fremde Element als satyrisch, so wird man mir Widerspruch mit meinen eigenen Sätzen vorwerfen, vollends wenn man vorwärts gelesen haben wird, denn ich gedenke noch ausdrücklich von der Unentbehrlichkeit der Satyre für Karikaturblätter einiges zu sagen. Man erinnere sich aber jetzt der obigen Unterscheidung zwischen zweierlei Art von Satyre: die eine gegen die Narrheit im Menschen überhaupt gerichtet, wie sie sich jederzeit und in unendlichen Formen aus dem Widerspiel ergibt, das die Natur in ihm und außer ihm mit ihm treibt, die andere gegen bestimmte, sehr fühlbare Uebel in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben. Die erste Art wird gerne so ins Runde, Volle des Spasses gehen, daß man den Dorn gar nicht spürt und den Namen Satyre, obwohl er eigentlich begründet wäre, gar nicht anwendet. Pierro mag eine Satyre auf alle Tölpel sein, niemand denkt weiter daran, man lacht eben. Man fühlt sich ins Zweck-

lose versetzt, ins ganz Tendenzlose. Und dies war das eigentliche Element Buschs. Mit dem h. Antonius fieng er an, schneidig, sehr schneidig polemisch zu werden, zuerst gegen Pfaffenthum, dann gieng es gegen allerhand Lotterwesen in Familie, Sitte, gegen politischen Partikularismus, gegen die Parteien im deutschen Reich. Dagegen ist nun an sich gar nichts zu sagen, im Gegentheil —, aber an Busch war man diese Rolle nicht gewohnt; es gieng bei ihm grausamlich genug her, wie wir gesehen, aber alles schwamm doch so lustig auf der Welle der freien Narrheit, daß es leicht und schwebend wurde. Die so scharf gesalzene Ruthe wollte ihm nicht zu Gesichte stehen. Und nun kam zu dieser Wandlung noch etwas hinzu, das war noch fremder. Sogleich im h. Antonius stach es widerwärtig genug hervor und lief dann durch die weiteren satyrischen Hefte.

Ich habe da und dort, namentlich in dem Aufsatz über Cynismus („Mode und Cynismus") schon gezeigt, daß die volle, freie Komik und das sexuell Pikante nicht zusammengehen. Das froh Hanswurstische ist immer naiv, wie derb und grob es sein mag; es ist immer unschuldig in dem Sinn, daß es ganz verschmäht, mit geschlechtlichen Reizen zu wirken. Der rechte Komiker als Zeichner läßt ein Weib auf den Kopf stellen und doch die Röcke nicht zurückfallen, er will nichts vom Nackten, außer sofern zufällige Entblößungen lächerliche Noth bereiten. Er ist keusch wie ein lustiger, draller Bub. Er mag unfläthig sein, aber er will nichts von winkendem, graziösem, leiser oder lauter mäckerndem Kitzeln und Krabbeln an der Inguinalregion. — Ungern sah man, wie Busch den falschen Griff that sogleich sehr

stark im h. Antonius. Man betrachte die Bilder S. 54—60, der Teufel als Balletdame den Heiligen versuchend, und man wird finden, daß Busch die Linienführung, womit man eine solche Schöne herstellt, sehr los hat. Busch, der geschickt ungeschickte Busch, entpuppte sich nun als ganz gewandter Zeichner, und zwar im Pornographischen. Unter Pornographie verstanden die Alten, wie man weiß, schamlose Wollustbilder. Das Wort kann gut auch in weiterem Sinn genommen werden; es brauchen nicht flagrante Momente dargestellt zu sein, und man kann ein Bild doch pornographisch nennen. Es gibt einen pornographischen Strich; es ist eine Art, weibliche Formen, Bewegungen, Mienen zu zeichnen, die sehr verständlich ist; dieser Strich ist nicht deutsch; wer auch nur Journal amusant angesehen, kennt ihn und versteht, was ich meine; die Deutschen haben ihn in der modernen Zeit von den Franzosen gelernt, besonders gelehrig haben sich die Wiener in ihren illustrirten Blättern erwiesen. Wer ihn führt, ist ja der Wirkung immer sicher; wie stumpf, wie roh einer sein mag für Kunst, für das wirklich Schöne und besonders für das wirklich Komische: Geschlechtsnerven besitzt er doch, und wer sich an diese adressirt, ist also der Wirkung sicher. — Man sage nicht: dort, in jenen Versuchungsbildern und sonst, solle ja das Freche nicht direkt wirken, sondern als Moment in der Handlung und zwar als negatives, d. h. als Bild dessen, was der Heilige verabscheuen müßte; auch in dieser Einschränkung kennt die ächte Komik das Pikante nicht, und ein Blick zeigt, daß die Formengebung nicht auf dies indirekte Ziel allein, sondern darüber hinaus geht mit einem gewissen Ausdruck von Wunsch,

den Leuten, die dafür Sinn haben, ein mäckerndes Bocksgelächter zu entlocken. Die beißende Satyre kann unter Umständen Bilder des Frechen, des Liederlichen nicht entbehren; niemals aber wird sie dieselben so behandeln, daß der geringste Schein entsteht, als wolle sie dadurch gefallen und vergnügen. — Gröber und gründlich eckelhaft sieht man denselben Strich walten in der Art, wie in den genannten Scenen der Bart des h. Antonius behandelt ist. Davon kein Wort weiter!

Daß übrigens mit diesen Bemerkungen der Kunst keine puritanischen Grenzen gesteckt werden sollen, dies bedarf für den, der zu unterscheiden versteht, keiner Betheurung und keines Nachweises.

Wir nehmen nun den obigen Faden auf und fragen nach dem Verhältniß der Fliegenden Blätter zur scharfen Satyre. Zugegeben ist bereits, daß ein Witzblatt mehr Genuß bereitet, wenn nicht diese, sondern das humoristische Sittenbild in ihm herrscht. Der Kladderadatsch ist in seinen Illustrationen fast ausnahmslos nur satyrisch und niemand wird sagen können, daß es uns dabei so wohlig werde wie bei den Fliegenden Blättern. Wahren Spaß macht ja am Ende doch nur das Naive. Das fehlt auch ganz und gar der Manier der Zeichner im Berliner Witzblatt. Die Erfindung ist oft sehr geistreich, die Charakteristik gut, die Handschrift der Zeichnung aber durchgängig stechend wie der Text, kratzig und immer saftlos, auch inkorrekt über das Privilegium hinaus, das solchen raschen Produktionen eingeräumt ist. Nirgends ein Gefühl für das Behäbige, nirgends für das Volksthümliche, bis auf die Tracht hinaus, kann

man doch zum Beispiel halbwilde Südslaven oder deutsche Gebirgsbauern in städtischen Stiefletten kostümwidrig auftreten sehen. An Witz in Text und Bild ist das Blatt wahrlich nicht arm; ich greife aus unzähligen Erinnerungen Eine heraus: die ausgezeichnete Karikatur: Bismarck als Richard III. mit Windthorst als Anna am Arm und darunter die Worte: „ich will sie nehmen, doch nicht lang behalten" (27. Juli 1879, Nr. 34). Das Bild war unmittelbar, als Anschauung an sich schon schlagend, namentlich dieser kleine Windthorst mit den bekannten Zügen in weiblicher Tracht des sechzehnten Jahrhunderts ganz und gar köstlich. Aber es wird dabei bleiben, daß Pfeffer auf Pfeffer dem Magen nicht gut thut. Keineswegs ganz fehlt zwar die stachellos heitere Komik. Der Text bringt gar manchen puren Spaß, besonders aus der Region des heiteren Blödsinns und des schlechten Witzes, des Kalauers, denen nicht ein Jota von ihrem Werth abgesprochen werden soll; es gibt schlechten schlechten und guten schlechten Witz, und Kladderadatsch ist fruchtbar im letzteren. — Auch darf nicht übergangen werden, daß er von Zeit zu Zeit ein ernstes, gefühltes Gedicht an der Spitze bringt. Was in den Fliegenden Blättern ab und zu einmal Poetisches vorkommt, kann sich selten damit messen. Der launige Theil des Textes in diesen bringt manchmal eine hübsche Novelle, ergötzlich besonders die Schnurren im sächsischen Dialekt; im Ganzen aber ist nicht zu läugnen: der Kladderadatsch hat mehr Geist im Text als die Fliegenden Blätter. Dennoch wird der obige Satz Recht behalten: mehr Pfeffer als Fleisch.

Das Umgekehrte gilt nun von den letzteren. Sie

bringen zu selten Satyre, ja seit Jahr und Tag fast gar keine mehr. Brennt eine Wurst zu scharf auf die Zunge, die zu viel Pfeffer enthält, so schmeckt zu leis und widersteht oft dem Gaumen eine solche, der es an Pfefferkörnern fehlt. Das war früher nicht so; die Fliegenden Blätter brachten von Zeit zu Zeit Karikaturen, recht eigentliche Karikaturen, will sagen: gezeichnete scharfe Satyre. Da ist nun des feinen, geistreichen Dyk zu gedenken. Ich habe leider die Jahrgänge nicht zur Hand — es war vor und während 1848, wo seine Beiträge kamen, wohl auch noch in den ersten folgenden Jahren —, ich führe nur drei Bilder aus dem Gedächtniß an: der deutsche Michel als Laokoon, von den Schlangenknoten des deutschen Bundes eingeschnürt, —: „Tanz nach Noten“: die deutschen Wappenthiere tanzen nach Musik, die der russische Bär aufspielt. Dyk war vortrefflicher Zeichner, seine Handschrift that an sich schon dem Auge wohl: ein klar, warm, saftig gezogener Umriß mit wenig Schattengebung. Nun soll man z. B. sehen, wie die tanzenden Wappenthiere gegeben sind, der bayrische Löwe namentlich als oberbayrischer Bauernbursch, Hut mit Spielhahnfeder schief auf, kurze Pfeife im Maul! Uebrigens nicht lauter Thiere: die freien Städte waren tanzende Geldsäcke, und wie prächtig diese behandelt, daß sie plumpen, fetten Tänzern gliechen! — Noch ein hübscher Treff für Bayern: der preußische und der österreichische Adler feindlich einander gegenüber, in der Mitte der bayrische Löwe auf dem Ende einer Winde; er läßt sich von unten emporschrauben, um gleich hoch zu kommen, d. h. als Vermittler zur Höhe des Dritten im Bunde zu steigen. Auch hier waren die Wappen-

thiere, auf der Grundlage des Heraldischen menschenähnlich belebt, höchst genial behandelt. — Dyk hat eine Anzahl köstlicher satyrischer Handzeichnungen hinterlassen, schade, wenn sie nicht noch erscheinen. Aber noch zu Lebzeiten des so früh uns entrissenen feinen Künstlers und trefflichen Mannes gaben die Fliegenden Blätter dem scharfen Bildwitz den Abschied, und hier muß ich einen Vorgang erwähnen, der zeigt, wie wenig sie geneigt waren, in diesem Gebiete noch etwas zu wagen. Braun und Schneider beklagten bei mir, daß ihnen Dyk schon sehr lange nichts mehr gegeben; — er hatte ihnen mitunter auch stachellose Scherze beigesteuert, und solche freilich wünschten sie noch von ihm. Ich hatte (1862) den Spaß: „Faust. Der Tragödie dritter Theil" herausgegeben. Dyk zeigte Lust, zum zweiten Akte, den ich den Fliegenden Blättern zum Abdruck überlassen wollte, Illustrationen zu zeichnen. Man muß sich in die Zeit versetzen. Dieser zweite Akt enthält neben literarischer auch politische Satyre; Napoleon III. erscheint als Popanz im dunkeln Aufenthalte der Mütter, Preußen tritt als Faust, Valentin als Oesterreich, die andern deutschen Staaten als Jungfrauenchor auf. Ich freute mich schon, wie prächtig nußknackerhaft die Mütter, Helena, Euphorion, namentlich aber Napoleon figuriren werden. Aber wir wurden abschläglich beschieden, man verzichtete lieber auf längst ersehnten neuen Beitrag von Dyk, als man das Schreckliche wagte, die Zeit an ihren Höhen zu fassen; Napoleon stand noch im Zenith, war aber im Text hingestellt, wie man S. 82 und 83 lesen kann und wie ich ihn immer angesehen hatte: als Croupier.

Unter den neueren für die Fliegenden Blätter thätigen Zeichnern wären sehr tüchtige Kräfte für die eigentliche Satyre. Ich beschränke mich darauf, Einen hervorzuheben: Oberländer. Er ist nicht erfindungsreich in Fabeln wie Busch, nicht dazu angethan, phantastische Geschichten fortzuspinnen und mit witzigem Texte zu begleiten. Er streift hie und da das Gebiet der närrischen Vorstellung, des komischen Wunders, aber es ist nicht seine gewohnte Region, er bewegt sich im Realen. Man spürt, daß man eine stillere, ruhigere, einfachere Natur vor sich hat, naiv zu nennen, wenn man dabei nur gewiß das Salz nicht ausgeschlossen denkt, denn dieser stille Mann ist ein Schalk, und das ist ja gar wohl vereinbar: ein stiller Mann, der sich mit Liebe ins Naive versenkt, weil er selbst in seinem Wesen ihm nicht entfremdet ist, und derselbe Mann doch auch ein scharfblickender Zuschauer, dem das Naive sich aufspielen muß. Ein behagliches Naturelement ist die Grundlage, die breite Basis, ein Mitdarinsein, das doch zugleich darüber steht, man mag sich den Mann vorstellen wie einen wohlgelaunten Mitzecher, der doch seinen Spaß über die andern lächelnd einschiebt; nur ein gewisser Grad von Ironie, von polemischer Zuspitzung wäre, so scheint es vorerst, ausgeschlossen. Wir verweilen zunächst einfach dabei, als wäre hiemit der ganze Mann aufgefaßt, und erfreuen uns an dem durchlaufenden Zuge behaglicher Versenkung in beschränkte, so oder so unbewußte Existenzen, an dem gemüthlichen Einwohnen in den Moment. Es ist seinen Leuten wohl in ihrer Sinnlichkeit, Dummheit oder Dummlichkeit, ihrem Rausch, ihrer holden Rohheit und Rauflust, in ihrer

Ungeschicklichkeit, in Irrthum jeder Art, Gewohnheitsdusel, Zerstreutheit, Feigheit, Eitelkeit, Wohlweisheit, kurz in der süßen Trunkenheit der Seele, dieser Dämmerung, woraus sich am Ende jedes Menschenkind ungern und keines je ganz vertreiben läßt, mag es dadurch noch so empfindlich gegen Umstände oder menschliche Befehdung anrennen. Und eben, mitten in diesem Elemente ist nun der rothbackige Naivetätsfreund ganz Schalk und ganz Falk, ein wahrer stoßender Falk an Charakteristik, ja gerade nach diesem Zuge zu bezeichnen. Das Hauptmittel der Karikatur, die Uebertreibung, ist nicht stark benützt, er bedarf seiner einen mäßigen Grad, eben weil Auge und Hand so ungemein packend die lächerlichen Eigenthümlichkeiten der Gestalt, Miene, Bewegung herausgreift, herausschneidet. Wer sehr scharf unterscheidet, bedarf nicht viel Hyperbel. Der Hausknecht, der einen blasenden Posaunisten beobachtet und meint, er plage sich ab mit Blasen und Schieben, das Zinkenstück vom Mundstücktheil loszubringen, der dann sagt: „Sakra, dees müßt doch der Teufel sein, wenn ma dees Ding net rausbrächt!“ der es faßt, daran reißt und damit rücktaumelt, während der Musiker umschlägt: wie ist das beobachtet! Man sehe einmal den Kerl dastehen im ersten der zweï Bilder, die Hände in den Taschen, den lederhosigen, zipfelkappigen, erzdumm wohlweisen Lümmel!*) Oberländer ist speziell Meister im Bilde

*) Eine Auswahl der Beiträge Oberländers für die Fliegenden Blätter ist 1879 unter dem Titel „Oberländer-Album“ erschienen. Ich citire nach dessen Seitenzahl. Das erwähnte Bild s. S. 56. Von manchem, was ich anführen werde und was nicht im Album zu finden, kann ich die Nummer, worin es kam, nicht angeben, weil mir nicht alle Jahrgänge zur Hand sind.

der breiten Bauerndummheit, des Kneiplebens und der Würze desselben, der Prügelei. Nicht daß er darauf beschränkt wäre; die gebildeteren, weltversirteren Leute müssen ebenso daran. Die prächtige Geschichte vom harten Beefsteak führt den Kellner vor Augen so ächt und recht, wie er leibt und lebt: nicht nur die furchtbare vergebliche Arbeit, den eisenharten Bissen zu zersägen, mehr noch das entschlossene geschäftige Forteilen mit dem untheilbaren Objekt: jeder Zoll ein Kellner! Und der bestellende Gast: wie philosophisch lächelt er zur gelungenen List! — Der Sohn, der nicht begreiflich findet, wie der Vater denken konnte, er sei nicht durchs Examen gefallen (S. 38): wie überlegen im so viel hellern Bewußtsein von seiner ganzen Strohköpfigkeit und Nichtstauglichkeit sieht er den verblüfften, gebeugten Alten an, und wie rührend gleich sehen sie doch einander!

Ein paar Worte über Thierbehandlung mögen hier ihre Stelle finden. Wer mit so sicherem Blick menschliche Beschränktheit und Blindheit greift, der wird auch ihr Gegenbild im naturgebundenen Thiere sich nicht entgehen lassen, die wesentlichen Züge der Klasse, Rasse, des Zustands, des Affekts mit gleicher Schärfe herausstellen und, sei es mit mäßiger Steigerung innerhalb des naturgesetzlich Möglichem oder mit phantastischem Uebergriff über diese Grenze, die Menschähnlichkeit humoristisch verschärfen. Von vorzüglicher Naivetät sind: die hungrig wartende Löwenfamilie (8), der Tiger, der das Nachsehen hat (20), der Löwe des Antonius, der, um das Butterbrod zu bekommen, den Heiligen, der es selbst sich hat schmecken lassen, ganz frißt (18. 19), das verwöhnte Windspiel in der Schabrake, über dessen An-

blick Schnauzl, Dackl und Pinsch Sozialdemokraten werden möchten (40), das weinende Schweinstiefkind (50) und Krokodil (48), die prächtige Geschichte der glücklich gegründeten, durch des Hausvaters Ausschwärmen gestörten, durch der Hausmutter strenge Besserungsmaßregel versöhnten und wiedervereinigten Käuzefamilie (58—60). In der „Moorbadkur" (2—5) gibt es große Verwirrung durch einen Affen; dieser Flüchtling aus einer Menagerie ist in Herrn Revisor Bimmerls Kleider gefahren und beide werden nun verwechselt; man sehe in dieser Bilderreihe nur z. B. die Scene an, wie er sich im Gasthof introduzirt, von einem Herrn und vom Kellner bekomplimentirt wird: wie gemessen, gehalten, ganz der anständige, gebildete Herr und dabei der Affentypus so ächt, daß Mensch und Affe schrecklich ineinander überfließen! Geht dies übrigens ins Tolle, so spielt einfach, wie er leibt und lebt, der dienstwillige, doch aus Mißverständniß ungehorsame Hund in der Geschichte: der Herr Professor und sein Hund (9. 10). Man darf sagen, Haider selbst hätte Art und Manieren des eigensinnigen und doch so gutmeinenden Viehs wahrer nicht treffen, klarer nicht zeichnen können.

Alles Erwähnte ist noch nicht scharfe Satyre, verweilt mehr oder minder im drollig lustigen Elemente. Wer aber genauer zusieht, wird schon hier nicht zweifeln, daß einem so salzigen Charakteristiker die nöthige Schneide, die gehörige Bosheit für jene nicht abgehen wird. Das bewährt sich denn auch reichlich in andern Kompositionen. Der zerfetzte, zerfressene Lump, der affektirte verkommene Windbeutel, der liederliche Modellsteher, der champagnerprassende Geldprotz,

das verzogene Adelssöhnchen, der naseweiße, geckenhafte Stutzer, der grüne, seiner Gottheit sich bewußte Lieutenant, der Kritiker, thronend auf den Leichen der hingemähten Größen, kommen unters Messer, und wie! Ich greife nur zwei aus diesen Stoffen heraus. Man sehe die fünf Lieutenants an (Nr. 1798), die auf der Brühlschen Terrasse sitzen und den Philister aus dem Städtchen, wo sie vorher in Garnison waren, den Biedern, der sie nun hier so recht grundgemüthlich wieder begrüßen will, nicht mehr kennen wollen. Kann man die Vornehmthuerei des gelbschnabligen Militärstutzers besser charakterisiren, als in diesen fünf lorgnettenzwickenden Langohren? — Das verhängnißvolle Sprungbrett (Album 17): eleganter Jüngling, Jaquette und Hosen von zebrastreifigem Sommerstoff, auf dem Sprungbrett einer Schwimmanstalt stehend, lorgnettirt spöttisch lächelnd einen beleibten Herrn, der auf dem Rücken schwimmend eine Cigarre raucht. Dieser beschließt Strafe, bittet ihn um Feuer, der Stutzer bückt sich dienstfertig und reicht, der Dicke hält sich beim Anzünden am biegsamen Brett, läßt dann schnappen und schleudert so den Naseweiß in die Luft, derart, daß er in einem hohen Purzelbaum sich überschlägt und ins Wasser plumpen muß. Ein leiser Zweifel fragt, ob so starke Wirkung möglich ist; um so besser: wir sehen es natürlich auch bei Oberländer gern, wenn er ins Närrische geht; das Nettste aber ist auch hier die schlagende Charakteristik mit wenig Mitteln. Die Zeichnung hat ganz wenig Schattenstriche; in so behandelten Kompositionen erinnert Oberländer an Töpffer und Busch: ein scheinbares Verzichten auf alles künstlerische Können, wo eben die große Kunst darin besteht,

daß das flüchtig scheinende Strichlein und Pünktchen just so sitzt, daß gesagt ist, was zu sagen ist.

Oberländer führt bald mehr, bald weniger aus. Er beschränkt sich auf Umriß, wo es ihm taugt, namentlich in seinen „heimlichen Randzeichnungen des kleinen Moritz“: wahrhaft ausgezeichneter Nachahmung des Kinderstrichs eines Schulknaben, in dem ein künftiger Karikaturzeichner sich offenbart; gerade in diesen Bildern der Zeichnungsversuche unschuldiger Jungenbosheit verräth sich recht besonders der Beruf des Meisters zur höheren Bosheit der Satyre. — Oder es beliebt ihm der Nußknackerstil, die Holzpuppenmanier — Figuren wie aus einer Kinderspielschachtel. Er geht auf verschiedenen Stufen zur volleren Schattirung über, relativ am vollsten modellirt er, wenn er porträtartig nur ein Charakterbrustbild hinstellt, wie (Album 47) der „ländliche Charakterkopf“, der dummpfiffige Bauer mit der Unterschrift „dumm san ma schon — aber pfiffi san ma aa“, oder der höhnisch seine Bestrafung in den Wind schlagende, durch Fälschung ins Fett und ins Geld gewachsene Bierbrauer, den die Blätter vor einiger Zeit brachten. Und diese ausgeführtesten Bilder sind in ihrer Art wiederum ein Vollbeweis für die beißende Schärfe, welche mitten aus der wohligen Behaglichkeit dieses Künstlers ihre Stacheln hervorstreckt und welcher in den Fliegenden Blättern nur die Freiheit der Regung fehlt, um sich als einschneidende Kraft im weiten Felde der höheren Satyre zu entwickeln und zu zeigen.

Hiemit bin ich zu meinen obigen Sätzen zurückgekehrt und habe noch einen zweiten Hergang zu erzählen, ganz

ähnlich dem, welcher bei Dyk erwähnt ist. Im Herbst 1879 sah ich bei Oberländer eine von ihm gezeichnete, bereits in Holz geschnittene komische Figur in vier Positionen: ein Philister, nach einem etwas verkommenen Kneiplagerer aussehend, dem der stark verbrauchte hohe Cylinder bis auf die Schultern angetrieben ist; mit geballter Faust schwört er Rache, die Haare, von Wuth gesträubt, stechen durch den Filz hervor. Zweite Attitüde: er schlägt jammernd die Hände über dem Kopf zusammen, es scheint, der Hut sitze unlösbar fest; dritte: er hat sich in sein Schicksal gefügt, beruhigt und demonstrirt irgend einen Satz mit didaktischer Fingerbewegung; vierte: er steht in stiller, philosophischer Betrachtung, eine Hand in der Tasche, eine in die Brust gesteckt. — Oberländer meinte, die Figur würde sich eignen, als stehende Maske typisch zu dienen, so daß witziger Text verschiedenen Inhalts an sie geknüpft würde, wie einst an Eisele und Beisele, an den Staatshämorrhoidarius, er lud mich ein, mich zu besinnen, was sich zunächst etwa damit anfangen ließe. Es war die Zeit der letzten Münchner Ausstellung; man sprach viel von den jetzt herrschenden Kunsttendenzen. Liebermanns bekanntes Bild: Christus im Tempel erregte ärgerliches Aufsehen; es forderte zur Satyre förmlich heraus. Ich kam auf den Gedanken, eine solche an Oberländers Figur zu knüpfen. Es wurde eine Jugendgeschichte des Herrn „Krempelhuber" ersonnen; er wollte Maler werden, wurde wegen heftiger Neigung zum Häßlichen in seinen Jugendversuchen aus der Lehre gestoßen, wurde dann Hutmacher, endlich Krempler. In einem Wirthshausstreit wird ihm der Hut angetrieben, er wüthet vergeblich,

der Hut ist wie magisch festgebannt, er fühlt endlich, daß ihm ein inneres Licht aufgeht, heller, als das äußere, ergibt sich nun gern in sein Verhängniß, der Traum seiner Jugend erwacht in ihm, ein Sehnen nach der Kunst zieht ihn in den Glaspalast, er findet eine Gruppe von Besuchern vor Liebermanns Gemälde, die ihren Abschen in heftigen Worten kundgeben, und belehrt sie nun über dessen Werth und Bedeutung.

Liebermanns Bild war, wie man weiß, gar nicht einfach schlecht. Man sah ganz gut, daß dieser Künstler zeichnen, malen, komponiren könne, und daß er so zeichne, male, komponire weil er es so wolle. Hier war ein Grundsatz, ein Prinzip aufgestellt; dieser schmierige, freche Judenbube, diese im Sinn des Zerrbildes vortrefflich charakterisirten Schriftgelehrten, diese schmutzige Farbe, diese fleckige, gegitterte Beleuchtung: das war ja alles sichtbar durchdacht, mit Ueberlegung gewählt, zusammengefügt, um eine Lehre vorzutragen, die Lehre: das wahrhaft Schöne ist das Häßliche. Das Bild zog logisch die wahre Consequenz dessen, was jetzt unter dem Namen Realismus im Schwang geht, mit anerkennenswerther Offenheit ans Licht heraus und war dadurch eine höchst instruktive Erscheinung. Hätte ein Satyriker eine Karikatur auf diese wahre Consequenz malen wollen, er hätte es besser nicht anfangen können, als dieser richtige Realist mit seinem ganz ernstlich gemeinten Protest gegen den Idealismus. In Worte übersetzt hieß dieser Protest etwa so: „ihr Idealisten beschönigt die Wahrheit des Lebens mit falscher Schminke, überzuckert sie mit butterweicher Formgebung, — ihr lügt! Ich will euch einmal zeigen, wie das

Leben in Wahrheit ist und aussieht! Zu diesem Behuf wähle ich mir aus vielem das Häßlichste aus und stelle es euch zu einem belehrenden Ganzen zusammen, zu einer eindringlichen Predigt vom wahren Schönen."

Der Rückschlag gegen die idealistische Richtung ist in der Kunst mehr als einmal dagewesen, er wird und muß periodisch wiederkehren, so oft dieselbe nach längerer Pflege an einem Punkt ankommt, wo sie aus Furcht, herb und hart zu werden, unwahr schön wird. Als die reinen Formen eines Raphael auf ihrer Wanderung durch die Hände der Nachahmer Hülsen ohne Mark und Nerv geworden waren, schlug ein Rubens, mehr noch ein Rembrandt, schlugen die holländischen Kleinmaler mit grober Faust gegen die entseelte Puppe. Aber das gute Recht dieses Gegenschlags ist doch kein Recht, das Häßliche zum Prinzip zu erheben. Alle ächten Realisten sind auf ihre Weise ja doch auch Idealisten gewesen. Sie haben dem Schönen ein größeres Stück Lebenswahrheit zugewogen, als der einseitige Idealismus zuläßt, sie haben es anders gemischt, haben es mit einigen Ingredienzien relativer Häßlichkeit gewürzt, aber sie haben es nicht negirt, nicht aufgehoben. Ich habe längst vorgeschlagen, die verwirrenden Namen Idealismus und Realismus mit der Bezeichnung: direkter und indirekter Idealismus zu vertauschen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Vorschlag näher zu begründen, ich darf auf meine Aesthetik und so manche Abschnitte in den Kritischen Gängen verweisen. Der Freund der Lebenswahrheit im Schönen kopirt nicht die Natur, wie sie geht und steht, sondern sucht aus und wählt so gut wie der sogenannte Idealist, nur fragt

er nicht zuerst, was ist formell wohlgefällig? sondern: was drückt markig und warmlebendig einen tüchtigen Lebensgrund in individuellem Gepräge aus? und dann erst harmonisirt er auf seine Weise, er rundet die Härten nicht ab, er legt die Harmonie auf andere Seiten des Kunstwerks, als diejenigen, welche Lebenswahrheit verlangen, und liefe sie auch in das Häßliche aus, Lebenswahrheit um jeden Preis; er legt sie, die Harmonie, in den Ausdruck, die Bewegung, die Lichtverhältniße, in die Gesammtstimmung; aber auch die Theile, denen er aus gutem Grunde ihre Härte, ja ihren Ansatz zum Häßlichen bewahrt: roh, mit Haut und Haar, nimmt er auch sie nicht aus der Natur auf, irgendwie wird er auch sie so behandeln, daß man sieht: dies ist Stoff, der erst durch den Künstlergeist hindurchgegangen sein mußte, ehe er in diese Form eintrat; zu schweigen von dem Falle, wo komische Wirkung beabsichtigt wird, und den wir im jetzigen Zusammenhang bei Seite lassen; die Komik wirkt allerdings durch Verstärkung des Häßlichen, es ist dieß zunächst ihre Art, zu idealisiren; was erst noch dazu kommen muß, um dennoch Lust zu erregen, hat die Lehre vom Wesen des Komischen aufzuzeigen. — Hier ist von der Kunst überhaupt die Rede.

Der sogenannte Realismus hatte nun, wann immer er auftrat, einen Begleiter zur Seite, einen angeblichen Freund, der seinen Namen sich beilegte, der aber sein gutes Recht in Unrecht verkehrte. Nennen wir diesen unsaubern Gefährten Naturalismus: mit dem Namen ist auch hier nicht viel geholfen. Es gibt Meister, die man auf Grund eines gewissen wilden Naturgeists, der in ihren Werken lodert, lieber Naturalisten, als Realisten nennt und die doch, so stark sie

auch ins Häßliche gehen, für die Verzerrung des Realismus, die jetzt in Rede steht, nicht die Beispiele abgeben. Ich nenne die feurig unschönen Neapolitaner Caravaggio, Spagnoletto, ich nenne noch einmal Rembrandt. Der schlechte Doppelgänger des guten Realismus schlägt grundsätzlich aller Harmonisirung ins Gesicht. Er ist nicht unschön mit Geist und Feuer, verschönt nicht überschwere, zerklüftete Formen durch Leidenschaft der Bewegung oder durch Magie des Helldunkels, sondern mit zäher, bleierner Geberde setzt er uns lächelnd eine Kröte auf den Tisch und sagt: dies ist die wahre Kunst. Es war der schnöden Geistverhöhnung unserer Zeit vorbehalten, die Afterkunst auf diese Spitze zu treiben. Und die Stimmung der Zeit wäre ganz dazu angethan, ihr die volle Herrschaft einzuräumen, wenn nicht ein breiter Graben das trübe Wasser nach einer andern Richtung ablenkte.

Die ernstlose Zeit verlangt von der Kunst namentlich Geschlechtreiz. Der Afterrealismus beeilt sich, diesem Wunsche zu dienen, und dies führt ihn, den Rohen, doch zu der Welt der gefälligen Formen zurück, die ihm als seine Kuppler dienen müssen. Die gefälligen Formen: in diesem Dienste sind sie nicht die schönen. Schönheit ist rein, unschuldig, keusch selbst in der Nacktheit. Buhlerisch in Miene, buhlerisch in Bewegung, buhlerisch in jeder Linie, das nennt wohl die Welt, aber nicht die Sprache der Kunst schön.

Es ist nur ganz gut, daß der Pseudorealismus der Versuchung zu dieser Digression doch in manchen seiner Vertreter widersteht und es ehrlich wagt, die reine Schlußfolgerung aus seinen Prämissen zu ziehen, wie dies denn

in Liebermanns Bilde vorliegt. Die Konsequenz, wie gesagt, lautet: „Das Schöne ist das Häßliche; das Kunstwerk, das schön sein will und doch nicht häßlich ist, entspringt falschem Idealismus, richtiger: dem Idealismus, also falschem Prinzip, denn das ist aller Idealismus“. Höchst bewußt, das zeigt jeder Strich, wird diese Doctrin mit Pinsel und Palette vorgetragen, und dabei ist das Erheiternde die große Naivetät, welche hinter dieser Bewußtheit steckt. Denn das merkt sie nicht, daß sie selbst Idealismus vorträgt, nur umgekehrten. Denn die Natur ist ja doch so häßlich nicht, wie sie hier uns vorgeführt wird. Es gibt ja doch z. B. auch schöne Judenknaben, es ist doch nicht gegen die Naturwahrheit, anzunehmen, der Knabe Jesus habe edle Formen und seelenvolle Züge gehabt; es gibt auch ehrwürdige Rabbinerköpfe; aber behüte! nähme man solche, wie die Natur sie darbietet, so entstünde charakterlose und süßliche Schönheit; man muß also häßliche aufsuchen. Und so überhaupt! Der wahre Künstler muß in der Natur das Häßliche auslesen und zusammenstellen, so entsteht das Kunstwerk. Da aber die Natur doch nicht durchaus häßlich ist, was folgt? Das folgt: es ist nicht wahr, daß die Wahrheit hier das Prinzip, ist nicht wahr, daß die Natur nachgeahmt wird. Wahl, Auswahl ist doch über Nachahmung. Also Idealismus des Häßlichen! Noch halb verhüllt stack diese Konsequenz im Evangelium des Vaters des „Realismus“, Courbets. Er dozirte noch nicht: das Schöne muß eine Auslese des Häßlichen sein, sondern nur: eine Auslese des höchst Gewöhnlichen! Er hatte zwei Gründe. Der eine ist die genannte Losung der ganzen Schule: wir wollen keine Schminke,

keine Beschönigung! Der andre: würde der Künstler aus der Stoffwelt Schönes, Bedeutendes, Interessantes auslesen, so wäre die Folge, daß sein Werk durch den Stoff als solchen wirken würde, statt durch die Form. Als ob! Als ob der Künstler mit dem edelsten Stoff nicht noch der Umwandlung genug vorzunehmen hätte, um sich als Schöpfer zu bewähren! Als ob Phidias darum durch den Stoff als Stoff gewirkt hätte, weil er aus dem schönen Griechenvolke zu seinem Zeus die schönsten Modelle, Leiber, Köpfe vergleichend als Vorbilder nahm! Als ob ihm dadurch das Idealbild in seinem eigenen Geist erlassen gewesen wäre! Gewiß hat die moderne Kunst andere Aufgaben und ist es nur ganz in der Ordnung, daß auch Steinklopfer daran kommen. Wenn sich nun Courbet, gesonnen, solche zum Stoff eines Sittenbildes zu nehmen, Exemplare gewählt hätte, denen er ernst oder humoristisch einen geistigen Accent abgewinnen konnte, wenn er diesen Accent nicht nur durch stimmungsvollen Gesammtton, sondern auch in der Charakteristik der Personen erhöht hätte, mußte er denn besorgen, sein Bild werde Beifall finden nicht um seiner Leistung, sondern nur um des Interesses willen, das man an den gemalten Leuten nimmt?

Nun, diese Erwägungen, natürlich nicht wie sie hier lauten, sondern komisch gewendet, wollte ich Oberländers Hellsehendem mit dem angetriebenen Hut in den Mund legen, gab ein paar Vormittage daran, schrieb, wurde fertig, Oberländer theilte mein Elaborat der Firma mit und kam mit der Antwort zurück: quod non! Wird nicht aufgenommen, man will keine Polemik, will nicht in Wespennester stechen. Jetzt schlug ich ihm vor: wir erweitern die Satyre, dehnen

sie auf mehr Bilder aus, werfen satyrische Lichter auf den ganzen Charakter der Ausstellung, sofern ja sichtbar der „Realismus“ überhaupt so sehr in ihr begünstigt war; er sollte noch einige Karikaturen zeichnen, ich wollte weiteren Text liefern und dann sollte unser gemeinschaftliches Scherzprodukt als eigenes opusculum erscheinen. Wir dachten auch auf Makart zu kommen, dessen Einzug Karls V. damals im Odeon ausgestellt war. Das berühmte Bild sollte an der Seite der Komposition gepackt werden. Nach der Stelle in dem bekannten Brief Albrecht Dürers laufen die nackten Töchter nicht im Zuge mit, sondern sind auf Distanz wie eine plastische Gruppe aufgestellt. Das ist Makart noch nicht genug, sie müssen unter Landsknechten, Rossen vor dem Kaiser hergehen. Die Frage über das Verhältniß des Ethischen und Aesthetischen ist eine höchst schwierig verwickelte, man kann ihre Erörterung hier glücklicher Weise ganz bei Seite lassen, ganz einfach auf dem künstlerischen Standpunkte bleiben und zeigen, wie sich ein absolut schamloses Motiv rein auf diesem Boden, dem Boden der Kunstform bestraft. Stehen die Nackten als Gruppe aufgestellt den Zuschauern in einiger Entfernung wie ein Bild gegenüber, so ist schon dadurch dem Heißen, Ueppigen im Stoffe, dem frechen Widerspruch gegen Sitte und Scham ein gut Theil seines Stachels genommen, diese Disposition, Anordnung im Raum, die größere Entfernung von den Zuschauern im Gemälde bringt an sich schon etwas künstlerisch Kühlendes hinein; Objekt der Betrachtung auf Distanz: da wird die Wirkung objektiv, tritt das pathologisch Subjektive zurück. Lasse ich dagegen die Weiber im Haufen mitlaufen,

so präsentirt sich einerseits ihre Körperform den Leuten im Bilde zu nah, sie können sie nicht als Kunstform fühlen, und überträgt sich dies andrerseits auf den Zuschauer außer dem Bilde so, daß auch er sie nicht rein objektiv als Kunstform fühlen kann. Wendet man ein, es wäre gar nicht thunlich gewesen, die Nackten in Distanz aufzustellen, — ich weiß nicht, ich möchte es für thunlich halten; angenommen aber, der Einwand sei richtig: nun dann wäre der ganze Stoff aufzugeben gewesen, und was hätte das geschadet? Es gibt ja der Stoffe genug, wobei sich Nacktes anbringen läßt. — Makart hat, das ist zuzugeben, diese Damen nicht frech im Ausdruck gehalten, aber das kann nicht hindern, daß richtiger Sinn sich empört. Wer, der eine Ahnung von Kunst hat, wäre so eng und dumm, ihr das nackte Weib zu wehren? Aber sie sorge dafür, daß sie uns in eine paradiesische Stimmung versetzt, wenn sie dieses so dankbare und zugleich so heikle Motiv benützt! Sie versetze uns in eine Welt, wo unsere Begriffe von Sitte, Scham, Anstand keine Stimme haben, in eine Götterwelt, eine Unschuldswelt, auf eine ideale Hochalm, wo es keine „Polizei gibt“, noch zu geben braucht. Mitten hineingesetzt in die Welt, wo diese Begriffe gelten, — und sie darf sich nicht beklagen, daß jeder Nerv im Betrachter, der noch nicht verdorben ist, Pfui schreit. Eine nackte Venus im Olymp, eine Eva im Paradies — gut, aber ein nacktes Weib auf einem Ball? Oder sind nackte Antwerpenerinnen unter lauter Bekleideten, zwischen Roßschwänzen, im Staub der Straße, im Schweißhauch von Thieren, Reitern und Fußvolk etwas Besseres, sind sie nicht etwas Schlimmeres, als Ausladung aller Reize in einer Gesellschaft? Kann

man sich die begleitenden Gedanken ferne halten? Was werden die Landsknechte für Witze machen? Was wird der Kaiser sich denken, vor dem ein Rudel nackter Weiber herzieht? Historisch, nach Dürers Brief, hat er die Gruppe gar nicht angesehen, der historische Karl V. hätte sie, wollten sie im Zug vor ihm herlaufen, mit der Peitsche forthauen lassen: das zu denken kann man sich bei dem Anblick nicht enthalten. Und wenn man denn das alles denkt, heißt das moralische Maßstäbe anwenden, wo sie nicht hingehören? Ganz geradlinig spinnt sich dies Urtheil aus der Betrachtung der Komposition heraus, je unbefangener man davor tritt, desto gewisser. Ein verworrener Haufen von Menschen, aus dem man nicht kommt, — man sucht sich zurechtzufinden, man besinnt sich, wo der Grund der ganzen Unklarheit der Raumvertheilung liegen müsse, findet ihn darin, daß dem Künstler nicht genügte, die nackten Schönen, von Luftperspektive überflort, in Distanz wie plastische Bilder im Bild zu zeigen, daß er sie recht deutlich im Vordergrund haben wollte, und man ist vom Bilde selbst, recht vom Künstler selbst in den Einwurf des moralischen Gefühls hineingedrängt, hineingestoßen. Man wird immer finden: ethisch ungesunder Kern drückt auf die innere Form des Kunstwerks als Kunstwerks, organischer Fehler desorganisirt. Die leuchtendste Farbe kann solchen Schaden nicht gut machen. Die Farbe ist viel, ist in der Malerei die Spitze der Vergegenwärtigung, aber sie ist nicht alles. Ohne tüchtigen Einheitskern des Ganzen ist sie ein Prachtmantel, der um verworrene Glieder schlottert. — Von einzelnen starken Zeichnungs- und Proportionsfehlern in Makarts Bilde nicht zu reden. —

Dies und auch dies natürlich in krauserer Manier, wie es der Humor fordert, dies und so manches Andere außer der Satyre auf Liebermanns Bild sollte mit Griffel und Wort in unserem Flugschriftchen noch gesagt, überall aber das Motiv beibehalten werden, daß Herr Krempelhuber durch die Ausstellung spaziert und hinter seinem Cylinder hervor seine Orakel ergehen läßt. Aber — wiederum quod non! Denn die Figur in ihren vier Positionen war schon Eigenthum des Verlags der Fliegenden Blätter und durfte hiezu nicht benützt werden, mein Text aber war ihr einmal auf den Leib geschrieben, und weiterer Text sollte wie gesagt ebenfalls an sie geknüpft werden, — also basta — und die Figur schläft nun unter den Holzstöcken.

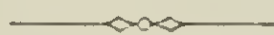
Ich erzähle dies wie den früheren Hergang mit Dyk nicht mit feindlicher Absicht, will den Fliegenden Blättern nicht schaden und könnte nicht, wenn ich wollte. Sie haben ihren gesicherten Bestand, und ich bin der letzte, der ihnen den nicht gönnt. Sie bereiten Tausenden Vergnügen auch ohne kühnere Satyre. Man hört etwa das Wort: Bierwitz fallen. Es sei darum! Hopfen und Malz sind gesunde Stoffe. Aber besser ist besser; trinkt der Münchner selbst gern auf manches Maßl Bier noch ein gut Glas Kirschengeist, die Fliegenden Blätter dürften so ein Glas von Zeit zu Zeit gar wohl auch einschenken. Warum denn gar so wenig wagen? Wer es mit niemand verderben will, der verderbt sich am Ende gerade mit zu viel Rücksicht sein Leben und muß schließlich doch noch verkümmern, versauern, verliegen. „Harmlos“ ist ein zweifelhaftes Lob für die Komik, Wagen! ist am Ende doch die Parole, und die richtigen drei

Heiligen für ein Witzblatt sind am Ende doch keine andern, als Aristophanes, Rabelais und Fischart.

Dieser Zusatz zu dem alten Artikel über Gavarni und Töpffer hat sich seine bestimmten Grenzen stecken müssen. Er konnte sich nicht über die neuere französische, nicht über die englische, die italienische Karikatur und ihre periodischen Organe, ihre Stile, nicht einmal mit einer gewissen Vollständigkeit über die deutsche, z. B. nicht über den „Schalk“, nicht über die Wiener Blätter verbreiten, ja auch die Fliegenden Blätter konnten nur zu einem Theil ihrer Leistungen besprochen werden, und es soll mein Schweigen über die nicht erwähnten Mitarbeiter kein Urtheil ausdrücken. Es ist eben ein Beitrag zu einer Geschichte der Karikatur. Wer uns eine solche schriebe! Das wäre einmal eine Aufgabe! Freilich fürwahr keine leichte! Sie erforderte eine Vereinigung von Eigenschaften, welche fast die Grenze menschlicher Kraft übersteigt. Gefordert wäre gründliche Vertrautheit mit der Kunstgeschichte und schon nach dieser Seite natürlich noch etwas anderes, als bloßes Wissen: Kunstsinn, kunstgebildetes Auge, Formengefühl. Aber das wäre eben nur die eine Seite. Die Karikatur steht in spezifisch engem Verhältniß zur Kulturgeschichte im weitesten Sinn, politische und soziale Geschichte, Geschichte der Sitte, der Wissenschaft, Dichtung, Religion miteinbegriffen. Beides, Kunst und Leben müßte der Starke, der diese Arbeit wagen wollte, so tief verstehen, daß er ebenso fähig wäre, eine Ge-

schichte des Ideals — des ästhetischen wie des sittlich religiösen — zu schreiben, denn das Komische ist das umgekehrte Ideal, der Humor ist „der Gaukler, der auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts trinkt", und um die Verkehrung zu verstehen, muß man verstehen, was in ihr verkehrt ist.

Einer Geschichte der Karikatur dürften Illustrationen nicht fehlen, und die Auswahl derselben verlangte ebenfalls einen Grad von unterscheidendem Werthgefühl, wie er selten vorkommt. Man könnte besorgen, eine so lange Reihe von Zerrbildern werde ermüdend, entstimmend wirken, und bei diesem Punkt ist allerdings noch eine Beobachtung vorzubringen. Eine lange Reihe von Karikaturen kann man nicht in continuo ansehen. Ich habe dieß beim Oberländer-Album erfahren. So berechtigt auch so unentbehrlich das Häßliche in der Karikatur, in allem Komischen ist, die Seele wehrt sich dagegen, wenn seine Erscheinung über ein kurzes Zeitmaß hinausgeht, man spürt kaum die komische Wirkung mehr, der es dient. Es will nur pausenweise in Prisen geschnupft sein. Allein in einer Geschichte der Karikatur wird ja der Text vorherrschen und für ein Ausruhen und eine Sammlung zu neuer Frische für Auffassung der Bilder reichlich sorgen.



Ein malerischer Stoff.

Jahrbücher der Gegenwart 1847.

Am 20. Juni 1576 stieß in Zürich ein lustig befrachtetes Schiff in die Limmat. Ein großmächtiger Kessel voll Hirsenbrei war geladen, und unter den Abschiedsgrüßen und Glückwünschungen einer wimmelnden Volksmenge bestiegen vierundfünfzig in festliches Roth gekleidete Männer mit Armbrüsten das Fahrzeug. Ein Theil derselben ergreift die Ruder, und man sieht an ihren raschen Schlägen, daß sie Eile haben. Die Stadt Straßburg hatte auf den 21. Juni ein großes Hauptschießen mit Armbrust und Büchse ausgeschrieben; von nah und fern hatten sich daselbst die geladenen Gäste schon eingefunden; die Züricher Büchsenschützen waren auch schon dahin abgezogen, die Armbrustschützen aber warteten den letzten Tag ab, denn sie hatten etwas Besonderes vor. Einen Wasserweg von dreißig Meilen, aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, zu dem man sich sonst vier Tage nahm, wollten sie in Einem Tage zurücklegen. Den Beweis ihrer Kraft und Raschheit sollte nun eben der Hirsenbrei liefern: er sollte noch warm auf die Tafel des Ammeisters zu Straßburg gesetzt werden.

Und richtig, es wurde durchgeführt; der heiße Sommertag ermattete nicht die Sehnen der rüstigen Ruderer, Abends gegen neun Uhr landeten sie in Straßburg, dem feierlichen Empfang folgte ein Schmauß bei dem Ammeister und siehe: der Hirsenbrei brannte noch am Mund. Es galt aber nicht nur einen Schwank in guter Volksweise; der Scherz hatte einen Sinn. Die zwei altverbündeten Städte hatten immer getreulich zusammengehalten in Lust und Ernst, man hatte die Volksfeste gegenseitig besucht, in Kriegszeiten sich unterstützt; allmälig aber war Verkehr und Bündniß lauer geworden. Jetzt wollte man diesem Bunde wieder Leben geben, man wollte zeigen, daß Zürich wackere Männer und starke Arme habe, welche im Falle der Noth rasch zur Hand wären, der befreundeten Stadt beizustehen; man kann in Zürich kochen, in Straßburg essen: so nahe Nachbarn sollen zu Schutz und Trutz treu verbunden bleiben. Nach fröhlicher Festzeit kehrten die wackeren Schützen unter Straßburgischem Geleite auf festlich geschmückten Wägen, mit wehenden Fahnen beschenkt, nach Hause zurück.

Der gute Schwank wurde vielfach besungen, durch Inschriften, Münzen, Holzschnitte, Mauergemälde verewigt. Jener geniale Humorist, dem nur die Kunstform fehlte, um ein deutscher Aristophanes zu werden, jener wahnsinnige Wortspieler, hinter dessen kolossalen Narrheiten und Wüstheiten ein so gesundes Herz, so sittliches Gefühl, so wackerer Mannessinn, so heiße Vaterlandsliebe, so schwungvolle Begeisterung für die großen Bewegungen des Reformationszeitalters hervorleuchtet: der treffliche Fischart dichtete darüber unter dem Namen: Ulrich Mannsehr vom Treubach ein

kleines Epos: „Das glückhaft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch von der glücklichen und wohlfärtigen Schiffahrt einer burgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschrieben Schießen gen Straßburg, den 21. Juni des 76. Jahrs nicht viel erhörter Weis vollbracht." Dieses Gedicht ist 1828 von Karl Halling neu herausgegeben und von L. Uhland mit einem einleitenden Beitrage zur Geschichte der Freischießen begleitet worden. Ein glücklicher Stoff für einen Dichter! Hier ist zwar keine spannende Handlung; eine bewegte männliche Körperthätigkeit, die durch Sonnenbränd und gefährliche Flußwirbel ein Schiff rudert, nimmt wohl die Mitte ein, aber es geht nicht zum Kampf, sondern zum Spiel, glückliche Vollendung erwartet man von Anfang, hier waltet kein Schicksal, wie es im großen Epos die ersten heroischen Unternehmungen der Völker beherrscht. Festscenen, heiterer Willkomm und Abschied bilden den friedlichen Anfang und Schluß. Doch im Spiel ist Ernst, im Scherz Zweck. Ein Gedanke trägt das Ganze, und dieser Gedanke ist an sich ein objektiver, in gegebenen Volksverhältnissen natürlich begründeter. Ebendarum bleibt dieser Gedanke nicht verborgen hinter dem, was im Vordergrund am Auge vorübergeht; wie er naiv ist, gut bürgerlich, volksthümlich, so leuchtet er auch sichtbar aus den Formen und Gestalten der Männer und ihrem Thun, dem ganzen Festbilde guter alter Zeit und Sitte hervor. Die einförmige Succession der Fahrt, für alle künstlerische Behandlung eine schwierige Partie, belebt sich auf einzelnen Punkten: das Schiff wendet von einem Fluß in den andern, wird von den Einwohnern der Städte, an denen es vorüberfährt, festlich mit Ruf und Trompetenschall begrüßt und der

Gruß gleich lebhaft erwidert, die gefährlichen Stellen des Flußbetts fordern verdoppelte Anstrengung; genügt aber dies alles nicht, einer langen Tagesfahrt ihre Monotonie zu nehmen, so darf der Dichter, der ja nicht bloß Bilder dem inneren Auge zu geben hat und dem auch als Epiker eine lyrische Belebung nicht versagt ist, das Schiff mit seinen Empfindungen begleiten, oder richtiger, damit er nicht über die Grenzen des Epischen hinaus in das Subjektive gerathe, er wird uns mit Herz und Sinn in die Gefühle der fahrenden Männer versetzen, wie sie die wechselnden Ufer, die neuen Flüsse begrüßen, dem Gang der Sonne ungeduldige Blicke zusenden, sich zu neuen Anstrengungen anspornen, endlich mit Jubel ihr Ziel vor Augen sehen. Der Abschied von Zürich, der Empfang, die Bewirthung in Straßburg gibt eine Reihe trefflicher Sittenbilder guten alten Städtelebens: da sind die rüstigen Männer, die schönen Frauen, die ehrbaren Rathsherrn, die geschmückten Schießstätten, die wohlbesetzten Tafeln, da ist der Münsterthurm, sind die stattlichen Häuser Straßburgs. Die umgebende Natur ist überall so schön, daß eine Reihe der herrlichsten Landschaftgemälde an dem gleitenden Schifflein vorüberzieht. Ohne allen besonderen Anlauf, ohne abgelöste Herausstellung des Gedankens, der diesen Schwank voll guten Sinnes eingab, kann der Dichter alle diese Scenen mit dem Ausdrucke desselben durchflechten, ihnen die geistige Durchsichtigkeit geben, daß man überall auf den sittlichen Grund hineinsieht.

Man kann nicht sagen, daß Fischart seinem Stoffe mit Künstlerhand all seine fruchtbaren Keime abgewonnen habe. Zunächst stand er ihm zu nahe in der Zeit. Ihn trennten

nicht Jahrhunderte der Aufklärung von der guten alten Zeit, von den malerischen Kulturformen der Sitte, Tracht, Geräthe u. s. w.; naiv, wie die Menschen noch waren, hat er auch keine Sehnsucht nach der äußern Natur, um ihre Schönheit im Sinne des sentimentalen Blickes als landschaftlichen Saum der bewegten Menschengruppe mitwirkend beizugeben. Auch der politische Zustand seines Vaterlands ist nicht so, daß er den Werth seines Stoffes mit dem geschärften Auge anzusehen hätte, womit ein moderner Dichter jene schöne Regung deutschen Bundesgeistes im Schimmer verklärender Vergangenheit betrachten würde. Die Schweiz hat sich noch nicht von Deutschland getrennt, Elsaß ist noch nicht verloren. Allerdings ist jedoch die gute alte Zeit bereits erschüttert, man schlägt aus der Art, „erregt täglich neue Bräuch“, man sieht täglich durch neu „Unrichtigkeit groß Leid entstehen,“ alte Tugenden schwinden, der zähe Halt an einer ausgelebten Religionsform gegen das neue Geistesleben droht Deutschland zu zerreißen, und gute Nachbarschaft, treuer Bundessinn wird von trauernden Patrioten vermißt; es gilt schon, die Kraft, die handfeste Arbeitsamkeit, die Bundestreue der Altvordern zu preisen und die rüstige Fahrt einem erlahmenden Geschlechte als Muster und Sporn hinzustellen. Aber doch ist die Zeit der derben Bürger- und Volkslust, wie sie nach dem Zerfall der ritterlich mönchischen Bildung des Mittelalters aufblühte und in Festen und Schwänken ihrem neuen Lebensgefühl Form und Luft gab, auch noch die des Dichters. Das Element, das diesen Stoff getragen, ist unmittelbar auch das seinige, und dieses Element war überhaupt nicht dasjenige, worin reine künstlerische Form gedeihen konnte; die humani-

stischen Studien blühten, und Fischart war einer der bedeutendsten damaligen Humanisten, aber Formsinn, Formgefühl von den Alten zu lernen, wie die Italiener, dazu war für die Deutschen die Zeit noch nicht: ihre Tugenden, ihren objektiven Charakter, ihre reine Menschlichkeit verstand man wieder, die Anmuth ihrer Fabeln regte mächtig an, aber der Bildhauer, der Zeichner, der Dichter reinigte und erzog nicht an ihnen seine Einbildungskraft zur Klarheit, zu künstlerischen Harmonie. Gerade jetzt vielmehr brach recht die deutsche Barbarei hervor; im Muthwillen des Sieges über Jahrhunderte der Illusion wollte sie sich recht mit Fleiß austoben. Auch Fischart ist barbarisch, und sein glückhaft Schiff zeigt es wie seine anderen Werke. Es ist formlos hingeworfen. Der gute Sinn des Schwanks wird in ermüdenden didaktischen Stellen, welche zwar als Gesinnung des Dichters erfreuen, neben die Erzählung gestellt. Er preist insbesondere die Arbeit, „handfest Arbeitsamkeit, standhaft Unverdrossenheit," und auch darin erkennt man das Ende des Mittelalters, den neuen Geist, der den Menschen aufgegangen war. Seine Lehren trägt er theils im eigenen Namen vor, theils legt er sie einem Dritten in den Mund, aber auch dann zu breit. Antike Fabeln, von Ikarus, Jason u. and. einzufügen vergißt er nicht. An einigen Stellen sieht man wohl, daß es ihm nicht an Sinn und Empfindung fehlte, die wahre Bedeutung des Mythischen zu fühlen, ja ächt poetisch und unabsichtlich den Prozeß zu wiederholen, durch welchen es überhaupt entstanden ist. Wie die guten Gesellen in den Rhein kommen, begrüßen sie ihn laut mit Trommeten und bitten ihn um gute Förderung. Der Rhein hört es, „da

wund er um das Schiff sich trauß, macht umb die Rüeder ein weit Rad und schlug mit Freuden an's Gestad und ließ ein rauschend Stimm da hören," und nun ermahnt er seine lieben Eidgenossen, sie sollen frisch dran gehen, sie sollen ihren Vorfahren nachjagen in der alten Gerechtigkeit, nachbarlicher Freundlichkeit, Standhaftigkeit in der Noth; er habe viel ehrlich Leut und Schützen gen Straßburg geleit auf das Schießen, aber noch keine mit solcher Freude. Dies ist jene ächte Naturbeseelung, welche noch heute Götter bildet, nur mit dem Unterschiede, daß die Alten diese Götter glaubten, während die Phantasie der Neueren sie nur als freien Schein erzeugt und verwendet. So wird auch die Sonne belebt; die Schiffer müssen wünschen, ihr zuvorzukommen, sie will es nicht leiden, spannt frische Pferde vor u. s. w. Diese Naturbelebung ist eines der Hauptmittel, womit der Dichter die einförmige Linie der Fahrt zu schmücken weiß, aber, wie schon gesagt, in weiterer Ausdehnung und Fühlung die umgebende Natur hereinzuziehen, dazu ist er selbst zu sehr Natur. Trocken erscheint er besonders in den menschlich belebten Scenen; die Abfahrt unter Volksgruß von Zürich, die Durchfahrt unter der Baslerbrücke unter lautem Zuruf und Trompetenschall, der Empfang in Straßburg, der Besuch der Schießstätte, des Zeughauses, der Speicher, der Kellereien, des Münsters, wo auf dem Kranze ein Frühstück genossen wird, alles dies ist so gegeben, daß man deutlich sieht: er hat ein Bild, aber ihm fehlt die Flüssigkeit, die epische Ruhe und behagliche Malerei, es mitzutheilen. Fischarts bildendes Talent liebte es bekanntlich, sich auf die Sprache zu werfen und den ausgelassensten Muthwillen an ihren Formen zu üben; für den satyrischen Roman war dies

wohl am Orte, aber hier im epischen Stile und der gebundenen Sprache muß man, wiewohl er sparsamer mit Wortspielen ist, als sonst, eine Verirrung des Bildungstriebs darin erkennen. Die laufenden Reimpaare sind formlos und ermüdend, die Sprache schwankt im Zustande des Uebergangs vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen (— Fischart wechselt z. B. zwischen: Ruoder, Rueder und Ruder —), hat aber immer noch weit mehr Saft und Grün, als der moderne Niederschlag aus den Dialekten, dieser Baukasten aus viereckigen Holzblöckchen, aus denen wir frei schaltend alles fügen können, die aber aus vertrocknetem, der dichterischen Neubelebung so spröd widerstehendem Holze bestehen.

Ich rede nicht im Scherz, wenn ich sage, daß nach meiner Ueberzeugung noch heute ein episches Talent in diesem Gegenstand einen sehr dankbaren Stoff fände. Was wäre daraus zu machen, wenn alle die bildungsfähigen Keime, die Fischart darin liegen ließ, benützt würden! Wenn die malerischen Kulturformen, die ungebrochenen Menschen, die saftige Sitte, das Wohlbehagen der Städte, die vollen Keller und Speicher, die gediegenen Häuser, der herrliche Münster vor uns heraufgeführt würden, wenn nun zugleich die Schweizernatur, die Alpen, die silbernen Gletscher, die milden, grünen Thäler im blauen Morgendufte, dann das breitere Land, die Ströme, der Rhein, das gesegnete Elsaß in Auge und Seele träten, nicht beschrieben in der Weise der im ästhetisch verwerflichen Sinn malenden Poesie, sondern vorüberziehend, wie die Ufer am gleitenden Schiffe nach der bekannten optischen Täuschung zu gehen scheinen, abgespiegelt im Auge der wackeren Schiffer, lebend in ihrer wechselnden Empfindung. Und durch dies

alles hindurch der rothe Faden der Bedeutung des Ganzen, die jetzt so guten Boden fände! Der Dichter hätte den unendlichen Vortheil, eine Saite anzurühren, die mächtig schwingt und hellen Ton gibt. Es braucht kaum gesagt zu werden, was bei diesem tüchtigen Schifferstückchen jedem Deutschen einfallen muß. Konnte der Züricher dem Straßburger zeigen, wie schnell man zusammenkommen kann, wenn man nur recht will, so kann wohl eines schönen Tages auch der Deutsche mit einem Kessel noch heißeren Hirsenbrei's in Straßburg erscheinen.

Wir haben eine Idylle, die fast lauter Schwank ist: Mörike's „Idylle vom Bodensee"; sie dreht sich um zwei harmlose Bauernspässe, komponirt eigentlich Schwank in Schwank und schwächt dadurch leider ihre einzelnen wunderschönen Bilder. Ein bedeutenderer Hintergrund, wie ihn Göthe seiner Idylle Hermann und Dorothea gegeben, ließ einem solchen Vordergrunde sich nicht anfügen, wiewohl der Bodensee Anhalt genug zu großem Ausblick geboten hätte. Die Hirsenbreifahrt dagegen ist zwar im Vordergrund nur idyllisches Sittenbild und zugleich einfach ein Schwank, die Handlung nur Spiel; allein das Handeln kostet mannhafte Anstrengung, und das Spiel hat einen ernsten, politischen Sinn; die größere Perspektive, der bedeutende völkergeschichtliche Hintergrund ist also von selber da und nicht erst hinzuzugeben. Der Stoff wäre demnach ganz dazu geschaffen, in höheren epischen Stil gehoben zu werden wie Göthe in Hermann und Dorothea gethan hat. In diesem begrenzten Sinne könnte denn vielleicht ein gutes Dichtertalent an unserem Stoffe zeigen, daß noch ein Epos möglich ist.

Die Absicht dieser Zeilen ist jedoch eine andere. Ich möchte diesen Stoff dem Maler empfehlen; nicht nur dem Illustrator, dem Holzschneider, dem Skizzenzeichner, wiewohl kein Zweifel sein kann, daß auf den ersten Blick schon ein Cyklus anziehender Bilder in kleineren Umrissen der Phantasie entgegenquillt; nein, dem Maler, dem Historienmaler, und selbst die Probe des großen Stils in der Freske dürfte nach meiner Ansicht der Stoff recht wohl aushalten, so gut wie die des epischen Stils in der Hand des Dichters. Die Form, in welcher uns der Stoff von Fischart überliefert ist, wäre als Grundlage, Vorlage gerade die rechte. Die bildende Kunst hat von jeher ihre Stoffe nicht bloß aus der unmittelbaren Wirklichkeit, sondern auch aus der Poesie gewählt. Der Stoff ist in diesem Falle bereits Form geworden, aber diese Form wird für ein Kunstverfahren anderer Art noch einmal Stoff. In diesem Verhältniß liegt allerdings auch eine Klippe. Die Kunstthätigkeit fordert zwar einen Stoff, der in gewissem Sinne schon reif ist. Reif: dies hat eine doppelte Bedeutung. Abgesehen von der Frage, ob er schon von einer andern Kunst behandelt ist oder nicht, soll er, wie er im Leben, in der Geschichte vorliegt, vollendet, vergangen, abgeschlossen sein. Oder er ist zudem schon von einer andern Kunst behandelt, also reif im Sinne einer bereits vorangegangenen formellen Zubereitung. Hier aber ist es, wo eine ebenso starke zweite Forderung eintritt: er darf nicht allzureif sein. Allzureif ist ein Stoff für den Maler, wenn er ihn als dramatisch behandelten vorfindet und aus dieser Behandlung als seiner Quelle schöpft; denn da ist schon alles auf rasche und unmittelbare Wirkung gestellt, die bildende

Kunst treibt dies noch weiter und so geht es fast unvermeidlich über in eine theatralische Beziehung auf den Zuschauer, wodurch diese Kunst in ihrem Wesen zerstört wird, denn ihre Werke sollen ganz als solche erscheinen, die nicht wissen, daß man sie sieht. Allzureif ist aber der Stoff auch, wenn ihn der Maler aus der Lyrik (als einziger Quelle) schöpft; freilich dies nur nach einer Seite, nach der andern ist er ebensosehr unreif. Er ist von subjektiver Innigkeit durchglüht, das Element der Zeichnung, der Gestalt in die zitternden Schwingungen des Gefühls verflüchtigt, das Greifliche zu wenigen Strichen oder Farbenpunkten eingeschmolzen, die der bildende Künstler nicht mehr zu der nöthigen Breite, zu voller Anschaulichkeit ausziehen kann, ohne in das Gesuchte, Mühsame zu gerathen. Die Düsseldorfer Schule hat zur Genüge bewiesen, welch unglückliche Wahl diese Ausbeutung des Lyrikers durch den Maler ist. Theilweise ist diese Unreife allerdings auch in der dramatischen Poesie vorhanden als nothwendige Folge der Stellung des Ganzen auf die Spitze unruhiger Spannung, erschütternder Wirkung; die äußere Lebenssphäre wird mit scharfem Messer abbrevirt, um der Handlung aus inneren Motiven freien Raum zu geben, doch geht die Einsaugung des Aeußeren natürlich ungleich weniger weit als in der lyrischen Dichtung. Das Epos dagegen kocht den Stoff in einem Sinne reif, wodurch es wirklich der bildenden Kunst in die Hand arbeitet. Es breitet ihn deutlich und scharf vor dem inneren Auge aus, es wirft nicht die subjektive Empfindungsglut des dichtenden Subjekts hinein, sondern beleuchtet ihn ruhig wie die gemessen wandelnde Sonne. Allerdings durchwärmt und vergeistigt es ebenfalls

seinen Stoff in einer Weise, worin es von der bildenden Kunstform völlig abweicht, und während es ihn dadurch voller belebt, entkleidet es ihn auf der andern Seite nothwendig doch auch eines Theils seiner sinnlichen Breite und Anschaulichkeit. Ist es ja schon die Sprache, welche zwischen aller Poesie und aller bildenden Kunst eine scharfe Grenze zieht. Der Dichter spricht, er läßt sprechen; selbst die verhältnißmäßig dürftige Behandlung, welche Fischart mit seinem Stoffe vorgenommen, besitzt in jenen Momenten, wodurch er die Tagesfahrt der Züricher belebt, indem er sie jetzt im eigenen Namen mit seinen Wünschen begleitet, jetzt den Rhein fröhlich aufrauschen und sie mit Worten begrüßen, jetzt die Sonne mit ihnen wettlaufen läßt, rein poetische Schönheiten, wohin ihm kein Maler folgen kann. Anderes dagegen liegt — nicht nur bei unserem hier so unbehilflichen Fischart, sondern in jedem Epos — noch zu dürftig und unentwickelt. Der Epiker kann die Motive der Gestaltung, die der Stoff darbietet, nicht in ihrem Umfang ausbeuten. Schon dadurch, daß er nur dem inneren Auge seine Gebilde vorüberführt, werden diese, so scharf er im Gegensatz gegen den Lyriker zeichnen mag, unbestimmt, ungründlich. Die Malerei hat also noch genug zu thun auch am episch vorbereiteten Stoffe, sie hat noch Objekt genug, an welchem, im Kampfe mit welchem sie bildend, umgestaltend, da abschneidend, ausscheidend, dort erhellend, erhöhend ihre Thätigkeit erweisen, ihr spezifisches Leben entfalten kann. Vollends aber in dem vorliegenden Gedichte hat schon die Hand des Epikers ihr Geschäft nur halb vollendet, mit derbem Finger den Thon nur in groben und trockenen Umrissen modellirt. Der bildende Künst-

ler muß hinter den Dichter zurückgehen, durch geschichtliche und landschaftliche Studien das vom Dichter nur grob untermalte Bild vollenden, ja im Grunde ist sein Verhältniß zu diesem nicht viel anders als das zu einem dankbaren historischen Stoffe, dem ein Erzähler nur wenig Leben abgewonnen hätte.

Fassen wir den Stoff einmal ohne weitere Skrupel frischweg an und besehen ihn näher auf seine malerischen Motive; es muß sich ja sogleich zeigen, ob er arm oder reich ist. Denken wir uns einen Cyklus von Bildern; der Ernst der Grund-Idee, die stattlichen Kultur-, die großartigen Naturformen berechtigen uns, wie schon angedeutet, uns groß ausgeführte Fresken, in einem Rathhaussaale, einer offenen städtischen Halle vorzustellen. Nähmen wir nur Ein Bild an, ein Staffeleibild, worin ein Künstler alles Beste, was der Stoff enthält, wie in einem Focus zu vereinigen suchte, so thäte wahrlich die Wahl weh. Welches ist der „prägnanteste," der „fruchtbare" Moment? Abfahrt, schwerste und gefährlichste Parthie der Fahrt, Ankunft?*) Wir brauchen diese schwere, freilich sehr interessante Frage nicht zu lösen, wenn wir uns einen Cyklus denken, und gewinnen zugleich den Vortheil, dasselbe Schiff und dieselben Mannen mehr als einmal vorüberführen zu dürfen. Also zur Sache! Das

*) Der Moment der Ankunft ist wirklich gemalt worden, mehrere Jahre nachdem dieser Aufsatz geschrieben war. Leider entsinne ich mich des Künstlers nicht; ich meine, ein Elsäßer. Ich habe das Bild in Zürich ausgestellt gesehen und, wie Jedermann, mit großem Genuß Figurenreiche Scene am Ufer, Empfang der Gäste durch den Magistrat, umher frisches, behagliches Bürgerleben in mancherlei Gruppen, wozu der Stadtprospekt mit den stattlichen alten Häusern einen höchst malerischen Grund und Rahmen bildete.

erste Bild stellt eine Uferscene in Zürich dar. Der Brei wird gekocht, die Sonne ist noch nicht aufgegangen, das Feuer beleuchtet mit flackernder rother Flamme die Architektur der Stadtumgebung, die Gestalten munterer Köchinnen und Köche, die Wellen der Limmat. Andere sind am Ufer mit der Ausrüstung des Schiffes, dem Zutragen der Armbrüste, der Lebensmittel beschäftigt, während die wackeren Schützen und Ruderer einsteigen. Das zweite Bild stellt die Abfahrt vor. Die Sonne geht auf, ferne Gletscher, die Spitzen der Häuser, der Kirchen stehen schon im Lichte, eine fröhliche Menge drängt sich am Ufer, winkt, ruft Glück, die Schiffer ziehen mächtig die Ruder an, „daß es ein Ansehen gab, als ob ein frembds ungwont Gefügel (Vogel) da auf dem Wasser rüert die Flügel.“ Nun eilen wir längs der Wand hinab und lassen ihre Mitte vorerst leer für die bildnerisch zweifelhafte Mitte der Begebenheit; am andern Ende aber zeichnet unsere Phantasie mit leichtem Wurf die geistigen Kartone für die Scenen der Ankunft und des Aufenthalts in Straßburg. Das Ufer des Rhein-Arms ist mit wartendem Volke gekränzt, unter welches die Anfahrenden nach alter Sitte (V. 785 ff.) Brod auswerfen; zwei Rathsherrn zur Empfangsrede stehen bereit und treten aus den Volksgruppen hervor. Ein Theil der Ruderer legt schon müde das Ruder weg, andere geben die letzten Stöße oder stehen mit den Schalten bereit, der eine langt die Waffen hervor, andere legen Hand an den Kessel, ihn auszupacken. Die untergehende Sonne beleuchtet die Scene, die Pyramide des Münsterthurms schwimmt im flüssigen Golde. Nun Schmauß beim Ammeister. Der Brei ist aufgetragen und brennt die Kostenden noch auf

die Lippen. Wie heitere Motive in diesem Momente, wie glänzende in der Anordnung der festlich genußreichen Situation bei der malerischen Form der Raumausstattung, Geräthe, Tracht liegen, bedarf gewiß keiner Ausführung. Die tiefere Bedeutung, welche der Scherz hat, könnte recht wohl in einer klar hervortretenden Gruppe von Männern, die in ernster Erregung durch Handschlag einen Städtebund besiegeln, ihren Ausdruck finden. Ein solcher Moment kommt freilich an Anschaulichkeit nicht einer leidenschaftlichen Handlung gleich, doch entzieht er sich noch nicht der Sphäre des Darstellbaren, und eine historische Notiz darf ein Kunstwerk ja wohl voraussetzen zu seiner Erklärung, nur keinen räsonnirenden Kommentar. Man könnte aber, wenn man wollte, diesem Schmause den Scherz und die Lust als alleinherrschende Stimmung lassen und eine solche Scene, worin der Sinn des Schwanks sich höhere Form begeisterten Gefühls gibt, auf den Münsterthum verlegen, wo am andern Tage eine „Kollation“ die Gäste erwartete. Das wiederholte Schmausen zu vermeiden würden hier einige Becher Weins genügen; der erhabene Ort, die recht wohl anzudeutende Fernsicht auf die Gauen Deutschlands und der Schweiz würden als das natürliche Motiv erscheinen, die Männer zu stimmen und zu erheben, um sich mit Blick, Umarmung, Händedruck, Hinauszeigen auf die herrlichen Lande den Brüderbund treuen Zusammenhalts zuzuschwören.

Man fühlt freilich, daß hier zu wenig Handlung ist, solche nämlich, welche die Gestalt in eine starke, deutliche, unmittelbar verständliche Bewegung setzt, man fühlt, daß Scenen, wie die hier aufgeführten, erst auf eine Reihe vor-

hergehender als festlicher Abschluß folgen müßten. Sollte denn nun aber wirklich der bewegtere Theil des Ganzen, die Fahrt selbst, nicht einige Momente für die Hand des Malers darbieten? Momente, wie die, wo die braven Ruderer ungebeugt von langer Mühe, „zu ruodern erst ein Grimm bekommen und so stark die Rüeder zucken, als wollten fallen sie an Rucken, in gleichem Zug, in gleichem Flug; — der Steurmann stuend fest an dem Pflug und schnitt solch Furchen in den Rein, daß das Unterst zu oberst schein; die Sonn het auch ihr Freud damit, daß so tapfer das Schiff fortschritt, und schien so hell in d' Ruoder-Rinnen, daß sie von fern wie Spiegel schienen“ u. s. w. — alles das, sollte man doch meinen, sei darzustellen, und auch das Bewegte des Wassers, was die lustige Stimmung des Ganzen vollendet, muß ja dem Maler eine ganz willkommene Aufgabe sein: „das Gestad scherzt auch mit dem Schiff, wann das Wasser dem Land zulief; dann es gab einen Widerton gleichwie die Rüeder thäten gon; ein Fluot die ander trieb so gschwind, daß sie Eim unterm Gsicht verschwind, ja der Rein warf auch auf klein Wellen, die tanzten, umb das Schiff zu gsellen; in Summa: alles fröudig war, die Schiffahrt zu vollbringen gar.“ Drei Momente der Fahrt ließen sich etwa festhalten und ohne ermüdende Wiederholung aneinander reihen. Als zweites Bild haben wir oben die Abfahrt vorgeschlagen. Das dritte nun (das erste von der Fahrt selbst) zeigte das „Wagschifflin,“ wie es in den Rhein gelangt ist. Die Sonne brennt schon heiß; die Ruderer haben die Gewänder abgelegt und sind nackt bis zum Gürtel; auf den lustigen Anfang ist die schwere, arbeitsvolle Mitte gefolgt, der Rhein nähert sich der gefährlichen Stelle

bei Laufenburg, wo er sich schäumend zwischen steilen Ufern durchstürzt und durch die Berge „eine Straßen frei äzt.“ Der Steuermann weist anfeuernd vorwärts; ein Theil der Mannschaft drückt in allen Bewegungen noch die Freude aus, in den deutschen Strom gelangt zu sein, die Ruderer verdoppeln ihre Kraft, und hier ist es, wo sie in heißer Mannesarbeit die Ruder zückend sich zurückbiegen, „als wollten sie auf den Rücken fallen,“ hier, wo der Dichter in die vorhin angeführte stimmungsvolle Schilderung übergeht. Als viertes Bild würde ich die Durchfahrt unter der Brücke von Basel vorschlagen. Ich muß es der Phantasie des Künstlers und seiner besseren Uebersicht der malerischen Mittel überlassen, ob er seinen Standpunkt für diesen schönen epischen Moment auf der Höhe nehmen, uns zuvorderst das jubelnde, guckende, grüßende, mit Trompeten schmetternde Volk auf der Brücke, das unter sie durchschießende Schiff in der Tiefe zeigen, oder ob er das Schiff mit den hinaufgrüßenden Männern in den Vordergrund und die Brücke mit dem Volk entfernter in die Höhe stellen will. Im ersteren Fall hätte er jedenfalls den Vortheil, uns nicht abermals die dem Auge schon geläufige Schiffsmannschaft, sondern Volksgruppen, Männer, Frauen, Kinder, verschiedene Stände zu zeigen, und an einem Reichthum genre-artiger Motive wäre kein Mangel. Für das fünfte Bild schwanke ich zwischen zwei Momenten, denn beide aufzunehmen halte ich nicht für thunlich, weil man dasselbe Schiff nicht zu oft vorführen kann, ohne allerdings in monotone Succession zu gerathen. Die eine Scene würde die sehr schwierige Durchfahrt durch den wilden Strudel bei der verfallenen Burg Ißstein darstellen. Als

nicht minder wild wird der Strom weiter unten bei Neuenburg geschildert, die Mannschaft beklagt die unglückliche Stadt, welche er kurz vorher zum Theil zerstört hat; die erstere Stelle hätte aber an der Ruine von Ißstein eine besonders vortheilhafte malerische Scenerie. Einen solchen Moment der stärksten Bewegung und Anstrengung in den Cyklus aufzunehmen, einen Moment, wo die ganze Situation eine furchtbare und alle menschliche Kraft in Anspruch genommen ist, wäre nicht nur aus unmittelbar ästhetischen Gründen sehr zu empfehlen, nämlich theils wegen der Lebendigkeit des Schauspiels an sich, theils wegen des Kontrastes, der wohlthuend den behaglichen Schlußscenen in Straßburg voranträte, sondern auch wegen des tieferen Sinnes, der zwanglos und ohne allegorische Absichtlichkeit dem Zuschauer daraus entgegenkäme: dieser würde fühlen, wie auch das Spiel seinen strengen Ernst hat, er würde durch den Anblick des drangvollen Moments ergreifend darauf hingewiesen, daß es sich hier nicht um einen bedeutungslosen Schwank handelt, kurz die Darstellung würde symbolisch im guten Sinne des Worts, zugleich und außerdem würde an die Leiden und Mühen des deutschen Volkes erinnert, die sich an den Besitz seines ersten Stromes schon geknüpft haben und wenn es einst daran geht, wieder zu nehmen, was sein ist, blutig wieder knüpfen werden Allein ich schwanke deßwegen, weil ich sehr ungern einen andern Moment ruhig schöner Art fahren lasse, den nämlich, wo die Gesellen zuerst den Thurm von Straßburg blitzend im Strahle der schon tiefer stehenden Sonne erblicken (V. 670). Da ruhen die Ruder einen Augenblick, da wird freudig hinausgedeutet nach dem schönen Ziele, da ist ein Jauchzen, Hüte-

schwenken, einer fühlt an den Kessel, ob er noch heiß sei, einer legt die festliche Jacke wieder um, ein anderer setzt Willkomm trinkend einen Becher Weines an u. s. w. Getraut sich aber der Künstler, ohne durch Wiederholung des so oft wiederkehrenden Schiffes zu ermüden, sowohl jenen drangvollen, als diesen heiter sehnsuchtsvollen Moment aufzunehmen: um so besser.

Und so wollte ich überhaupt dem Künstler nicht vorgreifen; ich meine nicht, daß ich zu komponiren wisse, darum, weil ich mir zutraue, gelegentlich einem Stoffe anzusehen, ob er fruchtbar sei. Die Künstler hat es geärgert, daß die Aesthetik und Kritik neuerdings so viel von „der Wahl der rechten Stoffe," von „den zeitgemäßen Stoffen," sprach. Die Findung des Stoffes soll man dem geheimen Wechselgespräche zwischen Zufall und Genius überlassen, sagen sie. Sie haben Recht. Aber welchem Vernünftigen ist es auch eingefallen, dem Künstler seine Wünschelruthe, den Instinkt, und seinen Boden, den Zufall, die gute Stunde, wo er auf Goldadern stößt, aus der Hand nehmen und ihn am Stecken der Lehre in das Land der guten Stoffe führen zu wollen! Es kann jedoch Zeiten geben, wo der Instinkt unsicher wird, den Wald vor Bäumen nicht sieht und dahin tappt, wo nur dürre Dornensträuche, verfaulte Knorren, verweste Wurzeln sind, aus denen sich nichts schnitzen läßt. Dann kann es sich treffen, daß die, welche nichts machen können, hie und da besser wissen, was zu machen wäre, als die, welche etwas machen können. Wenigstens auf das Land hinzuweisen, wo gute Erde, wo saftiger Wald ist, kann ihnen nicht verboten sein; und dann werden sie auch auf eine einzelne Stelle,

diesen und jenen Baum hinzeigen dürfen. Läßt sich ja der Künstler vom bestellenden Laien oft genug Stoffe aufhalsen, welche nur der Ungeschmack für dankbar halten kann, fügt sich, gewinnt der schlechten Aufgabe ab, was ihr nothdürftig abzugewinnen ist. Der Unterschied, daß der eine bestellt, der andere bloß hindeutet, wird doch wohl keinen Unterschied in dem Rechte begründen, auf Stoffe aufmerksam zu machen. Mag mein Rath ein Fehlschuß sein, ich begnüge mich dann gerne damit, die Stoff-Frage nur einmal wieder angeregt, nur auf irgend einem Punkte zu einem Nachdenken darüber beigetragen zu haben, was gute Stoffe sind, was nicht. Der hier empfohlene zog mich immer wieder an, weil er so gut altbürgerlich, ehrbarlich, städtisch, so körnig, zugleich aber, wenn man nur auf große Leidenschaft verzichtet, so episch anschaulich ist, sich in einer Reihe von einzelnen Bildern so bequem und reif abrundet, weil er sich ebendarum so angemessen für monumentale Behandlung in großen, öffentlichen Räumen darbietet.

Zusatz

1880.

Ein Fehlschuß ist dieser Artikel vielleicht zu nennen, sofern er einen Stoff empfiehlt, der im Zuschauer keine lebendige Anknüpfung an die Gegenwart zuläßt; öffentliche Kunstdarstellungen sollen volksthümlich sein und begleitende Gedanken angenehmer und erhebender Art hervorrufen. Bild tüchtiger Mannesarbeit: dieß genügt nicht, der Stoff darf auch nach politischer Seite nicht todt sein. Was S. 160 hierüber gesagt

ist, will nicht recht stimmen. Schweizern symbolisch Deutsche unterschieben geht bei der politischen Trennung doch kaum an und das Elsaß ist zwar wiedergewonnen, aber haßt uns noch.* Dennoch, hoffe ich, wird der Wiederabdruck des Artikels schon aus dem Grunde nicht auf Mißbilligung stoßen, den er am Schlusse für sich vorbringt. Man wird nicht in Abrede stellen, daß Unsicherheit in der Stoffwahl mit dem Ueberhandnehmen der Richtung, die man unklar Realismus nennt, sehr fühlbar Hand in Hand geht, daß es in unsern Ausstellungen von Bildern wimmelt, die schon im Stoffe fehlgegriffen sind. Maler und Bildhauer sind von jeher öfters auf den Fehlgriff verfallen, Stoffe zu wählen, welche nur durch das poetische oder gar nur durch das prosaische Wort zu exponiren sind; dieser Mißgriff kommt jetzt begreiflicher Weise seltener vor, als in der hinter uns liegenden Periode der „Gedankenmalerei." Die Neigung

---

* Während ich dieß schreibe, geht mir eine Ankündigung des Verlags Karl J. Trübner in Straßburg zu: Tobias Stimmers Straßburger Freischießen vom Jahre 1576. Nach dem Originalholzschnitt der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek in Lichtdruckfacsimile mit erklärendem Text herausgegeben von Dr. August Schricker. Der Züricher Alterthumsverein hat von diesem großen aus vier Folioblättern bestehenden Holzschnitt das Viertheil herausgegeben, dessen Original sich auf der Züricher Bibliothek befindet, jetzt erscheint das Ganze nach dem vollständigen Straßburger Original. Der Trübner'sche Prospect macht auf obigen Artikel von 1847 aufmerksam. Stimmer war Zeitgenosse und schildert das gesammte Festtreiben aus eigener Anschauung; ich kenne das Werk noch nicht; es soll meisterhaft sein. Ein gutes Bild aus der Zeit selbst kann nur eine höchst erquickliche Anschauung gewähren, da jede ablenkende Betrachtung wegfällt, wenn man ganz in die damalige Gegenwart versetzt ist, wo die Mahnung, die den warmen Hirsenbrei enthielt, noch unmittelbare Geltung hatte.

unserer Zeit geht natürlich andere Wege; die Kunst greift jetzt gern nach einfach leeren Stoffen, denen sich Leben überhaupt nicht abgewinnen läßt, sie thut es, um in armseligem Mißbrauch eines wahren Satzes sich berühmen zu können, sie wolle zeigen, daß sie nicht durch den Stoff wirke. Oder sie macht es schlimmer, sie schnüffelt, indem sie reines Interesse der Formschönheit heuchelt, nach Stoffen, denen sich soviel als möglich des beliebten sexuellen Reizes abgewinnen läßt, wirkt also nun gerade erst recht durch den Stoff als Stoff. Diese Ausartungen liegen so natürlich in der Stimmung der Gegenwart, daß es vom Ueberfluß wäre, den innern Zusammenhang aufzuzeigen. Ebensowenig bedarf es einer Nachweisung, wie es komme, daß jetzige Künstler (— glücklicher Weise nicht viele —) es lieben, Stoffe, die eine würdige Behandlung fordern, für eine unwürdige zu wählen; dieß ist ja nicht Fehlgriff, sondern geschieht recht bewußt, recht mit Absicht (vergl. über das Bild von Liebermann: Christus im Tempel (S. 140 ff.). Im gegenwärtigen Zusammenhang möchte ich vielmehr nur einen negativen Grund für die Häufigkeit unglücklicher Stoffwahl zur Sprache bringen. Je weniger jetzt in der Kunst die Seele gilt, desto weniger wird auch der Künstler daran denken, seine arme Seele zu bilden. „Der ächte Künstlersinn, darauf allein kommt es an! Was Bücher! Die abstracten Lettern verderben nur das Künstlerauge! Bildung? Es lebe die Natur!“ Edler Sohn der Natur! Du ahnst nicht, daß wir durch Bildung unter Anderem auch dieß lernen: daß Natur und Cultur ein falscher Gegensatz ist. Dir erscheinen Bücher wie Särge, eine Bibliothek wie ein Leichenhaus; dir hat Nie-

mand gesagt und du selber wirst es dir freilich zuallerletzt sagen, daß die todten Lettern vergangenes oder fernes Leben verwahren und daß es denen, die zu lesen wissen, blühend und athmend aus dieser Gruft wieder aufsteigt, daß Bilder, wie die, welche aus Fischarts glückhaftem Schiff aufleuchten, unzählig hinter altem Schweinsleder und neuem Kalbleder schlummern, um berührt von Künstlerhand wiederaufzuleben, daß Bücher eine Fundgrube quellender Keime für Meißel und Leinwand sind wie für den Kiel des Dichters. Und die Aesthetiker, Kritiker, die Professoren vollends! Nicht wahr, auf diese zu spotten ist ächte Künstlerlust und Künstlerprobe? Ja, fort mit den „abstracten Theorien." Fort mit Leuten wie Lessing und seinem langweiligen Laokoon! Es lebe der edle Instinkt!

Nachruf an Mörikes Grab

6. Juni 1875.

Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals

4. Juni 1880.

Vorbemerkung.

Nicht leicht habe ich mich entschlossen, diese zwei Reden noch einmal zum Abdruck zu bringen. Was so ganz nur bestimmt ist, nicht gelesen, sondern an Ort und Stelle, angesichts eines Grabes und angesichts eines Denkmals gehört zu werden, das lebt wahrhaft nur, während es gesprochen wird; es ist eigentlich gegen mein Gefühl, es in vertrocknetem Zustand wiederum hinzubieten. Ich bin beidemal im Auftrag eines Komité vorgetreten, jetzt reden mir Freunde zu, das Gesprochene den Zeitungen, die es seiner Zeit gebracht, zu entnehmen und eigens herauszugeben. Auch diese Zurede würde für sich allein mich nicht bestimmen, es ist ein besonderer Grund, der noch dazu kommt. Der Nachruf am Grabe ist zuerst im Staatsanzeiger für Württemberg erschienen, und zwar hier correct, denn ich hatte das Gesprochene aus dem Gedächtniß reconstruirt und revidirte selbst den Druck, nachher aber noch einmal als Anhang zu der Broschüre: „Eduard Mörike.

Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. Von Friedrich Notter", und in letzteren Abdruck haben sich zwei sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen (etwas für: etwa (!) und: das Gute für: das Gut). Die Rede am Denkmal erschien im Schwäbischen Merkur und Neuen Tagblatt; dem ersteren hatte ich den Text zu liefern versprochen, er wollte aber nicht warten, bis ich Zeit gehabt hätte, ihn aus dem Gedächtniß (— denn eine niedergeschriebene Rede ist eine schlechte, d. h. als Rede schlecht —) nach meiner Skizze wieder herzustellen, und gab sie, wie der Stenograph sie nachgeschrieben, d. h. da die schnellste Schrift immer noch dem Gehör im Weg ist: mit einem Häcksel von Halbsinn und Unsinn durchschossen, ebenso das andere Blatt. Nicht Unsinn ist das Schlimmste; gibt eine Stelle keinen Sinn, so merkt der Leser, daß ein Falschhören oder ein Druckfehler vorliegen muß; unleidlich peinlich ist, was ich der Kürze wegen Halbsinn nenne: Stellen, die einen Sinn geben, aber einen albernen. Sein Wort aus solcher Entstellung zu befreien ist ein zu natürlicher Wunsch eines Redners, als daß man ihm nicht Recht geben sollte, wenn er das ursprünglich gesprochene, dann gedruckte, aber fast schlimmer als nicht gedruckte, noch einmal in Druck gibt.

Von selbst versteht sich, daß mir darum doch nicht einfallen konnte, den Charakter der freien Rede zu tilgen, also die Sätze strenger zu binden, kleine Wiederholungen auszumerzen, augenblickliche Selbstverbesserungen, wo der nächste Ausdruck als ungenügend gefühlt wurde, und was dergleichen mehr ist, nachträglich auszugleichen.

Nachruf am Grab.

„Hinabgesunken, theurer Freund, ist nun dein Irdisches und du bist ganz Geist geworden und webest unkörperlich im Weiten, in den Geistern und Herzen der Menschen.

Nicht so weithin wirst du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen aufschmücken. Du warst nicht und wirst nicht sein berühmt bei Jenen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das dir bei deiner Geburt die sanfte Geisterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter sinnet und meint, wenn er aus Licht und Aether magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in Ein Ganzes geheimnißvoll zusammenschlingt, — die es nicht fassen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieser und nicht von dieser Welt ist, daß er in diese unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinstellt, — die ihn nicht verstehen, den Flor aus zartem Goldgespinnst, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.

Aber es gibt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein, — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren,

hellen, seligen Träumen und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und sie wird wachsen, diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in deinem Verständniß und du wirst ihnen nicht ferne sein in der

— stillen Himmelsenge,
Wo Lieb' und Freundschaft unsers Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit dir sein, dir ins Auge sehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geistertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unsagbares Weh. Denn da ist ein guter Mensch geschieden, — gut, wenn Gutsein doch etwas Anderes, als nur Meiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichversetzen in jeden fremden Zustand, in Alles und Jedes, was Menschen sind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur. Er verstand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn sie kaum auf die Lippen traten.

Dieses Versetzen, Eingehen, Theilen, Geben und Wiedergeben, und dazu sein Geist und der sprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über

menschliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widersinn der Thorheit hervorstellend, dieß zusammen schuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüther in einen Strom des Wechselverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem Keiner anders als erfrischt, getröstet, verjüngt hinweggieng.

Gut — weich — auch etwa zu weich —, aber dafür auch gut im Sinne jenes stolzen geistigen Adels, von dem es gesagt ist:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keusche Scheue ist vor eitler Selbstbespieglung in sich und Andern, eine strenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir sind, auch zu spielen oder gar zu spielen, was wir nicht sind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt schwarz zu sehen. Mein letztes Gespräch mit ihm galt Jenen, die das Dasein für schlecht und für das Beste das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gut der schönen Täuschung über die Uebel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Festes zerstörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Wesen hat, weil es unsichtbar ist. Und so, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun in's Gedächtniß geschrieben.

Wir sehen dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in deine weiche Hand die unsrige

legen; das Herz steht still, das die Welt so innig in sich hereinzog und so innig in sie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unversehrt erhalten, dieses Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebst du, bis auch unsere Augen sich schließen.

Leb wohl, lebenschaffender Dichter, der den Schatz der geistigen Güter unserer Nation um ächte Perlen vermehrt hat; leb wohl, bejahender, reicher Geist, leb wohl, du lebendiger, du guter Mensch, theurer, lieber Freund, leb wohl!"

Rede bei der Einweihung des Denkmals.

„Hochgeehrte Versammlung! Vor fünf Jahren, als wir ihn begruben, da lautete mein Wort: „So bist du nun geschieden, ganz Geist geworden und lebst und webst unkörperlich im Weiten, in Geist und Herzen der Menschen." Doch nicht so ganz nur Geist wolltest du bleiben. Du erschienst einem Künstler, der dich mit Augen nie gesehen, erschienst ihm, wie du leibtest und lebtest, und der Künstler hat dein Bild erfaßt und hingestellt, daß es hier leuchte, daß der Freund wieder in unserer Mitte sei und daß wir ihn schauen. Es falle die Hülle!" (Enthüllung, Gesang.)

„Und so bist du wieder bei uns, du Guter, du Treuer, bist wieder bei uns, fleischlos, blutlos, kalt wie Schnee, eine reine Form. Aber diese Form geknüpft an einen Träger aus feinem milchweißem Korn und durchdrungen wie von einem zarten Lichtgeist, so daß du unter uns erscheinen mögest wie ein Geist im Erdenthale, der aus ferner Lichtwelt

herniedergeschwebt zu uns. Dieß sind seine Züge, dieß ist die Stirn, über deren sanfte Hügel die geheimnißvollen Geister schweben, dieß sind die beredten Lippen, als ob sie zu freundlichem Wort mit ihrem sympathischen Laut sich öffneten, das sind die zarten, weichen, ahnungsvollen Schläfen, das ist dieses Haupt, bekränzt von den gerollten, einst so reichen, nun spärlich gewordenen Locken, und auch den warmen Seelenblick, noch einen Abglanz von ihm, hat der Künstler dem Stoff des Gesteines abgewonnen. So sei nun gerne hier in diesem stillen Halbkreis im Grünen, an diesem Platze, den wir dir ausersehen und mitwirkend mit uns wohlwollende, geistliebende Männer, für den Schmuck der Stadt bedacht, und in ihre sorgsame Obhut wird die Stadt dich nehmen, in der du so manches Jahr gelebt hast. Du warst gern einsam. Doch ja! Du warst auch gerne unter deinen Menschen. Du wirst hier nicht immer einsam, du wirst in manchen Stunden unter dem Volke sein. Sonntags, „wenn die Bürgersleute ruhig vor der Stadt spazieren gehen“, werden sie dich begrüßen und du wirst gern sein unter deinem Volke. Warum auch nicht? War doch der Hauch und Duft des Volksliedes der Athem deiner Lieder und war doch deine Muse zu Hause in der Sagenwelt, der Märchenwelt der Volksphantasie, der Welt der Elfen, Nixen und Erdmännlein. Du warst auch ein echter Sohn deines Stammes, soweit du auch über ihn ragtest ins allgemein Menschliche. Wohl auch Mancher wird vor dich treten, wird dich betrachten und wird nicht wissen, wen er betrachtet und wen er da verehren soll. Es wird dich nicht verdrießen, du wirst lächeln; denn du hast auch gerne gelächelt, hast den Scherz

geliebt. Fremdlinge auf Erden lieben es, zu lächeln, denn sie haben helle Augen und sehen scharf neben dem Großen das Kleine, hart neben dem Hellen das Dunkle, neben dem Bewußten die Welt des Unbewußten. Aber auch Eingeweihte und nicht wenige, Gemüther und Geister, die dich verstehen, werden dich hier besuchen und Zwiesprache mit dir führen von hohen Dingen, ernste und erfahrungsreiche Männer und Frauen werden zu dir treten und wohl auch die ahnende Jungfrau wird dir gern das Wohl und Wehe ihrer Seele vertrauen, dir, dem Sänger. Doch ja, du wirst auch viel einsam sein und dann, gerade dann erst recht nicht einsam, denn du warst ja nie einsam; du wirst dir Berg und Wald und Luft und Wolken und Himmel und Thal und Feld betrachten, du wirst dich erfreuen der „flaumenleichten Zeit der dunklen Frühe“, wirst erglühen, „o Morgenroth, von deinem Jugendblut.“ Willkommen wird es dir sein, „wenn der erste Hahnschrei emporglänzt“, wenn Fink und Amsel ihr Lied beginnen, „wenn Morgenglocken wach werden und wie ein Gott beginnt der Tag die königlichen Flüge.“ Der Abend wird kommen, es wird still werden und Wasser und Lüfte werden dann sich erzählen „vom Tage, vom heute gewesenen Tage“ und die Nacht wird kommen „mit leisem Tritt auf schwarzem Sammt“, es wird noch stiller werden, daß man „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge“ vernimmt, „wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal, dazwischen hört man weiche Töne gehen von seligen Feen, die im blauen Saal zum Sphärenklang und fleißig mit Gesang silberne Spindeln hin und wieder drehen.“ Der Mond wird aufsteigen, der Dichterfreund, und dich, den

Freund des Mondes, den Dichter, mit hellem Strahle freudig begrüßen. Und der Wechsel des Jahres, jeder wird dir lieb sein in seiner Art und in seinem Sinn. Dir wird der Frühling willkommen sein, wenn er „sein blaues Band durch die Lüfte flattern läßt", wenn die Seele in Erinnerungen träumt und denkt an „alte unnennbare Tage." Du wirst dich des Sommers erfreuen, wenn der Segen in Aehren und Beeren reift für dein Volk, deine Brüder. Dich wird der Herbst erquicken, wenn „herbstkräftig die gedämpfte Welt in warmem Golde fließet." Und auch der Winter wird dich nicht erschrecken, du wirst betrachten „des Vogels zierlichen Schritt im Schnee", und die kalten Wirbel und Stürme, sie werden dich so wenig entsetzen, als Blitz und Donnerschlag in Sommershitze; denn du kennst auch den Schrecken, du kennst auch das Wilde, das in der Natur und das im Busen des Menschen. Du kennst die Welt der Aengste, die Abgründe in der Seele und die Klüfte des Lebens, du kennst Schauer und Grauen und wußtest, was Unheimliches die Welt des Verbrechens, der Untreue, des Mords, der Verzweiflung umwittert und umhaucht, doch nie versankst du in dieses Grauen, stets siegte der schöne Gleichmuth der reingestimmten Seele. So werdet ihr ja viel mit einander zu verkehren haben, du und die Elemente, das Umgebende, was uns als unbeseelt erscheint, — mehr zu reden als andere Menschenkinder; denn ein Geheimniß ist der Genius, in den dunklen Urschooß der Dinge, in unbegriffene Tiefen reichen seine Wurzeln; daher sieht er, wo uns die Augen versagen, und daher ist uns oft, als weilen wir andern nur am Rande des Kreises, während er in den

Mittelpunkt blickt, er, der Liebling, der Vertraute des Weltgeistes. Und so mit der Natur einig, so immer rein, naturkeusch und naturvoll, so war auch deine Dichtung; wie sollte sie auch anders sein, die Dichtung eines Mannes, dem die Natur vergönnt hatte, „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen!“ Naturvoll und doch kunstvoll; denn hier war Natur Kunst und Kunst war Natur. Ganz und wohlgegliedert sprangen deine Lieder aus deinem Haupte, innig empfangen mit und in dem Sinne Wort, Rhythmus und Klangfarbe des Lauts. Haßtest du etwas auf der Welt, so war es das Gemachte, alles Gespreizte, ja, gründlich verhaßt war dir die Muse, die sich vor dem Spiegel putzt. Und weil dem so war, weil dir Natur Kunst war und Kunst Natur, so werden noch andere Gäste dich besuchen. Sie werden kommen von blauen Küsten und von blauen Inseln, aus Lorbeer- und Olivenhainen; ich sehe ihn herschweben zu dir, Anakreon mit dem leichten honigsüßen Liede auf den Lippen, ich sehe sie kommen, Sappho mit der sanften Glut im Griechenauge, er wird dich begrüßen, der Hirtenfreund Theokrit und Einer wird erscheinen, bei dem sehr ins Gedächtniß kehren jene Worte, die du von einem Künstler gesagt hast: „Mit traurig schönen Geistern im Verkehr“, — es ist Sophokles. Und endlich Einer noch, ein sehender blinder Greis, ein uralter Graubart, den du kennst und der dich kennt und den wir mit seinem sterblichen Namen Homeros nennen. — Was du noch erleben wirst hier an deinem stillen Platz? Ob wohl Stürme der Weltgeschichte über deinem Scheitel hinwegsausen werden? Deine Muse liebte es, sich ferne zu halten vom lauten, drängenden

Menschenozean, nicht ihre Art war es, große, mächtige, wuchtige Stoffe mit starker Hand zu fassen und zu gestalten. Aber darum nicht ein stumpfer, nicht ein kalter Zeuge warst du dem Großen, was du erlebt hast, und wir haben dich gesehen tief und hoch bewegt, als von Heldenblut getränkt der Baum deines Volkes den stolzen Wipfel und die stolze Krone endlich entfalten durfte. Dunkel ist die Zukunft, wir können es nicht wissen, was hinwehen wird über diese Marmorlocken, über diese helle Stirne. Eines gebe dir der Himmel: du müßtest nie erleben, daß deine Nation sinkt, daß sie herniedersinkt ins Kleine und ins Gemeine, oder setzen wir schmerzlich hinzu: gebe der Himmel, du dürfest sehen, daß sie rasch und schnell und ganz genest aus den schweren Fieberträumen, worin sie Jahre lang gelegen. — Auch diese Form wird verfallen, der Marmor wird sich in seine Körner auflösen und diese Körner werden zu Staub werden und du wirst wieder ganz Geist sein und bei der unsichtbaren Schaar, bei der Geisterschaar, die wir nicht entbehren können. Sei mit ihr auch bei uns, mitten unter uns, die wir hier unten athmen und streiten und die wir der mitstreitenden Geisterschaar bedürfen, daß es sei wie es war im Feld von Marathon, als man Theseus, den lange Todten, vorstreiten sah im Kampfe gegen das Babarenthum. Das Leben, das wirkliche Leben braucht ja noch andere Kräfte, nüchterne, eiserne, auch das Reich der Muse verlangt anders geartete Kräfte noch als die deinen, verlangt Kräfte mit Adlersehnen und mit breiterem Schwunge der Fittige. Aber darum möchten wir nicht und können wir nicht wissen die Geister mit weicher, träumerischer, mit

sanfter Bewegung der Schwingen, die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Räthsel der Welt zu deuten gesucht. Wir können sie nicht entbehren, damit nicht alles sei der Drang, der Qualm, der Lärm, der Dunst, die Hitze und das Geschrei des Marktes, des Tages, damit noch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Brust. Mögen sie dir nie gebrechen, solche Geister, du theurer Theil des Ganzen, nie gebrechen dir, du theureres Ganzes, Deutschland! Dieser hat einmal gesagt: „Einst wird es kommen, daß auf Erden sich höhere Geschlechter freu'n.“ Man kann zweifeln, aber Eines ist gewiß: die also denken, die also glauben und die also wirken, sind selbst diese höheren Geschlechter und diese höheren Geschlechter, sie sind die Pfleger, sie sind die Menschenbildner, sie sind der Hort der Menschheit.“

Der Traum.

Eine Studie zu der Schrift: Die Traumphantasie von Dr. Johann Volkelt.

Stuttgart Meyer und Zeller 1875.

(Unter dem Titel: Studien über den Traum erschienen in der Augsb. Allgem. Zeitung Beilage 1875.)

Vorbemerkung.

Ich nehme diese Studie in die gegenwärtige Sammlung auf, ohne sie gegen Angriffe, die sie erfahren hat, durch Zusätze zu schützen. Es ist nichts hinzugefügt, als ein gutes Beispiel von Sinnenreiz-Traum, das mir nach dem Erscheinen des Artikels erzählt worden ist. Auch verbessernden Ueberarbeitens habe ich mich enthalten, ausgenommen kleine unwichtige Nachhülfen. Ich würde jetzt Manches vielleicht anders sagen, mehr auseinandersetzen, gedeckter, beschirmter hinstellen; wem gefällt eine Arbeit ganz, wenn er sie nach Jahren wieder liest? Allein man weiß auch, wie leicht mit nachbesserndem Eingreifen mehr verderbt als besser gemacht wird. Die Arbeit mag ihren mitunter bis zur Härte concisen Charakter behalten. Er hat es zum Beispiel mit sich gebracht, daß ich der beschlossenen Kürze zu lieb ein paarmal den Ausdruck: „mystisch

im guten, mystisch im übeln Sinn“ gebrauchte. Man hat gefragt, was ich denn damit meine, die ironische Frage kam aus dem Lager, wo man auch fand, ich sei nahe daran, in den Spiritismus hineinzusegeln. Ich sollte meinen, der Aufsatz biete Anhalts genug, um jene Frage vollauf zu beantworten und diese Sorge zu stillen; freilich, brächte er dessen auch zum Ueberfluß, es reichte nicht hin für diejenigen, die erschrecken oder spotten, wenn eine Weltansicht vor sie tritt, die ihre Voraussetzung nicht theilt. Wer ein für allemal gewiß weiß, daß die Welt aus einer Vielheit von Monaden besteht, die in ihrem Daseinsgrunde schlechthin selbständig, fremd, unflüssig und undurchdringlich gegeneinander beharren, dem wird man vergeblich wiederholen, daß man die festen Unterschiede, Schranken und Ordnungen der Natur darum nicht umstürzt, dem Wahne die Pforten nicht öffnet, wenn man den Beruf der Philosophie darein setzt, die spröde Vorstellung vom Außereinander der Dinge flüssig zu machen, lebendige Einheiten und hinter diesen eine höchste Einheit zu suchen.

Was über Du Bois-Reymond gesagt ist, wurde auf Grund seines Vortrags: Ueber die Grenzen des Naturerkennens geschrieben. Derselbe enthielt die bekannte Stelle von der unübersteiglichen Kluft, vor welche die Naturwissenschaft sich da gestellt sehe, wo auch im geringsten thierischen Wesen die erste Regung von Empfinden, von Schmerz und Lust sich einstelle; dadurch hatte sich der Verfasser scharf losgesagt von der materialistischen, mechanischen Naturansicht, ohne freilich einen Wink zu geben, wie der hiemit sich ergebende Dualismus zu vermeiden, zu überwinden sei.

Diesen Dualismus, die Befestigung einer absoluten Kluft zwischen der Welt der Seele, des Geistes und der Natur bestreitet meine Studie, doch erkenne ich ihn als relativ höheren Standpunkt an gegenüber dem sogenannten Monismus, dessen Eins und Alles die Materie und die Causalität ist. Spätere Vorträge desselben Naturforschers ließen in unbestimmter Aussicht eine Neigung erblicken, den Dualismus als lösbar zu denken, doch ohne Auskunft darüber, wie der Redner die Lösung sich denke; der letzte dieser Vorträge schrieb in eigenthümlich zugespitzt weisem Tone den mechanischen Erfindungen einen culturgeschichtlichen Werth erster Klasse zu; mir will scheinen, man habe durch die Anerkennung des Geistes als Geistes wenig gewonnen, wenn man so über die Werthstufen seiner Entwicklung denkt.

Es hat sich dem Traume neuerdings die Forschung wieder zugewendet, nachdem sie dem dunkeln Poeten lange den Rücken gekehrt hatte. Er war in Verruf gekommen, nachdem die Romantik das wache Thun der Poesie auf ihn hatte anweisen wollen, nachdem er durch die mystische Naturwissenschaft und Psychologie für eine wahre Offenbarung, Besessene und Somnambüle für ihre Prophetinnen erklärt waren. Schuberts einst vielgelesene „Symbolik des Traums" ist vergessen, doch auch nicht ganz mit Recht, da sie trotz ihren bekannten Irrthümern manche gute Blicke enthält. Im Jahr 1861 erschien ein geistvolles Buch: „Das Leben des Traums von Scherner." Es liest sich nicht leicht; die Sprache zeigt in der seltsamen Art, wie sie aus Ahnungstiefen aufgährt, zwar

etwas kraftvoll Originales, aber auch eine gewisse strotzende Uebernährung, die der Ueberschätzung des Gegenstands entspricht, von welcher diese Arbeit nicht freizusprechen ist. Trotzdem ist sie echten Gehaltes voll, trotzdem so reich an scharfsinnigen Beobachtungen und bahnbezeichnenden Unterscheidungen, daß das lange Uebersehen unserer Literatur eben nicht zum Ruhme gereicht. Sie ist aus der Vergessenheit hervorgezogen in der kleinen Schrift: „Ueber das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Aesthetik von Robert Vischer, 1873." *) Scherner hat namentlich das Verdienst, die früheren vereinzelten Beobachtungen über den Leibreiztraum zu einem bestimmten Begriff gesammelt, ungemein erweitert, die starke Herrschaft dieser Traum-Erscheinung und ihre tiefe Bedeutung aufgewiesen zu haben. Einige kleine Beiträge, die Forschung über die helldunkle Religion weiter zu führen, brachte 1874 die Broschüre von Strümpell: „Die Natur und Entstehung der Träume." Sie sucht festeren Fuß auf dem Boden des Exacten zu fassen, indem sie durch Analogien mit dem Wachen Licht zu gewinnen strebt; allein es kann bei der Forschung über den Traum Erkleckliches nicht herauskommen, wenn man sich scheut, dabei auf den Unterschied zwischen der reproduktiven und produktiven Phantasie einzugehen, den Antheil der letzteren am Traume zu untersuchen und namentlich ihre symbolisirende Thätigkeit ins Auge zu fassen, endlich aber dieses helldunkle Thun der Seele auch auf seine letzte psychologische und auf seine metaphysische Bedeutung anzusehen. Man kann über den Traum nicht wie über einen Käfer schreiben, an dessen

*) Furcht vor rohem Vorwurf des Nepotismus darf wohl nicht abhalten, den eigenen Sohn zu erwähnen, wenn es die Sache fordert.

Untersuchung man gewisse letzte Fragen über das Wesen der Dinge darum freilich nicht knüpft, weil man solche für wichtigere Stellen des Daseins aufspart. Eine solche ist aber der Traum. Wie es unsere jetzt so besonderer Nüchternheit sich Bewußten halten, wenn ihnen solche Kühnheit unterkommt, mag die Anzeige erweisen, mit welcher Strümpell das Buch von Volkelt bedacht hat (Jen. Lit.-Z., 1876, Nr. 4). Er stellt zuerst einige Sätze zusammen, welche Volkelt am Schlusse seiner mit ganz ruhigem wissenschaftlichen Takte geführten Untersuchung in gehobener Sprache über die Grundbedeutung des Traumes wagt, fügt dazu die einzige Stelle, worin die unbefangene Studie dem Traum wohl zu viel zutraut (wir werden sie seines Orts berühren), und kommt dann mit den Worten: „die Arbeit werde werthvoller, wenn man mit dem Verfasser von den metaphysischen und dichterischen Höhen herabsteige," zum bestimmten Inhalt der Schrift, um nun billiger von ihr zu sprechen. Der Verfasser steigt aber auf, nicht herab; es ist unrecht, den Schein zu erregen, als haben wir es mit einer apriorischen Construktion zu thun, und zwar mit einer verrückten, indem man Sätze, die ohne ihre Mittelglieder zu kühn erscheinen, mit Weglassung derselben zusammenstellt. Sodann wird ihm vorgeworfen, er mache die Phantasie zu einer Person, weil er die Operationen einer der Qualitäten des Traumverfahrens (der selbstthätig dichtenden) unter diesem Namen befaßt. Da gäbe es viel Mythologie aus der Wissenschaft auszuweisen, wenn wir anfiengen, alle Zusammenfassungen in Begriffseinheit als Personificationen zu verbannen. Die Annahme einer symbolisirenden Thätigkeit der Traum-Phantasie will diese Kritik

nicht verwerfen, mißtraut ihr aber vorerst so, daß sie sich scheut, sie anzufassen. Es wird sich zeigen, wieweit man kommt, wenn man diesen Schlüssel nicht frischweg zur Hand nimmt. Es ist auch von „erregter," einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht anstehender Ausdrucksweise die Rede. Das ist eine eigene Sache. Der Gegenstand ist helldunkel, die Forschung über ihn soll hell sein; um hell über das Helldunkle zu denken und zu schreiben, wird aber der Mann, der das will und soll, doch im Helldunkel seines Gegenstandes zu Hause sein, durch eigene Erfahrung ihn reichlich kennen und etwas von seiner Natnr im wachen Denken selbst lebendig nachfühlen müssen; das wird sich in seine Arbeit nun nothwendig hineinziehen, und so wird sie eben doch selbst auch etwas Helldunkles bekommen; es wird sich nur fragen, ob sie dennoch licht ist und Licht bringt, und mir will es scheinen, es sei ein gutes Zeugniß für die in Rede stehende Arbeit, daß diese in der Sache liegende Paradoxie auf sie zutrifft. Hier erkennt man ein Talent, das die hinreichende Kraft der Phantasie besitzt, um das Element, dem der Traum angehört, lebendig zu schauen, sein ahnungsvolles Wesen zu verstehen und aus der Darstellung herausfühlen zu lassen, — ein Talent, das aber mit dieser Kraft zugleich die genügende Schärfe des Denkens vereinigt, um das Objekt, den Traum, nicht zum Subjekt seiner Betrachtung werden zu lassen, nicht in unfreie Mystik zu gerathen, die den Traum so überschätzt, als wäre er neue Offenbarung.

Die Physiologie hat inzwischen natürlich nicht versäumt, sich mit diesem Dämmerleben des Gehirns im Schlafe zu beschäftigen. Mit wenig Erfolg. Wir kennen den Schlaf

als den Zustand, worin das Gehirnleben und die Reizempfänglichkeit des ganzen Nervensystems gegen den vegetativen Lebensprozeß zurücktritt, dessen Funktionen ihm den Stoff ersetzen, an den seine psychische Thätigkeit gebunden ist, und der durch sie periodisch erschöpft wird; wir wissen, daß im Schlaf die Sinne (relativ) geschlossen sind, daß jene Aktionen des Gehirns ruhen, welche die klare höhere Geistesthätigkeit — vermitteln, wollen wir zunächst oberflächlich sagen; wir wissen daher, daß, wenn dennoch gewisse geistige Aktionen in diesem Ruhezustande fortwirken, ihnen die Leitung der Vernunft und des Willens, sowie die Controle der offenen Sinne mit ihren Wahrnehmungen abgeht. Allein, was bei diesen gewissen Aktionen, deren Fortwirken der Traum bestätigt, im Gehirne vor sich geht, wissen wir nicht und werden wir nie erfahren. Es ist in Wahrheit eine furchtbare Lücke. Wir kennen das seltsame Associationsspiel der Vorstellungen im Traum: welche Schwingungen, Strickungen, elektrische, magnetische Strömungen, Hinüber- und Herüberzuckungen mögen ihnen zu Grunde liegen? Was geschieht überhaupt in diesem Nerven-Centrum, wenn ein Bild innerlich gesehen wird? Was, wenn zwei oder mehrere zusammenschießen? Wie mag es in ihm hergehen, wenn dieß so wild geschieht wie im Traume, und wie dagegen im wachen Zustande, wo andere Partien des Gehirns so fungiren, daß diesem Spiel der ungeordneten Contakte Einhalt geschieht, Maß, Ordnung, vernünftiger Zusammenhang geboten wird? Wir wüßten, wenn wir dieß Physiologische wüßten, nichts anderes, als was wir psychologisch von Traum und Wachen wissen; aber wir wüßten, was wir wissen, vollständiger, nämlich

eben auch psychologisch vollständiger. Gewiß ist es richtig, wenn Volkelt im Eingang den Schlaf aus dem periodischen Lösungsbedürfniß der Spannung erklärt, in welcher das Subjekt dem Objekt, das Ich seiner Innenwelt und zugleich der unendlichen Außenwelt mit dem unendlichen Bemühen gegenübergestellt ist, beide zu umfassen, in seine Einheit umzubilden. Nur dieß kann die innerste und letzte Bedeutung des Schlafes sein. Dennoch hätte er sein Buch günstiger eingeführt, wenn er mit der physiologischen Erklärung des Schlafes, dann mit dem Hinweis auf jene Fragen begonnen hätte. Es ist nicht Materialismus, worauf diese Bemerkung führt. Ich stimme nicht ganz mit Volkelt, wenn er (S. 171) von eigenthümlichen Leistungen der Seele und (S. 173) von den materiellen Vorgängen, die dabei stattfinden, nur als begleitenden spricht; die Seele, als oberste Einheit aller Vorgänge, kann allerdings nicht im Leibe lokalisirt sein, obwohl sie anderswo als im Leibe nicht ist; dennoch muß jede der Aktionen, wodurch sie in den Vorstellungen Einheit schafft, mit einem materiellen Vorgang identisch sein, den wir so wenig kennen, als jene Vorgänge, die mit dem bewegten Spiele der Bilder-Vielheit identisch sind. Identisch sind: nicht bloß als Träger, als Vermitter, als Organe dienen; diese Ausdrücke setzen eine Zweiheit voraus, sind dualistisch, und indem sie die Seele dem Leibe principiell entgegenstellen, machen sie dieselbe gerade erst recht zu einer materiellen Substanz; denn sie müßte ja, wäre sie ein Anderes, Zweites, neben allen seinen Räumen wieder etwas für sich, also selbst etwas Räumliches sein. Ich weiß, daß diese Trennung nicht Volkelts Standpunkt ist; die genannten Stellen liegen nur nicht streng

in der Consequenz seiner eigenen Grundansicht. Volkelt erklärt sich ausdrücklich gegen den Schluß auf einen leibfreien Geist, den man, z. B. J. G. Fichte, gern aus dem Traume zieht. Volkelt ist Idealist, wie auch seine übrigen Schriften zeigen*); er ist es in dem Sinne, daß er Geist-Natur der Materie behauptet. Der Satz von der Identität der Seele und des Leibes ist nicht Materialismus; dieser kennt nur einen Leib und die Seele ist ihm bloßer Schein. Wem die Seele nicht bloßer Schein ist, und wer sie doch mit dem Körper identisch, als seine unkörperliche Einheit, faßt, der muß zu dem Satze gelangen — oder von ihm ausgehen: daß die Materie von unten auf etwas anderes sein muß, als was der Stoffglaube Materie nennt. Wir kommen darauf zurück, wenn wir zu Volkelts metaphysischen Schlußsätzen gelangen. Das Erfreuliche an seinem Werk ist vor allem dieß: daß hier eine neue lebendige Kraft sowohl gegen die Lehre von Atom und bloßer Causalität als Grundwesen des Universums, als gegen die Verwandlung der Philosophie in Mathematik auf den Plan tritt.

Der Verfasser weiß, daß sein Buch in eine Zeit fällt, die ihm aus mehr als Einem Grund Ungunst entgegen bringt, und schildert beredt den Hinfall der Geister unter das Gebot der Materie, den unsere Zeit eben recht als Frucht der unendlich erweiterten Herrschaft über die Materie erntet, das Erschlaffen der Persönlichkeit, ja des Gewissens, das Verlangen nach einer Popularisation der Wissenschaft, worin

*) Pantheismus und Individualismus im System Spinoza's, 1872. — Das Unbewußte und der Pessimismus 1873. — Kants kategorischer Imperativ und die Gegenwart (ein Vortrag), 1875. — Imm. Kants Erkenntnißtheorie u. s. w. 1879.

dem Leser seine eigene Wasserklarheit entgegenrinnt, den Mechanismus und Atomismus der Naturauffassung, der sich als Philosophie aufwirft, endlich die Beunruhigung und sammlungsfeindliche Aufregung des Sinnes gegenüber so vielen ungelösten politischen Fragen; er befürchtet, daß eine Forschung, die auf das Centrale geht und sich mit einem dunkeln, zarten, intimen Gebiete beschäftigt, als mystisch im verwerflichen Sinne werde beiseite gelegt werden, während sie mystisch im guten allerdings ist und sein muß. Es drängt sich als Pflicht auf, eine Arbeit, welcher von den geschilderten Neigungen der Zeit allerdings dieses Schicksal zu drohen scheint, in das Licht ihres Werthes zu stellen. Ich kann mir sogar denken, daß über manches Komische, was der Verfasser aus der Traumwelt anführen muß, da und dort gelacht werde, als sei es nicht im Objekt, sondern entschlüpfe als unfreiwillige Komik dem Subjekt, dem Verfasser. Wer so lacht, der gehört nun freilich nicht in die Räume der Wissenschaft, sondern in die Kindsstube.

Die Versuchung, den Traum geringschätzig zu behandeln, liegt allerdings der Philosophie nahe, denn sie geht auf Ordnung und Einheit, der Traum aber ist Wirrwarr. Sein herrschendes Element ist die gesetzlose Verknüpfung von Bildern der nur reproduktiven Einbildungskraft. Es verbindet sich, ja erscheint als identisch, was nicht zusammengehört. „Im Einschlafen und leichten Fieber ist mir schon oft ein Mann wie eine Einmaleins-Tafel vorgekommen, und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank. — Er müßte vortrefflich fühlen, sagte ich und meinte damit den Satz des Widerspruchs, den ich ganz eßbar vor mir gesehen hatte“, sagt

Lichtenberg in den „Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers über sich selbst.“ Volkelt erzählt Vieles der Art. Mir geschah es neulich, daß ich keuchend von einem Ritt schwieriger Art erwachte. Ich hatte mich bemüht, auf einem Kamm, dem ein paar Zinken fehlten, die Königsstraße hinauf Galopp zu reiten; die Bestie wollte durchaus nicht ansetzen und fiel links und rechts; vergebens drückte ich mit aller Macht die linke Wade an; ich fühlte nach dem Erwachen noch einen Krampf im linken Bein. Ich entsann mich nun, daß ich Tags zuvor mit flüchtigem Verdruß gebrochene Zinken an meinem Kamm bemerkt, daß ich ferner am Abend mich an einem frischen Wort eines Reiter-Offiziers erfreut hatte, der mir von mancherlei Umständen erzählte, die in der letzten Zeit wohl geeignet waren, seinen Lebensmuth niederzuschlagen; er habe aber, als er sich von dieser Stimmung angewandelt fühlte, sich gesagt: das muß man nicht aufkommen lassen, man muß sich die linke Wade geben. Es leuchtet ein, wie der Traum diese zwei Momente auf seine Weise combinirt und zugleich beide fortgebildet hat. Vielleicht war ein Leibreiz im Schlafe hinzugekommen, krampfhafter Zustand des linken Beins; diese Seite aber verfolge ich hier noch nicht; auf die Leibreiz-Träume ist in anderem Zusammenhang zurückzukommen. — Eine junge Frau erzählt Morgens ihrem Mann: sie habe sich im Traume besonnen, was sie ihm Gutes kochen könnte, habe ihm Mehreres vorgeschlagen, nichts habe ihm gefallen wollen; endlich habe sie rathlos gesagt: jetzt weiß ich nichts mehr – doch ja, das fällt mir noch ein: ich habe oben auf dem Boden eine Großmutter im Salz liegen, sie wird aber noch zäh sein. Der

Träumerin hat sich in die sehr natürliche Vorstellung von Küche und Vorsorge für den Gaumen des Mannes irgendwoher aus einer andern Gedankenlinie die Vorstellung Großmutter eingeschoben.

Dieß sind nun die puren „Associations“-Träume; gerade sie sind es, welche uns die Frage so besonders nahe legen, was wohl dabei im Gehirne vor sich gehe; denn hier schießen wie mechanisch oder magnetisch Vorstellungen zusammen, welche so sich nicht verbinden sollten; im wachen Zustande muß irgend eine Partie, Funktion des Gehirns, worin sich logisches Ordnen vollzieht, interveniren und diese falschen Verbindungen hindern. Diese Träume sind nun Erzeugnisse der nur reproduktiven Phantasie; nur ganz relativ und entfernt kann man das Verbinden selbst, so falsch wie es ist, eine Art von Produktivität nennen. Der Galopp auf dem Kamm und die Einsalzung einer Großmutter sind immerhin auch Erfindung, Dichtung in ihrer Art; das Aktive darin ist ein Fortspinnen. Jeder auf seine Träume Aufmerksame wird auch beobachtet haben, daß der Traum es namentlich liebt, Vorstellungen, die im Wachen momentan eintraten, nicht verfolgt werden konnten, weil sie von Anderem unterbrochen wurden, noch einmal aufzunehmen und weiterzuspinnen. Es begegnet mir jemand, während ich rasch über die Straße gehe; er ist vielleicht schon vorüber, bis ich mich auf seine Person besinne; ich denke etwa: ich hätte ihn freundlicher grüßen sollen, hätte ihn etwas zu fragen gehabt; aber ich habe keine Zeit, weiter daran zu denken, die Vorstellung wird schnell von anderen verdrängt. Diesen abgerissenen Faden ergreift nun der Traum und bildet

ihn auf seine Weise fort, aber in den meisten Fällen närrisch.

Es galt nun, das Gebiet der bloßen Associationsträume bestimmter zu charakterisiren. Ihr wirres Spiel nimmt mit den Vorstellungen Verschiebung, neue Verbindung, Uebergang jeder Art vor, aber ohne Kern und Mittelpunkt; der Zug der krausen Bilder hat keine Richtung nach einem wirklichen Inhalt. Der bloße Associationstraum weiß auch von keines Dinges wirklichen Maßen, von keiner Ordnung des Raumes und der Zeit, in deren Rahmen seine Bilder sich doch bewegen müssen, von keiner gesetzmäßigen Ursächlichkeit, ja nichts vom logischen Gesetze der Identität; denn jegliches Wesen kann eben so sehr auch ein anderes sein, in ein anderes übergehen; nichts ist fest, Alles beständiger Fluß; „der Traum hat alle Sicherheit des Bleibens und Beharrens verloren.“ Mit den logischen Werthen, dem richtigen Begriff des Zweckes und der Bedeutung der Dinge kommen dem Traum auch die moralischen Werthe abhanden. Volkelt findet mit gutem Grund unbegreiflich, wie Schopenhauer behaupten kann, die Traum-Personen handeln stets ihrem Charakter gemäß. Der Traum hält ihn fest und vergißt ihn, wie es kommt. Jetzt ist er wahr, gerecht, edel; jetzt urtheilslos, ungerecht, schamlos, schändlich; schon Platz weiß sehr wohl, wie ekelhaft er werden kann.

Das Fallenlassen des Identitätsgesetzes zeigt sich nicht nur in tollen Verwandlungen, sondern auch in Verdopplungen: wir sehen und wissen dieselbe Person, ja uns selbst gleichzeitig an zwei Orten; wir stehen z. B. vor unserem Bett und sehen uns krank darin liegen, wir sind todt und

denken unsern Tod („seltsamer Traum, der Todte denken läßt“, sagt Romeo), oder sind als zweite Person daneben lebendig vorhanden. Dieses Selbstobjektiviren hat nun freilich schon tiefere Bedeutung, auf welche zurückzukommen ist; vorerst mag hiezu noch angeführt werden, was auch Volkelt nicht unerwähnt läßt: daß wir, wenn sich im Schlaf ein wirklicher Schmerz einstellt, ehe wir daran erwachen, häufig im Traume dieses Leiden einem Zweiten beilegen. Der da neben mir hat arges Zahnweh, Leibweh, denkt der Träumende, oft nicht ohne Schadenfreude, bis er erwachend inne wird, daß er selbst der Leidende ist. Dies sind nun aber Leibreiz-Träume, und hiemit stehen wir in einem andern Gebiete.

In dieses Wirrsal der Bilderwelt, wie sie die nur reproduktive Einbildungskraft durcheinander wirft, schiebt sich, wiewohl nie getrennt, stets auch umgaukelt von ihr, die selbstthätige Phantasie, die dichtende Kraft des Geistes hinein. Ihre Bilder haben Sinn und Einheit, sie schafft aus einem Kern heraus, sie verarbeitet einen Inhalt. Dieser ist ein Reizzustand des Körpers während des Schlafes oder ein psychischer Zustand, eine bestimmte Vorstellung, ein Gedanke, womit wir wachend uns getragen haben.

Die Erscheinungen aus ersterer Quelle führen sogleich zu höchst wesentlichen und bedeutungsvollen Grundzügen des „Phantasie-Traums“ (wie Volkelt in richtiger Einfachheit den Traum der produktiven Einbildungskraft nennt). Daß Scherner der Entdecker dieses so wichtigen Gebiets genannt werden darf, ist schon gesagt. Der eine Zug, wodurch sich der Leibreiz-Traum charakterisirt, weist ganz eigen-

thümlich in die ganze Tiefe des Traumgeheimnisses: wir wissen im Traume mehr vom Innern unseres Leibes als im Wachen; dieser Thatsache, die so viel zu denken gibt, widmet Volkelt einen besonderen Abschnitt (Nr. 9), vergleicht das Gefühl und (soweit es nicht durch Wissenschaft vermittelt ist) das Wissen von unserer Gestalt und ihrem Innern, das wir im Wachen, mit dem, welches wir im Traume haben, und bereitet hier namentlich die tiefen Folgerungen vor, die er am Schlusse zieht. Obwohl nun dieses Blicken in unseren Leib dem Umfange nach, verglichen mit dem wachen leiblichen Selbstgefühl, ein Mehr zeigt, ist es doch der Form nach nie direktes Einschauen, sondern hier eben tritt nun die Symbolik ein und schiebt statt der Sache ein Bild vor. Ist aber diese Symbolik nach der einen Seite, eben als bloß indirektes Vorstellen, eine Einschränkung, so ist sie nach der andern ein nicht minder bedeutender Zeuge vom Phantasie-Werth des Traumes, der noch weiterhin in seiner Wichtigkeit betrachtet werden muß. Zunächst einige Beispiele vom Leibreiz-Traum: Störungen des Herzschlags und Blutumlaufs spiegeln sich in den bekannten Angst- und Verlegenheitsträumen, die der alte Glaube dem Albdruck zuschrieb; dabei spielt eine sehr häufige Rolle die Vorstellung einer unterbrochenen oder in Kreuz und Quer gehenden Wagenfahrt, offenbar ein Bild des hohlen Herzmuskels und seiner gestörten Bewegung; dazu treten sehr häufig Bilder von Flammen, hochrothe Farbe, die auf das Blut und den Zustand der Hitze hinweisen; bei Zahnweh erscheinen halbkreisrunde Flächen, Plätze, Schubladenreihen, Säle, die gewölbt sind, mit hellblonden Knaben oder Mädchen als Bilder der

Mundhöhle und Zähne; zerbröckelte zackige Stufen einer Treppe, die der Träumende dann steigen muß, gesellen sich etwa dazu und deuten auf den Sitz des Schmerzes. Die Lunge wird, wenn eine Störung ihrer Respiration sich zu fühlen gibt, sehr häufig unter dem Bilde des Ofens angeschaut; man hört die Flamme sprühen, es dringt Rauch und Asche heraus u. dergl. Bei gehemmter Verdauung haben wir im Wachen niemals eine Vorstellung von ihren Organen und dem darin angehäuften Stoff, nämlich niemals eine unmittelbare (denn die durch Wissen vermittelte gehört, wie schon angedeutet ist, in allen diesen Fällen nicht hieher); dagegen ist es ein ganz besonders merkwürdiges Beispiel von dem mystischen Sehen des Traumes, daß uns bei dem Gefühle solcher Hemmungen die Eingeweide sehr oft als geringelte Schlangen, als Labyrinth von Gängen, Gäßchen und die Infarkte als Koth auf dem Boden erscheinen; bei Harnreizen tritt immer das Bild von Wasser, häufig die Form der Blase als Kanne, aufgedunsene Tasche, Strickbeutel, Kürbiß, der Drang als Gefahr-Scenen am Wasser, das Stechende des Reizes aber oft gleichzeitig als Feuer auf. Die Vorstellung des Fliegens ist Lungenreiz-Traum; das Ein und Aus des Athmens, die zwei Flügel der Lunge spiegeln sich sinnbildlich als Auf- und Niederschweben in der Luft mit den gedoppelten Bewegungsorganen.

An die Leibreiz-Träume schließen sich, obwohl sehr zu unterscheiden, die Sinnesreiz-Träume. Die Sinne, nicht ganz verschlossen, nehmen Eindrücke von gewisser Stärke auch im Schlaf auf, und ehe diese so zunimmt, daß sie uns weckt, verarbeitet sie auf seine Weise der Traum. Natürlich

sind es am häufigsten Gehörsreize, welche diese Wirkung haben. Volkelt erzählt einen sehr interessanten Fall. Der Träumende hält Schule, ein Knabe antwortet auf eine Frage statt Ja „Jo." Er ärgert sich, verlangt reines Deutsch; aber der Knabe sagt jetzt: Urjo. Der Lehrer wird noch aufgebrachter und nun ruft ihm gar ein Schüler nach dem andern Urjo, dann Eurjo entgegen; endlich erwacht er und hört draußen Feuerjo rufen. Wer könnte so stumpf sein, in diesem Traume, so höchst absurd er ist, nicht die dramatisch bildende Art der Phantasie zu bewundern! — Noch ein hübsches Beispiel: eine Frau aus Stuttgart besucht ihre Schwester, Pfarrerin auf dem Lande. Ihr träumt, sie gehe mit dieser dem Schwager in die Predigt. Nach Beendigung des Gesangs besteigt der Pfarrer die Kanzel, verliest das Evangelium und beginnt hierauf beide Arme wie Flügel zu schwingen und zu krähen. Die Träumende sagt leis zu ihrer Schwester: du, das ist aber doch sonderbar gepredigt, worauf diese antwortet: ja, das geschieht infolge einer neuen Verordnung des Consistoriums, welche so zu predigen vorschreibt. — Darauf erwacht die also Belehrte an einem wirklichen lauten Hahnenschrei. —

Tiefer natürlich geht das Wesen der produktiven Phantasie im Traume, wenn Stimmungen der Seele seinen Inhalt bilden. Er wird auf diesem Felde nicht immer des Symbols bedürfen, weil das klare Bewußtsein des Stimmungsgrundes als Reminiscenz in den Traum übergeht, aber im Wachen selbst schon verläuft ja das Bewußte in die Dämmerung des Gefühls, der Hoffnung, Furcht, Sehnsucht, des Ahnens, und daran hat der Traum reichen Stoff doch auch

in diesem Gebiete zu symbolischem Bilden. Sorge, daß man die Geliebte, den Freund verlieren werde, Kummer über den wirklichen Verlust spiegelt sich oft genug als ein angstvoll vergebliches Nacheilen hinter der in langen Corridoren, Höhlen verschwindenden Gestalt; der Traum der Gräfin Terzky im „Wallenstein" ist aus sehr richtigem Gefühl dieser Symbolik gedichtet, aus noch viel tieferer Kraft der Versetzung in solches Element der schreckliche Todesangst-Traum des Clarence in „Richard III." Ein verstorbener Freund von mir befand sich in sonderbarer Gemüthslage zu zwei Schwestern, die ihn beide liebten und zwischen die seine eigene Neigung sich räthselhaft unklar vertheilte. In dieser Zeit träumte ihm, er finde einen Rosenstock, den eine der Schwestern ihm geschenkt hatte, verwelkt; er erschrickt, und in diesem Augenblick sieht er die andere aus einer dunklen Ecke des Zimmers hervorspringen und jubelnd in die Hände klatschen. Hier, sieht man, tritt die Symbolik in noch ungleich bedeutenderem Wirken, ein als im Leibreiz-Traum; eine solche Traum-Scene erinnert doch unabweislich an das Verfahren des Dichters. Volkelt erzählt einige sehr schöne Beispiele und vergißt nicht, anzuführen, daß wir besonders oft von theuren Verstorbenen träumen und daß der Traum in diesen Fällen mit eigenthümlicher Kraft die verklärende Natur der Phantasie offenbart. Wir werden die Frage nach dem ästhetischen Werthe des Traumes, d. h. nach seiner Fähigkeit, schöne Form zu schaffen, im Verlauf aufnehmen; hier, wo vom Seelen-Inhalt als Stoff des Traums die Rede ist, darf zunächst die Erscheinung der moralischen Macht des Gewissens auf seinem Schauplatze nicht übergangen werden.

Gewiß ist der Traum auch im Gebiete des sittlichen Bewußtseins von sich und andern unsicher, phantastisch. Wie er die moralischen Werthe der Geträumten verkennt, so den des Träumers; in Angstzuständen, die oft nur einen körperlichen Grund haben, erscheinen wir uns als Mörder und besteigen als Verurtheilte das Schaffot; aber dieses Irren hindert nicht, daß der Traum ein andermal hierin sehr sicher gehe, und Macbeth weiß, warum er und sein Weib „in der Qual solch grauser Träume schlafen, die uns allnächtlich schütteln.“ Gewissen und Traum! Die Frage über ihre Verbindung ist von solcher Tiefe, daß sie einer besonderen Behandlung werth wäre. Hier nur Einiges über diesen Punkt. „Es kann vorkommen,“ sagt Volkelt, „daß das böse Gewissen seine mahnende Stimme im Traume stärker und öfter als im Wachen erhebt: so erschien mir ein Freund, mit dem ich unrechterweise den Briefwechsel abgebrochen hatte, sehr häufig im Traum und immer in beunruhigender Weise; es war, als ob sich mein Gewissen in den Traum geflüchtet hätte.“ Wenn oben vom bloßen Associationstraum gesagt ist, daß ihm die moralischen Schätzungsmaßstäbe abhanden kommen, so wird demnach allerdings dem Phantasie-Traum mehr Sicherheit zuerkannt werden müssen. Wenn wir im Traume Verbrechen ausüben, so dürfen wir uns nach dem Erwachen wohl der Nichtigkeit des Traumbildes erfreuen, immerhin aber doch auch fragen, ob nicht der Traum seinen Stoff in einem schwachen Keime gefunden habe, der wirklich in unserer Seele heimlich treibe (z. B. Haß, Gewinnsucht), und somit wird F. W. Hildebrandt („Der Traum und seine Verwerthung fürs Leben“, 1875), unter andern seinen Be-

merkungen nicht ganz Unrecht haben, wenn er dem Traum eine warnende Bedeutung beilegt. Auch eine sittlich antreibende schreibt er ihm zu, sofern er uns das innere Glück, die Seligkeit bei guten Handlungen zu fühlen gibt. Das Merkwürdige ist aber nun, daß dieser innere Richter, der gehört sein will und muß, wenn ihn die Selbstbeschönigung nicht hört, ihn zurückdrängt, unterdrückt, noch zu einer andern furchtbaren Form greift: er tritt mitten im Wachen als Traumvision auf. Dieß ist die Geisterstimme, welche Macbeth hört, während er den Duncan ermordet, dieß die Erscheinung des gemordeten Banquo. Als Macbeth beschloß, vom beschlossenen ersten Mord abzustehen, hörte er sein Gewissen an: es sprach frei aus ihm als sein eigenes Sprechen. Er hat es niedergedrückt, hat ihm die Thüre gewiesen, und nun kommt diese Macht — denn sie ist eine absolute — scheinbar von außen an ihn mit der völligen Täuschung eines objektiven Phänomens; sie tönt mit Posaunenschall als Geisterstimme durchs ganze Schloß, sie ergreift die Maske des zweiten Opfers und schüttelt die blutigen Locken gegen den Mörder. Man wird nicht einwenden: Shakespeare habe sicherlich selbst Gespenster geglaubt und wolle doch offenbar kein bloßes Symbol geben. Ja und nein! Nein und ja! Die Schauer, welche seine Gespenster umwehen, hätte er freilich so nicht können hervorrufen, wenn er den bestehenden Geisterglauben nicht getheilt, sein Grauen nicht an sich erlebt hätte. Aber so, wie er es gethan, hätte er die Gebilde dieser Vorstellung nicht verwendet, wenn er nicht zugleich frei über ihr geschwebt wäre; denn wie hätte er sonst so rein nach dichterischem Zweck über sie zu schalten vermocht! Der Glaube

daran muß nur so in ihm gesteckt sein, wie ein schon lockerer Kern in einer Nuß, oder, wenn man ein anderes Bild will, er stand mit dem einen Fuß darin und hatte den andern haußen. So werden diese Erscheinungen zu Symbolen und sind doch poetisch lebendige, glaubhafte Wesen. — Ich habe zum Auftreten des Geistes Banquo's zwei höchst merkwürdige Thatsachen als belehrende Belege beizubringen. Ein Raubmörder verhielt sich während seines ganzen Processes vollständig roh, zeigte von Reue keine Spur, beschwerte sich nur mißmuthig über häufige lästige Gegenwart des Gemordeten in seinem Gefängniß, ganz wie man sich über einen zudringlichen Gast ausläßt; noch der Geistliche, der ihn zur Hinrichtung begleitete, vermochte sein rohes Gemüth nicht zu erschüttern, nur beklagte sich der Verurtheilte auch unmittelbar vor dem letzten Gang über den geisterhaften Eindringling: „Sehen Sie, dort beim Ofen steht er wieder.“ Soweit auch der gemeine Raubmörder von dem heroischen Macbeth absteht, so ist dabei doch besonders interessant, daß beiden die Gewissens-Erscheinung wie ein aufdringlicher lästiger Besuch erscheint, welchen Macbeth wegzuschelten versucht, endlich auch wirklich wegschilt. Damit ist er verloren; er hat in dem Gewissen die Mahnung zur Umkehr, zur Rettung seiner Seele weggescholten. — Der andere Fall: bei einem Geistlichen erschien der Schultheiß seines Ortes, ein geachteter Mann, und eröffnete ihm in großer Anfechtung der Seele: am letzten Abend sei ein Kind mit blutender Wunde unten an seinem Bette gestanden, als er zu Ruhe gehen wollte. Er bekannte ihm eine wohl vor zwanzig Jahren begangene That: er war als Soldat bei der Erstürmung von Sens,

das die Württemberger nach blutigem Kampf einnahmen; nachdem sie eingedrungen, wurden sie von den Bürgern aus den Häusern beschossen; man weiß, zu welcher Wuth dieß den Soldaten reizt, so daß er, wenn ein solches Haus genommen ist, keine Schonung kennt. In einem solchen Moment hatte der damals junge Mann ein Kind niedergestochen. Er habe die That sich aus dem Kopf geschlagen, endlich vergessen, sagte er dem Geistlichen. Dieser durfte dem Schuldigen mit Hinweis auf sein folgendes braves Leben Trost zusprechen, allein die Erscheinung kehrte wieder, der Unglückliche verfiel in einen Zustand von Schwermuth, in dem er sich erhängte. Beide Fälle verlieren alles tiefere Interesse, sie werden nur geistlos betrachtet, wenn man die Erscheinungen für wirkliche Geister hält. Denn faßt man sie so, dann wird die Aufmerksamkeit auf eine Reihe von schwer lösbaren Denk-Problemen abgelenkt; es melden sich die Zweifel über Vereinbarkeit von Erscheinung Verstorbener mit den Naturgesetzen, auf welche, wer Geister glaubt, zu antworten versuchen mag so gut er kann; sodann wäre die Frage, ob das erstochene Kind als Kind im Jenseits fortgelebt, oder, nach Menschenart dort erwachsen, nur als Geist seine Kindsgestalt wieder angenommen habe; kurz, es wird alles in ein Gebiet des Disputablen hinübergezogen, das nur sehr mittelbar wieder mit dem Ethischen in Zusammenhang zu bringen ist, um was es hier sich handelt. Dagegen vom tiefsten ethisch-psychologischen Interesse sind die Erscheinungen, wenn man sie als bloße, jedoch bis zum vollen Scheine der Objektivität gesteigerte Seelen-Phänomene betrachtet. Das Gewissen spricht in jedem, auch im Rohesten,

und es duldet nicht, daß es ungehört bleibe. Es sprach zweifellos auch in jenem Mörder und er hörte es nicht an; auch jenem Soldaten wird die blutige Erinnerung öfter aufgestiegen sein, als er sich gestehen wollte, und er wird sie gewaltsam zurückgedrängt haben. In beiden Fällen hat sich das Gewissen in die Traum-Region geflüchtet, hier die Gestalt der Opfer des Mordes angenommen und ist in ihr wie leibhaft mitten im Wachen dem Thäter erschienen. Der zweite Fall freilich ist eigenthümlich tragisch, weil die That in einem Momente der höchsten Leidenschaft verübt und, wenn eine solche gut gemacht werden kann, durch ein ehrenhaftes Leben und Wirken gesühnt war; nur müßte dieß sicher verbürgt sein; war dieses Leben in der Folgezeit kein sehr gewissenhaftes, so erregt der späte vernichtende Durchbruch des Gewissens weniger Mitleid.

Noch eine andere furchtbare Form dieses Durchbruchs bietet Shakespeare im Endschicksal der Lady Macbeth. Von Macbeths erster Mordthat an, zu der sie ihn aufgestachelt und wobei sie mitgewirkt hat, muß ihre erste Sorge sein, vor dem Gatten stark zu erscheinen; seine innere Qual macht sich Luft (Akt. 3 Sc. 2), die ihrige darf es nicht; sie muß dem Verstörten noch Trösterin sein und vor allem, wenn der Mann sich in Gegenwart Anderer verräth, den Schein, die Form zu retten suchen. Macbeth aber schreitet auf der Bahn des Verbrechens, auch die furchtbarsten Gewissensphänomene zurückstoßend, fort, Shakespeare läßt errathen, daß sie, von ihm weit überholt im Verbrechen, furchtbar leidet; sie kann es nie gestehen, sie schluckt das Gewissen hinab und es tritt zurück, schlägt sich auf die dunkle Nerven-

region, packt, ergreift im Schlafe die eigene Gestalt der Schuldigen und erscheint in sie gekleidet vor schauernden Zeugen; Macbeth sieht Gespenster, sie wird selbst Gespenst: ein Naturphänomen, das ein sittliches ist, ein Beisichsein und ein Außersichsein, sie ist sie selbst und ist nicht sie selbst, sondern in das Grauenbild ihrer blutigen Erinnerung verwandelt: eine furchtbare Magie des Gewissens. Zugleich eine Ironie der höchsten tragischen Art: das Geheimniß zu hüten war all ihr Streben, und nun muß sie es nicht wollend offenbaren.

Wie das Gewissen, so kann auch die böse Lust, unbewußt genährt, traumartig wie eine von außen herantretende Gestalt erscheinen. Die Zwischenglieder, die Stufen ihres Wachsthums, sind unbeobachtet geblieben, der heimlich gereifte Gedanke scheint ganz unvermittelt plötzlich im Innern aufzufahren und wird nun als fremde Eingebung, als Einflüsterung einer bösen Macht vorgestellt. Der Teufelsglaube verdankt zwar nicht seine Entstehung, gewiß aber seine spätere Ausbildung dieser Art von Erfahrungen, wo uns ist, als hätte der Satan es uns eingegeben, und so bleibt Schleiermachers Satz: die Vorstellung vom Satan bezeichne die Gränze unserer Selbstkenntniß, ein sehr wahres und tiefes Wort. In Macbeth treten an die Stelle des Teufels seine Verbündeten, die Hexen. Ihr prophetischer Gruß ist nur ein Luftzug, der den längst glimmenden Funken des Mordgedankens in Macbeth plötzlich zur Flamme anbläst, eine Berührung, bei welcher er, stille großgezogen, so dämonisch emporfährt, daß Macbeth wie entrückt dasteht und all sein helles Wollen und Denken in Träumen schwindet.

In einer italienischen Zeitung las ich kürzlich vom Criminalproceß eines Soldaten, der seinen Unteroffizier beim Exercieren erschossen hatte. Das Motiv war, daß er sich von ihm gedrückt glaubte; er gab durchaus nicht zu, daß er den Mordgedanken selbst ausgeheckt habe, sondern behauptete fest, es habe mehrmals eine Stimme in ihm gerufen: erschieße ihn!

Wir kehren zum eigentlichen Traum zurück und hätten zunächst das wichtige Kapitel „die Denkformen im Traume“ zu besprechen. Wir müssen jedoch, so besonders wichtig auch dieser Punkt ist, uns hier auf wenige Bemerkungen einschränken. Logisch zusammenhängende Denk-Reihen im strengeren Sinne des Worts kommen im Traume vor, sie werden jedoch nur als Reminiscenzen wacher Denkprocesse anzusehen sein und sie pflegen schnell und sinnlos abzubrechen. Lösung von Denkproblemen im Traum erklärt Volkelt gewiß sehr richtig aus einem völligen Bereitliegen der Factoren, das im Wachen unbewußt sich vollzogen hat. Auch der Philosoph vereinigt Gedanken-Momente zu einer Idee nur durch einen Akt des genialen Schauens, der ja schlechthin traumverwandt ist, übrigens in der Wissenschaft natürlich werthlos bleibt, wenn ihm nicht der logische Beweis nachfolgt; es kann nicht unmöglich sein, daß der wirkliche Traum noch getrennt liegende Bestandtheile eines Gedanken-Ganzen mit einem Schlag ineinsschaut.

Volkelt nimmt in diesem Zusammenhang — (es hätte ihr wohl auch ein eigenes Kapitel gehört) — die Frage über Hellsehen des Traumes in die zeitliche und räumliche Ferne auf. Er läßt sie offen und ist übrigens nicht abgeneigt, eine Möglichkeit anzunehmen. Diese folgert er aus

der innern Einheit der Dinge und der Seele, wie sie der Pantheismus annimmt. Hier ist der Punkt, der, wie oben angedeutet, auch mir bedenklich erscheint. Mich dünkt, aus dem Princip des All-Einen sollte sich eine besondere Neigung zur Annahme von Ueberspringungen der naturgesetzlichen Schranke und Ordnung nicht ergeben. Wir müssen uns sehr vor dem Schein und Vorwurf des Zusammenschüttens hüten. Eine Philosophie, die im Princip nur von „vielen Seienden" weiß, ist, wie die Aufnahme dieser Schrift in jenem Lager gezeigt hat, nur zu bereit, eine Forschung, die im übrigen auf nüchterner Grundlage im guten Sinne mystisch ist, für mystisch im üblen Sinne zu erklären; um so bedächtiger muß in solchem Gebiete wie die Fragen über mögliche Durchbrüche der innern Einheit durch die festen Zwischenwände des Vielen unsere Forschung vorgehen. Wunder sind Motive für Kunst und Poesie, soweit sie symbolische Auffassung zulassen, wie wir an Shakespeare's Geistern gesehen haben; jene verlieren, was die Physik durch Erweiterung in Metaphysik zu gewinnen scheint. Was die Richtung nach der Zukunft betrifft, so ist über den alten Glauben an die prophetische Natur des Traumes im wesentlichen zu sagen: es kann nicht genug gemahnt werden, den Traum auf das Rückwärts, nicht auf das Vorwärts anzusehen. Hier muß wirklich als Regel gelten: die Traumdeutung soll am Schwanz aufzäumen. Denn der Traum besteht aus Erinnerungsbildern. Allerdings aber ist doch auch nicht zu läugnen, daß hier etwas Aehnliches stattfinden könne, wie es Volkelt bei der Frage über Denkprobleme mit gutem Grund annimmt. Ahnung ist möglich als dunkler

Gefühlsschluß aus gegebenen Prämissen, die der Instinct richtiger erkannt hat, als der Verstand, und im Traume kann dieser Akt hervortreten als symbolisches Schauen. So weit, in diesem Sinn, wird ein Hellsehen angenommen werden dürfen.

Wir verfolgen den dichtenden Traum („Phantasie-Traum"). Volkelt gibt, auf Grund namentlich von Scherners Studien, eine Reihe von Zügen zur näheren Kenntniß seines Verfahrens: Vergrößern, Erweitern, in die Ferne Schweifen, fortbildend Steigern, zwei Bilder Ineinanderschieben (nämlich sinnvoller, als der bloße Associations-Traum), Verdoppeln u. s. w. Ich hebe nur heraus, was durch Gleichheit des Verfahrens prägnant auf die Dichtkunst hinweist, was den Charakter des anschaulichen Objektivirens trägt. Der Traum läßt nichts abstract. Ich empfange einen Brief, und sogleich steht der Absender vor mir; ich frage einen Freund nach dem Preise seines Zimmers, und schon trete ich auch in dasselbe ein. Zu dieser vergegenwärtend dichtenden Natur rechne ich, was ich ein motivirendes Voranschicken nennen möchte. An anderer Stelle erzählt Volkelt ein Beispiel: er sah im Traume Knaben sich balgen und rief ihnen dann einen abgeschmackten Schulmeister-Vers über den Werth der Bildung zu; natürlich summte ihm dieser Vers von der Tageslectüre her im Kopf, und der Traum erfindet eine Scene, um die Erinnerung anzubringen. Vieles derart wäre beizubringen, z. B. wie wir im Traum einen Reim machen und einem Zweiten, um uns darauf führen zu lassen, vorher das Wort in den Mund legen, worauf wir reimen. Hier ist nun, als auf einen besonders interessanten

Zug des dichtenden Objektivirens, wieder auf jene Form des Leibreiz-Traumes zu weisen, wo wir Zustände des eigenen Leibes in einen erfundenen Zweiten hinüberdichten. Ich füge zu dem oben Erwähnten noch das Beispiel von einem meiner Bekannten, welchem träumte, einer der wilden Männer des preußischen Wappens liege neben ihm und lege ihm das eine seiner starken Beine über den Schenkel; er erwachte an einem Krampf im Bein: der Schmerz war sehr treffend objektivirt worden.

Kann der Traum wirklich Schönes erzeugen? Von innerer und äußerer Ordnung eines Kunstwerks kann natürlich keine Rede sein; Volkelt erklärt sich namentlich hier gegen die Ueberschätzung dieses Gebiets bei Scherner, der doch im übrigen so viel Verdienst in seiner Durchforschung hat. Es tauchen im Traum einzelne beseligend schöne Gestalten, Scenen, Landschaften auf, allein doch wohl nur in der Seele von Schläfern, die im wachen Leben den Schönheitssinn ausgebildet haben, und doch mehr als Reminiscenz, denn als Schöpfung. Ausnahmsweise mag es vorkommen, daß Menschen ohne jede höhere Phantasiebildung ideale Träume haben; es ist am Ende möglich, daß diese reine Schöpferkraft der Seele den Bedingungen ihres Reifens vorspringt und vereinzelt aufblitzt, wo für sie kein Boden zu sein scheint. Jedenfalls verschwinden diese Gebilde nicht nur so schnell wie sie erschienen, sondern ihre Schönheit würde auch die Prüfung des wachenden Auges doch wohl nicht aushalten; es ist das Ahnungsvolle, der Zauberhauch des Traumes, es ist seine Stimmung, welche ihnen den Unendlichkeitscharakter leiht. Es kommen bekanntlich Träume

vor, worin man förmlich und eigentlich dichtet; ich erinnere mich, daß meiner Mutter träumte, der damals vor kurzem verstorbene dicke König Friedrich von Württemberg stehe hinter ihr und zwinge sie bei Todesstrafe, ein Gedicht auf seinen Tod zu machen, und — merkwürdig — sie konnte am Morgen einen langen Vers von dem so entstandenen Kunstprodukt aufschreiben. Er war jedoch nur passabel; im Traum war er ihr sehr schön vorgekommen. Uebrigens ist der Traum weit mehr ein Leben in der Angst und Bangigkeit, als in der seine Gebilde verklärenden Seligkeit. Die vom hellen Bewußtsein ungehütete Einbildungskraft verunendlicht noch weit mehr die Schrecken, als die Wonnen; der Traum kennt eine Todesangst, wie sie im Wachen nur ein Delinquent vor der Hinrichtung fühlen kann, und wir sind in seinen Bangigkeiten alle feig, weil Vernunft und Wille uns keinen Panzer gegen sie geben.

Von ganz anderer Wichtigkeit als die Frage: wie viel Schönes der Traum dichten könne, ist die Vergleichung seines Verfahrens überhaupt mit dem der wachen ästhetischen Auffassung und Produktion, der Kunst und der Dichtung. Die eine Seite der tiefen Verwandtschaft ist das Symbolisiren, auf das wir hier zurückkommen müssen. Es sind für unsern Zusammenhang zwei Formen zu unterscheiden. Die eine derselben ist jener Akt, wodurch allein alle Objekte aus der unorganischen und vegetabilisch organischen Welt für uns zu ästhetischen werden: wir verlegen uns selbst in den Gegenstand, leihen ihm unsere Stimmungen, schieben sie ihm unter, wachsen in ihn hinein, kommen uns aus ihm entgegen: diese „Einfühlung“ (s. die oben erwähnte Schrift von

Rob. Vischer „Ueber das optische Formgefühl") hat ganz Traumcharakter und erinnert namentlich an die Leibreiz-Träume, die allerdings zugleich das klarste Beispiel für die andere Form sind, nämlich für das eigentliche Symbolisiren: das Ausdrücken eines Inhalts durch ein Bild aus anderer Sphäre. Dieß geschieht im Traume so dunkel, daß Bild und Sache blind verwechselt werden, ganz ähnlich wie in der Symbolik der Naturreligionen; in Kunst und Dichtung geschieht es heller, sehender, bewußter, doch lebendig auch hier nur dann, wenn das Bild nicht durch trockenes Suchen gefunden, wenn das Sehen, das Bewußte dabei noch grundverschieden ist vom farblosen Vorstellen der gewöhnlichen nüchternen Bewußtheit. Beide Formen sind ein Objektiviren, die erstere als Einwohnen des Subjekts in ein gegebenes Objekt, die zweite als Veranschaulichung eines an sich irgendwie abstrakten Inhalts. Ein noch ganz anderes Objektiviren ist nun aber das Schaffen von Gebilden, welche wie selbständige freie Wesen außerhalb ihres Schöpfers zu wandeln scheinen, seinen Ursprung aus ihm völlig verbergen. Dieses eigentliche produktive Objektiviren haben wir am Traume bereits kennen gelernt, und hierin nun liegt die allgemeine wesentliche und große Aehnlichkeit zwischen ihm und der Dichtung, und zwar vorzüglich ihrer koncentrirtesten Form, der dramatischen, und — da alle Kunst nach dieser Spitze zielt —: mit dem Verfahren der schaffenden Phantasie überhaupt. So „zerfließend, zerflatternd" die Traumbilder auch sein mögen, der Traum ist und bleibt Dramatiker. Der Dichter vereinigt in seinem wirklichen poetischen Thun den Traum mit dem Wachen. Seine Gestalten kommen ihm, er sieht sie, als

könnte er sie greifen, sie scheinen ihm einzugeben, was er ihnen eingibt, und zugleich weiß er doch hell, daß sie seine Geschöpfe sind, und dirigirt sie wie und wohin er will; sie sind so täuschend leibhaft wie im Traum und ihre Leibhaftigkeit täuscht ihn doch nicht wirklich. Diese Entstehung der echten Gebilde der Dichtung verräth sich auch durch den traumähnlich wunderbaren Hauch, der sie umwebt, und zwar sowohl die ganz deutlichen, als auch jene, welche der Aufgabe gemäß unbestimmt verschwebende Umrisse haben, musikalisch verklingen. Kein Dichter ist, wessen Gebilde nicht diesen Traumzauber haben. Wie könnte man also eine Aesthetik schreiben, ohne den Traum herbeizuziehen! Vorangegangen ist hierin, wie Volkelt anzuführen nicht versäumt, mit schlagend geistreichen Bemerkungen Jean Paul in seiner „neuen Vorschule der Aesthetik", und ihm folgend habe ich die Lehre vom Traum in die Psychologie des Schönen eingeführt. Hervorheben möchte ich namentlich noch, wie merkwürdig die Poesie mit dem Traume das Hervorbilden aus einem gegebenen Keime theilt. Einem echten Dichter sproßt das Bild eines Charakters, wie er ihn an dieser oder jener Stelle seines Gedichtes braucht, aus dieser im Zusammenhang gegründeten Forderung von selbst wie eine Pflanze aus dem Saatkorn; wir sagen: die Gründe, diesen Charakter so und so zu halten, sind die und die; was wir Gründe nennen, ist in ihm eine traumähnlich schauende Triebkraft. Als Beispiel führe ich den Charakter der Desdemona im Othello an und was ich über seine Entstehung gesagt habe Krit. Gänge. Neue Folge. Heft 6, S. 87. 88.

Für die Wichtigkeit der Bedeutung des Traums ist

aber noch auf ein anderes, ganz dem Leben angehörendes Gebiet hinzuweisen. Wer den Traum nicht des Studiums werth achtet, wird die Leidenschaft nicht verstehen. Sie geht nie einfach auf das Objekt, sondern auf ein Phantasiebild desselben, das als ein Unendliches erscheint, von jenem Zauberlicht vergoldet und von jenem Zuge zur höchsten Sehnsucht umweht ist, wie Traumbilder. Die schönste dieser Verwechslungen, der schönste dieser Träume ist die Liebe. Daher träumt auch niemand mehr, niemand seliger und wehmuthsvoller, als der Liebende. Sehr wohl weiß es das Weib, daß sie in der Liebe dem Manne zu einem Geist aus unbekannten Sphären, zum Traumbilde wird; es ist ihr höchster Wunsch, dieß zu werden, ihr einziges Glück, wenn sie es wird. Beiher sei gesagt, daß alle verrückten Mittel, ihre Erscheinung zu heben, alle unsinnigen Trachten aus dieser Wurzel wachsen. Könnte ich vielleicht damit dem noch nicht Gefundenen als Genius, als Fee, als Geist aus seligen Fernen erscheinen? denkt das Weib vor dem Spiegel und frisirt sich einen wahnsinnigen Thurm, einen waldigen Kithäron, einen Orteles, einen Uri-Rothstock auf den Kopf. Doch ich wollte nicht spotten, eher noch entschuldigen; es ist ein an sich natürlicher und schöner Drang, der zu diesen Auswüchsen führt. Auch der unglücklichen Liebe ist hier zu gedenken. Das Weib kann auch zum höllischen Geiste werden, der das Leben eines Liebenden aus dem Reiche des Lichts in eine Dämonenwelt grausiger, banger Träume versenkt. — Die niedrigste unter den Traumbildungen im wirklichen Leben ist diejenige, die der Geldwuth zu Grunde liegt; nur eine schlechte Seele verunendlicht sich Geldhaufen und

Papierfetzen. Wie viel höher steht selbst die Leidenschaft des Hasses, die den Gehaßten in umgekehrter Idealisirung zu einem Teufel hinauf- oder eigentlich hinabträumt! Ja, der ekelhafteste Infarkten-Traum ist idealer, als der wache Leidenschaftstraum des Geldjuden, Schwindlers, Gründers.

Zum Schlusse nimmt nun Volkelt unter der Bezeichnung: „der Traum ein Mikrokosmus" die Frage nach dem metaphysischen Hintergrund des Traumes auf: pflichtgemäß, denn nur diejenigen werden davon nichts wissen wollen, die den Menschen vom All trennen. Wir sinken im Schlaf in die Natur zurück, aus welcher auch der Geist aufsteigt, und schaffen unbewußt wie sie, nur daß wir blos Bilder der Dinge schaffen, sie aber Dinge. Man wird das Wunderbare dieses Rücktritts in den Schoß des Naturlebens übersehen, wenn man nicht das „Unbewußte in der Traum-Phantasie" genau ins Auge faßt, womit sich schon ein früheres Kapitel von Volkelts Schrift speciell beschäftigt hat. Der Traum bildet, wie wir gesehen, so unbewußt, daß wir unsere Gebilde als eine fremde, unabhängig von uns dastehende Wirklichkeit ansehen. So vollständig ist ja das Nichtbewußtsein des eigenen Erzeugens, daß wir selbst auf dem innern Theater mitspielen, ohne irgend zu merken, daß ja hier der Schöpfer mitten unter seinen Geschöpfen steht. Dieses geträumte Ich hat im Traum ein Bewußtsein, wir fühlen in ihm und stellen uns Objekte und uns selbst vor; es handelt auch danach und greift in die andern Traumbilder bestimmend ein, aber es weiß nicht, daß es nur geträumt ist, das träumende Ich nicht, daß es bloß träumt. Diese völlige Täuschung von Objektivität ist nun natürlicherweise die Folge der völligen

Subjektivität: das Ich ist im Traume für sich allein, weil jede Controle mit der wirklich objectiven Welt und jede wahrhaft ordnende Vernunftthätigkeit fehlt; weil ihm dieses Vergleichen und Unterscheiden abgeht, eben darum schlägt es für sich selber in lauter Objektivität um, sieht sich selbst als etwas fremdes und objektives an.

Nun besteht zwar der unendliche Unterschied, daß der Traum aus diesem Grunde wirr und ungeordnet, die Natur geordnet und gesetzmäßig schafft, aber gemein ist beiden das Unbewußte. Woher schließlich jener Unterschied? Warum geht der Mensch im Unbewußten hier so unsicher, die Natur in demselben Elemente durchaus so sicher? Man kann doch die Vergleichung nicht damit abweisen, daß man sagt: der Traum schaffe ja nur Bilder, die Natur Dinge. Der Natursphäre gehört auch der Instinkt in Thier und Mensch an, der doch nach einem vorschwebenden Bilde handelt, und der Instinkt handelt doch sicher; übrigens ist die Ansicht noch nicht widerlegt, daß auch das Hervorbringen der Natur selbst nach einem vorschwebenden Bilde vor sich gehen müsse. Genug: die Natur im Unbewußten sicher, der träumende Mensch so unsicher; warum? Nun, darum, weil der Mensch ein bewußtes Wesen ist. Weil dieß, so streifen Lichter aus seinem bewußten Leben auch in sein unbewußtes, die gerade dadurch nur hinreichend sind, es zu verwirren, daß sie ja nicht das Ganze seines bewußten Lebens sind. Nach dieser Seite ist der Traum, wie Volkelt sehr wahr sagt, nicht unbewußt genug. Man kann auch sagen, im Traum strafe sich das Heraustreten des Menschen aus der Natur, indem die Halbheit: unbewußt mit Resten von Bewußtsein die große

Verwirrung anstiftet. Sehen wir auf das wache Leben hinüber, seine Klarheit und Ordnung, so scheint dieß dagegen ein Triumph über die Natur, tiefer: ein Triumph der Natur über sich selbst, da sie in ihm zum Bewußtsein kommt. Allein dieser Triumph wäre nur dann ein voller und wahrer, wenn nun das Bewußte das vorher Unbewußte ganz erfaßte und erreichte, sich mit ihm deckte, d. h. wenn die Natur, Mensch geworden, durch diesen sich ganz erforschen könnte, ganz erfahren, wie sie es angefangen hat bei jenem unbewußten Schaffen. Allein so ist es ja nicht: verwirren im Traume die vereinzelten Lichter die Sicherheit des unbewußten Schaffens, so verwirren im Wachen die Schatten des Unbewußten, die in das Bewußtsein hineinstreifen, die Sicherheit des Denkens, so daß dieses zu dem höchsten Ziele: eben dem Punkte, wo das Bewußte, das Denken seinen Gegenstand erreichte, zu dieser Einheit des durchdringenden Bewußten und durchdrungenen Unbewußten nicht gelangen kann. Und ebendaher rührt es ja, daß wir die Natur, die doch mit uns wesenseins ist, wie etwas ganz Fremdes, durch eine totale Kluft Geschiedenes uns gegenüber sehen: ganz wie im Traum. Beiher sei hier noch einmal auf die Poesie, die Kunst verwiesen. Ihr hoher Werth muß an dieser Stelle ganz einleuchten. Sie bildet naturähnlich, die Natur bildet in ihr als Menschengeist, unbewußt im Bewußten, ein erhöhtes reineres Bild ihrer selbst; relativ holen in diesem Gebiete die zwei getrennten Welten sich ein; die Wissenschaft steht höher durch ihre reine Bewußtheit, niedriger, weil sie mit ihr nie zu Stande kommt, den Gegenstand, das Unbewußte, einzuholen, nie so mit ihm sich deckt, wie es

der Kunst gelingt. Würde es ihr so gelingen, wie dieser, so wäre sie das sich begreifende Weltgeheimniß, also schlechtweg das Höchste. — Was aber den Traum betrifft, so erhellt nun, daß wir nicht viel Ursache haben, stolz gegen ihn zu thun, da er ein so belehrendes Gegenbild der freilich ungleich geringeren, doch aber bestehenden Wirrniß unseres wachen Zustandes ist. Man wird, wie schon gesagt, dieß alles nur dann sonderbar finden, wenn man das Unbewußte, in das wir träumend zurückkehren, vom Unbewußten der ganzen Natur getrennt halten zu können meint; man sollte aber doch nicht vergessen, daß der Traum ein Kind des Schlafes ist, der Schlaf aber daher kommt, daß wir dem vegetativen Leben anheimfallen; das vegetative Leben ist aber doch Leben der Natur. Wir gehören also doch zu ihr, „also nimmt unser eigenes Wesen doch an dem Werden der großen Welt theil, alles, was uns umgibt, ist doch Fleisch von unserem Fleisch." Als Träumende können wir freilich nur die gewordenen Dinge in Scheinbildern nachschaffen; dies — um es noch einmal zu sagen — hindert aber nicht, den Traum als ein unbewußtes Naturschaffen, ein Zurücksinken in das Unbewußte des Naturbildens, eine Rückkehr an die Wurzel des Lebens aufzufassen und es staunenswerth zu finden, daß der sonst bewußte Geist hier selbst Natur wird.

So führt der Traum mitten in das ewige Räthsel hinein, mitten in das Grundproblem der Spaltung des ewig Einen in die Natur und den Geist und ihres ewigen sich Suchens und niemals völligen Wiederfindens, so denn auch mitten hinein in die Versuche der neueren Philosophie, diese

Grundfrage zu lösen. Nur sehr richtig, in gewissem einzuschränkendem Sinne allerdings, finde ich, was Volkelt zunächst für Hegels Princip gegen die Principien: Materie (wie es die jetzige Empirie aufstellt, sofern sie Philosophie sein will), Wille (Schopenhauer), die vielen Realen (Herbart) vorbringt: „Die Vernunft, die Idee als Weltprincip ist nicht, wie der Urwille nach Schopenhauer, die „Realen" nach Herbart, ein derb dastehendes bloßes Factum; sie ist nicht bloß unendliche Substanz und unendliche Macht, sondern sie trägt zugleich in ihrem Begriff den Grund der Existenz, sie hat also eine Wirklichkeit, die sich in sich selbst und durch sich hält u. s. w." Das Letzte, worauf die Philosophie alles gründet, darf nicht ein undurchsichtiges Etwas, nicht ein Klotz sein. Doch nur in einzuschränkendem Sinne richtig ist diese Aussage für Hegel; er meint, in seiner Weltvernunft die Natur mit dem Begriff beisammen zu haben, aber er hat ihre scheinbar absolute Spaltung, ihre Diremtion, er hat aus der Idee das „Anderssein" nicht erklärt; daher, weil das Anderssein unerklärt daneben liegen bleibt, fallen sie doch auseinander und ist die Wesensfülle in seiner Vorstellung von der Weltvernunft nur seine ehrliche Vorstellung. Ist also die Natur nicht wirklich abgeleitet, so ist es auch der mit ihr gegebene Zufall nicht, und hieraus folgt zugleich, daß Hegel vom Zufall in der Naturseite des Geistes, also auch vom Traume, geringschätzig wie von allem Zufälligen, nur flüchtig und beiläufig redet.

Wir kommen darauf zurück und folgen erst den weiteren tiefen Blicken Volkelts. Sehr treffend erinnert er bei Hegel an Faust, dessen Streben ein glühendes Suchen nach der

Wesens-Identität des Subjekts und Objekts ist, also auf tiefwahrem Grunde ruht. Bei Schopenhauer zeigt er, wie sehr seine Welt einem Traume gleicht, da nach ihm die Anschauungsformen Raum und Zeit mit dem Wesen des Willens als Weltprincips nichts zu thun haben, rein subjektiv sind. In der camera obscura des Traumes dichten wir auf dem Grund dieser Anschauungsform: der Traum setzt seine Bilder in den Rahmen eines inneren Raumes und einer inneren Zeit, aber freilich nur wirr, die wirkliche Welt dagegen erscheint in diesem Rahmen als eine geordnete; allein diese Ordnung ist für eine Philosophie, welche die ganze Weltgeschichte bloß für planlose Komödie, die Menschenwelt für Wolken im Winde hält, eben auch nur Schein und also doch um nichts besser, als der eigentliche Traum: was in uns unsinnig träumt, baut in eben solchem Unsinn durch das principium intividuationis die Welt, die in ihrer ganzen Weite wirklich nur ein ewiger Traum des all-einen Willens ist — der Schleier der Maja. Dieß lenkt natürlich den Blick des Verfassers nach Indien zur älteren Vedanta-Philosophie, von da zum Buddhismus, der Lehre vom Nichts als der Wahrheit, die hinter dem Welttraum verborgen ist.

Auch Fichte durfte nicht vergessen werden: Volkelt faßt ihn an dem Widerspruch, daß er in einzelnen Stellen hinter seinem Ich ein unbekanntes X annimmt, das die Gegensätze Ich und Nicht-Ich als identisch enthalte, und daß er trotz diesem Anlauf wieder zum puren Ich als Weltprincip zurückkehrt, daß hiemit die Welt im Grund als ein von allen Ich gemeinschaftlich geträumter Traum gefaßt wird. Nennt ja Fichte selbst den Akt, wodurch das Ich sein Nicht-Ich setzt,

eine Realität sich gegenüberstellt, ein Thun der produktiven Einbildungskraft. Nun beachte man, wie merkwürdig dieß ist! Das Ich wirkt, um als klar bewußt handeln zu können, vor und hinter diesem klaren Bewußtsein (eben als Phantasie) so, daß eine Welt vor seiner Anschauung entsteht, auf die es handeln kann. Da wäre ja Fichte eigentlich doch wieder bei jenem unbekannten X hinter dem Ich angekommen, denn das ist doch nicht das spitze Ich, das so schafft! An diesen Punkt hat ja Schelling angeknüpft, welchen Volkelt nicht hätte übergehen sollen, und dieser hat der Natur einen solideren Grund gegeben, hat die Normalität der Naturordnung doch besser erklärt, wiewohl er den Erklärungsgrund nicht erklärt hat. Wir kommen auf ihn zurück. Fichte, da er — durch den genannten Widerspruch in seinem Denken — jenen Akt doch immer wieder nur subjektiv versteht, läßt es unbegreiflich, warum der Phantasie-Traum, der die Welt der Objekte setzt, im Unterschied vom wirren eigentlichen Traum so klar geordnet ist; denn daraus, daß die Welt von der Phantasie des Ich zum Zwecke des bestimmten sittlichen Handelns gesetzt wird, läßt sich doch nimmermehr die strenge Gesetzmäßigkeit der Naturordnung ableiten. Hier gelangt Volkelt zu der interessanten kleinen Schrift von Ernst Krey: Zum Problem der Materie, 1873, der den Fichte'schen Idealismus dahin revidirt, daß er als einzigen Unterschied zwischen dem Traum und der Welt des Wachens diesen aufstellt: die causa efficiens der Traumgebilde ist das individuelle Subjekt, während die Vorstellungsgebilde der wirklichen Welt von der Gattungs- oder Menschheitsperson, vom Ich in allen Ich producirt werden.

Der Verfasser schließt mit einigen schlagenden Worten gegen Fr. Schlegel und sein bekanntes Programm vom souveränen, in traumartiger Phantastik ironisch spielenden Ich. Eben hier, meine ich, hätte er noch auf Schelling eingehen sollen, denn die Romantiker pflanzen sich, beide mißbrauchend, zwischen ihn und Fichte. Der Erstere bot freilich auch dem Mißbrauch einen bedenklichen Punkt zum Ansatze dar, und von dieser Seite müssen wir ihn nun ansehen. In Schellings Absolutem als Identität ist der Dualismus von Geist und Natur ausgelöscht; er läßt ihn aus der Identität (wie? wer weiß?) hervorgehen, und nun erscheinen seine beiden Glieder als gleichwerthig. Die Natur ist wieder in ihre Bedeutung als Realität eingesetzt dem Geiste gegenüber. Da beide Welten im Absoluten Eines sind, so muß jede von beiden die andere enthalten, es muß Geist in der Natur, Natur im Geist sein. Der Geist in der Natur kann nur ein bewußtlos thätiger sein, und ebenso ist diejenige Seite des Geists, worin er Natur ist, bewußtloses Leben. Die Natur ist aber hiemit auch zu hoch gestellt, sowohl die wirkliche, als die Natur im Geiste; sind Natur und Geist in der Identitätsphilosophie gleichwerthig, so folgt für diese zweite Seite, die bewußtlose Geisteswelt, daß auch sie mit der bewußten gleichwerthig ist. Und hieran hat sich nur sehr natürlich eine Neigung geknüpft, sie noch höher zu schätzen und über die bewußte zu stellen. Die Nachtseite des Seelenlebens kam nun, wie man weiß, in den Schwang, wurde zum Losungswort gegen die „platte Aufklärung“; Ahnung, Traum, Hellsehen wurden in das Licht göttlicher Wunderwelt und wahrer Offenbarung gehoben, und in diesem Sinne schrieb Schubert

seine Symbolik des Traums. Was den mystischen Naturphilosophen wenigstens ein Ernst war, das nahm nun Fr. Schlegel hinüber zum Fichte'schen Ich, machte dieses Ich aus einem ernsten zu einem windigen und verflüchtigte die Welt, die es sich nach des Meisters redlicher Meinung als „Material für saure Arbeit" aufbaut, in ein Traumschattenspiel, worin es sich ironisch halb versteckt, halb offenbart, um inhaltslos sich selbst zu genießen. Unschuldiger ist Novalis; seine tiefsinnige Traum-Schwindelwelt ist ein ebenso trauriger als interessanter Beleg der Folgen einer Ansicht, welche die Wahrheit vom Traum-Charakter der Poesie wahnsinnig in Unwahrheit übersteigert. Volkelt hätte ihn wohl erwähnen dürfen.

Wie soll der wahre Monismus diesen Gefahren entgehen? Es kann doch nur Ein Weltprincip sein. Im Lager der Naturwissenschaft, wie sie jetzt die Stelle der Philosophie einzunehmen sucht, unterscheidet sich scharf von jener Mehrheit, welche das Universum auf das Atom und die blinde Causalität baut, eine kräftige Minderheit, am klarsten vertreten von Du-Bois Reymond. Sie erkennt (s. die Vorbemerkung) die Geisteswelt — begonnen von der ersten Regung der Empfindung im niedrigsten Thier an — als eine Welt, die nicht aus bloß mechanischen Faktoren zu begreifen ist. Soll nun die Natur, obwohl die Welt der Empfindung, des Gefühls, des Geistes, kurz jene Welt, welche das Viele der Natur in ideale Einheit zusammenfaßt, aus ihrem Schoß aufsteigt, dennoch einen andern Ursprung nicht haben, als das undurchdringliche Atom und die Causalität, so hat diese Minderheit im naturwissenschaftlichen Lager zwei absolut verschiedene Welten, müßte

sich also rein zum Dualismus bekennen. C. G. Reuschle („Phihosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an D. Fr. Strauß.“) wollte dieß nicht zugeben, während ihm doch der Geist Geist war, d. h. Denken des Allgemeinen, des Einen im Vielen, demnach absolut verschieden von dem, was nach dem Atomismus die Natur ist. Will man aber den Dualismus vermeiden — und man muß es, denn noch einmal: das Weltprincip kann doch nur Eines sein — und will man nicht in Schellings Theorie zurückfallen, aus deren eigenschaftsloser Identität Natur und Geist als zwei gleichwerthige Welten hervorsprangen, die also im Grund einen nur scheinbar ausgelöschten Dualismus enthielt, so kann nur entweder der Geist oder die Natur das Weltprincip sein. Ist es die Natur, so ist es, weil der Geist ausgeschlossen, die Natur als blinder Mechanismus, alles nur Atom und Causalität, und man muß sich frei zum Materialismus bekennen, also den Geist für Schein, für bloßen Dunst aus Stoff erklären. Ist es der Geist, so kann die Natur schlechtweg nichts anderes sein, als Reich des unbewußten Geistes, in der Form strenger Selbständigkeit dem bewußten gegenüberstehend, aber nicht mit dem Werthe, welchen Schelling ihr beigemessen, vielmehr muß Ernst gemacht werden, wie er selbst ihn nicht machte, aus seinen anders lautenden Sätzen, nach denen der Geist sich sein Naturdasein voranschickt, um aus ihm als wahrer bewußter Geist aufzusteigen; die Natur kann nichts anderes sein, als streng und stumm verhüllter Geist.

Wir wären hiemit wieder bei Hegel angekommen, aber nicht bei dem ganzen Hegel. Hat Schellings Identitäts-

princip durch die Gleichschätzung der Natur und des Geistes eine Ueberschätzung der Nachtseite des Seelenlebens zur natürlichen weiteren Folge gehabt, so steht bei Hegel die Natur und im Menschen die Ahnungswelt und der Traum zu niedrig, werden unterschätzt. Fragt man nun, wie Hegel zu verbessern, zu revidiren sei, so muß einfach bekannt werden: wir wissen nur das Wo, nicht das Wie. Das Wo ist die Stelle, an welcher die Natur als unerklärtes „Anderssein“ oder „Außersichsein“ des Geistes bei Hegel eben auf einmal da ist und nichts geschieht, den machtvollen Schein ihrer total selbständigen Realität der Geisteswelt gegenüber zu begründen, zu erklären. Die Natur muß in ihrem Grunde Geist sein, sonst entsteht aufgezeigtermaßen Dualismus. Aber welcher Denker wird es ergründen, wie es kommt und zugeht, daß, was dem Wesen nach Prius, der Zeit nach Posterius ist, d. h. daß der Geist ewig sich die Natur als Prius voranschickt, um als Posterius aus ihr hervorzugehen? Kein Geist, wo kein Nerven-Centrum, wo kein Gehirn, sagen die Gegner. Kein Nerven-Centrum, kein Gehirn, sagen wir, wenn es nicht von unten auf unzähligen Stufen vorbereitet wäre; es ist leicht, spöttlich von einem Umrumoren des Geistes in Granit und Kalk zu reden, — nicht schwerer als es uns wäre, spottweise zu fragen, wie sich das Eiweiß im Gehirn zu Ideen aufschwinge. Der menschlichen Erkenntniß schwindet die Messung der Stufenunterschiede. Es wird Geheimniß bleiben, wie es kommt und zugeht, daß die Natur, unter welcher doch der Geist schlummern muß, als so vollkommener Gegenschlag des Geistes dasteht, daß wir uns Beulen daran stoßen; es ist eine Diremtion von solchem

Schein der Absolutheit, daß mit Hegels Anderssein und Außersichsein, so geistreich die Formel, doch so gut wie nichts gesagt, die Schroffheit der scheinbaren Scheidewand einfach verdeckt ist. Die richtige Anerkennung der Schneide und des Stoßes in diesem Gegenschlag findet man bei Fichte, aber keine Erklärung dafür. Er braucht für sein handelndes Ich ein strenges Objekt, aber dessen unerbittliche Macht ist doch nicht durch den Ursprung aus dem Ich begreiflich. Fichte's bester Gedanke war, den Akt der Setzung des Nicht-Ich als einen Akt der produktiven Phantasie zu fassen: dieß ist, wenn man den Begriff des Ich vorher zu einer allgemeinen Weltkraft erweitert, nichts anderes als Hartmanns „Unbewußtes." Die Philosophie des Unbewußten, geistvoll und tief, theilt aber doch mit der Schelling-Schule die Ueberschätzung der Welt, die durch diesen Namen bezeichnet ist. Der bewußte Geist, so arm er einerseits erscheint, da es ihm nie gelingt, das unbewußte Thun, durch das er die Natur baut, mit seiner Erkenntniß einzuholen, und da sein Handeln aus Reflexion tausendmal durch den sicheren Schritt jener unbekannten helldunkeln Macht beschämt wird, — der Geist ist doch das unendlich Höhere, weil er eine ganze zweite Welt baut, die Welt der Wissenschaft, des Staates und der Sittlichkeit. Wir wissen z. B. nicht, wie wir als Natur eine Hand bauen, aber unsere Maschinen, lauter Auseinanderlegungen der Hand und ihrer Leistungen, erweitern doch das Können der Hand ins Unendliche, — und in höherer Sphäre: große Gedanken der Menschheit schaffen in der Welt noch ganz andere Veränderungen, als die Sonnenaufgänge und Gewitter, welche die Weltseele in

der Region ihres unbewußten Naturseins schafft. Die sittlichen Ordnungen, die der Mensch errichtet, sind sehr unvollkommen, dennoch beschämen sie die Natur; diese ist eben so grausam als liebevoll, in der Menschenwelt gibt es Handlungen der Liebe und Verbindungen für ihre Zwecke, wogegen die instinktive Liebe in der Natur sehr arm ist.

Das ewige Räthsel also bleibt so gewiß stehen, als — die Nothwendigkeit, ewig danach zu forschen. Denn Forschen ist Pflicht, weil die Natur durch uns erfahren will, wer sie sei und wie sie es angefangen; sie wird es nie erfahren, und dennoch will sie, daß wir forschen, denn sie läßt uns sinken, wenn wir vom Forschen lassen. Ein Eines, das sich ewig aufs neue, in unendlichen Formen ein Blindes, scheinbar grob Materielles unterbaut, um ihm ein Helles, Bewußtes überzubauen, — ein geistiges Princip, das im Menschen zu sich kommt und in ihm denselben Gegensatz in einem unerforschlich reichen System von Graden und Stellungen vertieft wiederholt: dort muß das ewige Räthsel liegen; auch der Gang der Culturgeschichte ist nichts anderes, als ein Prozeß, das scheinbar höchst Bewußte (die reifste Bildung) in immer neuen Steigerungen zu einem Naiven herabzusetzen, indem eine bewußtere Culturstrafe ihm übergebaut wird. Der Traum aber in seiner reichen Armuth und in seinem armen Reichthum, in seiner dummen Genialität und genialen Dummheit, ist und bleibt ein staunenswerther Zeuge und Bürge für die Einheit der scheinbar so ganz entgegengesetzten zwei Welten, der Natur und des Geistes; denn in ihm dichtet der Geist unbewußt, wie er unbewußt in der Natur schafft, und doch ist es der Geist und strahlen Lichter seines

bewußten Thuns auch in sein Helldunkel: ein Geisterreich, das nur der höchst Geistlose unwerth finden kann, es zu erforschen.

Zusatz.

Es erscheint mir als Pflicht, zum letzten Absatze einen Forscher nicht unerwähnt zu lassen, der uns vor Kurzem tragisch entrissen worden ist: Karl Planck. Ich stehe nicht an, meine Ueberzeugung zu bekennen, daß sein leitender Gedanke den Weg zeigt, auf welchem wir nach dem Welträthsel suchen gehen müssen. Ich habe seine Schrift über J. Paul besprochen: Krit. Gänge N. F. B. II., ihn auch erwähnt in der Anzeige von Reuschle's oben, Seite 228, erwähnter Broschüre; diese Anzeige soll in einem der nächsten Hefte der gegenwärtigen Sammlung wieder zum Abdruck gelangen. Beidemal habe ich nicht verschwiegen, wodurch dieser Philosoph das Eindringen in seine Ideen so fühlbar erschwert. Mir aber will scheinen, daß er durch seinen Grundgedanken: stetige peripherische Theilung und ebenso stetige Concentrirung den Begriff der Immanenz und das Verhältniß der Natur und des Geistes als ein Verhältniß des Unterbaus und Ueberbaus mit einer Tiefe begründet und entwickelt hat, wie noch Keiner. Näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Ein letztes Werk, als Manuscript hinterlassen, wird wohl bewirken, daß dieser bedeutende und edle Geist endlich die verdiente Aufmerksamkeit findet.

Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Zweites Heft.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1881.

Druck von Adolf Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875 1

Gottfried Keller 135

Ein italienisches Bad 217

Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien 265

Vorwort.

Es sind im laufenden Jahre zwei neue Schriften über Goethes Faust erschienen, welche im ersten Stücke dieses Heftes nicht mehr erwähnt werden konnten; ein kurzes Vorwort ist daher diesmal nöthig, — nicht um dieselben zu einläßlicher Besprechung zu bringen, sondern im Grunde nur, um zu zeigen, daß ich sie nicht übersehen habe. Der Leser hat hier (s. S. 3) keine Kritik der neueren Faust-Literatur überhaupt zu erwarten, mein Zweck ist nur Erwiderung auf Kritik, die gegen meine Schrift über Goethes Faust gerichtet ist. Eine solche könnte herausgefordert scheinen durch die Schrift: Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erklärt von Oswald Marbach. Gleich in der Einleitung findet sich eine Stelle von den „vielen Mißurtheilen, welche über den zweiten Theil der Tragödie gefällt worden sind, selbst von solchen, die sich zu Stimmführern der öffentlichen Meinung aufwerfen und von der leichtgläubigen Menge als solche anerkannt wurden.“ Da der Verfasser unmittelbar vor diesen Worten ausspricht, wie er sich zur Bewunderung des zweiten Theils als prophetischer Verkündigung einer neuen Phase der Menschheit bekehrt habe, so ist wohl zu

vermuthen, daß dies vor allem mir gilt, der ich nicht zu den Bewunderern gehöre. Um erst zu erkennen, welches Geistes Kind der Verfasser sei, habe ich zunächst nachgesehen, was er über einige wichtige Stellen des ersten Theils der Dichtung sagt, und habe z. B. gefunden, daß er die Beschwörung und Erscheinung des Erdgeistes so versteht: Faust beschwört eigentlich sein eigenes Ich, und weil in jedem Menschenkind der Teufel steckt, so ist der Beschworne zugleich der Teufel und in diesem Sinne das Gespräch mit dem Erdgeist ein Selbstgespräch. Es ist wohl verzeihlich, wenn man nach solcher Probe die Geduld verliert, bis dahin weiter zu lesen, wo es an den zweiten Theil geht und sich ergeben müßte, wie viel des Widerlegenswerthen dort etwa vorkommt. So viel ich für jetzt urtheilen kann, scheint es mir ein wohlmeinendes, kurioses Buch zu sein, das da und dort Zeugniß gibt, daß dem Verfasser die philosophische Bildung nicht abgeht, um sich gewisse Gegensätze dialektisch aufzulösen, in welche das gewöhnliche Bewußtsein festgefahren ist, als wären sie absolute, wie der Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt, Diesseits und Jenseits, daß er aber zu Gedankengespinnsten, sublimen Ausdeutungen hinneigt wie die alten hyperphilosophischen Fausterklärer: eine Neigung, die ihn nicht abhält, gerade über solche Stellen, die recht besonders zu denken geben, zu kurz und leicht hinwegzugehen.

Eine objektiv verfahrende, wahrhaft wissenschaftliche Schrift ist dagegen: Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Streng kritisch behandelt die Einleitung ihre Aufgabe: die Geschichte

der Entstehung des Gedichts, die Zeitbestimmung und Bedeutung seiner verschiedenen Schichten, und trifft in den Resultaten dieser Untersuchung an wichtigen Punkten mit meinen Ansichten zusammen, so insbesondere mit meinen Einwürfen gegen K. Fischers Meinung von Mephistopheles (als nicht teuflischem Wesen) und der Wette. Gegen mich ist vielleicht die Mahnung (S. XLVIII) gerichtet, es dürfe der hohe Stil in Goethe's reifsten Werken in seinem vollen Werthe darum nicht verkannt werden, weil Goethe durch die Wendung zu demselben von seinem Faust abgezogen wurde. Das kam mir jedoch nicht in den Sinn, als ich diese Abziehung und den Manierismus beklagte, in welchen Goethe durch den klassischen Stil-Zug nach und nach hineingerieth, und übrigens verweise ich auf Schröers eigene nachfolgende Sätze über den Werth der Gretchen-Scenen, die doch ganz dem germanisch-charakteristischen Jugendstil Goethes angehören; so S. L: „die Scenen mit Gretchen sind das Herrlichste, was je die Dichtung eines Volks darzustellen vermocht" und S. LII über die Schluß-Scene des ersten Theils: „und damit ist wohl das Höchste erreicht, was der tragischen Muse zu erreichen möglich ist." — Näher einzugehen ist hier nicht der Ort, um so weniger, da der zweite Band von Schröers Schrift, also auch seine Ansicht vom zweiten Theile des Gedichts noch nicht vorliegt. Nur Einen Punkt im vorliegenden ersten Bande greife ich noch für eine Bemerkung heraus. In dem Abschnitt: „Faust in Prosa" wird Schröer gegen W. Scherer wohl Recht haben, wenn er die Vermuthung bestreitet, daß der ganze ursprüngliche Faust in Prosa geschrieben sei, er läßt sich aber von seinem abweichenden

Standpunkt bestimmen, in mehreren reimlosen Stellen spätere Einschaltung zu vermuthen, wo solche gewiß nicht anzunehmen ist; diese Stellen sind auch ohne das kein Beweis für die Ansicht W. Scherers, denn sie sind, obwohl ohne Reim, doch rhythmisch genug, um sich als Ausnahmen, als Oasen, wo in einem Zusammenhang, in welchem übrigens der Reim herrschte, die höher erregte Stimmung den Reim abwarf, leicht erkennen zu lassen, während ihr ganzer Ton dafür spricht, daß sie mit diesem Zusammenhang gleichzeitig gedichtet sind. — Seit v. Löpers Kommentar erschien, ist die Faust-Forschung fortgeschritten und in manchem Einzelnen zu neuen Einblicken gelangt; ich führe als Beispiel nur W. Scherers interessante Entdeckung an, daß die Stelle vom Baden der Brust im Morgenroth unverkennbar auf Worte Herders und seinen Geist hinweist. Schröer hat diese Fortschritte benützt, selbständig verarbeitet und somit ein sehr dankenswerthes, insbesondere auch dem nachhülfe-bedürftigen Leser dienliches Werk geliefert.

Ein Nachtrag zu S. 218. 219 mag hier noch Platz finden. Die Stadt Frankfurt hatte die Barbarei des Hunde-Einspannens streng verboten; kürzlich mußte ich dort bemerken, daß der rohe Unfug wieder aufgekommen ist, und ein Frankfurter Freund — kein Unzufriedener, ein gern Annektirter — gab mir mit Leidwesen den Aufschluß, daß Preußen das Verbot wieder aufgehoben habe.

April 1881.

Fr. Vischer.

Zur Vertheidigung meiner Schrift:

Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875.

Erste Abtheilung.

(Deutsche Revue Februar und März 1880.)

Es ist keine Kritik der neueren Faustliteratur, was ich hier der genannten Schrift nachfolgen lasse. Der Hauptzweck ist Selbstvertheidigung gegen Einwürfe, Vorwürfe, Mißverständnisse, welche einem Buche widerfahren sind, das überhaupt kein Glück gemacht hat. Es war das Mühevollste, was ich je geschrieben; freilich ist eben die Sichtbarkeit der Mühe wohl die eine der Ursachen, warum es keine bessere Aufnahme gefunden. Gewiß nicht die einzige. Man erwartete eine gefällige, leicht eingehende Arbeit über einen unendlich schweren Gegenstand, und man war enttäuscht, als man sich aufgefordert sah, dem Verfasser auf dornigen Gedankenwegen zu folgen. Darüber ist weiter nichts zu sagen, aber wo man falsch gedeutet, falsch wiedergegeben, wo man mich angegriffen, da darf ich, ja soll ich meiner mich annehmen. Man wird mir Recht, ja Pflicht der Selbstvertheidigung im Felde der Wissenschaft, hoffe ich, nicht be-

streiten, auch dann nicht, wenn ich dem Leser neue Mühen zumuthe. Der Sinn und Bau der Dichtung, um die es sich handelt, ist ein für allemal nicht auf kurze, leicht verständliche Formeln zu bringen, die Aufgabe ist und bleibt höchst dialektisch. Dazu kommt diesmal, daß ich es mit Gegnern zu thun habe: ich muß ihnen in ihre Gänge folgen, muß, was gegen mich gerichtet ist, zum Theil aus zerstreuten Stellen ihrer Arbeiten zusammensuchen, ich muß sie zu Worte kommen lassen, darf ihre Meinung nicht, kann sie wenigstens bei verwickelten Punkten nicht verkürzt, in anderen, wenn auch nach bestem Vorsatz sinngetreuen, Ausdruck übersetzt wiedergeben. Da verwickelt sich dann die Dialektik, in deren Netze der Gegenstand an sich schon führt, noch mit den Maschen der Gründe und Gegengründe im Zwiegespräch der Polemik, und so kann es nicht ausbleiben, daß ein nicht einsichtiger, nicht ganz gerechter Leser in manchen langen Auseinandersetzungen der folgenden Blätter ein ermüdendes Gezerre sehen, darüber die Geduld verlieren, ja im Verdruß mir das Recht der Gegenwehr lieber ganz abstreiten wird. Ich appellire an die, welche verstehen. Diese werden erkennen, daß hier mehr vorliegt als Disput, als fortgesponnener persönlicher Zank. Ich gebe auch nachdrücklich zu, daß das Recht literarischer Gegenwehr ein bedingtes ist. Die Sache muß dabei gewinnen, neue Lichter müssen auf den Gegenstand fallen, die schwierige Untersuchung muß, auf einigen Stellen wenigstens, einen Ruck bekommen. Ich darf sagen, daß ich um meinetwillen allein, nur damit dieser Ich Recht behalte, die Fehde nicht führen würde. Findet, wer mir mit der nöthigen Geduld folgt, sich im Verständniß

des räthselvollen Gedichtes nicht gefördert, so will ich Unrecht haben.

Lauter bloße Polemik wird man übrigens nicht finden. Wo ich erkenne, daß ich etwas nicht recht gemacht habe, wird man mich zur Einräumung oder auch zum freiwilligen Eingeständniß bereit sehen.

Was man aber, wie gesagt, nicht erwarten darf, ist eine Kritik der Schriften und Abhandlungen an sich, die hier in Rücksicht kommen. Mein Zweck ist nur Antikritik der Kritik, welche sie gegen mich richten. Ich gebe hier keine beurtheilende Uebersicht der neuen Faustliteratur, dennoch kann es natürlich nicht ganz ausbleiben, daß auch einige Kritik geübt wird, die nicht blos Antikritik ist, daß über Charakter und Werth der mehr oder minder gegnerischen Schriften an sich ein Urtheil sich ergibt. Auch auf Vollständigkeit ist es nicht abgesehen; ich denke nicht alles zu berücksichtigen, was seither über Goethe's „Faust" erschienen ist, sondern nur, was solches enthält, das mir Widerlegung zu fordern scheint, und mein Schweigen über diese oder jene Anzeige, Abhandlung, Schrift will kein Urtheil bedeuten. Das eine und andere aus der Klasse von Aufsätzen, die (zunächst wenigstens) in Zeitschriften kamen, werde ich bei Besprechung selbständiger Schriften berücksichtigen, je nachdem es der Zusammenhang bringt.

Ich wende mich zuerst zu G. v. Löpers Kommentar, einer Schrift, seit deren Erscheinen (1871) nicht mehr (mit Dingelstedt) beklagt werden sollte, daß uns immer noch eine Volksausgabe mit kurzen erläuternden Noten unter dem Text abgehe.

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Von G. v. Löper. (Zweite Bearbeitung 1879.)

Das Buch gibt in bündigen Einleitungen und Anmerkungen auf Grund umfassender und gediegener Studien alles Wesentliche, das der Leser bedarf, und unterstützt sein Urtheil mit feinen und tiefen Gedanken, denen allerdings die apologetische Tendenz in einem Umfange zu Grunde liegt, mit dem ich nicht einverstanden sein kann. Meiner Schriften über den Faust wird bald freundlich, bald feindlich gedacht; ich werde nicht auf alles Einzelne eingehen, halte es aber doch für Pflicht, bei einigen Ausfällen zum Schilde zu greifen. Ich lege dabei die zweite Auflage („Bearbeitung") zu Grunde.

In der Einleitung zum ersten Theil (S. XIX. u. XX.) wird aus der Entstehungszeit der Schlußscene (1798) ein Beweis geschöpft, daß ich Goethe Unrecht thue, wenn ich in der Stilrichtung, in die er mehr und mehr sich einlebte, der des klassicirenden Idealismus, eine der Ursachen davon sehe, daß er auf seinen Faust um seines derben Naturstils willen anfieng in manchen Momenten geringschätzig herunterzusehen, daß er diese Jugenddichtung eine barbarische Komposition nannte, und dies offenbar nicht blos wegen der Lücken und Sprünge in der Zusammensetzung, kurz, daß er sich ihr entfremdete und sie endlich in so ungenießbarer Manier fortführte und abschloß. Eben den Stil, den ich verlange, den Stil, der realistisch und doch ganz idealistisch ist, sagt von Löper, habe Goethe in der besten Zeit der Wechselwirkung mit Schiller, in der Zeit der Balladendichtung zu seiner Höhe ausgebildet, und so sei er nun dem

Faust zu gute gekommen. Zunächst ist zu antworten, daß jenes Kleinod der Dichtkunst, die Kerkerscene am Schluß, um die genannte Zeit nicht überhaupt erst entstanden ist, sondern ihr Entwurf und ihre theilweise Ausführung unzweifelhaft der Jugend Goethe's angehört. G. v. Löper selbst nimmt an, daß Goethe sie jetzt nur aus Prosa in Vers umbildete; es ist vielleicht mehr anzunehmen, es ist ebenso möglich, daß sie bereits in Versen angelegt war, denn nicht der ganze Faust war ja in Prosa geschrieben, nur einige Scenen, wie der Auftritt: trüber Tag, Feld, wo der Dichter mit so gutem Grund die ungebundene Form beibehielt. Nun ist natürlich einzuräumen, daß das Umbilden in Verse kein nur äußerliches Thun ist, aber getragen war er dabei doch von der jugendlichen Vollkraft, aus welcher der erste, herrliche Wurf entsprungen war; in Verse umdichten ist, wie wenig nur ein formelles Geschäft, doch kein Schaffen. Allein ich lege nicht mehr den Werth auf diese Antwort, wie in meiner Schrift S. 64, wo ich bereits auf die frühere Entstehung der Schlußscene (wie auch der Scene: trüber Tag, Feld) mich berufen habe. Die Valentinscene ist ja um dieselbe Zeit, sogar ein wenig später (1800) gedichtet und sie ist ja ebenfalls ein Stück Poesie voll Saft und Mark. G. v. Löper sagt von ihr: „daß ein prosaischer Entwurf vorhanden war, möchte man annehmen wegen des so überaus realistischen Tons und solcher Züge wie der Erwähnung der Sakristei und der Feuerleitern, worin bestimmte vaterländische Erinnerungen gefunden werden". Ich könnte diese Annahme für mich benützen, es gälte dann für diese Scene, was für die Kerkerscene gilt, und die letztere Hinweisung auf noch nahe

liegende lokale Reminiscenz ist eigentlich ganz Wasser auf meine Mühle. Allein ich benütze es nicht, ich bin geneigt, die Valentinscene ganz, nach Entwurf wie nach Ausführung, in diese spätere Zeit zu setzen. Ich bezweifle gar nicht, daß Goethe im Alter von 49—51 Jahren in das Geleise des germanischen Stils energisch wieder einfahren konnte, wenn er nur recht wollte, und zwar so, daß nun der Bewegung der Rosse die inzwischen errungene Kunst der Lenkung, die ganze Feinheit der Hand, die Reife des Meisters zu gute kam. Ich habe ja nie gemeint, die hellenisirende Richtung (und die überwachsende Contemplation) habe Knall und Fall Goethe's Feuer abgelöscht. Die Abkühlung ist fühlbar nur in manchen, zwar den Ton einhaltenden, aber für die Forderung des dramatischen Moments zu weichen, dem nöthigen Ausdruck der Leidenschaft nicht genügenden Stellen des ersten Theils aus der späteren Zeit (s. m. Schr. S. 61—63); meine ausdrücklichen Worte hierüber sind (S. 61): „Die Erscheinung ist zunächst nur sporadisch; an manchen Stellen flammt noch in voller Gluth das alte Feuer auf“ u. s. w.

Nun sagt G. v. Löper, dem Anscheine nach sehr schlagend, gegen mich: „„Da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopfe““ — „der klassicirende Stil hätte es nicht zu sagen gewagt, meint Vischer, aber gerade dieser hat es 1798 gewagt, obschon den Kopf gefüllt mit der Achilleis; im alten Manuskripte konnten diese Verse noch nicht stehen“ u. s. w. Für das letztere wüßte ich zwar keinen Grund, doch das beiseite! Ich antworte: nein! der klassicirende Stil hat es nicht geschrieben, sondern der Goethe, der zwar bereits diesem einseitig sich zu ergeben begonnen,

aber glücklicher Weise noch manche Stunden hatte, wo er den Marmormeißel weglegte und nach der Palette des A. Dürer, Rubens und Rembrandt griff, wo er nicht Sophokles sein wollte, sondern Shakespeare war. Goethe ist ja nicht = der klassicirende Stil, sondern ein Mensch, und dieser Mensch hatte, wie jeder, seine unterschiedlichen Stunden und Stimmungen, konnte vom betretenen Wege ja gar wohl zeitweise auf den alten zurücktreten. Aber wann folgte denn die „Natürliche Tochter“? Ich denke, bald genug: 1801 wurde ja der erste Akt gedichtet! Und konnte der Goethe, der so alle Kanten des individuellen Lebens ausrundete, glatt striech, wie hier, konnte der an seinem Faust eine Freude von einiger Continuität haben und mit Liebe ihn weiterführen? Daß diese Marmorisirung seines Künstlergefühls ihn um die Stimmung brachte, seinen Faust endlich fortzusetzen, ins größere praktische Leben zu werfen, das hauptsächlich ist ja meine Klage. Bis zur „Pandora“ verlaufen allerdings sechs weitere Jahre, doch muß eine Geschmackswendung um ein Geraumes früher unterwegs gewesen sein, um nun Sprachfrisuren zu lieben, wie „allschönst und allbegabtest“ — „Fische, sie wimmeln da, Vögel, sie himmeln da“ — „gegliedert schnürten goldne Riemen schleifenhaft“ und andere Schnörkelchen, die man mit Valentinsfaust abzausen möchte. — Daß aber den Hochbejahrten endlich doch der alte Humor in seinem Antikenkabinet wieder besucht und ihm so frohe Dinge eingibt, wie die komischen Scenen im zweiten Theil des Faust, wie so manches heiterderbe Xenion, das habe ich ja nie verkannt, das ist Goethe’s wahre Natur, die sich nicht austreiben ließ und zu deren Un-

verwüstlichkeit der Genius Germaniens sich die Hände reiben wird voll immer neuer Freude, so oft ihm scheinen wollte, dieser sein geistvollster Sohn sei ihm untreu geworden.

Ich wende mich jetzt zu einer Glosse G. v. Löpers bei den Worten des Mephistopheles: „wir sehn die kleine, dann die große Welt“; er bemerkt, der Ausdruck sei im vorigen Jahrhundert geläufig gewesen im Sinn: die bürgerliche und die Welt der Höfe, und setzt hinzu: „Vischer hat diesen Ausdruck (S. 59 folg.) völlig mißverstanden“. Die hier citirte und so kurzweg censirte Stelle meines Buches bezieht sich aber nicht auf die Worte des Mephistopheles. Ich habe nie gezweifelt, daß hier wie bei anderen fast oder ganz gleich lautenden Aeußerungen des Mephistopheles, wie: „doch so ists nicht gemeint, Dich unter das Pack zu stoßen“ und (zu dem Schüler): „ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt“ einfach an den Unterschied der Gesellschafts-Sphären zu denken ist. Ich begründe ja wiederholt auf diese Stellen den Vorwurf gegen den Dichter, daß er seinen Helden nicht dem klaren Versprechen gemäß rascher auf den größeren Schauplatz geführt habe, um ihn hier handeln zu lassen, denn das geschieht ja erst im letzten Akte des zweiten Theils, während in den früheren Akten der höhere Schauplatz zwar betreten wird, aber nicht als Schauplatz handelnden Lebens, sondern nur zu dem Zwecke, das humanistische Bildungsthema in undramatischer, poetisch unerquicklicher Weise des klassicirenden und allegorisirenden Stils aufzunehmen. Es sind nicht Stellen des Gedichts, sondern eine Stelle in einem Briefe Goethe's an K. E. Schubarth, worauf sich bezieht, was von Löper als völliges Mißverstehen bezeichnet. Dort

schreibt Goethe: „daß man sich dem Ideellen nähern und zuletzt darin gefallen werde, haben Sie ganz richtig gefühlt, allein meine Behandlung mußte ihren eigenen Weg gehen, und es gibt noch manche herrliche reale und phantastische Irrthümer auf Erden, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren dürfte.“ Nun, von diesem „gemein“ sage ich (S. 59 ff.), es könne sich unmöglich „blos“ auf die Schlichtheit der Verhältnisse in Fausts erstem Lebensgang beziehen; „Goethe kann Gretchen nicht gemein nennen, auch Valentin nicht; es muß auf die Behandlung gehen“ u. s. w. Man sollte denn doch nicht übersehen, daß durch das Prädikat „gemein“ in dieser Briefstelle etwas hinzutritt, was in den Gedichtstellen, welche einfach die Sphären der Gesellschaft durch klein und groß unterscheiden, nicht enthalten ist, daß Goethe zu der Zeit, als er den ersten Theil schrieb, ein solches Prädikat in einem Briefe darüber sicherlich nicht gebraucht hätte, daß vielmehr erst der hochadelige Stilbegriff des Goethe von 1820 ihm eingeben konnte, statt: die kleine Welt im ersten Theil zu setzen: der gemeine erste Theil. Zweifelt Herr von Löper, ob ich die Gedichtstellen einfach in dem Sinne nehme, den er wie jedermann darin findet, so möge er nur z. B. S. 163 meines Buches nachlesen.

Völlig verdutzt stehe ich vor einer Anmerkung zum Gespräch des Mephistopheles mit dem Schüler; Stelle über die Medicin:

Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren u. s. w.

Hierzu Glosse: „Der Sinn ist: Das ewige Klagen der Frauen läßt sich in so vielen Fällen (in der Regel tausendfältig) aus einem Punkte, d. h. auf dem Wege zum Herzen kuriren" u. s. w. Da sind drei Fälle möglich. Entweder diese Deutung ist ein Scherz; kaum denkbar, der Verfasser nimmt es doch durchaus ernst mit seiner Aufgabe. Oder er berücksichtigt lesende Unschuld und will ihr Augenmerk ins Unverfängliche ablenken; auch nicht denkbar, denn dann hätten gar manche Stellen im Texte selbst, die eine unschuldige Deutung schlechtweg nicht zulassen, geradezu gestrichen werden müssen. Oder er versteht die Satansworte wirklich so harmlos, wie die Glosse besagt: dann würde die Frage, wie er damit die folgenden, unmöglich harmlos zu verstehenden, reimt, und wie gewisse Verse und Situationen in der Walpurgisnacht. Da es doch fast scheinen will, es gebe keinen Ausweg, solche Deutung zu begreifen, als diesen dritten, so will mir die Vorstellung auftauchen: es könnte eine Art von Pietät geben, welche nicht zuläßt, daß der Dichter selbst durch den Mund des Teufels etwas Frivoles sage, und welche über den Widerspruch mit anderen Stellen, der bei so zarter Scheu entsteht, einfach hinwegsieht. Damit wäre ein gewisser Anhalt gegeben, auch das Zurechtlegen so mancher Partieen im zweiten Theil, die nicht unkeusch, aber unerquicklich und geschmacklos sind, begreiflicher zu finden. Ist aber auch diese dritte Auffassung unzulässig, so befinde ich mich einfach rathlos im Dunkeln.

Was ich früher und später gegen die Brockenbesteigung vorgebracht, dagegen sagt v. Löper (LXII), meine Unzufriedenheit komme wohl daher, daß ich unbewußt das Ideal

einer philosophischen und bürgerlichen Tragödie in mir trage, während Goethe eine aristophanisch-phantastische schuf; ich scheine dem reinen Humor darin und der Freude am Bildlichen, auch wenn es keine symbolische Bedeutung hat, weiter nichts als Bild bezweckt, zu wenig gerecht zu werden. Dies heißt denn doch meiner Kritik wenig gerecht werden. Ein wahrhaft poetisches Bild trägt seinen Sinn so in sich, daß man ihn von selbst mitempfängt, wenn man es genießt. Das Bild darf darum, weil ganz Bild, nicht leer, nicht müßig sein. Es mag allenfalls nur episodisch fungiren. Ich habe dem Dichter heitere, ihren Sinn in sich tragende Anschauungsbilder, wenn auch sehr nur Episoden, immer zu gute gehalten. Die Scene in Auerbachs Keller z. B. ist entbehrlich; sie erfreut darum nicht minder und man erinnert sich wohl, wie ich mit den allegorischen Erklärungsphilistern gefahren bin, die ihr literarischen Geheimsinn unterlegen. Es steht schlimm mit dem, der das Bildliche nicht als reines Bild genießen kann; er ist für die Poesie, die Kunst verloren. Ist aber ein Bild nicht mit seinem Sinn gesättigt, ist er ihm nicht immanent, dann ist es etwas anderes, dann beginnen die Erklärungsmühen; ist er ihm dagegen zwar immanent, aber besonders reich, tief, weitzeigend, dann beginnt nach dem ersten, rein poetischen Eindruck die Arbeit, ihn zum Zweck gedankenmäßiger Klarlegung herauszuziehen. — Ebenso habe ich phantastische, mythisch-sagenhafte Motive im Faust stets für ganz zulässig erklärt, habe ausdrücklich gesagt, in dem Zerstreuungsleben, in welches Faust nach der Flucht aus Gretchens Nähe von Mephistopheles geschleppt werden muß, damit er sie und ihr Loos vergesse, sei Dä-

monisches, Geisterhaftes nur ganz natürlich gegeben. Bürgerlich kann man nicht nennen, was ich für die Fortsetzung des Faust immer verlangt habe: großen politischen Schauplatz, man verstände denn unter bürgerlich eben wieder die Ausschließung des Phantastischen, des Mythischen, die mir also vielmehr gerade nicht beifällt. Für den Moment, wo sie nach Valentins Ermordung steht, fordert nun aber die Handlung vorerst doch offenbar das Bild eines naturgemäßen psychologischen Hergangs. Faust muß sich um Margaretens Schicksal kümmern und Mephistopheles — etwa nachdem er, dem Carlos in „Clavigo" ähnlich und mit Anschluß an das Volksbuch, ihm den Gedanken an eine Heirath auszureden gesucht —, muß, da dies nicht verfängt, glänzende Mittel ergreifen, ihn drastisch zu zerstreuen. Schon dies, daß Faust zu Anfang der Brockenscene die Unglückliche glattweg vergessen hat, ist ein Sprung aus allem innern Zusammenhang heraus; die nachfolgende Gewissens-Vision, die Erscheinung von Gretchens Todtenbild, dieses Meisterstück der Poesie voll erschütternder Gewalt, dürfte den Charakter des unvermittelt Plötzlichen natürlich nicht verlieren, er bliebe aber hinreichend bewahrt, wenn zwischen jenes von mir verlangte Gespräch und diese Erscheinung einige starke Scenen eingeschoben wären, die zu Fausts Zerstreuung dienen sollen. Was nun diese, die Zerstreuungen betrifft, in welche Faust gezogen wird, so kann doch wahrhaftig der ekelhafte Tanz mit nackten Hexen der poetischen Forderung nicht genugthun. Freilich ist zu vermuthen, daß das stellvertretende Symbol für die betäubenden Reize, die hier eintreten sollten, eigentlich in die Lilith gesteckt ist; dies ist aber ein rein momen-

tanes, ganz unentwickeltes, obscures, commentarbedürftiges Bild. Was einen Mann wie Faust in solchem Moment allein zerstreuen kann, das sind Glanzerscheinungen voll Reiz und mit trügerischen Scheinlichtern von Geist ausgestattet, wie er sie noch nicht kennt, das ist eine Formenwelt, deren ästhetischer Schein-Adel es begreiflich macht, daß er Gretchen vergißt. Dies ist es, was als dämonisches Trugbild ihm Mephistopheles vorführen müßte, und dies leitet auf Helena; sie ist es, die im Puppenspiel Mephistopheles dem Faust zuführt, wie er ein Bürgermädchen heirathen will, eine Teufelin steckt unter der Maske der schönen Griechin. Man wird mir stark einwenden, die Helena sei ja von Goethe dem zweiten Theil vorbehalten und ebenso in der Skizze eines zweiten Theils, wie ich sie einst (Krit. Gänge. Neue Folge Bd. 1) zu entwerfen versucht habe. Allein hierauf steht mir doch die Antwort frei: da mag der Dichter sorgen; er mag einen Akt mit der Valentinscene abschließen, in einem folgenden das Zerstreuungsleben Fausts mit der dämonischen Truggestalt Helena als Mittelpunkt schildern, dann, nachdem Faust in dieser schließlich ein Gerippe umarmt hat, sein furchtbares Erwachen (Trüber Tag, Feld) eintreten lassen, den zweiten Akt dann schließen und hierauf seinen Helden durch läuternde Gewissensqualen auf einen Schauplatz bedeutenden Handelns überführen, — er mag dies oder anderes vorziehen, der Wege gibt es mannigfache, gewiß ist nur, daß Fausts Vergessen durch gefülltere Bilder zu motiviren war. So wenig sei ihm vorgegriffen, daß ich mich selbst bereit erkläre, meine Bedenken gegen das Motiv einer Brockenbesteigung fallen zu lassen. Mephistopheles könnte etwa Faust

an seinem Wissenstrieb fassen und ihm große Enthüllungen der Natur und des Bösen auf dem Brocken versprechen, um ihn vom Andenken an Gretchen abzuziehen. Was in den Worten liegt: „Da muß sich manches Räthsel lösen“, wäre dann bedeutender zu entwickeln. In den Paralipomena findet sich allerdings ein Stück, worin es in gewisser Art entwickelt wird, nämlich in kolossal cynischer und obscöner. Das Fragment von Scene: Satan auf dem Thron, ist wahrhaftig nicht schlecht; in diesen ungeheuren Zoten steckt ja freilich eine Offenbarung über den Untergrund des Bösen: den dunkeln Zug im Menschen zum Schmutz des Urschlamms. Allein der Gestank dieser Scene ist so stark, daß Goethe nie ernstlich meinen konnte, sie sei für das Gedicht verwendbar. Eine Metaphysik des Bösen ließ sich nicht geben, ohne ins Abstrakte oder ins grenzenlos Cynische zu gehen. Aber dies war ja auch gar nicht gefordert; die Handlung verlangte nicht, daß dem Faust die gewünschte Offenbarung werde, das poetische Interesse fiel mit dem, was der Inhalt bedingt, ganz zusammen, wenn der Dichter etwa die Wendung nahm: Mephistopheles verspricht dem Faust Lösung von Räthseln, statt ihn mit den Worten abzulenken: „doch manches Räthsel knüpft sich auf“, aber sein Wort zu halten fällt ihm nicht ein, vielmehr läßt er ihm von Geistern ein verführerisch schönes Schauspiel aufführen, das ihn in wahnsinnige Aufregung stürzt, statt ihn zu klären. Dies, irgend ein Motiv dieser Art, irgend etwas, das phantasievoll, traumhaft, geisterhaft sein durfte, ja mußte, aber den Zusammenhang einhielt, — man darf ja für einen Goethe nicht bange sein, daß er es nicht erfinden könnte, — was immer: nur kein mit

Satyren, die aus der Handlung fallen, untermischtes, wenn auch im Einzelnen noch so stimmungsvolles Quodlibet von Genialem und Häßlichem!

Da mich der Zusammenhang auf die Paralipomena geführt hat, so ergreife ich die Gelegenheit, auf eine Stelle darin hinzuweisen, welche zeigt, daß Goethe doch auch Stunden gehabt hat, wo er dem Faust noch eine andere politische Rolle geben wollte, als die eines Herrschers. Ich habe behauptet, das Thema verlange, daß Faust auch als Revolutionär auftrete, v. Löper, Köstlin und andere haben es bestritten. Nach einem Fragment der Paralipomena sollte Faust allerdings in eine Revolution sich mischen; das kurze Bruchstück schließt sich an das Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles vor der Schlacht zwischen Kaiser und Gegenkaiser (jetzt Theil 2, Akt 4). Faust will aufrührerischem Volke Vernunft predigen, Mephistopheles prophezeit ihm, er werde matt und lahm zurückkehren: „Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt, sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn, sprich mit Ixion von der Wolke, mit Königen vom Ansehn der Person, von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke"; Faust läßt sich nicht irre machen, er sagt: „Die Menschheit hat ein fein Gehör, ein reines Wort erreget schöne Thaten, der Mensch fühlt sein Bedürfniß nur zu sehr und läßt sich gern im Ernste rathen", und geht weg in der Hoffnung, bald triumphirend wiederzukehren. Ich dachte es mir zwar anders: Faust müßte Führer in einer Revolution (etwa Bauernkrieg) werden; doch war auch meine Meinung, er sollte nicht blind darein gehen, vielmehr, er sollte die Bewegung rein von Blut und Verbrechen zu er-

halten suchen und allerdings erfahren müssen, daß er es nicht könne; Goethe, seiner Stimmung gemäß, wollte ihn dagegen schlechthin nur abmahnend auftreten lassen, aber gefühlt hat er also doch wenigstens vorübergehend, daß es eine Consequenz des Themas sei, den Faust in einer Freiheitsbewegung thätig auftreten zu lassen. — Ich danke es der feinen Arbeit von Wilh. Scherer: „Der erste Theil des Faust" („Aus Goethe's Frühzeit, Bruchstücke eines Commentars zum jungen Goethe" u. s. w. 1879), auf diesen Punkt aufmerksam gemacht zu sein.

Die Paralipomena enthalten außer der genannten Brocken-Scene: Satan auf dem Thron, auch die Skizze eines Auftritts, worin das Hochgericht erscheint und Gretchen vorbildlich hingerichtet wird. Ein Geistergesang begleitet die Scene, dann heißt es: „Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht, Rauschen, Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt." Dies ist ein großartiges Phantasiebild, in diesem Ausschwatzen durch Kielkröpfe liegt eine Verbindung des Entsetzlichen und Komischen von wahrhaft ungeheurer Wirkung. Hätte Goethe dies ausgeführt, so hätte seine Walpurgisnacht einen andern Schluß bekommen, als durch das lästige lyrische Intermezzo.

Nun noch weniges zur Diatribe über den zweiten Theil:

Vor allem bin ich Herrn von Löper eine Erklärung schuldig. S. 117, 118 meines Buches steht eine Randbemerkung über die Stelle im ersten Akte des zweiten Theiles: Pulcinelle (läppisch, fast täppisch). Dieses „läppisch, fast täppisch" war mir immer als schlagendes Beispiel der Manierirtheit von Goethe's Altersstil erschienen und ich hatte

es in dem Aufsatz über die Faustliteratur, der zuerst in den Hallischen Jahrbüchern 1839, dann in den „Krit. Gängen“ erschien, darnach behandelt. G. v. Löper meinte in seinem Commentar S. 21, es sei die Zweiheit der Prädikate und ihr Gleichklang, was ich angreife, und führte zur Vertheidigung des Dichters das Lied Georgs im „Götz von Berlichingen“ an („der freut sich traun so läppisch und griff hinein so täppisch“), nannte es das Lied vom dummen Buben und sagte dann: „Weßhalb sollen die Bezeichnungen weniger auf die italienischen Pulcinelle, als auf den dummen deutschen Buben passen?“ Mir wollte in dieser Stelle die Wiederholung des „dummen Buben“ auffallen und ich gestand dies in der genannten Randbemerkung meiner Schrift von 1875 (S. 117, 118); ich setzte übrigens hinzu: „ich habe jedoch schnell erwogen, daß die Achtung vor der Persönlichkeit meines Gegners, wie sie in seinen Leistungen sich kundgibt, mir verbiete, einen Argwohn aufkommen zu lassen.“ Dieser Zusatz hat, wie man sieht, nicht ganz auslöschende Wirkung, denn er läßt dem Leser übrig, zu denken: hätte die nachfolgende Erwägung den Verdacht, daß hier eine beleidigende Spitze stecke, ganz erstickt, so wäre seine Möglichkeit überhaupt nicht ausgesprochen worden. Ein Brief, den ich hierauf von Herrn G. v. Löper erhielt, hat mich so ganz vom Unrecht meines, obwohl nur augenblicklichen und schwebenden, Verdachtes überzeugt, daß ich ihm versprach, ihm bei nächster Gelegenheit eine Ehrenerklärung zu geben. Was hiermit gern und ohne jeden Rückhalt geschieht. — Daß es übrigens nicht die zwei Worte läppisch und täppisch sind, was mir so senil manierirt vorkommt, sondern

das „fast“ dazwischen, dies ist bereits in jener Randbemerkung mit den Worten gesagt: „Dieses ‚fast‘ ist possirlich pretiös, weil es sich anstellt, als sei die Kühnheit einer Steigerung zu entschuldigen, die doch schlechthin nicht stattfindet.“

Es sind scharfe Spitzen, die der Verfasser in der Einleitung und den Noten zum zweiten Theile da und dort gegen mich richtet. Dies soll mich nicht verleiten, mit mehr als ein paar Bemerkungen auf den alten Streit über den ästhetischen Werth dieses Spätlings hier einzutreten. Es wird an anderem Ort noch Anlaß dazu sein und ich werde mich auch dann auf das Nöthigste beschränken. Ein Zug von Animosität weht von Anfang an in diesem Streit, und zwar von beiden Seiten. Warum sollte ich mich schämen, hiermit meinerseits dies zu bekennen? Goethe, sage Goethe, der Vertraute, der Liebling der Natur, er, dem vergönnt war, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes zu schauen — er ein Manierist geworden: das thut weh, das unbewegt anzusehen müßte man kein Mensch sein. Wohl uns, daß sein wahrer Genius immer wieder durchschlug! Das ist Trost, der aber nicht ausreichen kann, wo so stark, so bunt und furios das Schnitzelkränseln waltet, wie in diesem zweiten Theil Faust. Soll man das noch gar bewundern, so schlägt sich dieser weitere Verdruß zum Verdruß auf das Objekt, die Bewunderer aber spüren natürlich, daß das Mehr von Verdruß doch eigentlich ihnen gilt, und wehren sich gleich scharf, wie man sich für eine Herzenssache wehrt, für ihren Gott. Ein Streit, der mit Gründen nicht ausgefochten werden kann, muß bitter werden; das ist nicht anders. Man

sucht, man meint mit Gründen zu kämpfen, und der Puls in den Händen der Fechter empfängt doch sein Tempo aus einem andern Quell. Eine Geschmacksfrage habe ich es genannt, das sagt zu wenig. Es sticht zwar schon dies genug, wenn man sich gegenseitig den Geschmack abspricht, aber es handelt sich um etwas, das tiefer sitzt, als Geschmack. Ihr fühlt nicht, was Natur ist, so klingt es vernehmlich aus dem einen, — was? wir nicht fühlen, was Natur ist? so klingt es vernehmlich aus dem andern Lager; gereizt ist der Gegner, gereizt der Gegner des Gegners.

Ehe ich Einzelnes aus G. v. Löpers Polemik herausgreife, sei auf einen Punkt hingewiesen, den ich bereits in meiner Schrift S. 142 ff. bei der Besprechung der Auffassungen Senglers behandelt habe. Es ist die Anwendung der Begriffe: objektiv und subjektiv auf die beiden Theile. G. v. Löper (Einl. S. VIII.) meint den zweiten Theil „Faust" damit zu decken, daß er sagt, im ersten wirke ein subjektives Element vielleicht noch anziehender, als der Inhalt des Stückes selbst, im zweiten Theile verhalte es sich umgekehrt, da walte der Geist der Sache, da sei lyrische Empfindung, pathetischer Erguß, „der Hauch einer den Gegenständen nicht schon immanenten schönen Seele" dem Ausdruck meist fremd. Ich verweise hiegegen auf das, was ich an der genannten Stelle gesagt habe, und setze nur ein Beispiel hinzu. Daß beim Anblick der Helena Faust in der Weise sein Entzücken ausspreche, wie beim ersten Anblick Gretchens, das fordern wir nicht, aber war darum nicht hier doch das tiefe Staunen des nordischen Mannes darzustellen, dem in diesem Anblick eine völlig neue Welt,

die Welt der antiken, der griechischen Schönheit aufgeht, und war dies nicht so darzustellen, daß man das ganze Staunen der ganzen nordischen Menschheit beim ersten Aufgang dieser Wunderwelt herausfühlte? War das nicht von der Lage, also der Sache gefordert? Und kann v. Löper finden, daß das Aufkeimen und schnelle Aufblühen der Liebe in beiden Personen irgend zur Anschauung gebracht ist? Oder können hiezu die paar (an sich zwar schönen) Verse genügen, worin Helena, schnell die Kunst des Reimens lernend, dem neuen Beschützer in der Geschwindigkeit ihre Hand verspricht? Oder enthalten das die erstaunlich ungenirten Liebkosungen, da die beiden auf dem Throne sitzen? Wenn ja allerdings der Zusammenhang und Goethe's Wille einen gestrengeren Stil forderten, als der im ersten Theil oscillirt, war es dem Dichter darum erlassen, das Geforderte mit Kraft und Feuer zu leisten? — Es wäre nicht schwer, habe ich schon gegen Sengler gesagt, das „Subjektiv“ und „Objektiv“ umzudrehen. Wo die Sache Leben der Leidenschaft fordert, ist der erste Theil objektiv und der zweite, weil man da nur den versagenden Griffel herausspürt, gerade recht nur subjektiv. — Glaubt man nun schon auf Grund dieser individualitätslosen Feierlichkeit der Helena nicht, daß sie eigentlich lebt, so wird sie durch die plötzliche Brautnacht, durch deren merkwürdig alsbaldige Frucht, das Purzelkind Euphorion, endlich durch ihr Verschwinden unter Zurücklassen ihres Kleids und Schleiers vollends und unzweifelhaft zur bloßen Hülse, worin ein Begriff steckt, d. h. zur Allegorie. Scenisch, für das Auge, mag das alles, ausgenommen die Hüpfungen, Schnellungen des Euphorion, sich ja ganz schön

machen, dadurch wird an der Sache, d. h. dem poetisch todten Verhältniß zwischen Bild und Idee, rein nichts verändert.

„Das Wesen eines Dichters kann sich nicht widersprechen," sagt G. v. Löper und folgert, daß der zweite Theil vom ersten so nicht abfallend sein könne, wie ich behaupte. Damit ist auch nicht geholfen. Daß in Momenten der ursprüngliche Goethe auch hin und wieder auftaucht, habe ich ja, ich wiederhole es, nie geläugnet; wenn man im übrigen den wahren Goethe nicht wiedererkennt, wenn es ist, als spräche da ein Anderer: nun, die Erfahrung wird man allemal machen, wenn man Werke eines Künstlers aus sehr verschiedenen Perioden vor Augen hat, die Zwischenstufen, die Geleise aber, auf denen er sich in Manier verfahren, mit ihren Stationen nicht vor Augen hat. Uebrigens habe ich nicht versäumt, die frühen Spuren von Manier aufzuzeigen, die doch auch schon im ersten Theil, in dessen späteren Schichten nämlich, zu Tage liegen.

„Wer sich distributiver Gerechtigkeit" (gegen beide Theile) „befleißigt, wird verdächtig," sagt G. v. Löper und citirt dazu die Seite meiner Schrift, wo es heißt: „begreife ein anderer als ich, wie man die Sprache im ersten Theile bewundern kann und die Sprache im zweiten noch genießen und verdauen." Wird verdächtig? Das klingt ja, als deutete ich an, er schiebe silberne Löffel ein, will sagen, er unterschlage, verläugne sein lichteres Erkennen. Wo wäre mir ein so giftiger Wink aufzuweisen? Ich sage eben, was ich sage: ich begreife nicht, wie man jetzt so richtiges, jetzt so mangelhaftes Naturgefühl haben kann. Zu meinem Nachweis des manierirten Sprachstils durch Beispiele sagt v. Löper

S. XVII: „Man kann einsichtsvolle Männer wie Fr. V., die sich abmühen, im zweiten Theil des Faust Abweichungen vom allgemeinen Sprachgebrauch nachzuweisen, nur ebenso bedauern, wie jemand, der sich Shakespeare verleiden ließe wegen seiner Antithesen, Wortspiele, Quibbles der Narren und vielen Obscönitäten."

Ich habe einige Sprachkräuselungen Goethes herausgestellt als greifbare Beispiele für seinen Manierismus. Eigentlich wimmelt es davon, aber die Erscheinung zieht sich durch das Ganze des Stils so hindurch, daß sie nur da und dort in solchen stärkeren Proben der Wortbildung in Kürze faßbar ist. Auf Schritt und Tritt begegnen Wendungen, Wortstellungen, Konstruktionen, die den Sinn krumm biegen, peinliche Schwierigkeit mit sich führen, Mißverständniß nahe legen, begegnet etwas, das eben so, wie es gesagt ist, nicht gesagt werden kann, man liegt in dieser Sprache wie in einem Ameisenhaufen, sie kitzelt, daß man nicht weiß, soll man lachen oder seufzen. Dies alles läßt sich aus dem Zusammenhang so wenig herausdröseln, als man bei einem Zeichner oder Maler all' die Punkte aufzeigen kann, wo Strich und Pinsel von der natürlichen Linie sich abschlängelt. Da ist denn der Beweis im Grund eben auch nicht zu führen; es kommt somit alles auf jenes nicht weiter disputable Etwas hinaus, das ich Naturgefühl nenne und von dem ich nicht zu begreifen gestand, wie man es dort haben könne, hier nicht. Und also Shakespeare? Ich denke, wenn man sich durch seine bekannten Flecken die Bewunderung nicht trüben läßt, so ist es, weil zwischen denselben andere Lichter und Farben aufleuchten, als die ungeläugneten, aber seltenen und

matten zwischen den Manierschnörkeln im zweiten Theil Faust. Habe ich doch an mehr als Einer Stelle schon gesagt, man thäte auch Dante und Shakespeare einen Gefallen, wenn man dem unbefangenen Leser durch ausdrückliches, aufweisendes Zugeständniß ihrer Schwächen über sein rathloses Stutzen weghälfe!

Noch eine Einzelheit. S. L sagt v. Löper, wo von dem Kampfe mit dem Meer um Landgewinnung die Rede ist: „es ist nicht blasse Philantropie, wie Vischer meint“. Wo denn? Wo soll ich es so ausgedrückt haben?

Doch genug! Der Worte sind genug gewechselt! Kein „fern und so ferner weit“!

Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt. 1876.

„Giftig“. Das ist doch ein böses Wörtchen. Wie kommt der Verfasser dazu, es gegen mich zu schnellen? Denn mir gilt es. Die Stelle heißt (S. 158): „Der giftige Vorwurf, welchen man gegen das kirchliche Element in diesem Schlusse (— des zweiten Theils —) erhoben hat, der protestantisch anfangende Faust endige katholisch, bringt in die volltönende Harmonie des herrlichen Finales keinen Mißlaut.“ Mein Vorwurf steht schon in den älteren Krit. Gängen 1844 (Bd. 2 S. 104), dann in der neuen Folge (Heft 3 S. 173), hat vielleicht Nachfolger gefunden, eines Vorgängers erinnere ich mich nicht. Warum aber soll er denn giftig sein? So etwas sagt man doch nicht ohne Grund, wo aber auf aller Welt soll sich ein Grund dazu finden?

Es ist doch kaum möglich, daß Dingelstedt etwa meinte, es stecke dahinter eine Verdächtigung Goethe's als eines verkappten jesuitischen Propagandisten.

Weil wir gerade an dem Punkte sind, so darf ich auf den Abschnitt meiner Schrift verweisen, welcher von dem: zu schön, von dem Schön auf Kosten der Wahrheit handelt und die Vorliebe zu katholischen Motiven unter diesen Standpunkt rückt, die bei Goethe und Schiller in einer gewissen Periode eintrat (72 ff.). Man darf nicht vergessen, daß beide Dichter sich zu den Einflüssen der romantischen Schule nichts weniger als ganz abwehrend verhielten. Das ist, je nachdem man es nimmt, auch nicht zu verlangen; jene Schule hat eine vorher zu wenig bekannte Fundgrube von Stoffen, Motiven, Stimmungstönen eröffnet. Aber es kommt eben sehr auf das Wie und Wo und auf die Grenzen der Verwerthung an. Wilh. Scheerer verweist (a. a. O. 118) bei der letzten Scene des zweiten Theils Faust auf die ihrer Entstehung gleichzeitige Blüte des Kalderon-Kultus, erinnert daran, daß Goethe damals ein christliches Martyrium dramatisch behandeln wollte, daß er mit Zach. Werner verkehrte und dessen Stücke aufführen ließ. Wer das konnte, diesen hirnverbrannten Menschen aushalten, diesen Wahnwitz aufs Theater bringen, dem war vieles möglich. Dabei behauptet niemand, Goethe sei ernstlich getäuscht gewesen, es war der pure ästhetische Schein, der es ihm anthat, so anthat, daß er darüber vergaß, welch fragliche Sache es um die Brauchbarkeit der Symbolik einer Religionsform ist, die noch lebt, Glanz hat, aber auch unserer Vernunft widerstrebt; brauchbar ist sie gewiß nicht zum Schluß eines Drama, dessen

Held ihren Grundlagen kurz vorher energisch widersprochen hat und den nicht unwahrscheinlich der Dichter in einem früheren Plane als Kämpfer für den freien Gedanken gegen Wahn und Kirchenherrschsucht rühmlich untergehen lassen wollte.

Es ist eine neue Bearbeitung des Faust für die Bühne, worauf Dingelstedts Schrift abzielt und wozu sie den Entwurf gibt. Der Verfasser schickt geistreiche Bemerkungen über die Sage und über den Inhalt und Werth des Dramas voraus, bespricht auch die Faust-Literatur und sagt hier (S. 53): „Philosophische Streitschriften für und wider aus allen Richtungen, jedoch keine reine und volle ästhetische Würdigung des ganzen Werkes, so lange derjenige, der allein oder doch am besten unter den Lebenden eine solche zu geben möchte, Fr. Vischer, von seiner leidenschaftlichen Voreingenommenheit gegen den zweiten Theil nicht ablassen mag." Auch dies soll mich nicht zur ausführlichen Wiederholung des oft Gesagten verleiten; ich erlaube mir nur, zu behaupten, daß ich mein Urtheil begründet habe, soweit man ein Geschmacksurtheil zu begründen vermag. „Voreingenommenheit" —: ich habe seiner Zeit nach diesem zweiten Theil mit der redlichen Begierde gegriffen wie jeder andere Bewunderer des großen Dichters, es fiel mir nicht ein, vorauszusetzen, das Werk werde ungenießbar sein darum, weil der Dichter es im Alter geschrieben habe. Ich bin daran erlegen, wieder erlegen, erliege jedesmal, so oft ich daran kaue, man kann mir denn doch nicht zumuthen, den Grund davon in mir, in einer Verdrehtheit meines Kopfes zu suchen, und so muß man mir eben vergönnen, daß ich meinem gründlichen Verdruß

Worte gebe wie ein andrer auch, wenn er sich immer aufs neue fruchtlos quälen muß. Etwas specieller muß ich, wie schon gesagt, bei andrem Anlaß im Folgenden eingehen, daher genug für jetzt; auch den Spott will ich unbeantwortet liegen lassen, der S. 83 gegen meinen Vorschlag losgeht, den Bauernkrieg als ein Motiv für politische Thätigkeit des Helden zu benützen; auch das führte zu müßiger Wiederholung, ich habe anderen Gegnern schon erwidert (s. Krit. Gänge Neue Folge H. 3 S. 142 ff. u. m. Schrift Goethes Faust u. s. w. S. 165 ff.). So will ich auch nicht wiederkäuen, was ich gegen Aufführungen des zweiten Theils schon gesagt habe, sondern hier nur sehr gern vermerken, daß Dingelstedt Streichungen erlaubt, ja vorschlägt, und zwar keine geringeren, als die des Homunculus („des zwerg- und schattenhaften, an dem sich schon Hunderte den Kopf zerbrochen") und (neben dem, allerdings mit Leidwesen, zur Opferung bestimmten Baccalaureus) auch des Euphorion. Soll dies, soll die Auslassung so integrirender Puppen gestattet sein, dann sei mir auch vergönnt, vorzuschlagen, man möge den zweiten Theil in der Art aufführen, daß man das Ganze wegläßt. — Dingelstedt schlägt als Ort Bayreuth mit seiner Wagnerbühne, als Zeit den achtundzwanzigsten August, Goethe's Geburtstag, vor. Ich wünsche, daß es an dem Tag nicht heiß sei.

Der Verfasser halte mir zu gut, daß ich auch ein wenig scherze. Sein Büchlein liest sich frisch und angenehm. Man begegnet unter den Schwerbewaffneten in der Faustliteratur mit Vergnügen einem Weltmann und erfahrenen Bühnenpraktiker, der sich leicht und gefällig und doch auch

mit Kraft und Nerv bewegt, so daß man es ihm nicht schwer aufrechnet, wenn begreifliche Lust, zu zeigen, was das Theater zu schauen geben kann, ihn dagegen verblendet, daß es im zweiten Theil des Dramas zwar zu schauen gibt, aber solches, wobei man gar zu oft nicht weiß, was man denken soll.

Goethe's Faust. Ueber die Entstehung und Composition des Gedichts. Von Kuno Fischer. 1878.

An mehreren Punkten wendet sich diese Schrift gegen mich, zuerst bei Besprechung des Volksbuchs vom Dr. Faust. Hier wird zwar mein Name nicht genannt, ich habe mich aber mehrfach gegen die Ueberschätzung des Sagestoffes, der dem Goethe'schen Drama zu Grunde liegt, so bestimmt ausgesprochen, daß folgender Satz offenbar gegen mich gerichtet sein muß: „In diesem Volksbuch ist schon das Rohmaterial zum Goethe'schen Faust enthalten, und ich begreife nicht, wie man an dem Bilde desselben den erhabenen Ausdruck vermissen konnte."

Zur Zeit, da ich die Reihe von Kritiken über die Faust-Literatur schrieb (Hallische Jahrb. 1839, wiederabgedruckt in den Kritischen Gängen, ältere Sammlung 1844), war es um die Hilfsquellen zur Kenntniß der Sage noch kärglich bestellt. Seit wir besser versehen sind, seit insbesondere das älteste Faustbuch, die „Historia von Dr. Johann Fausten" von Joh. Spies mehrfach, auch in der ersten Ausgabe durch Dr. Aug. Kühne (1868) herausgegeben ist, seit wir von Wilh. Creizenach auch eine Geschichte des nach Marlowe's Vorgang hieraus entstandenen Volksschauspiels besitzen (1878),

liegt das Material erst vollständiger vor, um den Gehalt und Werth des Rohstoffs zu beurtheilen, den Goethe geglüht und geschmiedet hat. Immer, auch bei noch spärlicheren Mitteln habe ich mich in meinen Vorlesungen eingehend mit der Sage beschäftigt, in meinen literarischen Aeußerungen dagegen dem ergreifenden Hauch, der sie umweht, zwar einige Worte geliehen (s. m. Schrift S. 184), im Wesentlichen aber mich überall auf einen Hauptpunkt beschränkt, das Motiv des Bundes mit dem Teufel. Meine Stellung war mit gutem Grund polemisch; die Sage wurde von vielen unzweifelhaft überschätzt: „Sage der Menschheit — Urevangelium der Menschheit — die Sage umfaßt die Verzweiflung in allen ihren Richtungen, allen Zwiespalt zwischen Können und Wollen, Freiheit und Nothwendigkeit, Subjekt und Objekt — Faust ist das allgemeine Individuum der ganzen Menschheit" — so und ähnlich erklang es bei Göschel, Rosenkranz und anderen. Es galt nun vor allem, diese Uebertreibung in ihrem Ansatze zu bekämpfen, nämlich zu zeigen, daß es in der Sage durchaus nicht reiner Erkenntnißdrang ist, was Faust dem Teufel in die Arme treibt, daß vielmehr erst Goethe das Grundmotiv in dieser Reinheit herausgeschmelzt hat. Er ist mit Lessing darin zusammengetroffen, allein seine Expositions-Scenen waren lange gedichtet, ehe dieser seine, leider nur in Fragmenten erhaltene, Dichtung aufnahm. Reiner Erkenntnißdrang: in gewissem Sinne ist das Ausgangsmotiv auch bei Goethe nicht so zu nennen; Faust will den Erdgeist nicht nur begreifen, er will ihm wesensgleich sein; wir werden darauf zurückkommen; aber relativ, im Gegensatz gegen die sinnlichen, egoistischen

Triebfedern Genußsucht und Stolz, kann es so bezeichnet werden. Nun fragt sich, ob es die Meinung der Sage ist, aus diesen allein den Bund des Faust mit dem Teufel abzuleiten. Es schien einfach so, ehe man das alte Faustbuch von Johann Spies kannte. Seit man es kennt, will es zweifelhaft scheinen. K. Fischer hebt die Stellen aus, worin eine gewisse Großheit der Auffassung hervorleuchtet. Die eine heißt: „D. Faust hatte auch einen thummen, unsinnigen und hoffertigen Kopf und man nannte ihn allezeit den Spekulirer." Das „thummen" konnte K. Fischer immerhin weglassen, wie er gethan. Tumm, mhd. tump, bedeutete früher nicht ganz, was jetzt „dumm" bedeutet; es hatte zum Gegensatz nicht: gescheidt, sondern: weise, es bezeichnete mehr Thorheit als Intelligenzlosigkeit, dann auch Unerfahrenheit aus Jugend, und so kam es, daß die Knappen im Unterschied von den Rittern die Thumben hießen.*) Der jähzornige, stets kampflustige Wolfhart heißt im Nibelungenliede tump: „do garte sich der Wise (Hildebrand) durch des Tumben Rat." Hier im Faustbuch wird man es übersetzen können: blind vermessen, im Grund fast dasselbe was: unsinnig, nur daß in diesem schon etwas Positives mitausgedrückt ist, was wir durch: phantastisch bezeichnen würden. Bestimmter liegt dies in: Spekulirer: phantastischer Brüter und Grübler. Wenn Spies gleich darauf sagt, Faust habe die h. Schrift unter die Bank gelegt und sich ganz auf das Studium magischer Bücher geworfen, habe sich keinen Theologum mehr nennen lassen, „ward ein Weltmensch, nannte sich Dr. Me-

*) Der Familienname Thumb hat wohl einfach die Bedeutung: Knappe.

dicinae", so will das: Weltmensch nichts heißen, als: er habe sich ganz auf weltliche, zeitliche Zwecke geworfen. In zwei Stellen allerdings will nun eine bedeutendere Auffassung durchbrechen; die eine heißt: „name an sich Adlersflügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen; dann sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reitzte ihn also" u. s. w.; die andere begleitet die Abschließung des Vertrags mit den Worten: „und ist dieser Abfall nichts anderes, dann sein stolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuth von Gott verstoßen wurde." Allein der ersten Stelle geht vorher: „Fausts Datum stunde dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war", d. h. die Weltlust, und auf das obige „also" folgt einfach: „daß er auf eine Zeit etliche zauberische vocabula, figuras, characteres und conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fodern, ins Werk zu setzen und zu probiren im fürname", und der Teufel, so heißt es in mehr als Einer Stelle, soll ihm alles thun, was er begehrt und von ihm haben will; der von ihm gesandte Geist Mephistophiles verpflichtet sich zu seinem Dienst mit den Worten, Faust solle alles haben, was sein Herz belüste und begehre. In der Urkunde, die Faust ausstellt, wird nun allerdings sein Entschluß so motivirt: „nachdem ich mir fürgenommen, die elementa zu spekulieren, und aber aus den Gaben, so mir von oben herab beschert, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde und solches

von den Menschen nicht erlernen mag, so habe ich gegenwertigem gesandtem Geist, der sich Mephistophiles nennt, mich untergeben." Darnach wäre Fausts Zweck Erforschung des Naturgeheimnisses, und in den Artikeln, die er dem Geist nach der zweiten Beschwörung vorlegt, steht zwar voran, dieser solle ihm unterthänig und gehorsam sein in allem, was er bäte, hierauf folgt aber allerdings: „fragte", nur freilich dann sogleich wieder „und zumuthe", dann weiter: „daneben sollt er ihm dasjenig, so er von ihm forschen würd, nicht verhalten, auch daß er ihm auf alle Interrogatorien nichts Unwahrhaftiges respondiren wölle"; der Geist schlägt ab, weil er nur ein Diener des Lucifer sei, erscheint jedoch bald wieder, erklärt, er habe nun Vollmacht von seinem Obersten, allein Faust begehrt jetzt keine Enthüllung von Geheimnissen mehr, sondern nur, „daß er alles das thun sollte, was er begert und von ihm haben wolt."

Man sieht, daß hier zwei Auffassungen, eine bedeutendere, geistige und eine gröbere, sinnliche durcheinanderlaufen; die erste bricht da und dort durch, kann aber nicht aufkommen, die zweite entspricht zu sehr der Vorstellungsweise der Zeit, wonach ein Bund mit dem Schwarzen nur aus schlechten sinnlichen Triebfedern entspringen konnte, als daß jene sich bestimmt herauszustellen vermöchte. Wäre Erkenntnißdrang als Motiv klar aufgefaßt und festgehalten, so müßten die folgenden Disputationen oder „Colloquia" den Beweis liefern; aber in den Fragen, die Faust an den Geist richtet, ist keine Spur von jenem Zweifel an geläufigen Vorstellungen, der doch jedem tieferen Streben nach Erkenntniß zu Grunde liegt; er fragt nach Substanz, Ort und Erschaffung der Höllen,

Regiment der Teufel und ihrem Prinzipal, Gestalt des Lucifer vor seiner Verstoßung, Gewalt des Teufels, Leiden der Verdammten, ihrer Erlösbarkeit, und bekommt Antworten nach dem Geschmacke der Zeit, gemischt aus theologischen Sätzen und kabbalistischen Phantasieen. Dabei heißt es ausdrücklich, Faust habe eigentlich Reue gespürt und gehofft, durch diese Gespräche so weit zu kommen, daß es ihm gelinge, sich durch Besserung wieder aus der Schlinge zu befreien (Kap. 16). Diese Hoffnung spricht er auch gegen den Geist aus, der aber nimmt sie ihm und erklärt unwillig, Faust solle ihn forthin mit solchen Fragen zufrieden lassen. Von da an nehmen die Gespräche allerdings eine Wendung zu der Naturwissenschaft; Faust, der inzwischen ein gelehrter und erfahrener Astronomus und Astrologus geworden, fragt den Geist nach dem Ursprung von Sommer und Winter, nach des Himmels Lauf, Zierd' und Ursprung, nach dem Wie der Erschaffung der Welt und des Menschen; dies wäre nun ein „Spekuliren der Elementa", allein wenn es dann (Kap. 21) heißt, es habe Faust wehe gethan, daß er nicht mehr von göttlichen und himmlischen Dingen fragen durfte, so übersehe man nicht, wie das erklärt wird: er habe auf diesem Wege gehofft, „mit Glimpf herauszukommen"; es ist eine Finte, ein Umweg, auf dem er zu erfahren sucht, was sein eigentliches Anliegen ist, nämlich ob er nicht doch noch rettbar sei; der kindlichen Antworten nicht zu gedenken, die er vom Geist auf diese physikalischen Fragen erhält. Auf die letzte gibt ihm der Geist absichtlich einen „gottlosen und falschen" Bericht, indem er lügt, die Welt sei „unerboren und unsterblich", das menschliche Geschlecht sei „von Ewig-

keit her gewest“ und die Erde „habe sich selbsten nehren müssen“ u. s. w. Endlich macht der Geist selbst diesem Frage- und Antwort-Kursus ein Ende, indem er den Fürwitz durch eine großartige Vorstellung anschaulicher Art vom Grübeln ablenkt: er erscheint Faust mit seinen „fürnembsten Räthen und Geistern“ in Person; folgt eine Höllenfahrt, dann eine Fahrt durch den (physischen) Himmel mit Prachtstücken damaliger Geographie, Natur- und Völkerkunde, die allerdings von dem Erwachtsein des Sinnes für diese weltlichen Dinge im Reformationszeitalter zeugen, nicht aber von einem Drang nach Erkenntniß des Weltgeheimnisses als Motiv des Helden zu seinem verbrecherischen Bunde.

Vater der Faust-Dramen auf der deutschen Bühne und der daraus hervorgegangenen Puppenspiele ist bekanntlich der Engländer Marlowe, Shakespeares Vorgänger und Zeitgenosse, durch seine Tragical history of Doctor Faustus, bald nach dem Erscheinen des Buches von Spies, in den Jahren zwischen 1587—1593 entstanden und fast ganz, mit wenig eigener Zuthat, aus dem in Uebersetzung schnell über den Kanal gelangten deutschen Volksbuch erwachsen, bombastisch, nur in einzelnen Scenen bedeutend. Von reinem Wissensdrang als Motiv der Wendung zur Magie steht in der Exposition nichts; Fausts Verlangen ist Genuß, Ehre und namentlich Macht. Es ist interessant, daß in der deutschen Sage von diesem letzteren Motive so gut als nicht die Rede ist; Faust genießt zwar nicht blos sinnlich, er befriedigt auch seine Eitelkeit durch Produktion seiner Zauberkunst, es freut ihn auch, daß er so viel vermag, daß er sich unter anderem an Solchen, die ihn beleidigt haben, zu rächen die magischen

Mittel besitzt, aber ihn dürstet nicht nach Herrschaft. Diese Leidenschaft ist es, die der englische Faust schon im ersten Monolog mit feurigen Worten ausspricht; gehorchen soll man ihm wie Königen und Kaisern —

> Ein guter Zauberer ist ein halber Gott,
> Drum strebe, solche Gottheit zu erringen!

In veredeltem Sinne hat Goethe im letzten Akte seines zweiten Theiles dies Motiv aufgenommen.

Marlowe's Faust kam ohne Zweifel durch die englischen Komödianten, die um jene Zeit in Deutschland auftraten, über den Kanal herüber; es entstanden danach nicht nur Puppenspiele, wie man lange gemeint hat, sondern wirkliche Theaterstücke; die ersteren sind nur deren Ableger, von den Theaterstücken aber wissen wir so wenig, daß wir nur durch jene, seit ihre Texte bekannt geworden, und vereinzelte Zuschauerberichte uns eine annähernde Vorstellung von ihnen machen können. Von Erkenntnißdrang als Grundmotiv finden sich nun auch hier nur schwache Spuren, es klingt an, ohne entwickelt, ohne aus den sinnlichen Wünschen, mit denen es zusammenfließt, mit irgend welcher Schärfe herausgestellt zu werden. Faust möchte die Natur ergründen: bald scheint es, da sei Erkenntniß um der Erkenntniß willen gemeint, bald soll die Erkenntniß nur als Mittel dienen, um zu erreichen, was das Herz begehrt.

Kurz, hier ist ein Durcheinander, ein verschwimmendes gebrochenes Halblicht eines helleren Strahls in trübem Medium, das nicht erlaubt, den Ausgangspunkt im Volksbuch so bedeutend zu nehmen, wie K. Fischer es verlangt. Ganz anders verhält es sich doch bei dem modernen Dichter. Der

Erkenntnißdrang mischt sich auch bei ihm mit anderen Faktoren, nicht nur, wie schon gesagt, mit einem Willen, dem Erdgeiste wesensgleich zu sein, sondern von vornherein auch mit einem Lebenstriebe, der nach Genuß und That hindrängt; der Dichter scheidet diese Elemente nicht, aber er läßt sie uns in ihrer Verschmelzung klar unterscheiden. Soviel für jetzt; ich habe gesagt, wir werden darauf zurückkommen, aber die genauere Analyse bleibt einer anderen Stelle vorbehalten.

Ich habe mich in meiner letzten Schrift so wenig als in den früheren Arbeiten zusammenhängend und eingehend über die Faustsage ausgesprochen, bin auch bei der Begrenzung meiner Aufgabe nicht dazu verpflichtet gewesen. Daß sie mit all' ihrer Romantik und ihren Schauern neben Goethes Drama roh erscheint und zwar besonders in ihrem graß finsteren Schluß, das habe ich gesagt und das darf man sagen, ohne darum ihren tiefen Ernst, ihr sittliches Mark, den Geisterhauch zu verkennen, der in ihr weht. Ich muß allerdings zugeben, daß es besser gewesen wäre, wenn ich irgendwo Anlaß genommen hätte, mehr darüber zu sagen. Eine Stelle über den Zauber in meiner letzten Schrift muß ich hier jedenfalls ergänzend berichtigen: Goethe's Faust fühlt kurz vor dem Schlusse eine Last auf seinem Bewußtsein, weil er vom Zauber nicht lassen kann.

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Ständ' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.

Hierüber sage ich (S. 176), es sei hier ein sehr dunkler Punkt: „bis dahin ist die Benutzung der Zauberhülfe des

Mephistopheles nicht an sich schon Schuld gewesen, sondern Schuld lag nur in den Thaten, die Faust in den Situationen begieng, wie sie durch diese Hülfe vermittelt waren." Dieser Satz ist zwar nicht absolut hingestellt, vielmehr halb zurückgenommen mit dem hierauf Folgenden: „doch kann man etwa sagen, der Bund mit Mephistopheles, der Entschluß, sich der Zauberkünste der Hölle zu bedienen, sei ja als Ausdruck eines Willens, der durch die Welt stürzen will, ohne sich an Pflichten zu binden, an sich schon Verbrechen; man kann dies sagen, wiewohl immer unerklärt bleibt, warum Faust nicht die wirkliche Schuld der That, die an den alten Leuten (Philemon und Baucis) verübt worden ist, wenigstens auch und noch mehr verwünscht." Dieser einräumende Satz und die Einräumung beschränkende Zusatz bedarf jedoch einer klareren und schärferen Fassung.

Die Kollektiv-Sage vom Doktor Faust glaubt fest an den Zauber und hält ihn, weil er nur durch Verschreibung der Seele an den Teufel möglich sein soll, für ein fürchterliches Verbrechen (daß man auch an eine gute, die sogenannte weiße Magie glaubte, davon ist hier abzusehen; es war eigentlich ein Widerspruch, doch begreiflich, wie man dazu kam). Wir Neueren erkennen Zauber als unmöglich und müssen doch zugeben, daß er ein sehr wirksames poetisches Motiv ist, womit wir auch zugeben, daß es dieser Vorstellung doch an innerer Wahrheit nicht ganz fehlen kann. Wie ist dies zu reimen? Das Gelüste, zaubern zu können, liegt in uns allen. Jeder wird sich erinnern, daß er in Momenten heftigen Wunsches ein und das andere Mal der träumerisch ungebundenen Einbildungskraft den Zügel

schießen ließ und sich vorspiegelte, Dinge verrichten zu können, die nach Naturgesetzen unmöglich sind; diese Schwäche befällt uns am leichtesten, wenn wir in großer Noth sind, oder wenn wir gründlich hassen und Rache oder Strafe nicht möglich ist; einen Schatz graben, uns unsichtbar machen und den Verhaßten durchbläuen und dergleichen: dies sind die kindischen Imaginationsspiele der Phantasie, denen wir uns hingeben. Von der eigenen Vernunft darüber ertappt, sagen wir uns nun leicht: das sind alberne Träume, ausgeheckt vom selbstsüchtigen Willen im Bunde mit der niederen, der ungeläuterten, undisciplinirten Form der Phantasie. Unser sittliches Bewußtsein mißbilligt solche Träumerei, sie ist unrecht; man darf die Vorstellung nur etwas weiter verfolgen, so sieht man ein: könnte ich hexen, so könnten andere auch hexen; dann könnte jeder sein Gelüste stillen, aber dann wäre niemand mehr vor dem anderen sicher, kein Recht, kein Gesetz hätte noch Kraft und Bestand, die Gesellschaft, alle Ordnungen des Lebens kämen aus Rand und Band. Es folgt der Satz: angenommen, man könnte zaubern, so dürfte man es nicht thun, weil es Verbrechen wäre, Verbrechen aus gesellschaftzertrümmernder Selbstsucht. Diesen Satz nun übersetzt eine Zeit, die den Zauber für möglich hält, in den anderen: Zauber ist nur mit Hülfe des Teufels, durch einen Bund mit ihm möglich. Denn der Teufel, ursprünglich der Gott der zerstörenden Naturkraft, ist zu der ethischen Bedeutung gelangt, daß er die absolute Selbstsucht vorstellt, die jede erhaltende Ordnung zerstört. Die Zaubersage, in der Faustsage concentrirt, hat demnach allerdings innere Wahrheit, und daß sie damit so furchtbaren Ernst

macht, das ist hinter dem Reize der romantischen Schauer ihr großer ethischer Werth. Dennoch geht Faust auch in der Sage nicht allein durch dies Capitalverbrechen zu Grunde. Zwar ladet er auf seiner abschüssigen Bahn keine hoch criminelle Schuld auf sich, insbesondere keinen Mord; die Sage denkt darauf wohl eben darum nicht, weil jene erste Schuld schon so ungeheuer ist; er verübt nur Bübereien wie gegen den Ritter in Innsbruck, dem er ein Hirschgeweih auf den Kopf hext, gegen den Papst im Vatikan, dem er Ohrfeigen applicirt und die Schüsseln weghascht; er begeht einige Betrügereien, wie gegen Roß- und Schweinehändler und den borgenden Juden, größeres Gewicht wird darauf gelegt, daß er liederlich lebt, und die Spitze dieses Lasterlebens ist sein Wollustbund mit der Teufelin Helena. Goethe nun hat in jener Stelle des zweiten Theils also wirklich recht, wenn er Fausts Gewissen als schwer belastet schon durch den Zauber darstellt, und ich hätte dies nachdrücklicher einräumen sollen, als mit den Worten: „doch kann man etwa sagen" u. s. w., ich hätte nicht blos das Verbrechen gegen Philemon und Baucis als „wirkliche" Schuld bezeichnen sollen, denn wirkliche Schuld ist schon der Zauber. Aber wahr bleibt dennoch, daß die äußerst schwache Betonung jener an dem Greisenpaar begangenen bestimmten Thatschuld ein großer dramatischer Mangel, ja Fehler ist. Bei dem modernen Dichter ist der Zauber zwar auch *schon* Schuld, aber im Unterschied von der Sage durfte sein Held nicht blos einige muthwillige Späße verüben, nicht blos in Tiefen der Sinnlichkeit versinken, er mußte so schwere Schuld begehen, wie es im ersten Theil die Verführung Gretchens ist, denn auf die

Schuld, die auch hier schon in dem Zauber liegt, kann in vergeistigter Auffassung doch nicht so viel Gewicht fallen, wie in der Sage. Warum? Weil Faust einen Erziehungsgang durchs Leben macht und aus Schuld und ihren Folgen lernen soll; da muß also bestimmte Schuld in bestimmten Verhältnissen des Lebens begangen werden, und schwere, wenn Faust „erfahren soll, was das Leben sei." Sodann muß er die Schuld schwer bereuen, und zwar diese, nicht blos den Zauber; er muß zur Selbsterkenntniß gelangen und mit neuer Energie eine neue Bahn betreten. Es ist eine sittliche Erweiterung und Vertiefung, was nach dieser Seite die Faustsage durch den Dichter erfahren hat, und er hält diesen Weg ein bis zum Schluß des ersten Theils, wo Faust die klare große Schuld an Gretchen so furchtbar zu fühlen bekommt, daß man hoch gespannt ist, wie er im Anfang des zweiten Theils aus grimmiger Seelenpein zu sühnenden Thaten sich erheben wird. Dieser zweite Theil aber betritt erst im fünften Akte wieder den ethischen Boden, auf dem jedes Drama sich bewegen muß, und da vermag die ermattete Hand des Malers dem Schatten und der Farbe nicht die nöthige Kraft und Sattheit zu geben, um auszudrücken, was auszudrücken ist; der vierte Akt berührt das Ethische im Gespräche, da Faust sich von Mephistopheles nicht zu fürstlichem Genußleben verlocken läßt, dann folgt kriegerische Handlung, aber nur durch Mephistopheles und seinen Zauber, die drei ersten Akte drehen sich ermüdend um das rein humanitarisch verwendete Helena-Motiv. Ich wiederhole hier diese oft vorgebrachten Sätze, um der Sage ihr Recht angedeihen zu lassen. Sie hat darin einen Vorzug

vor Goethe's Drama, daß sie die Helena in ethischen Zusammenhang rückt. Der moderne Dichter hätte das gekonnt, ohne darum die großen ästhetischen Vortheile zu opfern, welche die Sage, schwach erst ahnend, was klassisch-plastische Schönheit sei, sich entgehen ließ. Helena konnte die schönste, reizendste aller Griechinnen sein und doch ein Teufelsgespenst. Ich verweise hierüber auf Krit. Gänge, Neue Folge, S. 26, ff.

Noch einen Nachtrag glaube ich der Sage schuldig zu sein, eine Bemerkung zu den Stellen meiner früheren Kritiken, wo ich ihr Ende trostlos finster, graß und barbarisch genannt habe gegenüber dem Schlusse des Goethe'schen Dramas. Das ist es auch; roh ist das Bild, wie Faust vom Teufel in Stücke gerissen wird, daß das Hirn an den Wänden umherspritzt; unendlich hoch steht darüber der Lichthimmel der Erlösung im Drama unseres Dichters; natürlich kommt das auf Rechnung des Unterschiedes der Zeiten; aber ein furchtbarer Ernst ist doch in dieser Rohheit, das Bild ist barbarisch, aber der Sinn besagt, daß das Böse unerbittlich schreckenvoll sich richtet. Dieses Gericht hatte der moderne Dichter in das Innere, in das Gewissen zu verlegen, und es konnte ein furchtbares, in Verwerfung des Bösen kategorisches sein, ohne daß dadurch der versöhnende Schluß aufgehoben wurde; Faust mußte nach seinen Verbrechen, zuerst nach dem an Gretchen begangenen, dann nach anderer schwerer Schuld, womit ein wirkliches Drama ihn noch zu belasten hatte, in der Hölle der Reue unendlich leiden, und gerade die Reue mußte ihn vor- und aufwärts führen. Dem gegenüber, daß Faust die Erlösung doch zu leicht erkauft, da seinem verdienstvollen Streben das geforderte starke Schuldbewußt-

sein nicht vorangeht: dem gegenüber ist das Schlußbild der Sage, obwohl roh, doch von mehr Kraft des Ernstes getragen. Mit dem ethischen Interesse fiel aber das poetische innig zusammen, denn Seelenstürme, Gewissensleiden, wie die geforderten sind doch wahrlich dem Dichter ein fruchtbares Motiv, mächtiges Pathos in erschütternden Scenen zu entladen.

Die Bedeutung der Sage ist mit diesen Bemerkungen nicht erschöpft. In meinen Vorlesungen — die ich erwähnen darf, weil es sich da nicht um Privates, sondern um Oeffentliches handelt — habe ich stets auch die tieferen Ahnungen aufgezeigt, die in ihr anklingen. So wenig rein und scharf auch der Erkenntnißdrang hier als Grundmotiv in Faust hervortritt, man spürt dennoch den Zug zu tieferem Eindringen in das Geheimniß der Natur, welcher zur Zeit ihrer Entstehung in mystischer und phantastischer Gestalt sich regte; die Beschwörungen antiker Gestalten sind naiver Ausdruck der humanistischen Bildung in ihrem Anfang, wo erst von ferne ein Bild der antiken Schönheit dem barbarischen Norden aufdämmerte. Der Reformation mochte man anfühlen, daß sie noch anderes in ihrem Schoße barg, als eine neue Kirche, die ihren Glauben an die Autorität der Bibel band: einen unendlich kühnen Bruch mit allem, was Jahrhunderten heilig gewesen war, ein Wagniß so gefährlicher als erhabener Art, worin das Zeitalter des Freiheitstrebens, der Revolution von Weitem sich schon ankündigte. Was den letzteren fernen Anklang betrifft, so muß man sich freilich sehr hüten, kein Haar mehr zu finden, als eben nur diesen, sonst geräth man wieder in die große Ueberschätzung der früheren Faust-Commentatoren. Ich will nicht sagen, daß diese bei K. Fischer

sich zeige, doch um ein gut Stück nimmt auch er, wie wir gesehen, die Sage zu hoch.

Der Faust der Sage verfällt der Hölle, der vergeistigte Held in Goethe's Drama geht durch Schuld zum Siege, wird gerettet. Es unterscheiden sich aber, wie die Kritik längst erkannt hat, zwei Pläne; im älteren, jugendlichen, bleibt Fausts Endschicksal dunkel, der zweite, lichte Plan, der die befreiende Aussicht eröffnete, lag seit der Ausgabe von 1808 mit dem Prolog im Himmel klar vor Augen. Diese zwei Pläne scharf zu unterscheiden, macht sich K. Fischer zu seiner Hauptaufgabe. Man konnte, so lange der neue Plan nicht vorlag, sogar meinen, Goethe habe zur Zeit, da er die ältesten Theile schrieb, Augenblicke gehabt, wo er seinen Helden der Hölle zuzuführen gedachte, wie die Sage thut. Manche haben angenommen, daß er das entschieden wollte, z. B. Frau v. Staël: „Gretchen verliert das Leben, und rettet ihre Seele, Faust rettet das Leben und verliert die Seele.“ Ich habe nun (s. m. Schrift Goethe's Faust u. s. w. S. 7 u. 8) zwar nicht dies Letztere, wohl aber eine Ungewißheit zugegeben, dann hinzugesetzt: man würde gerne sagen, Göethe könne doch an ein solches Ende niemals gedacht haben, wenn nicht das Vorspiel auf dem Theater mit den Worten schlösse: „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“; sie stehen freilich mit dem Prolog in Widerspruch, und da seien nun drei Fälle denkbar: entweder man läugne den Widerspruch, indem man annehme, das: „zur Hölle“ bedeute weiter nichts als: es wird höllischer Spuck vorkommen, so werde es aber niemand nehmen, das „zur“ bedeute doch das Ende, wohin die Handlung führt, oder man gebe den

Widerspruch zu und erkläre ihn aus einem Versehen des Dichters, indem er die Reminiscenz eines früheren vorübergehenden jugendlichen Vorhabens hereinspielen lasse, wonach Faust der Hölle verfallen sollte, aber so sehr zu vergessen, was der Prolog in Aussicht stelle, sei doch fast unmöglich gewesen; so bleibe nur die Annahme eines eigenthümlich starken Scherzes möglich, den der Dichter mit dem Leser treibe. K. Fischer wendet sich gegen mich (ohne mich zu nennen, sondern mit der Formel: „der Einwand, der hier entstehen könnte, meint“ u. s. w.), er wählt die von mir für unmöglich erklärte erste dieser drei Lösungen; er sagt, im Prologe spreche der Herr, im Vorspiel nur der Theaterdirektor, dem der Dichter nicht die Idee seines Werkes, nur den Theaterzettel anvertraut habe, ferner, wenn man an die erste Station auf der Fahrt, die Wette mit dem Satan denke, so dürfe selbst der Theaterzettel sagen: vom Himmel durch die Welt zur Hölle; überdies erschiene am letzten Ende, wenn auch keineswegs der Sieg, doch das Reich der Hölle. Diese Gründe scheinen mir wenig zu verfangen. Wohl spricht nur der Theaterdirektor, aber seine Worte bilden den Schluß des Vorspiels, und so fällt ein Accent auf sie, der den Schein ausdrücklichen Ernstes mit sich führt; an das Wagniß der Wette mit dem Teufel, an diese bloße „Kopfstation“ wird hier niemand, jedermann an die Endstation denken, auch niemand an den vorübergehenden bloßen Scheinsieg, vielmehr jedermann an einen wirklichen Sieg wie im alten Volksdrama und seiner Höllenfahrt mit Heulen und Feuerregen. Und so wird wohl die dritte Annahme allein übrig bleiben, es ist eben ein Spaß, eine Neckerei des Lesers, aber etwas

muthwilliger, als recht ist, weil sie die Mehrheit der Leser verwirren muß. — Sollte aber am Ende gar noch eine vierte Annahme möglich sein? Vorspiel und Prolog sind in den Jahren 1797 bis 1801 gedichtet; Genaueres weiß man nicht. Wie, wenn man nun annähme, das Vorspiel sei innerhalb dieser Zeit bedeutend früher als der Prolog entstanden, und zwar in einer Stimmung, wo Goethe gedachte, seinen Faust der Hölle verfallen zu lassen, und wohl um ein paar Jahre später sei Goethe zu der höheren, freieren Idee gelangt, das Leben seines Helden unter einen Standpunkt zu stellen, nach welchem er gerettet werden müsse? Doch eine sehr kühne Annahme! Voraussetzen würde sie, daß der Dichter sich bis dahin nicht nur dunkel darüber war, wie er seinen Helden sollte endigen lassen, sondern daß er — was etwas anderes ist — sich schwankend verhielt, daß er in diesem Schwanken wirkliche Momente hatte, wo er ihn untergehen zu lassen gesonnen war. — Ich zweifle; lassen wir den Knoten ungelöst liegen, wie er liegt. Auf die letztere Frage aber müssen wir noch zurückkommen, ein anderer Gegner wird uns dazu Anlaß geben.

Jetzt zu einem Knoten noch anderer Art, zum schwersten unter allen!

Die Stelle im Prolog:

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dirs nicht verboten,
Es irrt der Mensch, so lang er strebt!

führt nach meiner Ansicht einen ganzen Knäuel schwer zu entwirrender Gedanken mit sich. Ich habe dieses dialektische Kreuz schon in den „Krit. Bemerkungen über den 1. Thl.

des Goethe'schen Faust und namentlich den Prolog im Himmel" (Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1857, später selbständig erschienen), dann wieder in meiner letzten Schrift S. 230 ff. klarzulegen gesucht. K. Fischer gibt meine Ausführung wieder und bestreitet sie.

Sie ist nicht richtig wiedergegeben.

K. Fischer sagt, mein Einwurf treffe den Kern der Dichtung, es sei daher nöthig, ihn näher ins Auge zu fassen. Nimmt der Gegner selbst es so wichtig, so wird sich der Leser gefallen lassen, wenn ich ihm abermals die Geduldprobe auferlege, sich mit diesem Kreuz den Kopf zu zerbrechen. Gehen wir an die Arbeit!

Daß der Prolog auf den Schluß präludirt, auf die Himmelfahrt Fausts, dies bezweifelt auch K. Fischer nicht und wohl überhaupt niemand. Der Dichter muß dieses mythische Motiv als Symbol für die Wahrheit, daß Faust gerettet sei, schon damals ins Auge gefaßt und in unbestimmten Umrissen innerlich entworfen haben, in Umrissen freilich, die gewiß einfacher waren, als der Riß zu dem stockgothischen Giebel, den er im späten Alter aufgesetzt hat. Er konnte dies Motiv nicht entbehren. Warum nicht? Ihm war, als er den Prolog schrieb, die lösende Idee für sein Drama aufgegangen. Sie hieß: Entwicklung. Fausts Leben sollte ein Bild werden des Entwicklungsganges eines wild, dunkel, gefährlich strebenden Menschen durch Irrthum und Fehl zum Licht, zur Klarheit, zur sittlichen Reife. Hierin sollte zugleich eine universale Bedeutung liegen: ganz unbeschadet der konkreten poetischen Persönlichkeit wuchs ihm sein Held zu einem Bilde der strebenden Menschheit empor. Dies sieht

auch K. Fischer so an: „es handelt sich um die Lebensfrage der Menschheit“ und ähnlich (S. 140, 142).

In keinem Zeitmomente kann man von einem Menschen mit mathematischer Gewißheit sagen, er stehe im Vernünftigen und Guten so fest, daß Rückfall nicht zu besorgen sei; sollen wir aber in diesem Einzelnen ein Bild der Menschheit sehen: die Menschheit bewegt sich ewig durch einen Wechsel von Aufschwung und Rückfall, Verdienst und Verbrechen, Stillstand und Streben; daß sie darum nimmermehr verloren sein kann, dies ist eine transscendente Wahrheit, für die es einen handgreiflichen, realsinnlichen Beweis so wenig, noch weniger gibt, als dafür, daß ein Einzelner, so sicher er scheinen mag, nicht wieder zurücksinken werde. Der Beweis, daß die Menschheit nicht ewig verdammt, sondern ewig gerettet sei, ist philosophisch zu führen aus dem Wesen des Guten und des Bösen (und Schlechten). Das Gute ist nicht unbewegte Substanz, es ist Bewegung, Thätigkeit, es ist Streben, wesentlich Streben, und hiemit ist der ewige Kampf gesetzt, gefordert. Das Schlechte, das Böse, ist wesenlos, ist Selbstzerstörung, hat Sein nur als Objekt des Guten, als Ferment und Hebel des ewig neuen Werdens des Guten. Und hier liegt auch die Lösung der Frage nach dem Wohl. Das Wohl ist zu suchen im Streben, Streben ist Seligkeit, dem Streben Widerstreben ist Unseligkeit.

Der Dichter ist nicht Philosoph, er kann diese transcendente Wahrheit anders als in einem symbolischen Akte nicht darstellen. Man versuche es einmal, sich als Schluß einer Handlung wie im Drama „Faust“ ein Gespräch vorzustellen, wo mit Gründen und Gegengründen gestritten wird,

wo der Herr gegen den Verstand des Mephistopheles die Vernunft vertritt, indem er, im Faust das Bild der Menschheit erblickend und aufzeigend, die philosophische Wahrheit versicht, daß das Gute als ewiges Streben das einzig Wesenhafte und die ewig kämpfende Menschheit ewig, zeitlos gerettet ist. Die Vorstellung ist so abgeschmackt, fällt aus aller Poesie so ganz heraus, daß sie gar nicht vollzogen werden kann. So etwas machen kann ja der Dichter nicht, auch wenn er wollte; er selber kennt ja solche transscendente Wahrheit nicht in Begriffsform, er selber ahnt sie nur in Bildern und nicht anders die unendliche Menge der Leser. Der Poet braucht eine demonstratio ad oculos und es kann in diesem Falle nur eine mythische sein. Nur in himmlischen Gestalten, nur in einem Akte, worin das erhabene Phantasiebild der Religion zu Hülfe genommen wird, kann eine Wahrheit von solcher Weite und Höhe zur Anschauung werden. Das Schöne im Bilde des Aufschwebens trägt über alle Scrupel hinweg. Im westöstlichen Divan sagt der Dichter zur Huri:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Ebendieß dürfte in einem solchen Schluß der Himmel von und für Faust zu Mephistopheles sagen.

Man wird — vorausgesetzt, daß es ein wahrer Dichter ist, der ein solches Motiv uns vorführt — diesen großen Sinn auch ohne analysirende Reflexion in seinem Bilde so sicher finden, als er selbst in der bildlichen Form ihn erahnte;

man wird also, wenn der Herr dem Mephistopheles, der auf seinem Rechte beharren und seine mit Blut unterschriebene Urkunde vorweisen wird, mit einer Erhebung Fausts in den Himmel antwortet, statt lange zu disputiren: man wird darin kein Unrecht, keinen Willkürakt, keinen himmlischen Staatsstreich sehen, weil man erkennt, daß dieser Akt ein mythischer Compens für eine philosophische Beweisführung ist, und Mephistopheles hat eben das Nachsehen. Eine der Zeit nach unendliche Linie — diese ist das ewige Streben der Menschheit — wird wie von oben, wird aus einem Jenseits durchschnitten. Das Jenseits aber ist die zeitlose innere Wahrheit des Diesseits, der Himmel ist ewig gegenwärtig im Innern, im Geistesleben der strebenden Menschheit. Dies schaut und fühlt der Dichter und der Leser als den wahren Sinn der gewaltsamen Durchschneidung, und Mephistopheles beruft sich vergebens auf die Unendlichkeit der zeitlichen Linie.

Aus dieser — nicht trügerischen — Illusion wird man nun aber durch jene drei Zeilen:

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dirs nicht verboten:
Es irrt der Mensch, so lang er strebt!

wenn man anders mit einigem Nachdenken dabei verweilt, heraus- und in das diskursive Denken hineingeworfen, das sich diese Illusion nicht mehr gefallen läßt. Ist Irren von Streben untrennbar, sagt man sich jetzt hell und scharf, so kann nie ein Zeitmoment eintreten, wo Festigkeit im Guten und Klaren vollständig, mathematisch und augenscheinlich gesichert ist, und da der Faust, der immer streben wird, unbestritten die strebende, kämpfende Menschheit repräsentirt, so

gelangt man auf diesem Gedankenwege eben in die Bahn des reinen Begriffes, der vorhin ausgesprochen und wonach das Jenseits die innere Wahrheit des Diesseits ist, die Menschheit ewig kämpfend siegt, ewig verloren scheint und gerettet ist. Diese begriffsmäßig erkannte Wahrheit ist bildlos, sie schließt die sinnliche, die augenscheinliche Entscheidung in einem Zeitmoment aus, und wird solche vom Dichter doch eingeführt (oder wie im Prolog sichtbar, vorbereitet), so scheint sie nun Unrecht. Es ist gesagt, es ist herausgestellt und betont, daß der Mensch irrt, so lang er strebt, einen Zeit-Moment, wo er trotzdem begnadigt ist, kann es nicht mehr geben; somit geht man nicht mehr wie vorher leicht darüber hinweg, daß Mephistopheles sich nie als geschlagen bekennen wird; es ist ja wahr, daß der Mensch vor Rückfällen niemals sicher ist, Mephistopheles darf und kann sich darauf berufen, sein „schon gut, nur dauert es nicht lange" könnte nur noch mit philosophischem Beweis, kann nicht mehr nur symbolisch mit einem sinnlichen Akte beantwortet werden; solcher erscheint jetzt als Durchhauung des Knotens. Eine Durchkreuzung des Rationellen und Mythischen habe ich dies (S. 232) genannt; ein Stück rationellen Gedankens tritt nun neben ein Stück mythischer Symbolik und beide sind einander im Wege, denn durch jenes sind uns die Augen so geöffnet, daß wir dieser, der demonstratio ad oculos, nicht mehr recht glauben können. Wir sind auf jene unendliche Linie des Lebens gewiesen, ein sinnlicher Akt hebt uns nicht mehr aus ihr, über sie hinweg, gilt uns nicht mehr als Aequivalent für eine Idee.

Hiermit ist, nicht überall wörtlich, aber wie mir jeder

aufmerksame Leser bezeugen wird, richtig und treu mein Gedankengang wiedergegeben. Ich habe den Dichter darum nicht hart angegriffen; man lese im Folgenden (S. 240) auch, wie ich ihm einen Schild vorhalte mit dem Satz: ein Poet, der ebensosehr ganz Philosoph wie Dichter wäre, den es aber nicht gibt, hätte möglicher Weise einen leichteren Ausweg gefunden.

Und wie gibt nun K. Fischer meine Gedankenreihe wieder? Sie lautet nach ihm so: „soll die Sache zu Ende gebracht werden, so kann es nur geschehen durch einen Machtspruch des Herrn, durch eine Art himmlischen Staatsstreichs, den auch der Herr im Schilde führt; er hat bei sich beschlossen, in einem gegebenen Zeitpunkte einzuschreiten und Halt zu gebieten, er wird dem Teufel zurufen: es ist genug! den Faust verklären und emporsteigen lassen zu den Seligen; daher konnte die Dichtung nur mit einer solchen mythischen Himmelfahrt schließen; ihre Vollendung ist nicht das naturgemäße Ziel einer tragischen Entwicklung, sondern das Werk einer göttlichen Machination, und es konnte nicht anders kommen unter der Voraussetzung des Prologs und der Idee der neuen Dichtung. Dies ist der Einwurf mit allen seinen Gründen, der die neue Dichtung in der Wurzel angreift und ihren mythischen Charakter verwirft“ (152, 153).

Ich habe die mythische Lösung für ein ganz gutes und richtiges poetisches Motiv, als unentbehrlichen Compens für eine philosophische Wahrheit erklärt und nur gefunden, daß durch jene drei Verse dieser nicht leere, sondern inhaltsvolle Schein geschädigt wird. — Man vergleiche nun!

Ich sage: das mythische Motiv ist recht und gut, nur

durchlöchert es der Dichter, zerwirft den poetischen Schein durch jene drei Verse. K. Fischer läßt mich sagen: das mythische Motiv ist aus falschen Prämissen nothwendig gegeben und also selber falsch.

Sehen wir nun, wie K. Fischer gegen mein angebliches Unrecht den Dichter rechtfertigt. Er führt nach dieser Wiedergabe die Worte des Herrn an:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Deß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren

und fährt fort: „das heißt doch wohl, die Läuterung des Faust ist Frucht seiner naturgemäßen Entwicklung, die der Herr nur durchschaut, nicht fabricirt, sie ist keine Verklärung von außen herein, keine Transfiguration, die dem Faust mit Wolken unter die Arme greift." Der Satz faßt zwei verschiedene Punkte, nicht genug unterscheidend, zusammen: Fausts Läuterungsgang bis zu seinem Ende und dieses Ende, die Erhebung in den Himmel. Was den ersten dieser zwei Punkte betrifft, so war es des Dichters guter Wille, seinen Faust auf schweren Erfahrungswegen durch harte Kämpfe zur Läuterung gelangen zu lassen; das genügt für den Zusammenhang gegenwärtiger Erörterung; daß Goethe es nicht geleistet hat, dies gehört in einen andern und ist in solchem von mir besprochen; in diesem, im gegenwärtigen Zusammenhang ist die Rede vom Ende, von der Verklärung, und mein Einwurf gilt nur dem Verhältniß zwischen Gedanken und Bild in der Ankündigung des mythisch-symbolischen Schlusses durch den Prolog, wovon ich behaupte, dieses

Verhältniß sei durch die drei Verse zersprengt, aus den Fugen geschoben.

Von da nimmt nun K. Fischer den Uebergang zum Hauptsatze seiner fehltreffenden Widerlegung meiner Ansicht. Er sagt, das Wort des Herrn, „es irrt der Mensch, so lang' er strebt" spreche keineswegs gegen eine naturgemäße Läuterung; Faust müsse es nicht bis zur Unfehlbarkeit gebracht haben, um der Aufnahme in den Himmel würdig zu sein, es genüge, wenn er einen Grad der Läuterung erreiche, der zwar nicht Irren, aber tiefen Fall in die Strudel der Sinnlichkeit ausschließe; „auch der Meister irrt, der große Denker, wie der große Künstler, sie streben und irren, aber der Irrthum des Meisters macht ihn nicht zum Stümper und nicht zum Schüler, wirft ihn nicht zurück in die Probezeit. Wird eine solche Läuterung erreicht, so ist die Wette gewonnen, gleichviel ob Mephistopheles Ja sagt oder nicht."

Zunächst muß ein Bedenken gegen diesen Satz ausgesprochen werden, das zwar in der Frage, um die es sich jetzt handelt, nicht entscheidend ist. Faust geht von einem Denkerleben, dann leidenschaftlichem Weltleben, dann humanistisch-ästhetischen Bahnen zum handelnden, politisch-thätigen Leben über und erscheint zuletzt auf einer Höhe, von der wir einen Fall in das Meer der Sinnlichkeit allerdings nicht mehr befürchten, auf welcher er aber vor Verbrechen eines herrischen Willens nicht sicher ist. Der Dichter ladet ihm die Tödtung des alten Paares Philemon und Baucis auf das Gewissen; energischer Herrscherwille, wie sehr auch für das Wohl eines Volkes thätig, schwebt stets in Versuchung zu eigenmächtigem Handeln. „Irren" bedeutet doch mehr

als Fehltritte der sinnlicheren Leidenschaft, es bedeutet auch schwere Verirrung durch rücksichtslose, Recht verletzende That, und gerade diese starke Schuld also wird dem Faust noch in seinem letzten Stadium, in seinem relativen Reifestand, aufgebürdet. Und der Dichter thut Recht daran; daß er es auf schwache Weise thut, davon sehen wir jetzt ab. Verloren darf Faust auch dadurch nicht sein, nur freilich müßte er sich aus dieser letzten Schuld etwas entnehmen, wir müßten sehen, wie sie ihm tief zu Herzen geht und wie er große Vorsätze der Selbstbeherrschung faßt. Auch davon aber, daß der Dichter auch dies letztere nicht geleistet, sehen wir, wie schon gesagt, jetzt ab, denn noch einmal: das hat mit dem Tadel, der in Rede steht, mit der Sprengung des poetischen Scheins durch jene drei Verse nichts zu schaffen. Der Dichter wollte einen wahren Läuterungsgang vorführen, und wir rechnen ihm seinen Willen als That an, er würde uns im Prolog durch jene auf die unendliche Zeitlinie des ganzen Menschheitlebens hinweisende Stelle ebenso verwirren, wie ich gezeigt, auch wenn er im Verlauf uns überzeugte, daß ein sehr schuldiger Faust doch der Vergebung würdig ist.

Von dem Vorwurf verwirrender Wirkung gegen die drei Zeilen: „Solang — — strebt“ könnte man die dritte, „es irrt der Mensch, solang er strebt“ dann ausnehmen, wenn ihr etwas anderes vorangienge, als was in den zwei Versen vorangeht. Jedermann denkt oder möchte denken bei diesen Worten an dunkle und gefährliche Jugendgährungen im Gegensatz gegen die Reife und Willensstärke des Mannes, und jedermann wäre geneigt, in dem Bilde eines ausgereiften,

klar und stetig ins Große, obwohl nicht schuldfrei wirkenden Mannes die Gewährschaft zu schauen, daß es auch mit der Menschheit, die er zugleich repräsentirt, trotz ihrer ewigen Schwankungen nicht schlecht stehen könne, denn, in der That, große Männer sind ja nicht der kleinste Beweis dafür, daß die Menschheit nicht des Teufels sein kann. Diese Auffassung wird ja nun aber aufgehoben durch die vorangehenden Worte, eben die oft genannten: „so lang er auf der Erde lebt, solange sei dirs nicht verboten." Nach diesen Worten kann unter Streben nicht mehr nur das dunkle, verworren gährende Jugendstreben des vorbildlichen Einzelnen verstanden werden, sondern sie bedeuten das Streben in allen Zeiten, allen Lebensaltern, das Streben aller Nationen, der Menschheit, und indem dies ganze unendliche Feld dem Mephistopheles preisgegeben wird, ist gesagt, daß in aller Geschichte, in allem Diesseits Mephistopheles eine Gewalt habe, welche die Rettung der Menschheit erst in einem Jenseits möglich mache; und dies, um es nochmals zu wiederholen, erscheint dann als himmlischer Staatsstreich. Also: an dieser Stelle müßte nichts stehen, was Erde und Himmel einander gegenübersetzt, wir würden nicht irre, wenn — so habe ich gesagt — etwas anderes vorangienge, und dies andere müßte bestätigen, daß hier nur von dunkeln Jugendgährungen eines Kämpfers die Rede ist, dessen in Aussicht gestellte sieghafte Manneshöhe uns unbefangen hoffen ließe, daß die Menschheit überhaupt nicht verloren sein könne. Der auszudrückende Gedanke hätte sein müssen: so lang er in dunkeln Jugendgährungen lebt, so lange sei dirs nicht verboten; dafür zu sorgen, daß dies in fließendem Verse gesagt werde, wäre des

Dichters Sache gewesen, jeder Versuch, unsrerseits es zu thun, würde nur ungeschickt und wohlweis herauskommen. Wir sind, — auf diesen Ausdruck komme ich hiemit abermals zurück —, durch jene Worte auf die unendliche Linie gewiesen, auf dieser Linie aber hat Mephistopheles, wie ich gezeigt, einen Grad von Recht, der mit philosophischen Gründen widerlegt werden müßte, nicht mehr mit einer Himmelfahrt zu widerlegen ist.

Wir stehen, wo wir standen. Ehe jene Worte des Herrn gefallen sind, liegt die Aussicht vor uns, daß Mephistopheles von der Klarheit, in welche sich Faust nach überstandener Gährung erheben wird, verstummen, beschämt abziehen werde, und daß wir, die Zuschauer, dann in diesem Faust die ganze Menschheit als ewig gerettet erblicken werden.

Auch die Worte des Herrn: „so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen" habe ich, sofern sie getrennt festgehalten werden, nie als beirrend angesehen. Sie stellen eine Assistenz des Himmels in Aussicht, ja mehr als dies: die Klärung Fausts erscheint einfach als (künftiges) Werk des Himmels. Allein bei „Klarheit" denkt man doch so gern an das natürlich menschliche Klarwerden, daß hier kein Skrupel aufkommen könnte, wenn sich die Stelle vom Folgenden trennen ließe. Gewiß kommt es bei der Wette zwischen dem Herrn und Mephistopheles wesentlich darauf an, ob Faust sich durch eigene Willenskraft hindurchwinden werde; aber es wird an dieser Stelle niemand einfallen, daran zu zweifeln, daß die Führung Fausts durch den Herrn als gleichbedeutend mit Fausts eigenem Wollen und Thun zu nehmen sei; diese Führung durch den Herrn ist identisch mit Fausts idealem Ich, hinzu-

genommen die fördernden Umstände, welche neben allen Hindernissen die Welt auch ohne Wunder doch immer dem redlich Strebenden entgegenbringt. Auch hier also nicht, sondern dort, wo ich ihn finde, liegt der Knoten; durch ihn wird diese Betrachtung auseinandergeworfen, denn der folgende: „solang er auf der Erde lebt“, macht dem Leser oder Hörer unmöglich, an jenes menschlich natürliche Klarwerden zu denken, weist ganz auf jenseitige Hülfe, ja auf eine solche, die den Faust, statt ihn diesseits von innen rettend in die Klarheit zu führen, von außen rettend ins Jenseits entrückt.

Hiermit hoffe ich denn, ist die Sache endlich klar gelegt, und also sei abermals in Kürze gesagt: alles liegt in Ordnung, wenn man seinen Standpunkt hinter der Stelle nimmt, die uns so sauer bemüht hat; so beruhigend, wie es nach K. Fischer steht, so steht es, ehe jene Verse dazwischentreten und das abstrakte Denken aufrütteln.

Es wären nun auch die nachfolgenden Worte des Mephistopheles: „Da dank' ich euch“ u. s. w. noch zu besprechen, weil die vorhergehende Noth sich in sie fortsetzt. Da sie aber K. Fischer zwar anführt, aber gegen mich nicht weiter verwendet, so darf ich einfach auf S. 246—248 meiner Schrift verweisen. Ich führe nur noch an, daß diese Stelle selbst einen so ruhigen Blick wie den Wilh. Scherers irregeführt hat. Er sagt in dem mehrerwähnten Aufsatz „Der erste Theil des Faust“ — ich möchte ihn eine geologische Untersuchung nennen — (S. 112): „Dieser Mephistopheles“ (der Mephistopheles des Prologs vor der, später gedichteten, Wette) macht auf das Jenseits keine Ansprüche.“ Dies ist noch schwerer zu verstehen, als die schwere Textstelle, denn

was nützt ihm sein Operiren, wenn die Seele, die er verderbt zu haben glaubt, kurzweg im Jenseits rein gewaschen wird? Ein Mephistopheles, der nach der Seele Fausts im Jenseits nicht fragt, ist, wenn je, gewiß dann nicht denkbar, wenn ihm, wie im Prolog, der Gegensatz von Diesseits und Jenseits markirt ist. Nein! er versteht das Jenseits des Herrn als einen für die ideale Schätzung doch evidenten Sieg des Guten und hofft im Diesseits Faust doch so herunterzubringen, daß der ideale Gegenbeweis in seinem Symbol, einer Himmelfahrt, abgeschnitten, bildlich gesprochen: daß die Himmelfahrt als gewaltsame Durchhauung des Knotens, als offenbares Unrecht ausgeschlossen sei.

Der Prolog im Himmel führt uns als späterer Bestandtheil auf den Unterschied der ungleichzeitigen Schichten zurück, aus denen das Drama besteht. Es ist bereits gesagt, daß K. Fischer sich zur Hauptaufgabe macht, diesen Unterschied strenger zu ziehen, als bisher geschehen ist; er führt die Linie so scharf, daß er eine alte und neue Dichtung einander gegenüberstellt. Doch theilt auch er die oben von mir ausgesprochene Ansicht, daß nach dem alten Plane das Ende Fausts nur dunkel bleibt, daß eine Läuterung und Rettung Fausts nicht in bestimmte Aussicht genommen, doch auch nicht, schon damals nicht ausgeschlossen war. Wenn ich für möglich halte, daß der Dichter vielleicht Momente hatte, wo er Faust opfern wollte, so begründet dies keine starke Differenz, denn dabei ist eben nur an Momente zu denken. Jedenfalls war sich der Dichter in den gewiß vorwiegenden Stimmungen, in denen er seinen Faust zu retten gedachte, über das Wie der Rettung so ungewiß wie über

seine eigene Zukunft in jener gährenden, titanischen, klippenreichen Jugendzeit. Auf das Dunkel, worin dem Dichter zur Zeit der ersten Dichtung die eigene Zukunft noch lag, weist auch K. Fischer hin. Hierin also wären wir einverstanden, dieser Punkt bleibt schwebend. Wirklich wird jeder nachdenkende Leser an sich die Erfahrung machen, daß er, sobald er sich den Prolog wegdenkt, ins Ungewisse geräth, ob er am Schlusse des ersten Theiles Faust verloren geben soll oder nicht. In der neuen Dichtung ist das Ziel erkannt, Faust muß in die Klarheit geführt werden. Nun aber zieht K. Fischer die trennende Linie allzu scharf, indem er sich bemüht, zu zeigen, Mephistopheles sei in der alten Dichtung als Sendling des Erdgeistes — als der er dort allerdings erscheint — kein Teufel, sondern nur ein Kobold, ein Elementargeist, sie habe keiner überirdischen und keiner unterirdischen Mächte, nicht des Himmels, nicht der Hölle bedurft. Diese Ansicht theilt neuerdings Wilh. Scherer und führt als Grund dafür an, daß Mephistopheles nicht alles vermag, „nicht alle Macht im Himmel und auf Erden hat." Allein auch ein Teufel, selbst der Teufel (beides wechselt im Gedichte) vermag nicht alles, und heißt Mephistopheles schon in einer der ältesten, gewiß dem ersten Plan zugehörigen Scenen der Schandgeselle, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt, so läuft Faust mit ihm dieselbe Gefahr wie mit einem oder dem Teufel und würde nichts verändert, wenn sich nachweisen ließe, daß die Namengebung Teufel etwas (jedenfalls nur wenig) später ist, als die älteste, die prosaische Schichte des Gedichts. K. Fischer verwendet nun aber als Beweis gegen die satanische Natur

des Mephistopheles namentlich die Stellen, wo derselbe bald monologisch, bald im Gespräch mit Faust Wahrheiten ausspricht, welche diesem als heilsame Warnung und Lehre zu dienen geeignet sind; solche soll nur ein Sendling des Erdgeistes sprechen können, der nicht ein Teufel ist. Da ich im Gegentheil bestrebt war, zu zeigen, daß Mephistopheles, obwohl Teufel, gar vieles spricht, sprechen kann und darf, was eine klare Einsicht in das Wahre und Gute verräth und was in Fausts Gemüth wie ein Samenkorn fallen kann, das seiner Zeit aufgeht, da der Punkt nach dieser Seite wichtig ist, und ich glaube, ihn aufmerksamer als andere behandelt zu haben, so ist hier einiges Verweilen nöthig, um eine Bemerkung zu begründen, die sich mir aufgedrängt hat: K. Fischer wendet schnurgeraden logischen Maßstab an, wo es gilt, zu bedenken, daß eine lebendige Persönlichkeit mit Schlangenlinien, mit scheinbar ganzen, in Wahrheit lösbaren Widersprüchen vor uns steht.

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt!"

Dies soll nur ein irdischer Dämon sagen können, nicht der teuflische, nicht der Mephistopheles, der im Prolog die verächtlichen Worte von der Vernunft spricht. Dagegen wäre zunächst auf die Worte hinzuweisen, womit Mephistopheles dort seine Spottrede auf die Vernunft schließt; er sagt von dem Menschen, nachdem er ihn mit einer springenden Cikade verglichen:

Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase!

Er traut also dem verachteten Scheine des Himmelslichtes doch nicht so ganz, ist nicht so ganz überzeugt, daß der Mensch ihn nur brauche, um thierischer als jedes Thier zu sein. Zwar das ist blos eine Spur von Zweifel, die ihm unfreiwillig entschlüpft, während jene Monologworte die ganze helle Einsicht kund geben. Warum soll aber nicht ein Teufel denkbar sein, der die klare Einsicht in den Werth der Vernunft hat, nur daß sie in ihm rein unfruchtbar bleibt? Von jeher ist dem Satan diese Reminiscenz aus dem Stande vor seinem Fall geliehen worden, von anderen Dichtern als Quelle unendlichen Seelenschmerzes, im Volksbuche, das bereits den spiritus familiaris unter der Hand in einen Teufel verwandelt, in den „Colloquiis“ mit Faust ebenso, von Goethe, dem Schöpfer des humoristischen Teufels, als kalte Helle im Hintergrunde seines ironischen Bewußtseins. Der Teufel ist doch so gescheidt, daß er auch das kennen muß, nicht blos die Verstandeswahrheit, auch die ideale; er braucht das schon dazu, um einen Menschen ganz unselig machen zu können. Denn unselig ist der gefallene Mensch durch sein Bewußtsein, durch das Bewußtsein, aus der Wahrheit, aus der Geistwelt, die doch seine Heimat ist, verstoßen zu sein, dieses Bewußtsein mit seinem Inhalt muß demnach der Teufel kennen, wenn er ihn verderben will.

So findet denn K. Fischer auch in den Stellen, wo Mephistopheles ironisch und ernst den wilden Idealisten auf die Mittelstraße des Maßes weist, einen Widerspruch zwischen den beiden Dichtungen. Der irdische Dämon und nur er im

Sinne des Erdgeistes, der ihn gesendet, könne wohlmeinend dem Faust sagen: „euch ist kein Maß und Ziel gesetzt“, nur er die wahren, lehrreichen Worte sprechen: „O glaube mir, der manche tausend Jahre an dieser harten Speise kaut — —“, nur er ihm heilsam spottend empfehlen, sich mit einem Dichter zu associiren, der alle widersprechenden, im Individuum unvereinbaren Vollkommenheiten auf Ein ideales Phantasiegebilde häuft. Alle diese Aussprüche seien unmöglich im Munde des Satan, möglich und natürlich aber in dem des irdischen Dämon, der, ein Schalk zwar, doch vom Erdgeist mit einer Führerrolle beauftragt sei. Von hier aus fällt dann ein Vorwurf auf ein Hauptmoment in meinem Versuch, auseinanderzuwickeln, was alles in die Figuren des Faust und Mephistopheles niedergelegt ist, und auf letzte principielle Gegensätze zurückzuführen; mit Unrecht hätte ich im Mephistopheles einen Vertreter des Realismus gesehen, wenn er Teufel wäre: „jetzt sieht man, woher im Mephistopheles jener realistische Grundzug kommt, den man in der Analyse dieses Charakters so nachdrücklich hervorgehoben und in einem Umfange geltend gemacht hat, als ob in Faust der ‚Idealismus‘, in Mephistopheles, als dem ergänzenden Gegentheil, dem alter ego des Faust, der ‚Realismus‘ repräsentirt sei; es ist die Vertretung der irdischen Vernunft und des irdischen Maßes, denen Mephistopheles als Bote des Erdgeistes das Wort redet.“ (S. 210, 211.)

Der Teufel, sage ich dagegen und habe ich längst gesagt, kann recht wohl Maß, Ziel, Verstand predigen. Man darf nur, man muß nur zwischen seiner Erkenntniß und seinem Zweck richtig unterscheiden. Er ist klar genug, das Richtige

zu erkennen, bös genug, es dem Faust mit der Absicht zu sagen, daß er sich das Verkehrte daraus entnehme; er sagt ihm übelmeinend, was dem Inhalt nach wohlmeinend wäre. Gemeine Zufriedenheit mit dem Nichtigen soll dieser als Ergebniß, als Lehre, als Rath aus der Maß- und Moralpredigt saugen, nicht vernünftige Beschränkung in tüchtigem Streben; Mephistopheles kann das hoffen, weil dieser Mann des Ueberstürzes jetzt nur Extreme kennt. Es ist dennoch dumm, weil Faust mitten in seiner Phantasie-Hetze einen höheren Compaß in seinem Geiste trägt; Mephistopheles glaubt, nicht fürchten zu dürfen, daß er wider Willen dadurch sein Erzieher statt sein Verderber werden werde, er würde es aber fürchten, wenn er nicht ein ebenso dummer, als grundgescheidter Teufel wäre. Das blitzt so in einander hinüber, die Einsicht und diese Dummheit; das eben macht ihn zum lebensfähigen Wesen: ironisch durch und durch und dennoch naiv, selber blind, während er den Blinden zu durchschauen, zu überlisten glaubt, nicht ahnend, daß eine Zeit kommen könne, wo die Wahrheiten, die er zu bösem Zweck ausstreut, als gute Saat aufgehen. Warum soll er nun nicht den Realismus vertreten? Eben auch als Teufel? Scharfe Verständigkeit, ganz besonderer Sinn für das „was gehn und stehen mag", können sich mit geistverachtender, geisthöhnender Frivolität, ja Bosheit doch leicht vereinigen, obwohl sie in dem skeptischen Merck, der einige Züge zu Mephistopheles leihen mußte, nur ein schneidiges Instrument in guter Hand eines treuen Freundes waren.

Die höchst wichtige Scene: Trüber Tag, Feld, hat K. Fischer nicht für sich benützt, wie er hätte können. Mehr

noch, als irgendwo, hat Mephistopheles hier in seinen Gegenreden Recht. Er predigt Faust keine geringere Wahrheit als die, daß er nicht die verführende Hölle, daß er nur sich selbst verklagen darf, daß er die Schuld an Margaretens Schicksal rein und ganz auf sich zu nehmen hat, ja er spricht die höhere Vernunftwahrheit aus, wie heilsam es sei, daß den elenden Sterblichen nicht gegeben ist, in die Weltordnung einzugreifen, wenn sie die Schuld der Uebel, die sie selbst sich zugezogen, wenn sie den Unwillen, den sie gegen sich selbst fühlen sollten, auf den wälzen, der ihnen ihre Schuld vorhält, und wenn sie ihn in ihrer Wuth zerschmettern möchten. Dies wäre ja, sollte man meinen, ganz Wasser auf die Mühle von K. Fischers Ansicht, und die Scene gehört, wie niemand mehr zweifelt, zum früheren Plan, zu den ältesten Theilen. Aber freilich, derselbe Mephistopheles, der so heilsame Wahrheit sagt, ist in dieser Scene Teufel durch und durch, die satanische Mitleidslosigkeit mit Gretchen vergiftet den Wahrheitskern seiner eisig schneidenden Antworten, er hat mit diesem Kern nichts weniger vor, als Faust zu mahnen und zu bessern, er begnügt sich, ihn zu martern, und hofft, er werde ihn schon zu neuen Verbrechen verführen, wenn er ihm durch Befreiung der Unglücklichen über die nächsten Folgen des ersten hinweghelfe.

Folgerichtig muß K. Fischer die schon von Weiße aufgestellte Ansicht theilen, daß in der alten Dichtung die W e t t e zwischen Faust und Mephistopheles unmöglich vorkommen konnte. Sieht sich Faust keinem Teufel gegenüber, so markirt sich dem Bewußtsein nicht der Begriff einer unendlichen Gefahr in diesem Bunde, so spitzt sich die Lage nicht dahin zu,

daß formulirt werden muß, auf was es ankommt. Auch in der Volkssage ist dies nicht nöthig; da kommt es auf nichts mehr an, Faust ist mit seinem Teufelsbündniß verloren, verspätete Bekehrungsversuche werden, das sieht man voraus, unfruchtbar bleiben. In der Vertiefung aber, die der moderne Dichter mit der Volkssage vorgenommen, schon im jugendlichen Plane vorgenommen hat, steht es anders, da ist eine Accentuirung gefordert, wodurch ein geistigeres Licht auf diesen Wendepunkt fällt. Nur so ohne Weiteres kann auch der wildere Faust des jungen Goethe nicht dem Teufel um etliche Jahre Genuß seine Seele verschreiben. — Dies nur eine vorläufige Bemerkung; wenn ich jetzt weiter eingienge, würde ich mich wiederholen, denn ich muß jedenfalls bei Anlaß direkter Angriffe eines anderen Gegners auf diesen Punkt zurückkommen.

K. Fischer findet nun überdies einen Widerspruch, und zwar einen großen, „klaffenden“, zwischen der alten und neuen Dichtung auch in der Fassung der Wette, der Bedingung, um welche sie sich drehen soll. Wird aber einmal gewettet, um was anderes kann dann gewettet werden, als darum, ob Mephistopheles Fausts Seele wirklich in seine Macht bekommt, und dies ist der Fall, wenn Faust keine anderen Güter mehr wünscht, als die Mephistopheles bieten kann. K. Fischer verstrickt sich hier ähnlich wie in der Frage, ob Mephistopheles Teufel ist oder nicht, durch falsche Anwendung schnurgerader Logik auf das volle Lebensbild der Poesie. „Es ist undenkbar, daß der von Lebens- und Weltdurst verzehrte Faust, der den Erdgeist beschwört, mit diesem oder, was dasselbe bedeutet, mit einem Diener des Erdgeistes

— nichts anderes ist hier Mephistopheles — eine Wette eingeht auf die Bedingung: du wirst mich nie befriedigen! Eben diese Befriedigung ist es ja, was er dem Erdgeist gegenüber mit allen Kräften begehrt.“ Darauf ist zu sagen: ja wohl liegt hier ein Widerspruch, und dieser Widerspruch ist vom Dichter gewollt, denn er ist natürlich, ist ein Widerspruch, in den ein Mensch wie Faust, der hoch- und wildbewegte Faust, wie er schon in den ältesten Scenen angelegt ist, gerathen kann, gerathen muß. Nicht logisch geht es her in einer solchen Natur, ihre Wogen, ihre Wolken gehen wie bei Sturm in Luft und Meer nicht einfach hintereinander, sondern auch gegeneinander. Faust will in allem, was er will, ein Unendliches, im Erkennen, im Leben. Er greift, er hastet nach Erfüllung dieses Wollens und, da nichts Bestimmtes, was der Mensch anfaßt, unendlich ist, wirft er es weg. Er wollte die ganze Wahrheit in die Hand bekommen, er stürzte beschämt zurück, er will leben, er will das Ganze des Lebens durchkosten, und er weiß, daß alles, in was er sich einlassen, was er zum Genuß heranraffen wird, doch nie das Leben selbst, nie das Ganze des Lebens sein kann. Dennoch weiß er jetzt, auf dem Punkte, wo er steht, nichts anderes, denn zurück zum Forschen nach Wahrheit führt ihn jetzt kein Weg:

Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.

Es folgt, daß er genießen will und nicht will, daß er verachtet, was er begehrt, und begehrt, was er verachtet. Sein Fluch auf alle Freuden: „Wenn aus dem schrecklichen Gewühle“ u. s. w., sowie die vorhergehende Begründung der Täuschungslosigkeit, woraus dieser Fluch hervorgeht: „In

jedem Kleide werd' ich wohl die Pein" u. s. w., diese Stellen gehören zwar nicht dem alten Fragment an, doch aber nach Stimmung und Ton zu denjenigen, worin der Dichter mit ungetheilter Sicherheit unverkennbar in seinen ursprünglichen, jugendlichen Gedankengang sich zurückversetzt hat. Um den Widerspruch zu verstehen, worin diese stürmisch bewegte Seele sich umwirbelt, muß man hinter ihr dunkles Bewußtsein zurücktreten und die Begriffe aufsuchen, um die es sich handelt, die ihr dämmernd vorschweben und die sie nicht, jetzt noch nicht klarzustellen und zu ordnen vermag. Es handelt sich um Illusion, Güter und Gut, schließlich um den Begriff des Wirkens als des wahren Guts, den Faust, jetzt noch Eudämonist und Egoist, nach langen und schweren Prüfungswegen erst finden soll. Ich habe mich bemüht, den Knäuel zu entwirren, die Fäden klarzulegen und zu zeigen, welche Ahnung des Wahren im Hintergrunde der Verwirrung schwebt und welche Hoffnung für die Zukunft des verstörten Mannes sich darauf gründen läßt (s. m. Schr. S. 287 ff.); ich glaube mich berechtigt, die Mühe der Wiederholung mir zu ersparen und darauf zu verweisen. Ein anderer Gegner hat diese Auseinandersetzung nicht schweigend übergangen, sondern verhöhnt, davon wird seines Orts die Rede sein.

Einen zweiten (unlösbaren) Widerspruch findet K. Fischer darin, daß, so wie die Theile der alten und neuen Dichtung nun neben einander stehen, Mephistopheles eigentlich beschließe, die Wette zu verlieren. „Faust erklärt: du wirst mich nie befriedigen, nie erquicken; wenn du es fertig bringst, hast du gewonnen. Und derselbe Mephistopheles, der auf diese Wette soeben: Top! gesagt, soll bei sich im Stillen beschließen:

ich werde alles aufbieten, daß er nie befriedigt, nie erquickt wird, ich werde alles thun, um zu verlieren! Er müßte sagen: „„Faust soll um Erquickung betteln und sie dann haben!““ Er sagt das Gegentheil: er soll sie nicht haben. „„Er wird Erquickung sich umsonst erflehn!““ Diese Worte sind nach der Wette unmöglich; wir lesen sie nach der Wette, aber sie waren lange vorher gedichtet. Der Mephistopheles der Wette gehört in die neue, der des Selbstgesprächs in die alte Dichtung.“

Auch diesen Schein von Widerspruch glaube ich in meiner Auseinandersetzung (vergl. namentl. a. a. O. 322—324) aufgelöst zu haben. Mag man diese als nicht geschrieben behandeln; ich spreche nicht an, daß man meiner Analyse bedürfe, um über die hier vorliegende Schwierigkeit hinwegzukommen; sie ist in der That nicht groß, die Lösung ergibt sich unschwer aus den Worten des Mephistopheles: „er soll mir zappeln, starren, kleben“ u. s. w. Faust verachtet den Genuß, weil er keinen wahren Kern hat, will ihn aber doch, indem er die fehlende Qualität durch Quantität, durch fortstürmende Häufung zu ersetzen vorhat. Dies ist Unsinn; denn hat der eine Genuß keinen wahren Kern, so hat der andere auch keinen; der richtige Schluß wäre ja: also hinaus aus dem bloßen Genußleben in das Element des Guten, des Wirkens, das allein wahre Lust bringt! An diesem Unsinn will Mephistopheles ihn fassen und ihn dahin bringen, namentlich durch zeitweiliges Vorenthalten bringen, daß er sich auf den Genuß, den er verachtet, doch erpicht, als bärge er einen wahren Kern, daß er also in ihm eine Erquickung sucht, die er doch nicht darin findet, daß er sie sucht,

während er weiß, daß er sie darin nicht findet. So will er ihn zum Tantalus machen, aushöhlen, ihm die Seele ausbrennen. Es kann niemals Goethe's Absicht gewesen sein, den Zweck des Mephistopheles einfach darein zu setzen, daß er den Faust durch Sinnengenuß herunterzubringen, in Erschlaffung zu versenken gedenkt. Das wäre ein seichter Gedanke gewesen; aus dem flachen Gegensatze: Geist oder Sinnlichkeit läßt sich das Drama Faust nicht erklären; das heißt noch nicht zur Hölle fahren, wenn man in den Sumpf der Sinnlichkeit versinkt; edel angelegt sein, im tiefen Fall den Rest des Adels bewahren, also verachten, wonach man lechzt, und lechzen nach dem, was man verachtet, dem Genusse stolz den Rücken kehren, weiter eilen und doch immer zu ihm zurückkehren, ihn nicht wollen, seine Leerheit durchschauen, aber doch nichts anderes wollen, dem armen Finken auf der Leimruthe gleichen, der immer die Flügel schwingt und doch festklebt, — das heißt erst hin sein, das erst ist Hölle und das hat Goethe's Teufel von Anfang an gewiß im ersten Plane schon mit Faust vorgehabt.

Dritter, von K. Fischer entdeckter Widerspruch: Mephistopheles schließt sein Selbstgespräch mit den Worten:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn."

„Also Faust besorgt und bewirkt selbst, was zu besorgen und zu bewirken des Teufels Meisterstück sein sollte! Wo bleibt der Triumph des Satans?" u. s. w. — Dies ist eine der manchen Stellen, wo Goethe die poetische Täuschung, als gäbe es einen Teufel, in freiem poetischen Spiele gleichzeitig aufhebt und gleichzeitig festhält. Es braucht keinen

Teufel, den Faust zu verderben: und der es sagt, ist doch der Teufel, ist gewillt, doch es zu machen, herbeizuführen, und der Teufel spricht so lebendig, so geistreich frivol, steht so ganz vor uns, daß wir seine Existenz glauben, während wir sie nicht glauben. Auch das haben andere und ich schon oft gesagt! Und diese Ironie, dieses Ineinanderschwimmen von Aufhebung und Herstellung gehört so unzweifelhaft zu den feinsten Leistungen des großen Dichters!

Endlich der Widerspruch zwischen dem, was die nach dieser Ansicht unorganisch eingeschobene Wette enthält, und zwischen dem, was nachher geschieht: Faust, der gewettet hat, er werde nie zu einem Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so schön! verweilt doch schon in der Hexenküche, da das entzückende Bild im Zauberspiegel ihn so fesselt, daß er sich nicht davon trennen will, und dann im Verlaufe der Liebesgeschichte mit Gretchen (— „Gretchen-Episode" sagt K. Fischer; ist dies eine Episode? —) erscheint er ja ganz in Leidenschaft gefangen. Nach dem Wortlaut der Wette hätte Mephistopheles, so scheint es, ein gutes Recht, nun zuzugreifen, und K. Fischer hält sich natürlich an diesen Schein als einen gewichtigen Beweis für seinen Satz. Der Schein ist nicht zu läugnen: hat Faust nach dem alten Plane die Freude, die Leidenschaft nicht verflucht, nicht verschworen, in das Netz ihrer Täuschungen zu fallen, so hat es für Mephistopheles keine Eile, in solchen Momenten die Wette für gewonnen zu erklären, er denkt nur darauf, dieselben zu mehren so lange, bis Faust in diesen Fluten untergeht: hat aber Faust jenes gethan, so sollte man auf den nächsten Anblick meinen, Mephistopheles müsse sich beeilen, im ersten

Momente, wo Faust sich in Leidenschaft verfängt, die Hand auf ihn zu legen. Dennoch, obwohl nicht so leicht zu lösen wie die andern, ist auch dieser Widerspruch nicht unlösbar. Nehmen wir einmal an, setzen wir den Fall, Goethe hätte, als er das Motiv der Wette in sein Gedicht einführte, die Liebeshandlung mit Margarete nicht bereits gedichtet gehabt, so hätte er sich doch unmöglich durch jenes vorausgesandte Motiv können verhindern lassen, den Helden öfters von Leidenschaft so stark hingerissen darzustellen, daß es aussah, er sei nun von Illusion ganz gefangen genommen, finde sein volles Glück in einem einzelnen Lebensgute wie die Liebe, daß also ein augenblicklicher Schein entstand, Mephistopheles habe gewonnen. Er hätte ja sonst das Drama überhaupt nicht fortführen können; sollte es in Gang kommen und bis zum gesteckten Ziele in Gang bleiben, so mußte Faust auf allen Fahrten durch die Welt der Versuchungen seine feurige Natur darin erweisen, daß er, seiner Verfluchung zum Trotz, in der ersten Trunkenheit jede gegebene Genußform momentan enthusiastisch auffaßte. Nothwendig mußte der Dichter also die Freiheit ansprechen, daß man, wie es auch öfters einen Augenblick scheinen möchte, Mephistopheles habe bereits gewonnen, dies nicht so genau nehme, oder — und wohl richtiger — er durfte ansprechen, daß man es *genauer nehme*, um es recht zu verstehen, daß man sich namentlich genauer vorstelle, was Mephistopheles denken wird. Dieser weiß in Momenten, wo Faust so ganz hingerissen erscheint, sehr gut, daß wieder Momente, Stunden, Tage kommen, wie die, wo Faust sich in Wald und Höhle zu reiner Contemplation zurückzieht; er muß eine Zeit abwarten, wo Faust das Gefühl

eines Vollglücks nicht nur leidenschaftlich intonirt, sondern mit einer bewußten Ausdrücklichkeit eingesteht, die er, Mephistopheles, als fixe Formel, als exakten Beweis verwenden kann so gut, obwohl nicht geschrieben, wie die mit Blut unterzeichnete Urkunde. Man kann sich in prosaischer Umschreibung die Sache so vorstellen: in einem solchen Augenblicke der Hingabe an die Leidenschaft, als brächte sie das volle Glück, sagt Mephistopheles, um sich rechtskräftig zu sichern, zu Faust: bist du bereit, mir förmlich zuzugeben, daß du ein höheres Glück nicht mehr wünschest? Gewiß würde Faust stutzen, sich besinnen und weigern. Der Dichter überläßt es uns, dies als selbstverständlich zu subintelligiren, und bestätigt unsere Lösung der in Rede stehenden Schwierigkeit durch die letzten, den Wortlaut der Wette buchstäblich aufnehmenden Worte Fausts im zweiten Theil: „Solch' ein Gewimmel möcht' ich seh'n — — Zum Augenblicke dürft' ich sagen: verweile doch, Du bist so schön! — Im Vorgenuß von solchem hohen Glück genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!"

Durfte nun der Dichter, falls er nach Niederschreibung der Wette das Folgende erst auszuführen hatte, durch einen Skrupel, wie der von K. Fischer vorgebrachte, sich nicht binden lassen, nun, so folgt, daß ihm erlaubt sein mußte, nach späterer Einfügung jener Scene das früher schon Gedichtete stehen zu lassen wie es stand, obwohl darin die Gefühlswogen Fausts oft so hoch gehen, daß er ein volleres Glück nicht mehr zu kennen scheint. Recht besonders nicht ist ein Beleg für Widerspruch zwischen dem Alten und Neuen eine Stelle, die K. Fischer recht besonders als solchen aufführt;

sie steht in der Scene, wo Mephistopheles den Faust zur Zeugnißablegung über Schwertleins Tod beredet; es sind die Worte Fausts: „Laß das, es wird! Wenn ich empfinde — — — — und diese Gluth unendlich, ewig, ewig nenne, ist das ein teuflisch Lügenspiel?“ Die Worte stehen in einem Zusammenhang, wo der Leser gar keine Zeit hat, sie nach der Frage hinzubeziehen, ob Fausts Wette nicht als nun verloren zu betrachten sei. Mephistopheles gibt dem Faust Anleitung zu der Kunst, das Gewissen, das einen falschen Eid verbeut, durch sophistische Trugschlüsse zu beschwichtigen. Faust erkennt dies, nennt ihn Lügner, Sophisten.. Jetzt sagt Mephistopheles: morgen wirst du Gretchen bethören, indem du ihr alle Seelenliebe schwörst. „Und zwar von Herzen“, erwidert Faust. Jetzt vertauscht Mephistopheles das Wort „alle“ (Seelenliebe) mit den Worten: ewig und einzig, überallmächtig und fragt, ob das auch so von Herzen gehen werde. Faust bejaht lebhaft; er betheuert, nicht zu lügen, wenn er nach den höchsten Worten greife und die Gluth, von der er brennt, unendlich ewig, ewig nenne. Mephistopheles antwortet: „ich hab' doch Recht!“ Was liegt in dieser Antwort? Faust täuscht sich über den Doppelsinn der Ausdrücke hinweg und wird Gretchen darüber hinwegtäuschen. Mit Unendlich und Ewig bezeichnet er enthusiastisch, aber ehrlich einen Intensitätsgrad, dabei macht er sich vor, als sei in dem Worte unendliche Zeitdauer mitbegriffen, oder vielmehr er erspart sich, sich zu fragen, ob diese mitbegriffen, und er springt mit seinem Bewußtsein darüber weg, daß Gretchen, wenn er bei ihr diese großen Worte braucht, die Hoffnung auf bleibende Treue daraus entnehmen

muß. Faust kann wissen, daß dies falsch ist, denn das muß ihm ja sein Vorgefühl sagen, daß er sich nicht binden kann. Dies Bewußtsein ruft ihm die kurze Antwort des Mephistopheles wach: „ich hab' doch Recht." Mephistopheles hat nur halb Recht, denn, wie gesagt, nach der einen der zwei Bedeutungen darf Faust sein Gefühl für Gretchen unendlich nennen, aber er hat Recht im Sinne der zweiten dieser Bedeutungen. Dies fühlt Faust, beruft sich nun auf die Gewalt seiner Leidenschaft wie auf eine Naturnothwendigkeit (— „denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß" —) und gibt nach. Die kleine Scene ist sehr wichtig für die Charaktere, für den Fortgang der Einwirkung des Mephistopheles auf Faust, also auch der ganzen Handlung. Mephistopheles ist wiederum Wahrheitsprediger, nur natürlich wieder mit böser Absicht. Faust kann sich nach seinen Erwiderungen nicht mehr helldunkel über die Doppelbedeutung von „Unendlich" hinwegtäuschen, er ist aufmerksam gemacht auf die logische Unterschiebung; er weiß, daß er eben doch nicht besser handeln wird als andere Verführer auch; geht er also vorwärts auf diesem Wege, so steht es sehr bedenklich mit ihm, denn er kann sein Gewissen nicht mehr belügen, er muß es abstumpfen. — Dies die Beziehung, in welche durch den Zusammenhang der Handlung die Scene gestellt ist; durch eine entfernte Möglichkeit, sie anders zu beziehen, nämlich so wie K. Fischer sie bezieht, durfte doch der Dichter sich nicht abhalten lassen, ein so organisches Motiv in der dramatischen Steigerung, eine Scene so voll psychologischer Wahrheit seinem Drama zu entziehen.

Dies wären denn einige Beispiele davon, wie man fehl-

gehen kann, wenn man zu genau nimmt, was häufig gleichbedeutend ist mit einem zu ungenau nehmen der Seite, nach welcher etwas wirklich genau zu nehmen ist.

Einfach zu ungenau hat K. Fischer nach meiner Ansicht die Erdgeist-Scene genommen, wenn er das Verlangen Fausts mit Worten bezeichnet wie: „Faust will die Natur erleben,“ „den Erdgeist erleben“ — „will eintauchen in die Fluten der Erdenwelt“ u. ähnl. Es ist in dem Drange Fausts ein Ineinander von zwei Wünschen enthalten, welche die Analyse genau unterscheiden muß, wenn nicht die scharfe Linie verwischt werden soll, welche die zweite Phase im Leben des Helden von der ersten trennt; der Magier Faust, der den Erdgeist beschwört, ist doch ein anderer, als der Faust, der die Zauberkunst des Mephistopheles benützt, um die Welt zu genießen. Da aber K. Fischer sich bei diesem Punkte nicht gegen mich wendet, der ich jene Analyse vorgenommen habe, so sei auch dieser Punkt zurückgestellt, um ihn erst aufzunehmen, wenn ich es mit einem Gegner zu thun habe, der in dieser Frage ausdrücklich gegen mich auftritt.

Es sei in diesem Zusammenhang nur noch gesagt, daß K. Fischer gewiß ganz richtig gesehen hat, wenn er aufstellt, nach dem alten Plane habe der Erdgeist noch mehr als einmal erscheinen sollen. Die stehengebliebenen Spuren jenes Plans begründen entschieden diesen Schluß, nur ist derselbe kein weiterer Beweis für die Ansicht, Mephistopheles sei kein Teufel. Der Erdgeist kann mit Faust ebensogut in Verbindung bleiben, wenn ein Teufel, der aber seinen Zwecken dienen muß, dessen Führer ist, als wenn ein Elementargeist diese Rolle spielt. Aber jene Zwecke erkannte Goethe später

als zu hoch, um sie dem Erdgeist zu leihen, er beschloß, in einem Prolog den Herrn einzuführen, ließ aber die alten Spuren stehen.

Ich will meinem Vorsatze treu bleiben, hier auf den zweiten Theil so wenig als möglich einzugehen. Ich lasse daher die Wendungen dahingestellt, womit sich K. Fischer der so vielfach dunkeln Allegorien annimmt; nur die eine kann ich nicht unerwähnt lassen, worin er das Dunkel für ein nur scheinbares erklärt. Durch eine Notiz, Scholie, einen Wink, sagt er, werde, was auf den ersten Blick räthselhaft scheine, die verständlichste Sache von der Welt. Als Beweis hiefür greift er aus dem Maskenzug die Gruppe heraus: Victoria auf dem Elephanten, Furcht und Hoffnung gefesselt daneben, Zoilothersites dahinter. Diese Gruppe freilich ist leicht zu deuten; niemand behauptet, alle Allegorien im zweiten Theil Faust seien unverständlich. Man macht sich die Arbeit leicht, wenn man gegen den Vorwurf des lästigen Dunkels in vielen dieser geheimnißkrämerischen Gespinnste eines der wenigen leicht zu erklärenden ins Feld führt. Weiß K. Fischer ebensogut, was das Anbrennen des kaiserlichen Barts bedeutet, die dadurch verursachte Feuersbrunst, die Löschung durch Plutus? Ich bekenne, nach Lesung aller Deutungsversuche es nicht zu wissen, so auch immer noch nicht zu wissen, was der Homunculus bedeuten soll, und überdies an vielen Stellen nicht einmal zu wissen, wie weit das Sinnbild reicht und wo das Nichtsbedeuten anfängt. Wem die Dinge sämmtlich klar sind, ich darf mich nicht mit ihm messen, mir ist eben manches nicht klar.

Zweite Abtheilung.

(Noch ungedruckt.)

Julian Schmidt: Goethe's Faust. Ein Versuch.

(Preuß. Jahrbücher. B. XXXIX. 1877. April.)

Der Verfasser unterscheidet drei Versionen des Faust und lobt die dritte in einer so kuriosen Art, daß er die klaren Gedanken, die er über die zwei ersten vorgetragen, fast um den Werth bringt. Durch dieses Lob wird eine Rüge begreiflich, womit er mich bedenkt, während er in Anderem, Wesentlichem mit mir übereinstimmt.

J. Schmidt beurtheilt zuerst das Ganze der zwei Theile als solches, legt den Maßstab der dramatischen Poesie daran und stimmt mir bei gegen v. Löper, der einen organischen Fortschritt der Handlung darin findet. Keine fruchtbringende Reue Fausts über die an Gretchen begangene Schuld, am Hof des Kaisers kein Fortrücken der Handlung, die Helena-Scenen als rein humanitarisch (ja nach v. Löper rein intellectuell) nichts weniger als eine motivirende Vorbereitung für die Thätigkeit des Helden im letzten Akt, die Schlacht im vierten zu nichts gut, als die kaiserliche Landschenkung zu motiviren, das Wirken im Herrscheramte nicht exponirt, über neue Schuld wieder keine Reue, kein Lernen daraus; kein Charakter wird lebendig fortgeführt, weil keiner eigentlich handelt.

Es folgt die Auseinandersetzung über die drei „Versionen". Die erste ist das Drama, wie es 1790 vorlag; lebensvoll, ein Bild titanisch stürmender Sehnsucht, wild übermüthig und

wieder humoristisch, „tragisch gedacht wie der Werther, doch nicht, daß den Faust der Teufel geholt hätte wie im Volksbuch, aber abschließend mit einer ungelösten Frage, einer schreienden Dissonanz."

Auf Einzelnes gehe ich hier nicht ein, erwähne nur kurz, daß J. Schmidt unter dem Erdgeist die Geschichte und unter dem erhabenen Geist, den Faust in Wald und Höhle anredet, den Spinoza versteht; die erstere Deutung ist gewiß zu eng, der Erdgeist bedeutet das Naturleben und unbestimmt nur auch die Geschichte; die andere darf als unschwer widerlegbar angesehen werden, mag auch die Einwirkung dieses Philosophen auf Goethe in dieser Stelle als mitanklingend zu betrachten sein.

Die zweite Version, vorliegend in der Ausgabe 1808, entstanden von 1797 (Austausch mit Schiller über den Faust) bis 1806, bringt als Wichtigstes unter dem Neuen den Prolog im Himmel und die Wette zwischen Faust und Mephistopheles und hiemit die Angelpunkte der Handlung, wie sie jetzt gewendet wird; Faust wird Bild der strebenden Menschheit. In derselben Periode wird aber nicht nur auch Helena schon concipirt, gewiß zum Theil auch ausgeführt, sondern geht überdieß (nach einer höchst interessanten Stelle eines Briefs an Boisserée) dem Dichter der Gedanke des ausgezeichneten expediens der Schluß-Scene auf, d. h. ihres wesentlichen Motivs: vorläufiger oder vielmehr Schein-Gewinn des Mephistopheles, Sieg des Himmels gebaut auf das große Wort: wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Ein solches Ende ist mit dem Prologe schon fest in Aussicht genommen, als Repräsentant der strebenden Menschheit muß Faust

gerettet werden. Dies also sind die Kardinalpunkte, welche in der neuen Version hinzutreten. J. Schmidt gebraucht ein treffendes architektonisches Bild: es sind nachträglich untergeschobene Stützen. Es ist, was man im Bau „Unterfahren" nennt. Den zweiten der drei Knotenpunkte, die Wette zwischen Mephistopheles und Faust, kann man, wie ich, für ein Motiv halten, das Goethe schon früher vorschwebte, ohne daß dadurch diese Ansicht im Wesentlichen umgestoßen wird, denn in der Jugendzeit, als Goethe noch nicht völlig eins mit sich war, ob er Faust retten solle, konnte er doch schon damit umgehen, Fausts Schicksal auf die Frage zu stellen, ob Mephistopheles ihn zu befriedigen, geistig zu knicken vermag; schwankte er, so schwankte er eben auch darüber, ob Faust nicht eben in diesem Sinn der verlierende Theil sein werde.

Mit tiefem Verständniß beleuchtet J. Schmidt die Bedeutung der Helena, wie das von Goethe und Schiller gemeinsam ausgebildete hellenistisch-ästhetische Humanitäts-Ideal in ihr symbolisirt ist: geboren aus dem Schattenreich der Phantasie die Gestalt, die reine Form. Die Vermählung Fausts mit Helena als die Aufnahme des reinen griechischen Schönheit-Ideals in den nordischen Geist wäre ein allegorisches Motiv für ein Drama, das versuchte, die Entwicklung eines Künstlers oder Dichters zur höchsten Reife (nach Goethe's Standpunkt) darzustellen; J. Schmidt hat Recht, wenn er findet, daß Faust hier behandelt ist, als wäre er ein Künstler; damit nimmt er die Vorwürfe, die er in der Einleitung gegen das Drama erhoben hat, nicht zurück, sondern bestätigt sie ausdrücklich, indem er hinzusetzt: „Helena hatte Faust in einen Venusberg bannen sollen, er bannt sie in das Ge-

wölbe der absoluten Kunst.“ Jedem Mißverständniß beugt er auch dadurch vor, daß er das Helena-Motiv nicht, wie v. Löper u. And., als den Gipfel der Tragödie, sondern nur als eine Etappe im Leben des Helden auffaßt, daß er zeigt, wie der Dichter selbst aus dem Schattenreich der reinen Formen wieder ins Leben zurücklenkt, sich erinnert, daß das Drama um ethische Grundfragen sich drehen, menschlich rühren und erschüttern soll, wie er demgemäß seinen Helden in eine bedeutende Wirkenssphäre einführt und mit dem erwähnten großen Motive die Schicksalsfrage löst, — alles nach bestem Willen; die Mängel der poetischen Leistung kommen in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Dies sei hier contra Gwinner gesagt, der J. Schmidt verhöhnt, als fände dieser es an sich für gut, daß Faust behandelt wird, als wäre ein Künstlerleben zu dramatisiren.

Die dritte Version, entstanden hauptsächlich in den zwanziger Jahren, hat zum Mittelpunkt die klassische Walpurgisnacht. Man erwartet, zu lesen, daß J. Schmidt diese Wendung als eine ganze Wendung zum Uebel auffasse oder, da er wie gesagt die Einführung der Helena, unethisch wie Goethe sie behandelt, doch insofern wenigstens auch schon als dramatisches Uebel erkennt, als eine Wendung zu noch größerem Uebel. Aber da kommt nun das Kuriose. „Löst man sie“ (die klassische Walpurgisnacht) „von dem Ganzen ab, so hat man das köstlichste Possenspiel, das die Welt seit Aristophanes gesehen“ — „bunte Reihe mythologischer Bilder voll Geist und Witz, aber aus der Traum- und Märchen-Sphäre mit einem komisch-phantastischen Leitton.“ Mir ist noch kein Mensch untergekommen, der bei dieser peinlich bemühenden

Episode, die sich fast zu einem ganzen Akt aufwirft, auch nur einmal hätte lachen können anders als wie man vor Verdruß aus Nervenabspannung lacht. J. Schmidt sieht in dieser vertrakten Phantasmagorie den Niederschlag jener Periode, da Goethe sich zum Orient wandte, die romantische Schule alle Mythologieen mischte, um eine neue herauszudestilliren; dieser Durcheinander und mit ihm die schillernde Schwankung der Zeit zwischen Transscendenz und Naturalismus sollen hier dargestellt sein, alles ein souveränes Gaukelspiel der Ironie mit der „Werdelust des im modernen Leben an sich vorhandenen, aber noch nicht gestaltungsfähigen Idealismus." — „Jetzt, wo Mephistopheles als humoristischer Romantiker seine alte Aufgabe ganz vergißt und uns in eine lustige Märchenwelt drängt, in der jeder Ernst schwindet, da dünkt uns zuweilen, als sei Gretchen auch nur eine Gestalt aus dem Nebel des Blocksbergs wie Helena eine Gestalt aus der klassischen Walpurgisnacht, als sei ihr Schicksal nur ein spuckhafter Traum, aus dem man erwachen könnte." Ja wohl! Ja wohl! Eben! Helena unter den „Frazzen" (Goethe) macht die gesunden Gestalten zu Frazzen und wird freilich darüber selbst Frazze. Und nun vergleicht J. Schmidt dies Frazzenspiel auf der Ebene von Pharsalus mit Hegels Phänomenologie. Ich überlasse es dem Leser, nachzusehen wie die Vergleichung geführt wird, und sage nur, daß er durch diese Zusammenstellung mit einem sehr tiefen, aber auch sehr dunkeln Werke der Philosophie dem Dichter ein großes Kompliment zu machen glaubt; wobei noch zu untersuchen wäre, ob die Vergleichung, angenommen, sie sei empfehlend, auch irgendwie zutreffe.

Nun gibt J. Schmidt allerdings auch zu, daß mit der Schlußredaktion des Gedichts allerlei „matte, zum Theil recht schwache Ingredienzien“ hinzugekommen seien. Er bezeichnet nicht näher, was er dabei im Auge hat, — vielleicht doch auch einiges in der klassischen Walpurgisnacht, gewiß mehr noch Parthien, Motive in andern Akten des zweiten Theils, denn die Helena gehört zwar theilweise der zweiten Version an, aber in ihrer weiteren Ausführung gewiß der dritten, in welcher unter Anderem auch der Homunkulus erst verfertigt wird. Zu diesem Herrchen sei gelegentlich bemerkt, daß zwei Aeußerungen auf eine eigenthümliche Deutung schließen lassen: „auch in seiner Wiedergeburt als Euphorion geht es ihm nicht besser“ — bezieht sich auf das Zerschellen —, und nachher: „der Dichter als Homunkulus spielt souverän“ u. s. w. — Dieser dritten Version gehört ferner unzweifelhaft der Schluß des Schlußes an, das christkatholische Oratorium. Nun wird sich also das „matt“, das „zum Theil recht schwach“, wie gesagt, zwar etwa auch auf Bruchtheile der klassischen Walpurgisnacht, doch mehr noch auf diese und andere Dinge beziehen, und ebenso das „unzulänglich“ in folgender Stelle zu Anfang des Aufsatzes: „Zuweilen läßt er (Vischer) sich verleiten, den Verdruß über die Kommentatoren, die auch das augenscheinlich Unzulängliche preisen, auf den Dichter zu übertragen und Ausdrücke auf ihn anzuwenden, die sich nicht ziemen; wem das aber nie passirt ist, der hebe den ersten Stein auf ihn; ich bin der letzte dazu.“ — Das Hüpfen des Euphorion, der Zuruf seiner Mama: „o denk, o denke, wem du gehörst!“ das Auf- und Abschweben des Pater Ekstatikus, das Insichhineinnehmen

der seligen Knaben durch Pater Seraphikus, das Prädikat: „Und wär er von Asbest, er ist nicht reinlich“, das die vollendeteren Engel von Fausts „Unsterblichem“ aussagen, und ebenso die „höchste, reinlichste Zelle“ des Doktor Marianus: diese Dinge sind nicht matt, nicht unzulänglich, sondern — man muß unwahr beschönigen, oder man muß es sagen: sie sind absurd. Und dem, der so das Kind beim rechten Namen nennt, muß man nicht kommen mit „Ausdrücke, die sich nicht ziemen;“ das angehängte Selbstbekenntniß macht das nicht gut, es ist einmal gesagt und es ist hofmeisterlich, tantenhaft, gouvernantisch weise — kurz, mit Verlaub, Berlinisch. Und es hat zugleich einen tieferen Grund, eben den, den ich nun aufgezeigt habe: J. Schmidt stimmt mir bei in meiner Kritik, sofern sie die Frage nach dramatischem Fortschritt der Handlung im Auge hat, nicht im Geschmacksurtheile; dieß geht schon daraus hervor, daß er die klassische Walpurgisnacht aristophanisch findet und als Produkt philosophischen Tiefsinns so hoch belobt. Er führt dies eigentlich zu der Frage, ob seine Zählung von drei Versionen nicht anders zu bestimmen ist. Allerdings, wie schon bemerkt, fallen die Anfänge der Helena-Scenen, die schöneren Parthieen des dritten Akts in dieselbe Zeit zwischen 1790 und 1808, worin der Prolog mit seiner großartig lösenden Idee nebst den weitern Zusätzen des ersten Theils der Tragödie entstanden; aber diese waren unzweifelhafte Förderung, jene waren, wie bedeutend auch an sich als Bild des menschlich schönen Kulturideals, ein Hemmschuh für die Handlung, und zudem führte das Helena-Motiv, nur ästhetisch, nicht ethisch gefaßt, wie es war, unaufhaltsam in das Allegorienwesen und hie-

mit in das poetisch Unerquickliche und Geschmacklose, wie denn die Prinzipienhochzeit mit Faust gewiß schon gleichzeitig mit dem Auftreten der Helena in Sparta koncipirt, wohl auch angelegt war. Nach dieser Seite befand sich Goethe gleichzeitig mit dem hohen Gedanken des Prologs schon auf der schiefen Linie, die dann später den Greis in die noch unglücklicheren Geburten des zweiten Theils hineinführte: Maskenwesen am Hof, Mütter, Homunkulus, klassische Walpurgisnacht. Daher thut man wohl besser, die Helena-Dichtung von der Prologdichtung, obwohl ihre Anfänge chronologisch mit ihr zusammenfallen, doch zu trennen und so zu zählen: erste Version der ursprüngliche Faust von 1790, zweite der Faust mit der lösenden Prolog-Idee und den bekannten übrigen Zuthaten 1808, dritte der ganze zweite Theil. Diese Zählung folgt chronologisch den Editionen, aber nicht ganz den Entstehungszeiten, doch das Wort Version drückt ja auch nicht wesentlich eine Zeitbestimmung aus; die Schichten, woraus der Faust besteht, greifen ineinander über, frühere in spätere und spätere sofern in frühere, als ihre Anfänge dort liegen. — J. Schmidt aber kann diese Zählung nicht wohl acceptiren, weil er zwar, wie wir gesehen, mit mir die Ansicht theilt, daß das Helena-Motiv den Gang der dramatischen Handlung aufhält, aber von der Geschmacksseite nichts dagegen einzuwenden hat, also auch kein Bedenken gegen eine Zusammenstellung desselben mit der genialen Prologs-Idee in Eine Version.

Seine Charakteristik der klassischen Walpurgisnacht schließt er mit einer dithyrambischen Schilderung der Zeit-Epoche, worin die dritte Version entstand. Daß viel Werdendes

darin gährte, ist nicht zu bestreiten, aber es war ja doch eigentlich eine kranke Zeit, als die romantische Schule am Brett war, krank an Uebersättigung mit subjektiven Bildungselementen, krank an Schöngeistwesen, und der heilsame Durchbruch zum Handeln in den Befreiungskriegen wurde ja durch die heillose Reaktion wieder so gestaut, daß Rückfall erfolgte. Die späteren Bestandtheile des Faust spiegeln im großartigen Schluß-Motiv ahnungsvoll das Werden einer besseren Zukunft, in ihren Barockschnörkeln aber die Krankheit.

Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung

von

Karl Biedermann.

(Nord und Süd. November 1877.)

Der Verfasser dieser gediegenen, durch klare Besonnenheit ausgezeichneten Studie bekämpft wie J. Schmidt jene Ueberschätzung, die in unserem Gedicht lauter organische Einheit findet, und weicht in seinem Urtheil über die älteste Schichte, Fragment von 1790, nur soweit von ihm ab, als er hier noch keinen Plan, sondern blos eine Reihe von Stimmungsbildern sieht, vorherrschend lyrischen Ergüssen, worin sich mit der Stimmung des Dichters die Gesammtstimmung jener Zeit der geistigen Revolution, der titanischen Geniezeit spiegelt. Ich ziehe vor, hierauf erst nachher einzugehen und einen andern, wichtigeren Punkt voranzustellen.

Er betrifft die zweite Schichte, Version oder wie man es nennen will. Biedermann nimmt J. Schmidts Bild von

den nachträglich untergeschobenen Stützen auf und führt es mit der Wendung fort, daß er sagt, nun sei die Frage, ob eine solche Stütze nicht entweder den Bau, dem man sie unterschob, auseinandersprengen oder aber durch die Wucht dieses Baues zerdrückt oder doch verschoben werden mußte?

Er findet, daß das letztere geschehen ist; der starke Schub des alten Baus hat die Stützen schiefgedrückt. Es handelt sich zunächst um eine derselben, hievon hängt aber auch die Standfähigkeit der andern ab. Sie betrifft den Charakter Fausts. Er mußte verändert werden; im Fragment 1790 ist der Held ein Kind der Stimmung, thatenloser Träger der Seelenbewegungen des Dichters und der Sturm- und Drangperiode, jetzt sollte er Träger einer wirklich dramatischen, fortschreitenden und an einen bestimmten Abschluß gelangenden Handlung werden. Dies war vielleicht (Biedermann betont ausdrücklich das Vielleicht) möglich auf zwei Wegen.

Der eine Weg: Faust bewegt sich zuerst weiter in der Welt des leidenschaftlichen Genusses, wird eine Art Don Juan, dann geht er, unbefriedigt, enttäuscht, vielfach schuldig geworden, in die polische Sphäre („die große Welt") über, und auch dahin begleitet ihn sein Grundzug, die Unersättlichkeit; er wird Egoist im großen Styl, Eroberer von unstillbarem Ehrgeiz, blutiger Tyrann, gleicht einem Nebukadnezar, Nero, Attila oder Napoleon I.

Für diese Wendung, glaubt Biedermann, würde aber der Rahmen des Drama kaum ausreichen, sie taugte mehr für den breiteren des Epos, auch war Goethe, der politikscheue, nicht dazu angelegt, am wenigsten in der Zeit, da die klassische Schönheit und Harmonie sein Ideal geworden. Gegen meinen

Vorschlag, den Bauernkrieg als Motiv zu benützen und Faust eine Führerrolle zu geben, bemerkt der Verfasser, hier würde das Kriterium der Unersättlichkeit fehlen, ohne das er sich einen rechten Faust nicht denken könnte.

Der andere Weg: aus der Stimmung der wild überspannten Forderungen als einem Krankheitszustande des Individuums, das, der Wahrheit des Lebens abgewendet, sich zu einem All aufblähen will, arbeitet sich Faust heraus, wie seine Nation sich herausgearbeitet hat, und reift zu einer auf bestimmte reale Ziele gerichteten Thätigkeit, zu gemeinnützigem Wirken. „Aber da ein solcher Umbildungsprozeß in einer ganzen Nation und damit zugleich in ihren einzelnen Individuen nur durch große weltgeschichtliche Wandlungen sich vollzieht, konnte derselbe auch poetisch nicht, selbst von einem so gewaltigen Genius wie Goethe nicht antizipirt werden in einer Zeit, wo diese geschichtliche Wandlung noch nicht begonnen hatte, vielmehr kaum erst sich vorbereitete."

Da nun beide Wege unmöglich waren, das Drama aber doch fortgeführt werden sollte, so mußte Goethe „wohl oder übel in den ursprünglichen Charakter des Faust, der an sich keiner Entwicklung fähig war (wenn nicht etwa in einer von jenen zwei Richtungen) etwas neues hineintragen, gleichsam ein Ferment, wodurch derselbe aus seiner Passivität heraus zu einem wirklichen Handeln und Vorwärtsschreiten getrieben wurde." Dies Neue ist nun das Streben. Streben, im Streben Irren, aber sich Entwickeln zum fruchttragenden Baum („weiß doch der Gärtner" u. s. w.) dies ist „das völlig neue Motiv", das nun als nachträgliche Stütze untergeschoben wird. Hier ist es denn, wo Biedermann jenes

gute Bild J. Schmidts acceptirt, treffend zu der schon oben angegebenen Alternative fortführt und findet, daß der zweite der beiden als möglich angenommenen Fälle eingetroffen sei: der alte Bau war stärker und hat die untergestellte Stütze zerdrückt oder doch verschoben. Denn Faust, der ursprüngliche Faust ist kein Strebender, sondern ein Unersättlicher; diese seine wahre Natur sieht überall so unverkennbar noch heraus, daß die Reden vom Streben als Widerspruch erscheinen, soweit sie nicht als pure Aeußerungen eines leidenschaftlichen Begehrens, Sehnens sich auffassen lassen.

Hierauf ist zu erwidern:

Erstens. Es ist nicht abzusehen, warum das Motiv des Strebens von der zweiten jener zwei Wendungen, welche Biedermann als etwa möglich aufgeführt hat, sich so unterscheiden soll, daß es als etwas völlig anderes, neues bezeichnet werden kann. Hätte Biedermann bei dieser Wendung nicht so speziell die neuere Geschichte der deutschen Nation im Auge gehabt, so hätte sich ihm nicht verborgen, daß, was er ein völlig neues Motiv nennt, nichts anderes ist, als eben dieser zweite Weg, nur etwas anders, nur in bewegterer, rascherer Linie gedacht. Soll Faust zum thätigen, wirkenden Manne reifen, so muß es doch durch Streben geschehen; warum soll also ein Strebender von einem zur konkreten Thätigkeit Fortschreitenden so grundverschieden sein? Und Faust bleibt ja nicht ein bloß Strebender, sondern wird am Schluß in der That zu einem großartig Wirkenden, freilich so, daß er auch als Wirkender ein Strebender bleibt, was ja das Wahre ist. Dabei muß sehr ausdrücklich wiederholt werden, was nicht oft genug wiederholt werden kann: daß

man Wollen und Leistung des Dichters unterscheiden muß: freilich hat Goethe weder das Streben noch das Wirken, — dieses zuletzt immerhin ein wenig heller als jenes — ins Licht gesetzt; uns aber genügt hier: es ließ sich leisten, wenn man nur nicht so bestimmt an eine, freilich unmögliche Anticipation der deutschen Geschichte denkt. Uebrigens dennoch kann man sagen: der großartige Wurf, den Goethe mit dem Schluß-Motiv gethan hat: Faust als Herrscher eines mannhaft sich aufringenden Volkes, darin können wir ungesucht auch eine entfernte Art von Divination der Zukunft Deutschlands finden, ihm symbolisch diese Beziehung geben, sofern wir nur jeden Begriff von bewußter Symbolik ferne halten.

Zweitens: Faust ist auch im alten Fragment mehr als nur ein Unersättlicher. Wenn er im Monolog nach Wagners Abgang noch vor Thaten scheut, weil sie auch hemmen, verengen, warum soll er immer davor scheuen? Wenn er den Selbstmord eine That der Manneswürde nennt, warum soll die in diesem Entschluße noch fehlgehende Kraft nicht besseren Schritt lernen können? Nicht verstehe ich, warum Biedermann sich bemüht, Fausts Worte im vordern Theile des Gesprächs mit Mephistopheles, worin der Pakt geschlossen wird: „das Streben meiner ganzen Kraft ist grade das, was ich verspreche“ und: „nur rastlos bethätigt sich der Mann“ blos als Ausbruch ungeduldigen Sehnens nach Betäubung durch die, doch verachtete, Lust zu erklären. Diese Stellen gehören ja der neuen Ausgabe (1808) an; Biedermann hätte einfach sagen müssen, diese Worte passen nicht zum alten Theile des Dialogs, werden von dessen Inhalt widerlegt. Er hätte es sagen müssen in der Konsequenz

seiner Ansicht; richtig wäre es nicht, denn Faust will nicht bloß Betäubung, will nicht bloß Genuß im gewöhnlichen Sinn. Bei Anführung der Stellen: „Schmerz und Genuß" — „schmerzlichsten Genuß" — „in meinem innern Selbst genießen" unterstreicht Biedermann das Wort genießen, Genuß, allein ebenso, wenn nicht mit mehr Recht, wäre zu unterstreichen: Schmerz, schmerzlichsten Genuß, und: „mein Busen — — soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen." Statt diese schlagenden Stellen näher zu beleuchten, darf ich hier auf meine Auseinandersetzung (s. meine Schrift: Goethe's Faust u. s. w., S. 287 ff., besonders 308 ff.) verweisen und werde dies wieder dürfen und müssen, wenn Gwinners Angriffe zur Besprechung kommen und zu zeigen ist, welch richtiges Bewußsein von der wahren Natur des Geistes doch wie aus einem halbverdeckten Hintergrund zwischen all diesen wilden Reden hervorschimmert. — Auch in dem Losungswort der Wette findet Biedermann nur den Ausdruck der Unersättlichkeit des Verlangens nach Genuß. Da er das Motiv der Wette mit J. Schmidt zu den neuen Stützen zählt (— ich halte es für früher schon beabsichtigt —), so müßte er auch hier etwas höheres ausgesprochen finden und dann einen Widerspruch nachweisen, der zwischen dem alten Stück des Monologs und dieser Zuthat entstanden sei; allein er wendet die Sache nun so, daß er annimmt, das ursprüngliche Bild des Faust, wie es Goethe in seiner Jugend entworfen, dieser ächte Typus des Sturms und Dranges, habe sich in dem Dichter, wie spät er sich auch darein zurückversetzte, wieder mächtiger erwiesen, als das neue Wollen. Angenommen, dies sei richtig, so wird dadurch der zu be-

weisende Satz aufgehoben: die Stützen sind nicht schief gedrückt vom alten Bau, sondern sind wider Willen stilgemäß und richtig tragend ausgefallen. Sie sind es auch (diese Hauptstützen), aber in einem ganz anderen Sinn, als nach dieser Voraussetzung; dem wilden Faust durften tiefere Ahnungen, Ansätze, auf die man Hoffnung für ihn bauen kann, darum nachträglich untergelegt werden, weil selbst im wilden Faust, wenn sein Inneres und die ganze Handlung mit einem Gewölbebau verglichen werden darf, schon ursprünglich Platz war für solche Stützen seiner Zukunft. Man muß bange für ihn sein und der Dichter war, wie schon eingeräumt, sichtbar selbst bange für ihn, aber auch nur dies und dies nicht in jedem Moment; fühlt man dies schon dem ursprünglichen Faust an, so entstand kein Widerspruch, wenn der Dichter in der Folgezeit die Lichtmomente stärker hob.

Hieran läßt sich leicht der Nachweis knüpfen, daß es allerdings thunlich war, den Helden eine Führerrolle in einer revolutionären Bewegung antreten zu lassen. Mit der Unersättlichkeit geht dies ganz gut zusammen dann, wenn man sie nicht bloß sinnlich nimmt. Faust will alle bedeutenderen Lebensformen der Menschheit, ihr Wohl und Weh, in wirklicher Erfahrung durchkosten; sein Unendlichkeitsdrang ragt kräftig auch in seine verzweifelte Stimmung hinüber; man setze ihn in eine Lage, wo er auch dies erfahren will, wie es dem leidenden Volke zu Muth ist, nehme dann diesen Unendlichkeitsdrang auf und lasse ihn denselben auf die Freiheits-Idee übertragen, so hat man die Bedingungen beisammen, ihn in eine Revolution zu stürzen mit dem ehrlich idealistischen Irrthum, er könne die rohen Kräfte, die für

Menschenrechte kämpfen, vor blutiger Ausschreitung behüten, die Idee, für die er sich begeistert, rein erhalten. Daß Goethe in den Jahren, da sein Faust auf Fortsetzung harrte, hiezu nicht gestimmt war, habe ich nie übersehen, aber darauf will ich hier noch hinweisen, daß er in seiner Jugend ein ähnliches Motiv, freilich schon damals mit wenig Intensität, behandelt hat: in seinem Göz, der in die Lage gedrängt wird, eine Bauernschaar zu führen, sie von Ausschreitungen zurückhalten will und die Erfahrungen von Weinsberg und Miltenberg machen muß.

Biedermann sagt am Schluße dieses Theils seiner Untersuchung, das neu eingeschobene Motiv (Streben, Entwicklung, Rettung) habe einen etwas trocknen moralisirend lehrhaften Beigeschmack und sehe fast einer bloßen dichterischen Versinnlichung des bekannten Themas von Kant ähnlich: „der Kampf des guten mit dem bösen Prinzip im Menschen;“ das alte Faustmotiv in seiner titanisch pantheistischen Ueberschwenglichkeit sei unendlich poetischer. Hat aber Goethe das Wunderbare vermocht, ein an sich so abstraktes Motiv wie das Streben nach Erkenntniß ganz in Feuer und Leidenschaft umzusetzen, so wäre er wohl auch der Mann gewesen, einen Erziehungsgang, der ein mächtiges, gutes, dem Wohl eines Volkes dienendes Wirken zum Ziel hat, in die ächte Farbe der Poesie zu tauchen, wenn er nur bei noch voller Kraft seiner Phantasie das Thema rüstig angepackt hätte. Fehlte es doch diesem Stoffe wahrlich nicht an Motiven zu Bildern gewaltiger Leidenschaft, erschütternder Seelenkämpfe!

Einen Nebenpunkt will ich hier noch berühren. Biedermann ist geneigt, den Gesang des Geisterchors in der Vertrag=

Scene: „Wehe, wehe! du hast sie zerstört“ u. s. w. als einen Zuruf guter Geister aufzufassen, die den Faust mahnen, sich durch ernstes Streben eine Welt großen Wirkens zu schaffen; er erinnert für diese Deutung an die warnende Engelstimme im Puppenspiel. Sollen es Geister sein, die der Erdgeist sendet? Nicht wohl anzunehmen, der alte Plan mit dem Erdgeist war ja aufgegeben. Oder Engel des Herrn? Der Ton in den Versen ist ganz dagegen. Mephistopheles würde mit den Worten: „Dies sind die Kleinen von den Meinen“ u. s. w. lügen und den Sinn des Geisterworts in sein Gegentheil verkehren, wie auch Biedermann annimmt; allein da müßte er doch vorher ein wenig stutzen, ein paar Worte für sich sprechen, woraus man sähe, wie er schnell beschließt, die Mahnung, womit der Himmel ihm in die Quere kommt, durch Verdrehung für sich zu benützen. Aber zudem: der Himmel darf ihm nicht so in die Quere kommen, denn der Herr hat im Prolog versprochen, den Mephistopheles ganz walten zu lassen, und die Gewißheit des Siegs einfach auf die Güte der menschlichen Natur gebaut; er darf nicht mit Hilfe seiner Engel eingreifen. Kurz, diese Deutung ist zu künstlich, der ganze Zusammenhang ist dagegen.

Meinem Urtheil über die Schwäche des zweiten Theils stimmt Biedermann so ungetheilt bei, daß ich mich nur freuen kann, eine neue Stimme auf der Seite der Unbefangenen verzeichnen zu dürfen.

Am Schlusse der ganzen Betrachtung kehrt der Verfasser zu seinem Ausgangssatze zurück: Faust ein Zeitbild, Bild der Stimmung der Geister in der Sturm- und Drang-Periode, aber kein Weltbild, kein Bild des Normalmenschen,

der Menschheit und ihrer Entwicklungsgeschichte. Biedermann faßt hier den Begriff, den er ausschließt, in der abstrakt weiten Form, in welcher er von den Ueberschätzern ausposaunt wird, und weil er diese Abstraktheit bekämpft, so gelangt er nicht dahin, zu entwickeln, was er doch gewiß eigentlich zugibt: daß Zeitbild und allgemein menschlich wahres Bild einander nicht ausschließen. Es kommt nur darauf an, daß die allgemeine Bedeutung nicht vorschnell, nicht unvermittelt herausgestellt werde. Der ursprüngliche Faust spiegelt allerdings zunächst eine Zeitstimmung, und zwar eine solche, die man krankhaft nennen kann, wenn man dabei nicht bloß an Krankheit asthenischer Art denkt. Aber diese Krankheit war doch keine bloße Spezialität, sondern selbst eine ganz normale Krisis, hat also typische Bedeutung für immer. Heut und in alle Zukunft liegt jedem starken Aufstreben jugendlicher Geister ein Ueberstürz nahe, der, blutsverwandt dem wildgenialen Faust, seine Gefahren theilt, leicht schuldig wird und aus Schuld und Leiden lernen soll wie Faust. Es ist Menschenart, jugendlich ins Grenzenlose zu streben, wie es Menschenart ist, zeitweise zu stagniren. Also erkennt sich doch auch im wilden Stürmer die Menschheit wieder, wie sie sich hoffentlich wiedererkennen darf in dem reifenden Faust, der aus den Folgen seines Zuvielwollens lernt und ein Mann wird. Nehmen manche mit dem Austrompeten dieser allgemeinen Bedeutung den Mund zu voll, so folgt daraus nicht, daß sie gewaltsam in das Gedicht hineingelesen wird, wie wahr es auch ist, daß sie in den späteren Schichten desselben nur matt schimmernd zu Tage tritt.

Dr. W. Gwinner.

Jüngste Phasen der Goethe'schen Faust-Idee.

(Augsb. Allg. Zeitung 1879. Beilage N. 157 ff. Schluß N. 175.)

Nach einer Einleitung, die sich zuerst mit den Uebertreibungen und mit den grellen Widersprüchen der Auffassung in der Faustliteratur beschäftigt, dann über die Bedeutung der „Idee“ in einem Gedichte viel Beherzigenswerthes sagt, wird zuerst meine Schrift mit einem besondern Artikel bedacht, hierauf kommen J. Schmidt, Biedermann und K. Fischer an die Reihe; übrigens macht sich Herr Gwinner auch außer dem Abschnitt, womit ich beehrt bin, mehrfach in den andern mit mir zu schaffen.

Ich glaubte anfangs, einem Gleichgesinnten zu begegnen, da mir Ueberschraubung und Schwulst, Sachen wie „Faust ist das poetische Werk an sich, — steht da, als sei er nirgends gewachsen, sondern fertig vom Himmel gefallen“ (H. Grimm) nicht weniger gegen den Mann sind, als dem Verfasser, und da ich im Umblättern öfters fand, daß wir in dieser und jener Ansicht zusammentreffen, aber als ich im Zusammenhang las, fand ich, daß ich es hier mit dem galligsten aller Gegner zu thun habe.

Ich halte mich nicht bei dem auf, was er über den ersten Theil meiner Schrift, der die Ursachen der langen Verzögerung des Gedichts und als erste unter diesen den Stilwechsel zum Gegenstand hat, theilweise anerkennend, theilweise widersprechend, vorbringt; ich nehme hier nur Gelegenheit, aus freien Stücken, nicht veranlaßt durch eine auf diesen Punkt

gerichtete Polemik, zu bekennen, daß sich in diesem Abschnitt meiner Arbeit eine Lücke findet. Ich habe zuerst ausgeführt, wie Goethe durch die Wandlung in seinem Stilprinzip einer Dichtung entfremdet wurde, die im derb realistischen Jugendstil begonnen war und in diesem fortgeführt sein wollte; ich habe im folgenden Abschnitt: „die philosophische Schwierigkeit" aufgezeigt, wie schwer, ja fast unmöglich es dem wachen, von lauten und gewichtigen Stimmen, der Stimme Schillers vor allen, scharf geweckten Bewußtsein werden mußte, mit der Reflexion die helldunkle Ahnung einzuholen, die in der Jugend mit sicher tastendem Schritte vorgegangen war: aber ich habe nicht genug hervorgehoben, daß Goethe in seinem ganzen Seelenleben während der langen Zwischenzeit überhaupt zu sehr ein andrer geworden war, um sich in jene jugendlichen Gährungszustände, da „ein Bild des Unendlichen in ihm wühlte", so lebendig zurückzuversetzen, als eine organische Fortführung des Drama verlangte. Es leuchtet ein, daß dies ein Hinderniß anderer Art war, als jene, die ich aufgezeigt habe: jene sind formell psychologischer, dieses ist real psychologischer Natur: das Sein, die Persönlichkeit selbst hat sich verändert und kann sich des früheren Seins nicht mehr deutlich erinnern; Goethe war beruhigt, die Gährung im geistigen Blut hatte sich gesetzt; im Suchen nach Wahrheit hatte er gelernt, ruhig den Weg der induktiven Naturforschung zu wandeln, im Sittlichen fühlte er die wachsende Harmonie, und hatte er als Dichter in der deutlichen Sonnenwelt des Südens, Angesichts der Antike und einer plastischen Natur begriffen, daß die Losung der Kunst Objektivität ist, so mußte sich diese lösende Stimmung über

sein ganzes Wesen so verbreiten, daß überhaupt der Zug der mit dem Objekt dunkel verwachsenen Subjektivität der klaren Diremtion wich, welche allen Weltinhalt auffaßt, wie das Auge auffaßt: Subjekt dem Objekt hell blickend gegenüber. Nun mußte es freilich des Dichters Aufgabe sein, auch den dunkelsuchenden Faust durch schwere Kämpfe, Schuld und Leiden in diese Helle überzuführen, deren Höchstes die klare ethische Thätigkeit, das gemessene Wirken des Mannes sein sollte, aber es galt, die Mittelstufen zu finden; um sie zu finden, mußte der Ausgangspunkt dem Dichter noch gegenwärtig sein und es war doch zu lange Zeit verflossen, jene Zustände waren zu sehr vergangene geworden, als daß es möglich war, der Forderung noch zu genügen. Goethe muß es oft versucht haben und wieder abgestanden sein, weil es zu schwer war. So tritt also zu den Ursachen der Verzögerung noch eine neue oder vielmehr eine reziproke Rückwirkung: die Verzögerung wird Ursache der Verzögerung; weil zu lange gezögert war, wird weiter gezögert, bis es zu spät ist, bis der Dichter keine Leidenschaft mehr darzustellen vermag, wie sie in wechselnden Formen einen schwer zur Klarheit sich durchringenden Geist bestürzen muß.

Freuen könnte ich mich auch darüber, im Verfasser einen Beistand im Geschmacksstreit gegen die zähen Bewunderer des zweiten Theils gefunden zu haben, aber die Freude ist mir versalzen, da Herr Gwinner seiner Beistimmung nachschickt: „nur sollte dieses Urtheil den Schwerpunkt nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt legen.“ Er setzt nun zwar hinzu: „freilich hängen beide in Sachen der Poesie untrennbar zusammen und das Verdienst Vischers, die ganze

Schwäche jener zuerst mit Entschiedenheit dargelegt zu haben, will ich durchaus nicht schmälern." Ein Beispiel, wie der Verfasser zugesteht, zuerkennt, dann wieder zurücknimmt, dann die Zurücknahme wieder halb zurücknimmt. Ich habe entweder mit und in der Form den von ihr, wie der erste dieser zwei Sätze zugibt, nicht trennbaren Inhalt einer richtigen Kritik unterzogen oder nicht, ein Drittes zwischen Ja und Nein gibt es hier nicht. Die Wahrheit ist, daß ich sehr ausdrücklich nicht bloß die poetische Form als solche angegriffen, sondern an mehr als Einer Stelle meiner Beurtheilung auch gezeigt habe, wie sehr der Dichter gegen die ethischen Prämissen seiner eigenen Dichtung handelt, indem er ganz in das humanistische Gebiet abschwenkt und drei Akte hindurch darin sich umtreibt; insbesondere habe ich in diesem Sinne sogleich die Elfenscene im Eingang wiederholt als ein Schönmachen auf Kosten der Wahrheit charakterisirt und diesen Vorwurf dann ebenso gegen das ganze Helena-Motiv gerichtet, wie es von Goethe als ein bloß ästhetisches behandelt ist; ich habe behauptet und begründet, daß es nicht wahr ist, wenn man sich und anderen vormacht, der Held des zweiten Theils bewege sich aufsteigend durch wahre, den ganzen Menschen umbildende Läuterungsprozesse. Dieses „Verdienst" will nun also Herr Gwinner „nicht schmälern", wiewohl er es just vorher geschmälert hat.

Zum Schluß nennt er die Form, worin ich mein Urtheil ausgesprochen habe, burschikos. Hier möge der Leser sich erinnern, was ich zu einer ähnlichen väterlichen oder professorlichen Rüge J. Schmidts bemerkt habe; die Herrn kommen mit ihren erzieherischen Winken eben zu spät.

Doch nun zum Mittelpunkte, zum Kern der Tragödie! Ich habe ihn unter der Aufschrift: „die inhaltschweren Stellen“ behandelt und diese unzulängliche Bezeichnung mit Gründen entschuldigt, habe nachgewiesen, warum keine bessere sich finden läßt. Danach fragt H. Gwinner nicht, führt sie nur spöttlich an und geht so zur Kritik meiner Grundauffassung über. Nur dankbar kann man ihm sein dafür, daß er an die Spitze dieser Kritik einen Satz stellt, welcher rechtzeitig ein erwünschtes Licht auf die Quelle wirft, woraus all der Aerger auf mich und meines Gleichen fließt; er lautet:

„Zu der auch von Vischer versuchten speculativen Beleuchtung des Faust genügt sein „„Monismus““, d. i. die altbekannte, nur umgetaufte Spinozistisch Hegelsche Alleinslehre eben durchaus nicht, mag sich sein ästhetischer Scharfblick und Geschmack auch in reichem Maße betheiligen. Daher sehen wir denn auch ihn der ausgetretenen Spur derer folgen, welche in jeder wirklichen oder scheinbaren Abweichung Goethe's von der Sage eine „„Vergeistigung““ derselben erkennen wollen und dem Dichter „„Vertiefungen““ imputiren, wo mit größerem Rechte von Verflachungen die Rede sein könnte, wenn ihre Auslegung die richtige wäre.“

Hinc illae lâcrymae! H. Gwinner ist kein Freund des Pantheismus, er hat ihn abgethan. Pantheismus oder Monismus oder Alleinslehre, — wie man will; es gibt bekanntlich auch Versuche, Theismus und Pantheismus zu vereinigen; H. Gwinner sagt nicht, wie er sich zu diesen verhält; er ist wohl nicht weniger schlecht auf sie zu sprechen, als auf den ganzen Pantheismus, und zwar schwerlich deßwegen schlecht, weil er zweifelt wie wir, ob man neben der

wahren Immanenz einen transeunten Gott übrig behalten kann, sondern darum, weil diese Versuche doch — konsequent oder nicht — die innere Einheit aller Wesen, die Einheit des menschlichen Geistes mit der Natur, die Einheit von Subjekt und Objekt festhalten. Nun haben wir wohl nicht erst zu beweisen, was jedem Denkenden in die Augen springt: daß der ganze Feuerdrang Fausts, der das Ausgangsmotiv des Dramas bildet, auf einer mächtigen, tiefen Ahnung dieser Weseneinheit beruht; nicht erst zu beweisen, daß Faust in Wald und Höhle darum sich so hochbeglückt fühlt, weil ihm nun Schritt um Schritt helle, wirklich erkennende Blicke in diese Einheit zu thun vergönnt worden ist. Was anderes kann denn wohl gemeint sein, als dies, wenn Faust sagt: „gabst mir die herrliche Natur zum Königreich — nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur, vergönnest mir, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen", wenn er in den Reihen der Lebendigen, wie sie der Geist an ihm vorüberführt, nun „seine Brüder" kennen lernt. Wer dürfte hier einwenden, daß ja diese Scene später gedichtet sei, als die Anfangsscenen! Kein späterer Theil der Dichtung faßt sich so klar und fest mit der helldunkeln Aussicht zusammen, worauf die glühenden Blicke Fausts in den ersten, ältesten Scenen gerichtet sind. Es ist der Puls der Tragödie, der hier schlägt. Die Wendung zu Schuld und Leiden durch Schuld, wie kein Drama sie entbehren kann, sie hat in diesem Drama hier, in einem Drang des Erkenntnißtriebs, der tief und wahr und berechtigt ist, aber vermessen sich überhebt, ihren Ausgangspunkt. Man muß dieser Dichtung den Rücken kehren, wenn man von der Wesen-

einheit nichts wissen, nicht verstehen will, wie diesem Faust sein eigenes Selbst fehlt, so lang er nicht ins Innere der Dinge erkennend dringen und sich darin das Bewußtsein der Wesensgleichheit mit ihnen geben kann. Man kann nichts für ihn fühlen, sich nicht für ihn rühren, nicht ihm das tragische Mitleid bewahren, wenn man die Leidenschaft, die ihn dann zur Schuld führt, nicht in diese ihre reine Quelle verfolgt. Sie gleicht einer unglücklichen Liebe; Liebe sehnt sich nach Wesensergänzung; Erkenntnißdrang ebenso, nur auf ungleich höherer Stufe.

H. Gwinner thut uns nicht den Gefallen, uns direkt etwas über seinen philosophischen Standpunkt zu sagen. Er hat über Schopenhauer geschrieben (Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt 1862 und: Schopenhauer und seine Freunde 1863); eine Stelle in diesen Kritiken klingt auch Schopenhauerisch: „wir halten es mit Faust, wenn derselbe, einmal irre geworden an seiner wahren Lebensaufgabe, von der illusionsseligen Streberei für einen trügerischen Weltzweck nichts mehr wissen will, sondern die ganze Komödie und „„vor allem die Geduld““, sie mitaufzuführen, verflucht.“ Er scheint dann Schopenhauers Urwillen und jedem andern System, das nur Ein Grundwesen in allem annimmt, Valet gesagt und — wir wissen ja nicht, wohin zunächst — etwa vielleicht zu Herbarts „vielen Seienden“ oder Leibniz Monadenlehre sich gewendet zu haben; er wollte nun nichts mehr wissen von dem Eins in Allem. Dies muß ihm aber auch nicht genügt haben oder irren wir überhaupt, wenn wir eine solche Uebergangsphase annehmen: genug, er wurde schließlich, wie sich des Weiteren nun zeigen wird, stark positiv.

Die Wesen der Welt darf kein lebendiges inneres Einheitsband zusammenschlingen, aber ein Oben und Unten mit recht persönlichen transscendenten Wesen, eine Ueberwelt und Unterwelt muß sein, aus welcher gnädig oder fürchterlich Himmel und Teufel in die Welt hereinwirken. Dabei scheint doch ein stark Stück Schopenhauerstimmung nachzuklingen, wie aus der angeführten Stelle hervorgeht; es läßt sich zur Noth auch reimen, auch das ist einem Kopfe möglich, die wirkliche Welt und Geschichte als lächerlichen, öden Mummenschanz zu betrachten und damit ein Jenseits zu kombiniren, wo das rechte Leben zu Hause ist. Der Leser kann schon aus dem Wort: illusionsselige Streberei entnehmen, wie leer unserem Kritiker Begriffe sind, die uns als inhaltsvoll gelten; er wird auch fernerhin sehen, wie heftig derselbe gegen die Ideen: Streben, Läuterung, Entwicklung als ethisch indifferente angeht und wie er die philosophischen Ausleger beschuldigt, den Ernst des Bösen zu verkennen, wenn sie meinen, Läuterung schließe Erlösung in sich. Mit dem Pantheismus ist Ernstnehmen des Bösen unvereinbar: dies ist ein Hauptsatz, dem wir begegnen werden, und wohl ein Hauptausgangspunkt von H. Gwinners Bekehrung zu gründlich verdichtetem Transcendenzglauben.

Zunächst verweilen wir bei dem Punkte, wo wir stehen: Fausts ursprünglichem Motiv, dem Wissensdrang.

An Kuno Fischers Auffassung dieses Punktes, ausgesprochen mit den Worten, Faust wolle die Natur erleben, den Erdgeist erleben, habe ich ausgesetzt, daß hier eine Nichtunterscheidung von zwei Wünschen liege, welche zur Folge habe, daß der Uebergang Fausts von seiner ersten zur zweiten

Phase, der Verbindung mit Mephistopheles, nicht genügend als neuer Schritt markirt werde; die Begründung dieses Einwurfes wurde bis hieher aufgeschoben, wo ein Gegner auftritt, der sich in diesem Punkt ausdrücklich gegen mich wendet.

Herr Gwinner bestreitet nicht, daß ein mächtiger Wissensdrang in Faust lebe, aber er bestreitet, was ich behaupte: daß es Wissensdrang noch in seiner Reinheit sei, was Faust zur Beschwörung des Erdgeistes hintreibt. Er sieht in der Gluth, welche der Dichter diesem stürmischen Akte geliehen hat, nicht eine Sehnsucht, sich mit der schöpferischen Weltkraft durch ein schauendes Erkennen ineinszusetzen, sondern bereits die Lohe wilden Uebermuths und sinnlicher Leidenschaft. „Faust glaubt in Wahrheit nur noch an ein Naturleben und die dahinter verborgenen Mächte“, — „ihm will kein Licht von oben mehr leuchten“ — „er fällt tief, weil er sich zu hoch gebläht“ — „er, dem lange vor allem Wissen ekelt, hat sich ein Licht von unten angezündet, um in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen und sein besseres Selbst im Rauschen der Zeit, im Rollen der Begebenheit zu betäuben.“ — „Dem reinen „„Wissensdurst““ folgt alsbald der Bund mit Mephistopheles, dem „„Flüchtling der Hölle““.

„Alsbald“ —: also zwischen der Beschwörung des Erdgeistes und diesem Bunde kein Einschnitt, kein Unterschied von zwei Stationen; was bei Kuno Fischer nur ein Nichtunterscheiden ist, das liegt hier als ausdrückliches Vermengen vor.

Der näheren Erörterung ist noch voranzuschicken, daß in H. Gwinners Sätzereihe, auch nur mit sich selbst verglichen, eine logische Verwirrung vorliegt. Er gibt, wie gesagt, einen mächtigen Wissensdrang zu, läugnet aber nachher, daß Richtung auf (rein theoretisches) Wissen mit einem Drange verbunden sein könne. „Der über seinen Zirkeln brütende Gelehrte ist stillvergnügt und selbstvergessen" u. s. w. „Um sich nach etwas zu sehnen, muß man es kennen und lieben, wenigstens daran glauben", und hierauf folgt dann, was vorhin schon ausgehoben ist: Faust glaubt nicht an die obern Mächte, sondern ergibt sich den untern u. s. w. — kurz, man sieht, was H. Gwinner an die Stelle von Goethe's tiefen und schweren Gedanken setzt und wodurch ihm die Lichtung derselben, aus welchen der spätere Plan des Dramas hervorgieng, als frivol erscheint: gut glaubige, erbauliche Vorstellungen von einem Oben und Unten. Natürlich kann nun auch der Erdgeist nicht der personifizirte Inbegriff des Naturlebens, sondern nur der Gottseibeiuns selber sein. Davon mehr im Folgenden!

Um aus diesem Rest von Verwirrung herauszukommen, muß denn also ein scharfes Unterscheiden vorgenommen werden, und zwar, so habe ich zunächst gesagt, eine Unterscheidung zwischen zwei Stadien oder Formen von Fausts Seelenzustand und Verhalten; dabei ist aber genau zu merken, daß die erste derselben zwei, wenn man will drei ebenfalls genau zu unterscheidende Momente enthält.

Erste Form und erstes Moment derselben: reiner Wissensdrang. H. Gwinner gibt ihn zu und läugnet ihn, erklärt ihn für unmöglich; in der auf Werthbestimmung nicht ge-

richteten, rein theoretischen Sphäre — so begründet er näher seine Negation — findet kein Drang statt, dazu dann das schon angeführte: „um sich nach etwas zu sehnen, muß man es kennen und lieben.“ Hier gilt es, festzustellen, daß allem Erkennenwollen ein Realverhältniß zwischen Subjekt und Gegenstand zu Grunde liegt, ausgesprochen in dem alten Worte des Griechen: Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Sind der denkende Geist und sein Objekt wesenhaft verschiedene, einander schlechthin fremde und undurchdringliche Wesen, hat Leibniz mit seinen Monaden und Herbart mit seinen „vielen Seienden“ Recht, so gibt es kein Erkenntnißbedürfniß und kein Erkennen. Gegen diejenigen aber, die eine Allwesen-Einheit behaupten, wende man nicht ein, wenn Subjekt und Objekt sich doch gleich seien, so sei es zu verwundern, daß nicht dieses von jenem zum voraus und von jeher auch erkannt sei, vielmehr das Subjekt sich sehne, erst zu erkennen. Man betrachte nur einfach das Verhältniß zwischen Erkennen und Sein innerhalb der Persönlichkeit: wir sind doch wir selbst, sind doch uns selbst gleich; dennoch sind wir uns dunkel, ringen nach Selbsterkenntniß, erringen sie niemals ganz, sind aber beglückt bei jedem klaren Einblick in uns selbst, — freilich oft auch erschreckt, bei richtigem Fortschritt aber, wie sehr das Entdeckte uns bestürzen mag, dennoch über die Entdeckung beglückt. Es folgt, daß die Wesensgleichheit zwischen Erkennendem und Gegenstand kein todtes, fertiges, sondern ein lebendiges, stets werdendes, ein implicirtes, stets erst sich explicirendes Verhältniß ist. Und das Gesagte gilt nun unbestreitbar wie von der Selbsterkenntniß, die hier als überzeugendes Beispiel angeführt ist, so von

der Erkenntniß des sogenannt äußeren Objekts. Daß es ein äußeres sei, das ist ja nur ein Wort, ein Schein. Subjekt und Objekt ist eine Kategorie, die sich stets aufstellt, um stets zu verschwinden, der tieferen Einsicht zu weichen. — Das Lebendige in dem Verhältniß, die Wesensgleichheit, die sich dahin erst vollziehen soll, daß die Erkenntniß mit dem Wesen sich deckt, äußert sich nun nothwendig darin, daß es eine Aktion des Erkennens ohne Hinzutritt eines Werthgefühls für das Zusammenkommen von Subjekt und Objekt gar nicht gibt, nicht geben kann. Wenn ich auch nur sage: erkennen Wollen, so ist in dem Wollen schon ein Drang, ein Durst, ein Sehnen wie in der Liebe ausgesprochen. Famulus Wagner freilich, stillvergnügt und selbstzufrieden, kennt dieses Sehnen nicht, aber er will ja nicht erkennen, will nur wissen, für ihn gibt es keine Erkenntnisse, nur Kenntnisse; immerhin fühlt auch er eine Art von Sehnen: „zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen", dies aber kommt hier nicht in Rechnung, denn es ist Wunsch der bloßen Eitelkeit. „Werthbestimmung" und: „um sich nach etwas zu sehnen, muß man es kennen und lieben": ja sicherlich! Wenn Subjekt und Objekt gleichen Wesens, aber, weil das kein todtes Verhältniß ist, einander erst noch fremd sind, so muß es dem Subjekt doch werthvoll erscheinen, daß die Fremdheit aufhöre, daß das Verhältniß kein bloßes Ansich bleibe, sondern sich vollstrecke. Dieses Ziel kenne ich in Form der Ahnung und weil Einheit beglückt, weil Einheit schön ist, so liebe ich es, ehe ich es erreicht habe, also sehne ich mich danach.

Es folgt, daß Fausts anfängliche Seelenlage sehr wohl

eine feurige mystische Leidenschaft und doch zugleich ein reiner Erkenntnißdrang sein kann. Er will begreifen und im Begreifen zugleich geheimnißvoll wesenhaft ergreifen. Sein Durst ist ursprünglich ein heiliger Durst und man entstellt das Drama, wenn man schon in diesem ersten Stadium Fausts nur Hochmuth, unreine Begierde, Frevel findet, denn man raubt sich die Sympathie mit ihm, die ihm doch auch in seiner Schuld bleiben soll wie jedem tragischen Helden. Darum habe ich so starkes Gewicht darauf gelegt, daß alles vom Begreifenwollen ausgehe, darum zu der Scene der Erscheinung des Erdgeists gesagt, der Erdgeist wehre mit den Worten:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir"

das Gleichsein ab aus dem Grunde des Nichtbegreifens, der nächste Accent liege zwar auf dem „gleichst", der stärkere aber auf dem „begreifst", Faust glaube zu gleichen, weil er zu begreifen glaube, das erste sei und bleibe also der Erkenntnißdrang.

Vor dem Uebergang zu einem andern Momente ist nun festzustellen: durch diesen Zusatz edler Leidenschaft in jedem Erkenntnißsuchen ist nicht ausgeschlossen die Geduld, die besonnen Schritt für Schritt geht, und nicht ausgeschlossen die Bescheidung, welche weiß, daß wir nie ganz erkennen werden, was „die Welt im Innersten zusammenhält." Es hat noch keinen großen Forscher gegeben, der dieß nicht bezeugte. Ferner: wir haben das Wort: mystisch gebraucht. Es gilt in gutem, nur ganz berechtigtem Sinne von jeder Annahme einer lebendigen Einheit, wo der Verstand nur

getrennte Existenzen sieht; aber es hat noch einen andern Sinn, der nun hervortritt, wenn wir zum zweiten Momente der ersten Form von Fausts Seelenlage übergehen. Hier liegen die Ansätze, durch welche der reine Erkenntnißdrang sich trübt und dann die Wendung eintritt, die zum Bunde mit Mephistopheles führt. Unmittelbar einleuchtend ist, daß Faust die Geduld fehlt, aber das ist ja nicht der einzige Fehler und H. Gwinner irrt sehr, wenn er findet, mein „Räsonnement" laufe nur darauf hinaus. Faust kennt auch die Bescheidung nicht, er verlangt unbedingte, vollkommene Erkenntniß eines Ganzen. Beide Mängel sind Verfehlungen im Maße, von beiden aber, und insbesondere vom zweiten führt ein sehr kurzer Weg zu einer andern Verirrung, die ganz qualitativer Art ist, einer Verirrung, die unter der Einwirkung von Zeitvorstellungen, wie der Dichter sie dem Stoff gemäß voraussetzt, nothwendig hervorspringen muß. Faust verkehrt das berechtigt Mystische in ein falsch Mystisches. Ist es wahr, daß das Erkennen ein Zusammenkommen, Zusammenschluß von zwei Wesensgleichen ist, so folgt ja daraus nicht, daß dies wie ein sinnliches Amalgam aufgefaßt werden darf; der Alchemist in Faust trägt den Begriff einer chemischen Mischung auf ein Finden und Fassen über, das idealer Art ist; der leidenschaftliche Freund der Wahrheit in Faust stellt sich dies Finden wie eine Brüder-Umarmung vor und der Stolz in Faust will die ganze Wahrheit, das ganze Geheimniß des Naturlebens auf Einmal erstürmen. Daher genügt ihm das Bild des Makrokosmus nicht, weil es objektiv bleibt, zu mystischer Verschmelzung sich nicht darbeut, daher muß der Dichter den kabbalistischen Glauben

benützend das Objekt persönlich als Planetargeist fassen. Und nun geht die Ueberhebung in den wirklichen und vollen Frevel über, dem Erdgeist an Kraft real gleich sein, mit ihm schaffend wie allmächtig wirken und weben zu wollen; hiemit schlägt der qualitative Irrthum in eine neue, noch größere, vermessnere Maßverletzung um, die wir auch als drittes Moment der ersten Phase bezeichnen können, weil sie in der That in starkem Unterschied sich hervorstellt.

Alles dies habe ich in meiner Schrift bereits auseinandergesetzt, (S. 160 ff.), die ersteren Punkte weniger genau, als im Obigen, den letzteren bereits in genügender Schärfe.

Nun ist als einleitendes Motiv der zweiten Form oder Phase in Fausts Verhalten aus dem Anfangs-Monolog ein Zug heraufzunehmen, wodurch zu dieser Ueberhebung etwas relativ Neues hinzukommt. In einer so feurigen Natur muß auch der Lebenstrieb stark sein. „Auch“ will sagen: dieser Trieb steht zwar natürlich nicht außer dem Zusammenhang mit der Gewalt der Leidenschaft, die dem Erkenntnißtrieb den geschilderten Zusatz gibt, er schlägt sich zum Streben nach Erkenntniß, aber er macht sich außerdem geltend als Trieb, die Welt durchzugenießen, nicht schlaff, nicht bloß rezeptiv, sondern auch aktiv, in kühnen Thaten und Kämpfen. Man erinnere sich an Stellen, wie: „Auch hab ich weder Gut noch Geld“ u. s. w. „Verfluchtes dumpfes Mauerloch“ u. s. w. Es läßt sich — wie ich längst gezeigt habe — voraussehen, daß, wenn dieser Trieb aus seiner Gesellung zum Erkenntnißtrieb herausgeworfen einmal für sich agirt, die Idealität des Erkenntnißtriebs sich umgekehrt gefährlich zu ihm schlagen und ihm die Idee eines Unendlichen, eines

göttergleichen Ganzen so zuführen wird, daß Faust genießend, handelnd, auch leidend sich zur Menschheit wird erweitern wollen. Der Lebenstrieb in diesem Sinne bricht mit dem Erkenntnißtriebe, vorerst noch in dunkler Verschlingung mit ihm, hervor im Anblick des Zeichens des Erdgeistes, in welchem gewiß nicht in erster Linie das Geschichtsleben, sondern das Naturleben, aber doch offenbar das erstere mitpersonifizirt ist. Dieser Durchbruch liegt in den Worten:

Schon glüh ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Faust will dem Erdgeist gleich sein an schaffender Kraft, aber überdies auf seinen Wogen stolz wie ein Erdgott im offenen Meer der Genüße und Thaten hinschwimmen.

Dies ist das Konvolut in Fausts Seelenlage bis zur Beschwörung und darauf folgenden Beschämung. Ich glaube nun hinreichend gezeigt zu haben, wie nöthig es ist, die Fäden in dieser Verschlingung sorgsam auseinanderzulesen, wie ungenügend also, einfach zu sagen: Faust will den Erdgeist, die Natur leben, wie K. Fischer, oder wie Gwinner nach tonloser Einräumung, daß Faust bis dahin auch von Wissensdrang geführt sei, ohne weiteres abstrakt ethisch nur an gottlosen Frevel zu denken, wo Verirrung, Schuld und reiches, tiefes Seelenleben so bedeutend, so dunkel sich ineinanderschlingen.

Und nun, nachdem er vom Erdgeist in das Gefühl der Nichtigkeit zurückgeworfen ist, nun, aber wahrlich nicht „alsbald," sondern nachdem er zum Selbstmord schreiten gewollt,

nachdem Glockenklang und Ostergesang ihn in die einfach menschlichen Rührungen des Lebens zurückgezogen, nachdem das Bild heiterer Menschheit auf dem Spaziergang ihm die Brust gelüftet, der Auftritt mit den Bauern ihn aufs neue in seinen Schmerz geworfen, nachdem das Gefühl unerträglicher Zuschnürung, Einengung in sein zwiespältiges Ich den Wunsch hervorgepreßt, mit Zauberhilfe fliegen zu können, nun und dennoch auch nun nicht in Einem Tempo folgt:

Die zweite Form, der Bund mit Mephistopheles. H. Gwinner kann für sein „alsbald" vorbringen, daß der Spaziergang vor dem Thor und das erste Gespräch mit Mephistopheles der späteren Bearbeitung angehören. Allein unzweifelhaft zum Aeltesten gehört das Gespräch mit Wagner, entscheidende Gründe sprechen dafür, daß schon nach dem alten Plan ein Selbstmordversuch folgen und in diesem Moment erst Mephistopheles eintreten sollte, dessen Aufgabe es nun war, mit seiner Art von Beredtsamkeit dem Faust ein so appetitliches Bild der Welt vorzuhalten, seinen Lebenstrieb so stark zu reizen, daß er nun aus der früheren Vermengung mit dem Erkenntnißtrieb noch stärker, als schon die Zurückschreckung durch den Erdgeist dies bewirken mußte, herausgeschüttelt und zum entscheidenden Motiv wurde, ein neues Leben, ein Leben der Weltlust anzutreten. Das Entscheidende liegt in dem Verzichten auf die Forschung nach Wahrheit; diesen Unterschied zwischen den zwei Phasen verliert man ja, wenn man schon vorher nur Lebensdrang oder nur Frevel sieht.

Nun ist zwar dieser Faust freilich ein anderer geworden, als er vorher war, da sein ideales Selbst mit seinem Kern,

dem Durst nach Erkenntniß, noch als Grundmotiv wirksam war. Aber nicht ganz kann er ein anderer werden; er bringt in die neue Stimmung das Bewußtsein des Wesens des Geistes hinüber, das Bewußtsein, daß der Geist reine Bewegung, über jedes Einzelne übergreifende Aktion ist, daß daher nichts Einzelnes ihn befriedigen kann. Daher die Wette, auf die wir bei der Besprechung von K. Fischers Schrift uns vorbehalten haben hier noch einmal zurückzukommen. Sie gehört auch nach H. Gwinner nicht zum ursprünglichen Plan, sondern ist in Anlehnung an das später hinzugekommene Programm des Prologs nachträglich, so gut es eben gieng, mit der Bündnißscene verflochten. Dies: „so gut es gieng“ erläutert H. Gwinner dahin: Faust beschönigt mit seiner Behauptung, er werde nie befriedigt sein, renommistisch den verbrecherischen Bund, worin er sein Jenseits preisgibt, vor sich selbst; er vermißt sich, das unausbleibliche Ende noch abzukürzen, d. h. schon in dem Augenblicke des Teufels zu sein, wo er befriedigt sein werde: der Sinn wäre demnach: „gelingt es dir, mich vor meinem Ende zu sättigen, so bin ich dir verfallen, gelingt es dir nicht, so hast du mich nach meinem natürlichen Tode einfach kraft der Verschreibung.“ Und an einer andern Stelle sagt H. Gwinner — nicht übel auf dem Boden seiner Voraussetzung —, die schönen Reden Fausts von seiner Unbefriedigung, von der Unmöglichkeit, ihn je zu sättigen, vertragen sich recht gut mit seinem Lebensdrang und Weltdurst, er könne nie ohne die Einsicht gedacht werden, daß in den Tiefen der Sinnlichkeit keine Stillung seiner glühenden Leidenschaften zu finden sei, allein er gehe den Bund ein quand

même, d. h. er sei gewillt und gefaßt, auch unbefriedigt zu zerscheitern; er werde freilich unbefriedigt bleiben und so die Wette scheinbar bequem gewinnen, aber es sei damit — nichts gewonnen, so lange er nicht „Magie von seinem Pfad entferne.“

Die Auskunft ist fein erdacht, aber so künstlich, daß niemand sie glauben wird; man thut besser, die Wette als ein später eingeschobenes, zum Alten nicht passendes Motiv einfach zu verwerfen, wenn man, wie H. Gwinner, dem Dichter nicht erlaubt, das Bündniß mit Mephistopheles anders, als recht kraß zu fassen, nicht erlaubt, in einen Schritt des Helden, der nach der Sage nur wilder Frevel ist, helle Lichter hinüberzuleiten, wodurch dieser Schritt aufhört, einfach nur ein pechschwarzes Verbrechen zu sein, vielmehr eine universale Bedeutung gewinnt, ohne die poetische Bildmäßigkeit zu verlieren. Faust, wie er gestimmt ist, weiß von keinem Glück und sucht keines in dem Bunde; in wilder Verstörung läßt er es darauf ankommen, zu „zerscheitern.“ Aber unter dem Zerscheitern versteht er nicht, dem Mephistopheles, der Hölle zur Beute werden; dem Teufel verfällt er — dies steht ihm fest, — nur dann, wenn er je im Einzelgenuß ganz befriedigt wird. Warum er im vollen Widerspruch damit dennoch den Bund eingeht, warum er die Güter sucht, die er verachtet, die er für keine hält, das zu erklären ist nicht leicht, wenn man aber die Auseinandersetzung, die ich (s. m. Schrift insbesondre S. 307 ff.) gegeben habe, nicht gelten läßt, so darf ich billig verlangen, daß man sie erst widerlege. Der Widerspruch in seinem gleichzeitigen Wollen und Verschmähen ist wild und höchst gefahrbringend, aber durch den Knäuel in seinem Innern schimmert eine

Wahrheit durch; sie heißt: du kannst und sollst den Geist nicht unterkriegen, denn sein Wesen ist Fortbewegung; gehe ich zu Grund, so gehe ich zu Grund unbesiegt von dir, du wirst nicht gewonnen haben, meine Seele gehört dir nicht, sie hat nur aufgehört, zu sein, weil sie aufgehört hat, Bewegung zu sein.

In der Volkssage ist die Verbindung mit Mephistopheles eigentlich kein Vertrag, wenn man unter Vertrag doch zu verstehen hat, daß beide Theile eine Leistung versprechen; hier verspricht nur Mephistopheles eine Leistung, nämlich seine Zauberdienste, dafür verfällt ihm nach 24 Jahren Fausts Seele von selbst, Faust wird dann nicht mehr gefragt, ob er sie geben will. Dies ist eigentlich nur ein in Vertragsform gefaßter Tausch: Seele gegen Genuß, Genuß für Seele. Der jugendliche Goethe, noch der Goethe der ersten Zeit in Weimar, dem es im Strudel der Tollzeit oft um die eigne Seele bang war, wird ja, wie ich schon bei der Besprechung von K. Fischers Schrift zugegeben, noch geschwankt haben, ob er seinen Faust nicht der Hölle überantworten solle. Aber derselbe jugendliche Goethe hatte auch schon andere Momente, wo er troſtreich aus dem Dickicht hinaussah; die hiefür oft angeführte Strophe: „Hoffnung“ mit dem Schluß:

Nein, es sind nicht leere Träume,
Jetzt noch Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

ist spätestens von 1777; in solchen Momenten mußte ihm bereits aufdämmern, was später der Prolog als lösendes Wort aussprach, und in solchen Momenten konnte ihm die

schwere Frage des Faustthemas unmöglich so kraß plan liegen, daß er einfach meinte, Faust müsse des Teufels werden; sein Faust sollte nicht gemeint sein, gegen Freuden, die ihm keine Freuden sind, die Seele hinzuwerfen; ob diese verfalle, darauf soll es erst ankommen. Hier ist ein Wenn, das in der Volkssage nicht ist; hier wagt es Mephistopheles, am Schluße der Frist vergeblich gedient zu haben, denn er soll nach allem Dienst die Seele Fausts erst einthun, wenn sie durch diesen Dienst zerrüttet wird, und Faust wagt es ebendarauf. Diese hypothetische Zuspitzung: hier liegt die Wurzel der Vergeistigung der Sage. So erhält der Bund die Form der Wette, und in dieser Wette sitzt das erahnte Bild der unverwüstlichen Elastizität des Geistes, des Geistes überhaupt, und so hat Goethe frühe schon in seinem Faust, obwohl er Individuum ist und bleibt, das Bild des Menschen, der Menschheit gesehen. Dies ist die Durchsichtigkeit, die der Rohstoff schon in seiner jungen Hand zu gewinnen begann. Dies, diese Durchsichtigkeit ist es, was H. Gwinner gründlich haßt und verachtet. Seinem verdickten Vorstellen ist jede flüßige Idee zuwider; wo es nicht heißt: Himmel, Hölle, Sünde, höllische Verdammniß oder zur Noth Gnade, da wird er unangenehm.

Ein Thema von großartiger Einfachheit lag in der Sage dem Dichter vor. Bezeichnen wir es mit H. Gwinners Worten: „die deutsche Version der Magus-Sage, die Sage vom hochbegabten, aber hoffärtigen Doktor der Theologie, der ein Weltmensch wird und, um der verschlossenen Natur alles abzuzwingen, wonach ihn gelüstet, sich der Magie ergibt, dem Bösen seine Seele verschreibt und nach einem tollen

Leben mit Schrecken endet." H. Gwinner behält sich am Schluße seiner Artikel vor, ein andermal auseinanderzusetzen, wie dieses Thema sich hätte gestalten müssen, wenn der Dichter seiner ursprünglichen Konzeption treuer geblieben wäre. In dieser, sagt er nun mit Gervinus, sei jener Grundgedanke, nur zeitgemäß verändert, stehen geblieben. K. Fischer nimmt, wie der Leser sich erinnert, an, über das Endschicksal Fausts habe der Dichter in der ersten Konzeption ein bestimmtes Bild sich noch nicht festgestellt, ich habe in jenem Zusammenhang und vorhin wieder angenommen, Goethe müsse geschwankt, sein Vorstellen müsse gewechselt haben; H. Gwinner also nimmt dagegen an, es sei beschlossen gewesen, Faust der Hölle verfallen zu lassen. Hiefür scheinen namentlich die Stellen zu sprechen in der Kontraktscene: „und wie sie selbst am End auch ich zerscheitern", ferner (Wald und Höhle):

Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mags gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Und am Schluße das: „Her zu mir" des Mephistopheles scheint danach nur der Einen Deutung fähig: nun bist du mein!

Ich will jetzt nicht premiren, daß in der vorletzten dieser Stellen Mephistopheles auf die angeführten Worte Fausts eine ironische Antwort gibt, worin er durch dessen tragisches Pathos keineswegs zufriedengestellt erscheint; er wünscht ihn erst dahin zu bringen, daß er mit kalter Ruhe den Folgen der Verführung zusieht, daß er Virtuos im Verführen wird.

Auch dies führt in einfachem Gedankengang zu der Wahrheit, daß durch ein einzelnes Verbrechen Faust noch nicht der Hölle verfallen sein kann, daß es erst darauf ankommt, seine Seele zu lähmen. Doch sehen wir jetzt vom Einzelnen ab und fassen die Frage an der Wurzel!

Eine „zeitgemäße“ Veränderung gibt H. Gwinner mit Gervinus als gefordert zu, sosehr er übrigens verlangt, daß der Dichter am finstern Schluß der Sage festhalte; darunter kann er von seinem Standpunkte nichts verstehen, als eine Steigerung des Seelenzustands des Helden ins Geistreiche; seiner Ueberhebung sollte etwas von modernen Ideen untergelegt werden, Anklang an Philosopheme, die sich leicht dahin verkehren lassen, daß sie den absoluten Egoismus zu rechtfertigen scheinen, Anklang an romantische Selbstbespieglung und Beschönigung hohlen Genußlebens; dadurch sollte, eben weil es falsche Genialität ist, seine Schuld vertieft, verstärkt erscheinen. So etwa ungefähr; aber stehen sollte bleiben in knolliger dogmatischer Kompaktheit Teufel und Hölle.

Es ist nicht meine Schuld, wenn ich nun abermals, wie schon in anderem Zusammenhang bei K. Fischer, auf den wichtigsten Abschnitt meiner Schrift: „Zweites Gespräch des Faust und Mephistopheles: Die Wette, der Bund“ verweisen muß, es bemüht aber den Leser weniger, als wenn ich nur auf die Verweisung verwiese. Also noch einmal: ich habe mich bestrebt, den tiefen, weiten Inhalt, den der Dichter in die konkrete Person seines Faust, in deren Stimmungen und Wollen, den er in die Person seines Mephistopheles, in die Wechselwirkung beider, in die Wette, den Bund versenkt hat, herauszugraben, bloßzulegen, flüßig zu

machen, das poetisch Geahnte in gedachte Begriffe zu fassen, besonders in dem genannten Abschnitt S. 285 ff. Es war der schwerste wie der wichtigste Theil meines Ringens und man dürfte wohl erwarten, daß mit Ernst gelesen und geprüft wird, was mit so sichtbarem Ernst erarbeitet ist. Liest man mir darüber mit aufgerecktem Kinn und aufgezogenem Mundwinkel hinweg, verachtet und verhöhnt man mir das, weil man zum Voraus beschlossen hat, solches Grabgeschäft als lächerliches Unternehmen zu verurtheilen, so mag man das Buch nur ganz liegen lassen und nicht den kleinsten Theil daran loben.

Schon ehe H. Gwinner vortrat, hat mir ein übrigens nicht Voreingenommener, nicht Uebelwollender, den ich ungern auf solchem Wege finde, diese Frucht mühevollen, den Kern suchenden Schälens leichtweg mit einem kurzen ironischen Lächeln abgethan; Emil Feuerlein (Unsere Zeit. Neue Folge. Heft 11 S. 805): „Diese Scenen sind mit einer Akribie, die beim himmlischen Prolog und beim Teufelsbündniß zu einem förmlichen mit Wort und Wort angestellten Examen wird, behandelt, wie sie an den alten braven Boccaccio und seinen Dantekommentar erinnert." Warum fährt er dann fort: „Ueber die Masse von Aufschlüssen und das hohe Maß geistigen Genusses, die uns diese Blätter gewähren, kein Wort weiter"? Wenn dieser Mittel- und Springpunkt meines Werkes komisch ist, so will ich keinen Aufschluß, keinen geistigen Genuß gewährt haben. — Anführen will ich noch, daß Feuerlein das schöne griechische Wort vom Tode, das ich S. 274 angeführt habe, als „Ausfluß blasirter epikuräischer Skepsis" bezeichnet. Dies macht mir die ironi-

sche Stellung zur philosophischen Hauptparthie meiner Schrift einigermaßen erklärlich.

Noch anders klingt es nun freilich bei H. Gwinner, eine ganze häßliche Hohnlauge gießt er mir über meine Blätter aus, natürlich nicht nur mich, sondern mit mir alle treffend, die in Goethe's Faust etwas mehr finden, als was greiflich vor Augen liegt. Was Streben, strebende Menschheit, die in Faust repräsentirt sein soll! „Hat nicht Goethe selbst gesagt, es sei dies keine „„Idee““, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im Besonderen zu Grunde läge?“ Wir haben nie gemeint, noch gesagt, Goethe habe diese „Idee“ in ihrer weiten Allgemeinheit vor sich genommen und sinnbildlich zu verkörpern beschlossen, wir haben unter Idee verstanden, was H. Gwinner selbst in der Einleitung zu seinen Artikeln darunter versteht, einen Keim, einen Kern, der als treibende Seele im ahnenden Dichter unbewußt mit und in seinem konkret erschauten Gebilde großwächst und es geistig ausweitet, ohne es aus seinen Fugen zu treiben; das kennt H. Gwinner, um es nachher zu vergessen, denn ein solcher Kern, Keim, solche treibende Seele ist der Gehalt nicht, den er in der ursprünglichen Konzeption findet: kein Strebender, sondern ein unersättlicher Sünder, den billig der Teufel holt. Also aber: was Streben! Da gibt es nur sündhafte Unersättlichkeit! — Was Fortschritt im Streben, was Läuterung, worin Versöhnung, Erlösung an sich schon liegen soll! Faustdick von außen Strafe für das Teufelsbündniß oder, wenn es sein soll, wenn der Poet später vorzieht, harmonisch zu schließen, Gnade von oben, dem Oben, das für Köpfe wie H. Gwinner kein Innen ist! Dabei setzt freilich auch er voraus, daß Faust

nicht unvermittelt zu jenen „höheren Sphären“ gehoben würde, nicht ohne daß er vorher dahin aus eigener Kraft gedrungen wäre. Dies letztere sind Worte aus dem Schluß der Gwinnerschen Artikel und hier scheint er mit mir zusammenzutreffen, der ich ja nachdrücklich dem zweiten Theil vorwerfe, daß Faust zu leichten Kaufs in den Himmel erhoben wird, weil da keine Reue, kein neues Handeln, keine neue Schuld, keine Umkehr und Ermannung aus alter und neuer Schuld zu sehen ist; er aber kann dabei nur an eine von oben unterstützte ordentliche Bekehrung denken, nicht an Seelenprozesse, die ins Licht setzen, daß wahres Weiterstreben allerdings schon Erlösung, Versöhnung, Seligkeit in sich schließt, er weiß ja nichts, will nichts wissen von einem solchen Ineinander von Himmel, Hölle und Menschenseele; sie müssen sinnlich, örtlich getrennt sein. Nach dem neuen Plane, wie der Prolog im Himmel ihn ankündigte, mit der „Licenz“: „es irrt der Mensch, solang er strebt“, und mit dem leichten Trost: „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“ werde, so meint er, der Kampf mit dem bösen Prinzip zum bloßen Spiel herabgesetzt, bei dem der Held „dreist drauf lossündigt, immerfort im „„dunkeln Drang““ und mit dem Bewußtsein des rechten Weges, weil er schließlich auf die allerbequemste Art, durch den bloßen Verlauf des irdischen Lebens, erlöst wird.“ Dies steht in der Kritik der Abhandlung von Biedermann; die zum Theil schon angeführten Sätze über Läuterung und Entwicklung stellen sich besonders präcis heraus in der Kritik von K. Fischers Schrift. „Läuterung ist noch lange nicht Erlösung, am wenigsten aber eine Läuterung „„ohne himm-

lische Zuthat"", da der Begriff der Erlösung gerade den der Hilfe nothwendig in sich einschließt. Selbsterlösung ist eine moderne Selbsttäuschung. „„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen"", singen die himmlischen Heerscharen, und es ist falsch, wenn schon dem Standpunkte des Prologs nicht fremd, „„die Entwicklungsstufen einer bedeutenden Menschennatur"" seien „„zugleich Läuterungsstufen"", denn der Begriff der Entwicklung ist ein ethisch indifferenter" u. s. w. Erlösung ist ein Wort aus der theologischen Begriffswelt. Die Sprache der voraussetzungslosen Wissenschaft hat streng genommen nichts damit zu schaffen und sie vermischt Begriffe aus zwei wesentlich verschiedenen Anschauungswelten, wenn sie von Selbsterlösung spricht, denn Erlösung kommt wirklich durch Gnade einer transcendenten Macht von außen. Goethe brauchte für seine Schluß-Scene die himmlischen Heerscharen und diese müssen noch den weiteren Zusatz machen: „und hat an ihm die Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen." Die Engel wie die übrigen himmlischen Figuren sind poetischer Apparat, wie der Dichter ihn brauchte. Zieht man diese sinnbildliche Hülle ab, so bleibt, daß im Streben selbst nicht die „Erlösung" (denn dies theologische Wort gehört zum Apparat), aber das wahre Wohl liegt, und die von oben theilnehmende Liebe bedeutet alles Fördernde, was nach einem der Welt immanenten Gesetz eben in der Welt einem edel Strebenden unter die Arme greift. „Edel" fügen wir hinzu, im Grund überflüssig. Setzt man das Wort Streben schlechtweg, so meint man es immer inhaltsvoll, denkt an ein gutes, rechtes Streben. H. Gwinner

findet den Begriff leer, indem er sagt, es komme erst darauf an, wonach man strebe. Je nach dem Zusammenhang natürlich, aber wenn man Streben absolut gebraucht, dann ist das Gute als Ziel mitinbegriffen.

Vor solchen Auflösungen, wie jene, muß denn H. Gwinner nothwendig das Kreuz machen. Sehen wir weiter, wie er mit dem Bemühen umspringt, die Gedankenreihen zu heben, die der ahnende Dichter in den lebendigen Leib seiner Dichtung gesenkt hat.

Faust verflucht in der Scene, die zum Teufelsbunde führt, alle Freuden der Welt, weil sie für ihn mit keiner Illusion verbunden sind. Ich knüpfe daran eine Untersuchung über Wesen und Werth der Illusion, ich unterscheide den bedingten Werth derjenigen, die sich an die Genüsse knüpft, von dem unbedingten der edlen Illusion, ohne welche auch ein inhaltvolles, großes Wirken nicht möglich ist, wie ja dies der Dichter selbst in der letzten Rede seines Faust so rein und hell ausspricht. Man muß lesen, wie H. Gwinner das wiedergibt; ich hebe davon nur heraus, wie er einen Theil meiner Erörterung behandelt. Wo von jener Illusion niedrigerer Stufe die Rede ist, die sich an die Genüsse knüpft, wo ich ihren bedingten Werth aufzeige und den Grund, warum der Vernünftige sich mit Maß ihr hingibt, obwohl er sie durchschaut, habe ich das Verhalten zum Kunstscheine des Theaters als dienliches Beispiel angeführt und, um ja nicht mißverstanden zu werden, hinzugesetzt: „doch das Bild hinkt, das Leben ist kein Theater, wir spielen ja mit, oder vielmehr, weil wir selbst auf der Bühne sind, ist es kein Spiel, sondern ein Wirken." Hiezu setzt H. Gwinner, als hätte ich

dies nicht beigefügt: „demnach wirken wir alle als höhere Schauspieler.“ Dies ist gehäßig, ist Lästerung. Er fährt fort: „der Inhalt, das „eigentlich Werthvolle dieser Thätigkeit an sich, welche zugleich Arbeit für den Weltzweck sein soll, bleibt mit diesem im Dunkeln.“ Nun ich denke, der Weltzweck ist, daß das Gute werde; hält mich H. Gwinner für verpflichtet, in der Kritik eines Dichtwerks zu doziren, was das Gute ist, ein System der Pflichten und Tugenden aufzuführen? Vom Guten gibt uns der Dichter ein Beispiel durch eine der Formen, worin es sich vollzieht, indem er seinen Faust als Herrscher für das Wohl eines Volkes wirken läßt. Daß er das sehr ungenügend zur Darstellung bringt, hievon, ich muß es abermals wiederholen, kann hier ganz abgesehen werden, die Intention habe ich hoch anerkannt. Aber H. Gwinner möchte mich frivol haben und da ers nicht findet, macht er mich dazu. Sollte Faust etwa Klöster stiften? Dient das dem Weltzweck, der ja H. Gwinner ganz hell sein muß? — „Illusionsselige Streberei“: das höhnische Substantiv wird hier, mit neuem Epitheton, wieder angebracht und zu „Wanderschritt“ (Wort aus einem Brief Goethe's, das ich zitirte,) wird blöckend in Klammer gesetzt: vulgo Fortschritt.

Erweitert sich die Person des Helden zu allgemeiner Bedeutung, so kann dies nicht anders sein bei der des Mephistopheles. Ich habe nun in der erwähnten Analyse die Gegensätze, die sich in beiden gegenüberstehen, in Begriffe gefaßt, im Bunde der beiden das Bild einer Wechselwirkung gesehen, in welche diese Gegensätze miteinander treten, und hierin die Aussicht eröffnet gefunden, daß aus ihrem Durchdringungskampf eine Versöhnung, eine Einheit hervorgehen

werde. Dabei habe ich, wie öfters, mit Nachdruck dem Scheine vorgebeugt, als habe uns der Dichter Begriffsschemen vorgeführt; hiefür ist übrigens ja schon gesorgt durch die im Voraus von mir festgestellte, hier in Geltung tretende Bedeutung des Begriffs symbolisch. H. Gwinner hat in seiner Einleitung diesen Begriff, wie ich ihn anwende, gutgeheißen: „es ist bei Fr. Vischer rühmend hervorzuheben, daß er, obwohl auch seine Faust-Idee gar sehr ins Weite und Leere fällt, doch überzeugend jene von Düntzer, Köstlin u. And. vertretene Ansicht widerlegt, als dürfe man, weil es dem Dichter nur um ein konkretes Lebensbild zu thun gewesen sei, keine allgemeine und symbolische Bedeutung darin suchen." Die Einschränkung durch den Zwischensatz „obwohl" hebt dieses Einstimmen nicht auf; ist zugestanden, daß Individualität einer poetischen Person und Allgemeinheit der Bedeutung einander nicht ausschließen, so muß dann, ob Einer diese Allgemeinheit zu allgemein, zu „weit und leer" genommen hat, an andrem Ort untersucht und entschieden werden. Und trotz dieser Einräumung sagt Gwinner, bei Anlaß von J. Schmidt auf mich zurückkommend, wenn der Dichter Faktoren hätte darstellen wollen, die in der Menschheit thätig sind, so lange sie eine Geschichte hat, Faktoren wie: feuriger Idealismus und auf das Empirische sich steiende Ironie, so hätte es nicht zweier Personen bedurft; das seien eigentlich die zwei Seelen, die sich in Fausts Brust bekämpfen, deren Kampf also ohne solche Doppelung verlaufen könnte. Die Einräumung des Symbolischen ist damit rein aufgehoben. Nur Ein Beispiel! Es ist doch unbestritten, daß Tasso und Antonio, obwohl sie ganz greifliche

Personen bleiben, im Verlaufe des Goethe'schen Dramas, vorzüglich aber am Schluß, in Tassos letzten Worten, sich mehr und mehr zu der allgemeinen Bedeutung erweitern: Phantasie-Leben und Lebenskunst, wogendes Seelenleben des Idealbildenden Künstlers und sicherer Takt des Staatsmanns und Hofmanns. Nun hat Tasso die redliche Absicht, die Lebenskunst auch sich anzueignen, er ist durchdrungen von ihrem Werthe und bemüht, sie zu lernen; nach obigem Satze H. Gwinners müßte man aufstellen, Goethe hätte einen besonderen Vertreter für dieses Glied des Gegensatzes nicht bedurft, durch eine Reihe von Scenen, worin Tasso trotz seinem guten Willen dennoch mit der Welt der Form, Konvenienz, mit der Realität der Verhältnisse collidire, hätte er ohne diese Zweiheit von Personen ganz gut zeigen können, wie unendlich schwer die Vereinigung jener Gegensätze sei. So schneide man denn diesen Antonio aus der Handlung heraus, wenn man kann! — Nun zurück zum „Obwohl"! Etwas Allgemeines erlaubte demnach H. Gwinner in Faust und Mephistopheles zu finden, nur dürfe man nicht „ins Weite und Leere fallen." Er wird also, scheint zu folgen, etwa gestatten, daß man in Mephistopheles nur einfach das Böse dargestellt finde — symbolisch in dem von ihm eingeräumten Sinne. Das wäre ja aber auch zu „weit und leer", denn es ist ein Faktor, der durch die Weltgeschichte geht, so lange es eine gibt, und es lauert ja auch in Fausts eigener Brust hinter der einen der zwei Seelen, die in ihr wohnen; da hätte also der Dichter ebensowenig zweier Personen bedurft. Nein! nein! nichts von allgemeiner Bedeutung! Person, wirkliche Person, nicht bloß poetisch fingirte,

muß Mephistopheles sein, sonst fällt man ins zu Weite und Leere! — Dies und nichts anderes ist das Ergebniß.

Daß aber Mephistopheles nicht einfach das Böse vorstelle, sondern — durch vermittelnde Begriffe, die ich aufgezeigt habe, — den Verstand, den Geist der Erfahrung, den Geist der Wirklichkeit, das geht aus den reichlichen Stellen, wo er Wahrheit spricht, heilsame, obwohl von ihm nicht heilsam gemeinte Lehre vorbringt, Maß und Ziel predigt, all den Stellen, wo er schlagend halb Recht hat, so überzeugend hervor, daß ein Blinder es sehen sollte. Diese Bedeutung ist der innere Grund, warum er so behaglich behandelt ist bis auf die Momente, wo die Teufelskralle heraussieht. Für den Humor in Mephistopheles muß H. Gwinner nicht eine Spur von Ader haben. Er meint es nur anführen zu dürfen, daß ich z. B. die Einladung zum Antritt des Weltgangs behaglich nenne, um mich lächerlich zu machen.

Wie Faust auf der andern Seite zu einem Bilde der Unverwüstlichkeit der Strebe-Natur des menschlichen Geistes sich erweitert, zu einem Bilde des Idealismus in diesem Geiste des Strebens, der aber in seiner Einseitigkeit zum wilden Ueberstürze wird, das habe ich nicht etwa kurzweg behauptet, sondern aus dem Wortlaute der betreffenden Stellen des Drama entwickelt. Ein Quodlibet von Gegensätzen nennt H. Gwinner die Begriffspaare, die ich aufstelle. Damit sind sie wohl kritisirt? — Aus der so sich vertiefenden Bedeutung der Zwei ergibt sich folgerichtig, wohin der Dichter mit ihrem Bunde zielt: zu einer Vereinigung der zwei, in ihrer Trennung und widersprechenden Einseitigkeit ihr Recht in Unrecht verkehrenden Faktoren; Faust soll von Mephi-

stopheles, gegen dessen Willen (sofern er auch das Böse ist), lernen, soll lernen, sich ins Wirkliche fügen ohne sein Idealstreben zu opfern, es anfassen, sich mit ihm einlassen, in ihm wirken mit Maß, Geduld, Resignation und mit so viel Illusion, d. h. soviel Hoffnung, Herrliches zu erreichen, als überhaupt nöthig ist, um etwas zu erreichen. Dies erhellt sonnenklar aus dem Schluß des zweiten Theils, der vor dem Dichter noch nicht klar stand, als er die ältesten Theile schrieb, als er noch schwankte, ob er seinen Faust nicht dem Untergang weihen solle, der ihm aber früher in Sicht auftauchte, als man gemeinhin annimmt. Auch dies nun, dieses Wohinaus, habe ich nicht kurzweg behauptet, sondern aus den gegebenen Prämissen — der Dichtung und meiner Analyse — entwickelt. H. Gwinner läßt diese Entwicklung weg, stellt ihr Ergebniß nackt hin und gibt es, seiner Begründung beraubt, dem Hohne Preis. „Der Pakt ist nichts als Durchdringungskampf“ (dieser angeblichen Prinzipien) „und das Facit dieses Prozesses das höchste Gut“ — „Es soll ein Glück verheißender Seelenbund zur Erzeugung des vollkommenen Menschen herauskommen“ — „wahrhaft ersprießlicher Seelenbund“ und dergleichen. — Man kennt diesen edlen Kunstgriff, ein Untersuchungs-Ergebniß ohne seine Bindeglieder hinzustellen und so den Schein des Bodenlosen, des Verrückten darauf zu werfen. Nebenher wird, ganz entsprechend dem Ganzen dieses Abthuns, ein Giftklümpchen Hohn auf die Novelle: „Auch Einer, eine Reisebekanntschaft“ gespritzt.

Ganz spottwerth verwundersam kommt es H. Gwinner auch vor, daß ich die Frage vom Gut, vom wahren Gut,

vom höchsten Gut aufnehme, worauf, wie ich meinte, die Frage nach dem Wesen und Werth der Illusion, welche aufzunehmen Fausts Fluch auf alle Freuden fordert, mit Nothwendigkeit führen muß. Der Held, der hochbewegte, irrende, suchende Ringer auf der Bühne, soll uns wohl eigentlich nichts angehen? Wir sollen nicht um ihn besorgt sein, nicht Mitleid mit ihm fühlen, wenn er fällt? Nicht uns mit und in ihm erheben, wenn er aufsteht? Es soll sich nicht in ihm auch um uns, nicht um die Angelegenheit der Menschheit handeln? Man soll also nicht fragen dürfen nach dem, um was sich im Grund jede Tragödie dreht, nur im Faust ausdrücklicher als in tausend anderen dreht, nach dem wahren Wohle? Nicht nachdenklich theilnehmen und nachfragen, wo denn der Irrthum steckt, wenn er so richtig ahnt, wo es nicht liegt, und doch nicht finden kann, wo es liegt? —

Es ist in früherem Zusammenhang gesagt, daß H. Gwinner offenbar fürchtet, man verkenne den Ernst des Bösen, wenn man nicht fordert, Faust müsse zur Hölle fahren. Ebenso wird er natürlich scheu, wenn man nicht einfach das Böse, sondern auch den Weltverstand, Erfahrungsgeist in Mephistopheles vertreten sieht. Dies bedarf keiner Beleuchtung mehr, wohl aber das Verhalten H. Gwinners zu einem Punkte, der die poetische Behandlung des Mephistopheles betrifft. Es ist gewiß nicht vonnöthen, daß ich hier die bekannten Stellen aufführe, woraus hervorgeht, wie dichterisch frei Goethe mit der Vorstellung des Teufels spielt, indem er ihm so manche witzige Worte in den Mund legt, aus denen direkt folgt, daß es eigentlich keinen Teufel gibt; er kann und darf es, so wird sich jeder Unbefangene sagen, weil er

vorher so gut dafür gesorgt hat, daß die poetische Illusion in Kraft bestehe, und je im nächsten Moment wieder dafür sorgt, daß sie mit voller Lebendigkeit sich wieder herstellt. Daran nimmt nun H. Gwinner großes Aergerniß, das aber, wie wir ihn schon kennen, nicht in Schauder und Wehmuth, sondern in anderen Tönen sich Luft macht. Was will er denn da nun eigentlich? Zuerst scheint es, er wehre sich nur für die Kompaktheit der Vorstellung als poetischen Bildes: „Wir müssen ihm doch wohl als dramatischer Person seine Ehre lassen. Ist etwa der Geist im Hamlet nicht als Geist, sondern als Einbildung vorzustellen, weil Shakespeares erleuchteter Leser an keine Geister-Erscheinungen glaubt?“ Dieser Einwand ist zwar nur vorgeschoben, wir wollen uns aber einen Augenblick bei ihm aufhalten. Shakespeare glaubte noch an Geister und seine Zuschauer auch; er hat mitten im noch herrschenden Geisterglauben, wo er solche erscheinen läßt, ihnen tiefsymbolische Bedeutung eingehaucht, während er doch höchst stimmungsvoll den Geisterhauch bewahrt, so daß für uns, die wir an keine Gespenster mehr glauben, ein eigenthümliches Zwielicht entsteht: sie sind ihrer Bedeutung nach für uns Sinnbilder und doch versetzen wir uns ganz in die Schauer derjenigen, die daran glauben. Goethe glaubt nicht an den Teufel und rechnet auf Leser, resp. Zuschauer, die mit diesem Glauben ebenfalls fertig sind; so wagt er es und darf es wagen, die Illusion stellenweise scharf zu durchbrechen und doch wiederherzustellen. Er als moderner Dichter, er als Kind der Aufklärung spielt poetisch mit dem Teufel. Das ist gegenüber dem ästhetischen Gesetze, welches Festhaltung des Scheines fordert, keck, aber da er

so geistreich spielt, die vom auflösenden Gedanken durchlöcherte Bildlichkeit so ungetheilt wieder rettet, als stände ein leibhaftes Wesen mit der ganzen Naivetät des Lebens vor uns, so ist da nichts zu tadeln, sondern nur hoch zu rühmen. Das könnte H. Gwinner einsehen, es kommt aber an andern Stellen zu Tage, daß es ihm nicht um die poetische Kompaktheit zu thun ist, daß er ein solches Ineinanderschimmern von bildlichem Schein und scheinloser Wahrheit nicht ästhetisch, sondern ethisch verdammt, indem er ein poetisches Spiel mit einem sittlichen, mit einer Frivolität verwechselt. In der Kritik von Biedermanns Aufsatz kommt H. Gwinner wieder auf diesen Punkt zurück, führt meine Worte an, Goethe lasse den Teufel oft Worte sprechen, welche die Vorstellung der Existenz des Sprechenden aufheben (wie z. B. „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben"), und fährt dann fort: „ja wohl, die Vorstellung in den Köpfen der von ihm Bethörten! Es gereicht ihm zu besonderem Vergnügen, für eine bloße Illusion gehalten zu werden: „„den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte,"" und hierauf bringt er eine Stelle aus Daubs Judas Ischarioth, welche ebenfalls besagt, der höllische Geist liebe es, den Unglauben der Aufklärung zu verbreiten, als existire er nicht, um desto sicherer zu wirken und zu verderben. Weiteren Anlaß, sich in diesem Sinn auszusprechen, gibt ihm K. Fischers Ansicht, daß Mephistopheles eigentlich kein Teufel sei, und da kommt nun des Pudels Kern ganz zum Vorschein: „in den Augen der Spinozisten war das Böse weniger furchtbar, als lächerlich, daher schaltet auch Goethe äußerst frei mit der auch bei ihm ins Fabelbuch geschrie-

benen Personifikation des Bösen, aber die ernste Idee seiner Dichtung bricht dabei doch unwillkürlich durch“ u. s. w., wonach denn also der Dichter, wo er die Illusion durchbricht, moralisch-religiös sinkt, wo er sie herstellt, sich wieder bessert, d. h. zum ernstlichen Teufelsglauben erhebt. Interessant wäre es, zu wissen, wie H. Gwinner sich den Gottseibeiuns vorstellt. Hörner, Pelz, Pferdefuß dürfen wohl nicht fehlen, sonst begänne bereits frivole Auflösung.

So sind wir auf unsern Anfang zurückgekommen. Der arge Pantheismus sucht in Goethe's Faust ganz ungehörige Dinge, wie z. B. einen verrückten Durst, zu erfahren, was die Welt im Innersten zusammenhält; er nimmt es mit dem Bösen nicht ernst, daher verflüchtigt er die Person des Mephistopheles zu einer Allgemeinbedeutung, welche außer dem Bösen Solches umfaßt, was relative Wahrheit und Berechtigung hat; hiemit wird dem Bunde mit dem Teufel seine Gräulichkeit genommen, auch Fausts Verbrechen beschönigt, indem seinem Wollen ein Sinn untergelegt wird, wonach es nicht ohne Weiteres schuldhaft, sondern zu einem Theil der Geistnatur adäquat erscheint; und endlich also, wenn es wahr wäre oder soweit es wahr ist, daß der Dichter mit der Vorstellung eines leibhaften Teufels spielt, so wäre oder ist dieß eine Leichtfertigkeit. Es genügt, dieß noch einmal schließlich zusammenzustellen und hiemit zu konstatiren. Da H. Gwinner seinen Satz, mit dem Pantheismus sei ein anderer als laxer Begriff vom Bösen nicht vereinbar, unbewiesen hingestellt hat, so muß es uns erlaubt sein, ebenfalls ohne Beweisführung das Gegentheil zu behaupten und uns einfach auf den Schlüssel zur Lösung des Prob-

lems zu berufen, der findbar halbverborgen im Prolog und im Gange der Handlung liegt. Metaphysische Fragen sind ja hier nicht direkt aufzunehmen, es handelt sich um die Beurtheilung eines Dichters, nur freilich sieht man, wie das Verständniß vom metaphysischen Denken abhängt: hat der Dichter formell ästhetisch durch das ironische Spiel, das er mit der Figur des Mephistopheles treibt, und materiell (im späteren Plan) durch die Worte im Prolog: „drum geb ich gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt — —" und durch die schließliche Niederlage des Mephistopheles gezeigt, daß er dem Bösen kein wahres, eigenes Sein zuschreibt, so hat für den Einen seine Dichtung innere Wahrheit, für den Andern ist sie ein frivoles Produkt der Aufklärung.

Auf was läuft schließlich alles hinaus? H. Gwinner glaubt zu streiten für das wahrhaft und wesenhaft Uebersinnliche, hiemit auch für die Reinheit der ethischen Idee, und er streitet nur für Uebertragung sinnlicher Vorstellungen in das Uebersinnliche und in das Wesen des Ethischen. Das muß ihm noch nachgehen von den Schopenhauer-Studien. Schopenhauer, so ganz metaphysisch und monistisch im Prinzip, dem Urwillen, ist doch darin ganz Materialist, daß ihm die Ideen, die stets von der wirklichen Personenwelt erzeugt, stets von ihr getragen, aber nicht selbst Personen sind und doch als die großen, ewigen Mächte das Leben beherrschen: das Gute, das Sittengesetz, die Pflicht, das Recht — als Schemen, als Nichts erscheinen, eben weil sie nicht selbst Personen sind. Man kann es auch Nominalismus nennen in der Bedeutung wie das Wort im Streite zwischen den Scholastiker-Parteien der Nominalisten und Realisten genom-

men wurde. Daher, weil für ihn die Ordnungen, die es binden, keine lebendigen Wahrheiten sind, ist ihm das Leben ein leeres Possenspiel. Für den Ernst des Bösen ist in seinen Gedankenreihen eher noch ein Ort insofern, als er doch etwas hat, was er an der Stelle des abgethanen Moralgesetzes fungiren läßt: das Mitleid, wie er es fordert für den Jammer des Daseins; daraus folgt, daß er auch den Ernst des Bösen in seiner Weise allerdings anerkennt, da er die Selbstaufwerfung des elenden Subjekts, als wäre es die Gattung, seine Verhärtung gegen das Mitleid als eine Empörung abscheulicher Art betrachten muß, hassenswerth und furchtbar, obwohl es nicht in einem Teufel hypostasirt ist. Hierin freilich ist H. Gwinner weit über Schopenhauer hinaus: gibt es keinen Teufel, so wird frivol die Gefahr des Bösen verkannt.

H. Gwinner hat der Welt in Aussicht gestellt, ihr noch ein positives Bild davon zu geben, wie nach seiner Auffassung das Drama geführt sein müßte, wenn der Dichter seiner ersten, der Sage angeschlossenen, ernsten Idee treu geblieben wäre. Er kann sich die Mühe sparen, ein verwandter Geist ist ihm zuvorgekommen: „Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Vilmar (herausgegeben nach dem Tode des Verfassers vom Vater A. F. C. Vilmar Vierte Aufl. 1879). Den Hauptinhalt der Schrift bildet die Besprechung des Faust. „Goethe war ein Kind seiner Zeit, die sich vor Hölle und Teufel nicht mehr fürchtete, und darum hat er gleich im Prolog auf einen endlichen guten Ausgang des Ganzen, auf die Vergeblichkeit der An=

strengungen des Teufels hingewiesen" — „Phrasen von Klarheit, Streben und Irren, vom Urquell" — „Gipfel dieser Redensarten in dem Vers:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

„Dem ersten Theil des Faust liegt der Untergang des Helden offenbar von Anfang bis zu Ende zu Grunde und es muß deßhalb die im Prolog ausgesprochene Hinweisung auf ein anderes Ende nicht nur vom christlichen Standpunkt als Abschwächung des Ernstes der alten Faustsage bezeichnet, sondern auch, weil sie dem Gang des Stückes widerspricht, als unkünstlerisch verurtheilt werden." — „Die Hölle hat uns Goethe nicht darstellen können, denn er wußte nichts von einer Hölle" — — Genug! Das Ganze ist charakterisirt, wenn man sagt: der Verfasser läßt Goethe, wo ers ihm recht macht, predigen, und übrigens predigt er ihm, wie er predigen sollte.

Es war meine Absicht, mich schließlich noch des Vorwurfs zu erwehren, den H. Gwinner gegen mich wie gegen K. Fischer, J. Schmidt, Biedermann erhebt: daß immer aus der Person und dem Leben des Dichters erklärt werde, statt daß das Gedicht aus sich erklärt, an seiner innern Aufgabe objektiv gemessen und beurtheilt werde. Auf mich angewendet ist diese Aussage ungerecht, unwahr. Daß es bei keiner Dichtung so wesentlich wie beim Faust gegeben sei, auf den Dichter, sein Leben, seine Zeit zurückzugehen, dies gibt H. Gwinner zu; daß ich es nie auf Kosten der wichtigeren Aufgabe, der Beurtheilung des Gedichts aus sich selbst, der Haltung desselben an seine eigene Idee gethan,

davon zeugt alles, was ich darüber geschrieben, so klar, daß ich kein Wort hinzuzufügen habe.

Zur Erquickung des Lesers nach so viel Mühen mag hier noch eine Probe von H. Gwinners Satzbauart stehen: „Die ethische Leerheit dieser ganzen (Kuno Fischer'schen) Auffassung, welche freilich durch die spielende, dem magischen Motiv völlig inkongruente Behandlung, als wenn das menschliche Leben eine Opernvorstellung und Gut und Bös bloße Dekoration wären, von dem Dichter selbst veranlaßt worden ist, ergibt sich überdies schon aus der Verwechslung der Idee der Erlösung, welche Goethe sowohl in der erwähnten Aeußerung bei Eckermann, als auch mit dem Schlusse des zweiten Theils ins Auge gefaßt hatte, mit der Vorstellung einer bloßen Läuterung, ja mit derjenigen der bloßen Entwicklung." Neuer Beitrag zu einer neuen Auflage des deutschen Antibarbarus von K. G. Keller!

Der geduldige Leser darf glauben, daß ich so müde bin, als er. So lange, lange Diatriben und dabei so blutwenig von Poesie, von dem, um was es sich in einem Gedichte doch spezifisch handelt, vom Werthe der Anschauung als Anschauung! Aber man sei gerecht und sehe zu, wo der Grund liegt! Zuerst in der wunderbaren Gedankenfülle, die der Dichter in die kompakte Anschauung zauberisch versenkt hat, dann aber freilich in seinen offenbaren Verlegenheiten und Gedankenverstrickungen bei der überlang verschleppten Fortführung und Vollendung, endlich im Wirrwarr der Kritik, die das Gedicht hervorgerufen.

Gottfried Keller.

Eine Studie. (Augsburger Allg. Zeitung 1874.)

Vorbemerkung 1880.

Seit diese Studie erschienen ist, hat Gottfried Keller herausgegeben: Züricher Novellen (zwei Bände 1878). Sie enthalten neben neuen Kompositionen die ältere reizende Novelle: Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Es wäre interessant genug, diese Sammlung nun im Zusammenhang mit denjenigen Dichtungen zu besprechen, welche der Studie vorlagen. Allein in diese Besprechung müßte auch die neue Bearbeitung des Grünen Heinrich gezogen werden, von welcher längst die drei ersten Bände erschienen sind, der vierte aber gerade so geduldermüdend auf sich warten läßt wie vor Jahren der vierte Band der Leute von Seldwyla. Natürlich kann von einer neuen Beurtheilung nicht die Rede sein, ehe der Schluß da ist; ich bin genöthigt, die bisherige stehen zu lassen, wie sie dasteht, da, solang der Schluß fehlt, die in den erschienenen drei Bänden vorliegenden Veränderungen so gut wie noch nicht vorhanden sind.* — Längst drängt es mich, auch über einen Landsmann und Geistesverwandten G. Kellers etwas zu sagen, über Konrad Ferd.

* S. die Nachbemerkung am Schluß.

Meier. Wer seinen Georg Jenatsch und seine Novellen: der Schuß auf der Kanzel, das Amulet und der Heilige kennt, wird mir beistimmen in dem Urtheil, daß hier eine ächt stahlhaltige Kraft in unsere Literatur eingetreten ist, wiederum, ähnlich wie in G. Keller, eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichthum knapp zusammengehalten, alles gegenständlich, nirgends das Subjekt mit überflüßiger Rede vordringend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen. Und dieser gestrenge Geist ist an Humor wohl nicht so reich, wie G. Keller, doch nicht arm, man sehe nur zu, wie im „Schuß auf der Kanzel“ eine schnurrige Anekdote zu einer anmuthigen, humoristischen, gefüllten, runden Novelle verarbeitet ist. — Wenn der Schluß des Grünen Heinrich endlich erschienen sein wird, so erwächst die schöne Aufgabe, die beiden so verwandten Talente, auf welche die Schweiz stolz sein darf, eingehend miteinander zu vergleichen.

Die erste Auflage der „Leute von Seldwyla“ erschien 1856. Sechzehn Jahre von da bis zu den sieben Legenden: eine lange Pause! Wir kommen darauf zurück und sagen nur sogleich: Die Frische ist in der Länge dieses Schweigens nicht verflogen.

„Der grüne Heinrich“ ist seiner Zeit von vielen Stimmen mit heller Freude begrüßt, von vielen angegriffen, neuerdings von Kreyßig (Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart) in Fetzen gerissen worden. Nicht zu entschuldigen — wie wir zu zeigen hoffen —, aber zu erklären ist diese Behandlung aus einem bösen Schein, welchen der grillenhafte Schluß rückwärts über das Ganze verbreitet. Wir wollen immerhin die Betrachtung mit diesem beginnen, auf Gefahr des Vorwurfs, daß wir das Pferd am Schwanz aufzäumen.

Der grüne Heinrich will sich in einer deutschen Stadt (man erkennt leicht die bayerische Hauptstadt) zum Maler ausbilden, wird nach einer Irrfahrt durch verschiedene Stile in der Landschaftmalerei seiner Kunst überdrüssig, nimmt wissenschaftliche Studien auf, ohne zum Entschluß einer neuen Laufbahn in dieser Richtung zu gelangen, verschwendet die Zeit in geselligem Humor mit guten Kameraden, verschuldet, zehrt die Sparpfennige seiner Mutter auf, um die Schulden zu tilgen, fristet sein Leben noch eine Zeit lang durch Verkauf seiner Malerstudien, seiner ganzen Habe, endlich durch niedrige Handlanger-Arbeit, schreibt seiner guten, treuen, opfernden, sehnenden Mutter nicht mehr, wird als zahlungsunfähiger Miethsmann auf die Straße gesetzt und tritt hungernd den Weg in seine schweizerische Heimat an. So lautet bis dahin der dürre Auszug, schweigend von der Welt inneren Lebens, das die Bewegung vom Anfangspunkte bis zu dieser Oede in sich schließt. Aus dieser Innenwelt müssen wir für jetzt nur erst mit kurzen Worten so viel heraufnehmen, daß wir dem Mißverständniß vorbeugen, als habe Heinrich auch die Seele verlumpt. Er hat sich die Wahrhaftigkeit,

den Stolz, das Mitleid mit fremdem Unglück, die Keuschheit, die Strebkraft des denkenden Geistes bewahrt; man erkennt: aus dem muß doch noch etwas werden, nur erkennt man nicht, was? Jetzt folgt ein zur Abrundung der Komposition sehr schön erfundenes Motiv. Den Todesmatten, Halbverhungerten führt sein Weg zum Gut eines Grafen, den er sechs Jahre früher kennen gelernt, als er an Hoffnung reich nach der deutschen Stadt hinreiste. Hier findet er Gastfreundschaft, hier findet er seine an einen Trödler verkauften, vom Grafen entdeckten und erstandenen Studien wieder, hier eine anmuthreiche Pflegetochter, Dorothea, in die er sich verliebt, die ihn nicht ohne Hoffnung läßt, und wie neugeboren reist er der Heimat zu. Aber inzwischen hat er die arme Mutter noch immer ohne Nachricht gelassen. In der Vaterstadt angelangt, begegnet er einem Leichenzuge, folgt ihm an das offene Grab und vernimmt aus der Rede des Geistlichen, daß in dem Sarge seine Mutter liegt, welche, nachdem sie ihm alles geopfert, sich in Sehnsucht und Kummer verzehrt hat. Diesen Schlag überlebt der Schuldbewußte nicht, er wird neben der Mutter und dem früh verlorenen Vater begraben.

Also dazu haben die, obwohl krummen und dornigen, Wege geführt, auf denen, wie es schien, ein Jüngling zum Mann reifen sollte?

Um eine Antwort auf diese staunende Frage zu finden, müssen wir, freilich ohne viel Hoffnung, etwas weiter ausholen.

Keller betitelt seinen grünen Heinrich „Roman.“ Daß dies nur halb ernst gemeint ist, erkennt man sehr leicht, wenn

man nur ein Stück hineingelesen; Kreyßig hat sich durch die Bezeichnung mystificiren lassen, und schon die falsche Klassification mußte sein Urtheil verstören. Es ist ein Mittelding zwischen Roman und Selbstbiographie und gehört hiermit überhaupt einem fraglichen Genus an. Gestehen wir uns nur, daß selbst Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ Poesie und Geschichte in einer Weise mischt, die eben doch an einer gewissen Schiefheit leidet. Kein Vernünftiger wird darum die Tiefe und Großheit dieses Werks verkennen: den genetischen, organischen Geist, der dieses Gemälde des Werdens durchdringt, die stete Zusammenfassung des Individuums mit dem Allgemeinen, den weiten Kreisen der Wissenschaft, Kunst, Dichtung, der häuslichen und geselligen öffentlichen Zustände, worin dieser einzelne Werdende wurzelt und woraus er die Säfte seines Lebens saugt, seine Entwicklung schöpft, — ein breites, volles, episches Bild, durchleuchtet von Sternen hoher Weisheit und ewiger Wahrheit. Allein in gewissem Sinne doch zu sehr Kunstwerk; eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein. Nicht als müßte jede Menschlichkeit gebeichtet werden; gerade ein Zuviel der Entblößung ist erst recht ein Thun der Eitelkeit, die sich auf andern Punkten für das grausame Selbstgericht um so süßer entschädigt: das sieht man bei Rousseau. Also ohne Zudecken kann es nicht abgehen, dennoch hat bei Goethe eine zu weiche Künstlerhand die herbe Wahrheit überstrichen — eine Glättung, wofür uns die ruhige Selbstironie, mit der er seinem Werden zusieht, und die schöne Geistesfreiheit, die sich darin offenbart, doch nicht entschädigen kann. Nun aber hat er, um abzurunden, auch hinzugedichtet; dazu liegt die

Versuchung begreiflich genug im Kompositionsbedürfniß des Poeten. Es ist immer so eine Sache, wenn ein Dichter sein Leben beschreibt; denn wie schwer muß es ihm werden, von seiner Art zu lassen! Diese aber leitet ihn an, ein Kunstwerk zu schaffen. Nun ist nicht zu bestreiten, daß auch der Geschichtschreiber in gewissem Grad ein Künstler sein muß; er muß ausscheiden, erhöhen, gruppiren, um die in den Erscheinungen verhüllt liegende Einheit ans Licht herauszuarbeiten. Aber der Dichter wird schwer dem Reize widerstehen, mehr zu thun: zu erfinden, hinzuzudichten, zwar ganz dem Charakter gemäß und niemals ohne innere Wahrheit, aber doch bedenklich, denn der Leser sucht bei dem Geschichtschreiber faktische Wahrheit; es bleibt immer etwas beunruhigendes, wenn man nicht genau sehen kann: was ist wirklich gewesen und geschehen?

Es ist freilich ein starker Unterschied: Goethe gibt Selbstbiographie mit eingetragener Poesie, Keller einen Roman, also Poesie, nur mit offenem Durchblick auf Selbstbiographie; dennoch entsteht auch hier eine Mischung, aus der man nicht recht klug wird. Wir fassen dies gleich an dem Punkte, der uns zunächst angeht, da wir für den seltsamen Schluß eine Erklärung suchen. Sein Held ist eine Natur voll Nerv, Phantasie, Empfindung, Feuer, mit einem Kerne so herb und hart als nur irgend der Stein des Pfirsichs. Gute Kräfte sind in dieser Herbe verborgen: die Strenge eines werdenden Charakters, der das Gefühl abzwingt, wo andere sich ihm hingeben, die Schamhaftigkeit einer keuschen Seele, ähnlich der hartschaligen Sprödigkeit einer unentwickelten Jungfrau; aber das mischt sich mit einem großen Stück puren Eigensinns, der

ganz ins Grillenhafte geht. „Jetzt gerade erst recht nicht!“ Dieß ist die Losung, die das, doch weiche, gute, kindlich pietätsvolle Herz in den freundlichsten, rührendsten, mahnendsten Lagen unfreundlich, wortkarg, stumm, trotzig, starr, grausam macht. Wo es ihm gut geht, möchte er lieber fort; wo er geliebt wird und liebt, da schweigt, beleidigt er und reißt aus, damit nur nicht gar noch sichtbar werde, wie ihm die Augen übergehen; einmal entzückt ihn das anmuthig schalkhafte Thun der geliebten Dorothea, so daß er sich in Gefahr glaubt, das Geheimniß seines Gefühls, das er aus Scham und Stolz wie ein mürrischer Wächter hütet, zu verrathen; daher „hielt er sich gewaltsam zurück, aber das that ihm so weh, daß er aus Verzweiflung unartig und launisch wurde und sich die schönsten Stunden unwiederbringlich verderbte.“ Auch die schuldvolle Vernachlässigung seiner Mutter hat dann zum Theil ihren Grund in diesem Tick; er ist ein Sohn voll Kindesliebe, und der Kobold in ihm räsonnirt und rebellirt gegen diese Kindesliebe. Er erzählt von einer Stunde glücklicher Stimmung, da er neben Dorothea im Wagen in den sonnigen Herbst hinausrollt: nur „war es ihm, als ob er böse wäre auf seine arme Mutter, die da im Unterlande säße und in ihrem Schweigen die unerhörtesten Ansprüche erhöbe, alles zu lassen und ein ungetheiltes Herz zu ihr zu bringen; denn in seiner Konfusion und bei der Neuheit der Empfindung glaubte er, daß es jetzt um die Liebe zu seiner Mutter geschehen sein müsse, da er eine Fremde mit solchen Augen ansah, wie er noch nie eine angesehen.“

Ist das Menschenherz und am meisten das Dichterherz in Gefahr, zu beschönigen und zu verschönern, wo es sich

selbst schildert, so hat unser selbstbiographischer Poet dagegen offenbar einen eigenen dämonischen Trieb, sich zu verhäßlichen. Er übertreibt im Schlimmen, wenn andere im Guten übertreiben, er macht den Murrgeist, den störrischen Dämon in der Menschenbrust zu einem hart neben dem guten Geist wohnenden Teufel. So entsteht ein Widerspruch, zu grell, um begreiflich zu sein; denn wohl bewegt sich alle Individualität in Widersprüchen, aber es versteht sich, daß sie nicht dargestellt werden dürfen als wären sie unlösbar. Das Schweigen gegen die arme Mutter wird in seinen Anfängen noch ganz natürlich aus Scham und Wahrhaftigkeit erklärt, da der ins Elend versinkende Sohn nichts gutes zu berichten hat und nicht lügen will. Allein so lange, wie dann geschieht, fortgesetzt und zwar mehr noch aus grillenhaftem Eigensinn fortgesetzt, erscheint es als unbegreifliche und unverantwortliche Barbarei.

Wie ist nun das? Es führt ja eben zu dem Schlusse dieser romanhaften Selbstbiographie, die so ganz unorganisch abfällt. Haben wir es mit dem wirklichen Menschen zu thun, hat sich dieser etwa thatsächlich einmal arg langes Schweigen gegen die ferne gute Mutter zu Schulden kommen lassen und straft er sich, indem er die Länge dieser Unterlassung über das Thatsächliche hinaus dehnt, durch diesen peinlichen Schluß? Will er sagen: damals hätte man mir den Kopf abhauen sollen, spricht er ein Todesurtheil gegen sich? Oder hat er aus irgend welchem andern Grunde den abreißenden Schluß im Sinn, und übertreibt er darum die Länge des schuldvollen Schweigens?

Dieser andere Grund aber, was für einer mag es sein?

Halt! Steckt nicht ein Symbol dahinter? Will uns der Dichter nicht sagen: der alte grüne Heinrich ist todt und ein neuer steht auf? Ja, aber wo ist der neue, da die Todten ja todt sind? Nun — der welcher es schreibt, der lebt ja doch! Und wer ist dieser Der? Ein Dichter. Soll es also heißen: der grüne Heinrich, der nicht wußte, was er werden soll, ist gestorben, und da der grüne Heinrich, der dieß erzählt, ein Dichter ist, so könnt ihr jetzt merken, wer auferstanden, was er als Auferstandener geworden ist?

Ich quäle den Leser mit dieser Dialektik wie ihn der Poet mit dem Schlusse quält, dem die Dialektik gilt. Aber sie war nicht zu umgehen; sie rechtfertigt das Prädikat: eine Art schwebenden Mitteldings zwischen Poesie und Selbstbiographie. Wir stehen hier, dieß mußte ich nachweisen, in der Wahl: entweder dem Selbstbiographen mit unzarten Schlüssen in sein Privatleben hineinzugreifen oder dem Dichter eine phantastische Symbolik, einen närrischen Sprung aus der Illusion der objectiven Darstellung in den Kopf des Lesers unterzulegen, und beides taugt nichts. Summa Summarum — eine tolle Art von Abschluß, ein Schnake, eine Mücke, eine „naupengeheuerliche Geschichtsklitterung."

Uebrigens, um auf die zweite Deutung zurückzukommen, ist es erst nicht so gewiß, ob wir denken sollen: es sei ein Dichter, der auferstanden ist. Denn der Verfasser scheint auch Anstalten zu machen, seinen grünen Heinrich zu einem Manne des öffentlichen Wirkens zu erziehen. Er führt ihn auf der Heimreise über Basel, läßt ihn hier einem Schützenfest beiwohnen, die ganze für die Schweiz allerdings wesentlich politische Bedeutung dieser Feste erkennen und fühlen,

beschäftigt sich mit der Lage seiner Heimat in dem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt, dem zuerst die Freischarenzüge gegen Luzern, dann der geschlossene Staatenkampf gegen den Sonderbund und die gesunde Frucht desselben, die neue Verfassung der Schweiz, folgten; er durchdringt und sättigt den Charakter seines Helden mit mannhaftem Bürgerbewußtsein und Spannkraft zum Streite gegen die Mächte der Lüge und Unfreiheit. Doch diese Wendung darf uns wohl nicht irre machen; der Dichter, der es schreibt, wird eben denken: Dichtkunst allein mache noch kein Mannesleben, und seine Meinung wäre, wenn die zweite der obigen Deutungen richtig ist: vom Tod ersteht ein Dichter auf, der zugleich ein ganzer Mensch und Mann ist.

Nicht von den anderweitigen Teufeleien, die er aus seinen Knabenjahren erzählt, soll gelten, was ich von Uebertreibung ins Schwarze gesagt habe: wie der grüne Heinrich durch eine wohlausgesponnene Erdichtung eine Schulstrafe auf einen Kameraden ablädt, wie er aus dem zwar eigenen, doch unter vertrauender Obhut der Mutter stehenden Sparhafen Geld stiehlt, wie er sich mit einem andern Knaben in ein System der gegenseitig durchschauten und doch fortgeführten Wechselbelügung hineinlebt, wie er sich an die Spitze seiner Kameraden stellt, die gegen das Haus eines taktlosen Lehrers ziehen, um ihn zu verhöhnen: das ist nur gründlich wahre Bereicherung der Seelenkunde, des Blicks in die Abgründe, die dämonisch in der menschlichen Seele klaffen; schon über die Knabenjahre hinaus komponirt er in formalem Recht, aber doch undankbar und unedel, einen raffinirten Mahnbrief an seinen Lehrer, den Maler Römer, um Geld,

das er seiner Mutter schuldet, — ein Streich, den er fürchterlich zu bereuen hat: wiederum nur ganz aus der Wahrheit der menschlichen Seele heraus offen und ehrlich gebeichtet; anders aber verhält es sich mit einem Duell, das er als Jüngling in der späteren Malerlaufbahn mit einem Freunde besteht und worin er diesen tödlich verwundet, als Ritter nämlich für ein treulos verlassenes Mädchen und als Ritter für — den persönlichen Gott, denn er ist von dem Gegner gefordert worden, als er ihm vorrückte: seine Untreue komme daher, daß er an diesen nicht glaube. Ich muß zunächst hier noch eine Stelle aus der Beurtheilung von Kreyßig anführen. Dieser citirt Kellers Wort: „Heinrich dachte nun mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit an den Freund wie an ein köstliches Pergament, auf welches man seine heiligste Ueberzeugung schreiben will“, und er setzt dazu ein: Sic! Merkt er nicht, daß der Dichter hier ironisch eine Verirrung des Gemüths schildert, hat er nicht gelesen, wie gut dieselbe im Vorhergehenden motivirt ist? Sind wir dahin gekommen, daß unsere Kritiker subjektiv und objektiv nicht mehr unterscheiden können? — Aber eine andere Schwierigkeit drängt sich hier auf: dem Heinrich, wie er sonst geschildert ist, sieht doch die Waffenkunst und der blutige Handel nicht gleich, man denkt alsbald: dies ist erfunden, und zwar mehr phantastisch als glücklich erfunden, und da doch immer etwas wie Selbstbiographie hindurchsieht, so befindet man sich eben wieder in der Klemme, die, wie ich gezeigt habe, bei einem Zwitterwerk von Geschichte und Poesie nicht ausbleibt, der Klemme zwischen „Wahrheit und Dichtung.“

Nun aber genug des Genörgels, dessen Schuld wir

zwar von uns ab auf die schwachen Partien, ja auf das amphibische Genus des Buches wälzen müssen, und vorwärts zu allem Schönen, Tiefen, Herrlichen, was darin steht! Es ist die Stoßvogelhast, mit welcher eine obenhinfahrende Kritik den „Grundgedanken, die Tendenz" aus dem lebendigen Leib eines Dichterwerks herauszuhacken eilt, woraus Beurtheilungen, wie die genannte, hervorgehen. Da gibt es kein Verweilen, kein Betrachten, kein Schauen; wer aber nicht schaut, wie will der den Schauenden verstehen, denn was anderes ist der Dichter, als ein Schauender? So roh wird sein zartes Gebilde überhin angesehen, daß es der Mühe nicht werth scheint, nur nach der Erklärung zu suchen, wo etwas auf den ersten Blick befremdendes vom Dichter aus innern Ursachen erklärt wird. Heinrich nimmt, wie er nach Deutschland abreist, einen scheinbar kühlen Abschied von seiner Mutter. Im Texte heißt es dann weiter: „Als er vor ihr her die vier Treppen hinabeilte, fühlte er, daß sein Gesicht ganz heiß wurde, aber er bezwang sich." Kreyßig berichtet einfach: „Heinrich nimmt einen recht kühlen Abschied von seinem Mütterchen", und so erscheint schlechthin als Rohheit, was der Dichter aus einer inneren Scham seines Helden ableitet, das tiefe Gefühl herauszulassen. Die ganze Jugendgeschichte thut dieser Minos mit dem Prädikat ab: „ganz gewöhnlich und unbedeutend." Wie steht es mit der Aesthetik als „exakter Wissenschaft", was die Herbartianer aus ihr machen möchten, wenn eine Bilderreihe die andern original und herrlich däucht, dem einen gewöhnlich und unbedeutend erscheint? Wie soll er überführt werden? Und wenn wir andern keine Erklärung für ein solches Urtheil wissen, als

daß wir denken, der Höllenrichter müsse umgekehrt gelesen haben, und wenn er riefe: „Beweise mir das!“ wie können wir es beweisen? Umgekehrt gelesen; d. h. mir scheint, er habe zuerst nach dem Schluß gehaftet, dieser sei ihm, während er nur barock ist, blasirt vorgekommen, und nun habe er, mit höhnischem Lippenzucken flüchtig rückwärts blätternd, in alles die Blasirtheit hineingelesen. Aber „Die Leute von Seldwyla?“ Er erwähnt sie gar nicht. Kennt er sie nicht? Die Frau Amrain hätte doch allein schon hingereicht, jeden Schatten einer Vorstellung von Blasirtheit zu verjagen und ihm ein Bild der kernhaftesten sittlichen Gesundheit dafür hinzustellen!

Wir wollen es anders anfangen, den grünen Heinrich zunächst beiseite stellen, unsern Standpunkt in dieser Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ nehmen, von da, wie es uns dienen mag, nach den andern Werken — eben dem grünen Heinrich und nach den Sieben Legenden — ausschauen und so die Züge zum Gesammtbilde sammeln, d. h. zum Gesammtbilde der Dichterpersönlichkeit, vorerst noch ohne ausdrücklich auf Kunstform und Kunsttalent als solche einzugehen.

Was für ein Dichtersmann ist es, der doch wirklich auferstanden aus dem Grabe des grünen Heinrich vor uns steht? Wie ist ihm der närrische Tod bekommen? Nun, ein Dichter, bei dem es einem einmal wieder wohl wird. Nicht leicht habe ich meines Theils Werke eines Dichters so ungern beurtheilt, wie diese, denn ungern zerlegt man, wo man so im Vollen lebt und genießt. Froh wird man bei ihm; Lebensgefühl strömt ins Herz, von gesundem Wein

des Lebens erquickt geht man von dannen. Auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau; denn er trägt ein standhaft Mannesherz in der Brust, Schicksalssinn und die thränenbezwingende, gesundkühle Klarheit des Denkens. „Es muß eine Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten in Glanz und Gestalten herrschen, um etwas poetisches, oder, was gleichbedeutend ist, etwas lebendiges und vernünftiges herauszubringen“, sagt er einmal; recht so, braver, richtiger Mensch, der du schon in dem doch noch so grünen Heinrich steckst, zu dem daher der Graf mit so gutem Grunde sagt: „Sie sind ein wesentlicher Mensch!“

Dieser ehrliche Mann ist nun aber auch ein Schelm durch und durch. Was immer er anschaut und wiederspiegelt vom Menschenleben, man sieht immer ein Lächeln um seine Lippen schweben, man spürt ihm an, er denkt: es wird eben doch auch gemenschelt haben. Nur einem Unverständigen und Bösartigen wäre erst zu sagen, daß dies nicht Blasirtheit und auflösende Romantik ist, daß vielmehr mit der festen Kernhaftigkeit der Gestalten dieses Zittern in der geistigen Luft, die sie umspielt, sehr wohl zusammenbesteht. Die echte Dichter-Ironie ist ja nicht Hohn. Vor dem Dichter stehen die Menschen naiv, aber er würde die Naivetät nicht sehen, wenn in ihm selbst nicht ein gut Stück Naivetät wäre neben aller Ueberlegenheit. Die hohle Ironie kann nimmermehr naives Leben schauen und zur Anschauung bringen. Jene umspielende Luft ist ja dieselbe, die bei jedem echten Dichter weht, die Luft, worein Goethe's Gestalten getaucht sind, und einfach Ausdruck eines Bewußtseins, daß jeder Werth seine

Gränzen hat, einfach die Bewahrung der Freiheit, womit der Poet über seinen Geschöpfen schwebt, während er doch zugleich innig in sie versenkt ist. Die Reinheit dieser Ironie wird sich immer dadurch bewähren, daß sie auch Selbstironie ist. Auf Schritt und Tritt geht der Dichter des grünen Heinrich hinter dem grünen Heinrich her, der er selbst ist, und lacht mitten im Ernste der Betrachtung seiner gefährlichen Bahn über seine Thorheiten. Wie köstlich ist seine Eselei und Tölpelei, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit bei allem spröden Eigensinn geschildert! Wie reizend ist es, was er da in nächtlicher Stille treibt, nachdem er gehört, daß bei der geliebten Anna, welche brustkrank wird und vor der er sich rührend schämt, daß er nicht auch krank ist, Erscheinungen von somnambülem Fernsehen vorkommen: wie er zu Bette liegt, fällt ihm ein, daß sie ihn möglicherweise wie gegenwärtig sehe; mit dem lieben Gott, der ihn doch gewiß sieht, will er es aber auch nicht verderben, und so hilft er sich in dieser Weise: „Ich streckte mich im Bette anständig aus, kreuzte die Hände zierlich über der Brust und nahm so eine höchst gewählte und ideale Stellung ein, um mit Ehren zu bestehen, wenn Annas Geisterauge mich erblicken sollte. Allein das Einschlafen brachte mich bald aus dieser ungewohnten Lage, und ich fand mich am Morgen zu meinem Verdruß in der behaglichsten und trivialsten Figur von der Welt.“ Wie komisch wahr und echt, wenn er das Geständniß seiner Liebe in einem hochrhetorischen Briefe niederlegt, der zu nichts weniger bestimmt ist, als je an seine Adresse zu gelangen, den er, höchst zufrieden mit seiner Leistung, mehrmals durchliest und dann offen auf dem Tische liegen

läßt, damit ihn, während er im Garten wandelt, „der Himmel oder sonst wer durch das offene Fenster lesen könne.“ Wie hell und durchsichtig erkennt er die Sophismen, mit denen er seine Herzensuntreue vor sich beschönigt, da er die gefährlich schöne Judith besucht, als das, was sie sind, als Sophismen; wie zierlich klingelt der Zipfel seiner Narrenkappe und wie gewaltig klopft sein Herz, während er, noch in der Satyrmaske des Künstleraufzuges, stramm und forsch zu dem unsinnigen Duell schreitet! Auch Menschen außer ihm, wenn er sie als klare Menschen über die blinde Mehrheit erheben will, sind Selbstironiker; der vernünftige, feine und liebenswürdige Mann, der Graf, bei dem der grüne Heinrich in seinem Elend Aufnahme findet, sagt zu den Thränen, die ihn bei der Umarmung seines Schützlings beschleichen: „Es geht mir recht närrisch; als ich ein Schuljunge war, war nichts im Stande, mir Thränen zu entlocken, und ich galt für einen verstockten Burschen; seit ich groß geworden bin, ist der Teufel alle Augenblick los, und höchstens bring' ich es zu einem oder zwei gänzlich trockenen Jahrgängen.“

Diese Züge fühlen sich auch Jean-Paulisch. Keller hat eine unserm sentimentalen Humoristen tief verwandte Ader. Auch an Jean-Paulsche Fehler erinnert sein Jugendwerk; bei dem vertrakt willkürlichen Schlusse des grünen Heinrich muß man an Jean-Pauls verflüchtigende Kompositionsgrillen denken, ja vielleicht gar an die negative Ironie der Kunst auf sich selbst, wie sie die romantische Schule liebte, deren Vorläufer ja Jean Paul in gewissem begränztem Sinne heißen kann. Aber wir haben auch schon gesagt: ganz aufrecht und gesund sei Heinrich aus seinem Grabe hervorgegangen, und

übrigens auch auf die Zeit vor seiner Reife paßt die Vergleichung mit Jean Paul nur in beschränktem Sinne. Seine Gefühlsamkeit ruht nicht auf abstraktem Idealismus, und sein Humor ist daher nicht eine Kur, welche sich dieser stets aufs neue zu verordnen hätte.

Thoren seid ihr alle, Menschen dürft ihr sein, aber treibts nicht zu arg! Sonst gehts krumm und schlimm! Sonst folgt der Sturz ins Elend, im besten Falle der Purzelbaum in die Lächerlichkeit! Es ist nichts einfacher als diese — Lehre, wenn man so will, die nun durch die sämmtlichen Novellen bald als Hauptfaden, bald als Einschlag hindurchgeht. Wendet man mir ein, dies sei doch eine ganz trockene Wahrheit, so antworte ich: eben! und weise auf das obige Wort von der Schlichtheit und Ehrlichkeit zurück; ja, Kellers reiche Phantasie steht auf dem Grunde gesunder Trockenheit, ohne den eben einmal nichts rechtes und geradwüchsiges werden kann. Es ist die Folie der Vernünftigkeit, auf welcher sich die Menschen als Narren absetzen, sei es als schlimme, denen nicht zu helfen ist, sei es als rettbare, die mit einem blauen Auge davon kommen. Wir durchlaufen von diesem Gesichtspunkte mit raschen Blicken die Novellenreihe. „Pankraz den Schmoller“ wollen wir zuerst beiseite lassen; ich habe ein Bedenken gegen die Richtigkeit des Zusammenhangs zwischen seinen Untugenden und seiner Prüfung; die zwei Väter in „Romeo und Julie auf dem Lande“ prozessiren sich in verbissener Bauernwuth zu Schanden; der Sohn der Frau Amrain wird von seinen Seldwyler Thorheiten, namentlich der Freischaren-Unart, durch seine Mutter, das gediegene Urbild einer deutschen Frau, mit herrlichem Gleichgewicht von

Mutterliebe und klug erziehender Vernunftklarheit hindurchgelootset und zu einem richtigen Mann in Staat und Haus hinaufgebildet; wozu es die Legalität bringt, die in ihrem Grunde Knauserei und nüßige, knickige Habsucht ist, werden wir später aus „die drei gerechten Kammmacher“ zu unserer nicht geringen Belustigung ersehen; der Quacksalber und Winkeladvokat, „Stadthexenmeister“ Pineiß im „Spiegel, das Kätzchen“ erschindet mit der grausamen List seiner Gewinnsucht das grauenhafte Glück der Ehe mit einer Hexe, und die Kokette, von der Spiegel erzählt, wie sie ihre Freier und zuletzt ein treu liebendes Herz gemartert, erntet das Loos der alten Jungfern. Der „Schmied seines Glücks“, der eitle und phantastische Gimpel von Barbier, der im vollen Hanfsamentopf schwelgen darf, welche prächtige Ironie des Schicksals erfaßt ihn, da ihm der Hanfsame noch nicht fett genug ist! Von einem kinderlosen, reichen alten Ehemann als Erbe eingesetzt, thut er noch ein übriges, sorgt seinem Gönner für einen Erben von seiner hübschen Frau, findet sich eines schönen Morgens auf die Straße gesetzt und endet als Schmied im traurig-buchstäblichen Sinne des Worts, als Nagelschmied. Hr. Victor Störteler („die mißbrauchten Liebesbriefe“) erfreut sich eines guten Glückstandes, er führt ein einträgliches Kaufmannsgeschäft und hat ein angenehmes, zuthuliches, braves Weibchen, aber der Teufel reizt ihn an, Schriftsteller zu werden unter dem Namen Kurt vom Walde und dann sich einer Verbindung windiger Gesellen anzuschließen, die in Literatur machen und eine neue Sturm- und Drangperiode ins Werk zu setzen beschließen; die Lumpen sind ausgezeichnet charakterisirt, es kann keine besser in Fleisch

und Blut übertragene Satire modernen literarischen Humbugs geben; man wird von ihrem Treiben durch einen Kellner unterrichtet, der selbst früher der edlen Kompagnie angehört hat, dann aber zur Vernunft und zum Metier zurückgekehrt ist. Nun beschließt Hr. Störteler, Gritli, sein Weibchen, ins Geistreiche hinaufzubilden, zu seiner Mitdichterin und Muse heranzuziehen. Da es mit Vorlesen und Anhalten zum Selbstlesen nicht gehen will, leitet er auf einer Geschäftsreise einen Briefwechsel ein, worin die Frau selbstthätig sich entwickeln und die verrückten Briefe, die er ihr schreibt, ebenso hochgenial beantworten soll, und dieser Briefwechsel ist bestimmt, publicirt zu werden. In ihrer Noth zieht die Arme einen Unterlehrer an der Volksschule herbei, der ihr Antworten komponirt, wie sie verlangt werden. Da sie ihm fälschlich angegeben, Adressat sei eine Frau, so verliebt sich der gute Narr in die Auftraggeberin, sie aber liest die Liebe aus dem Feuer seiner Stilproben heraus und wird unbewußt davon angesteckt. Hr. Störteler entdeckt den Betrug, verstößt sein Weib, bereut zu spät seine Rohheit, da sie nun ihrerseits auf Scheidung besteht, wird dann von einer alten, widerwärtigen, häßlichen, affektirten, gefräßigen Schauspielerin, von der er sich „verstanden" sieht, in eine zweite Ehe hineingeschmeichelt, verhaust, zum Gelächter der Stadt geworden, mit ihr sein Vermögen und verkommt. Nun aber bedarf der Briefkünstler, der Unterlehrer Wilhelm, auch einer Schule des Schicksals. Es war zwar mehr Kinderei als Schlechtigkeit, was er that, und es ist ungerecht vom Pfarramte, daß es ihn entläßt, aber er ist bis dahin doch ein träumerischer, verliebter Narr gewesen und hat unter anderm ein spara=

tandliches Spiel mit der Mythologie getrieben (s. B. 3, 167), ja schlimmer: bei schlechtem Wetter und wenn es ihm zu knapp gieng, bei sich selbst behauptet: zu einem solchen Leben brauche man gar keinen Gott. Diesem jungen Mann wird nun aber vom Dichter eine äußerst gesunde Kur verordnet. Als Bauernsohn hat er den Landbau praktisch gelernt, wird von einem Tuchscheerer, der Landwirthschaft treibt, als Hüter und Pfleger seiner Weinberge, Aecker, Wiesen angestellt, lebt lang als „Einsiedel" in einem Weinberghäuschen, gedeiht nun in der Stille und im Arm der Natur „zu einem löblichen Wesen", endlich wird der hübsche, sonnenbraune Gesell vom geschiedenen Gritli in seiner Einsamkeit entdeckt, besteht wacker eine starke Versuchung, worin eine schalkhafte Freundin der guten Frau die Treue seines Herzens prüft, und feiert eine fröhliche Hochzeit mit dem so lange still geliebten Weibe. Er wird Herr eines großen Landguts, ein angesehener und wohlberathener Mann und Vater von wohlerzogenen Kindern, welche „als sie erwachsen, wieder andere Wohlerzogene zur Ehe herbeiholten. Auch der Tuchscheerer blieb in der Freundschaft und erhielt sich als ein geborgener Mann, so daß nach und nach eine kleine Kolonie von Gutbestehenden anwuchs, welche, ohne einem heitern Lebensgenusse zu entsagen, dennoch Maß hielten und gediehen." Und zuletzt spaziere der Held der ersten Novelle des dritten Bändchens („Kleider machen Leute") noch auf, der gute Schneidergeselle Strapinsky, der für entschuldbare Schuld vom Schicksal, das ihm die Falle doch selbst gelegt, so herb gezüchtigt und dann so hoch begnadigt wird. Denn als ihn der Kutscher, der den Wandernden aufgenommen, im Wirthshaus zur goldenen

Wage in Goldach abgesetzt und für einen Grafen ausgegeben, als ihn zuerst der Wirth, dann nach und nach das ganze Städtchen, ausgenommen Herrn Buchhalter Böhni, für einen solchen hielt, spann sich das nicht wie ein magisches Netz um ihn, war nicht jeder Fluchtversuch vergeblich, und zog sich nicht das Netz unentrinnbar zu, als das schöne Amtsraths-töchterlein Nette die letzten Maschen band? Er war ja im Herzensgrund eine ehrliche Haut, ein ordentlicher Mensch; das entschlossene Mädchen, mit ihm und durch ihn entsetzlich beschämt, — wir sprechen noch nicht von der Entlarvungsscene, denn das gehört in ein anderes Kapitel, — das entschlossene und — eben doch liebende Mädchen erkennt es, rettet ihn vom schmählichen Untergang, setzt es beim Vater Amtsrath durch, daß er sie ihm geben muß, er wird wohlbestellter Ehemann, ein großer Marchand-Tailleur und Tuchherr in Seldwyla, lebt bescheiden, sparsam und weise, und steht, nach Goldach über-gesiedelt, als runder, stattlicher, angesehener Herr inmitten eines Segens von zehn bis zwölf Kindern.

Somit wäre uns denn die sehr schlichte Weisheit, die unser Dichter vorträgt, schon zu einem etwas farbigeren Bilde geworden, wir verfolgen aber noch nicht weiter Talent und Kunst der Zeichnung und Farbengebung, sondern freuen uns den Tendenzjägern zum Trotz noch einmal und ausdrücklich an der Einfachheit dieser Grundlage, ja, wenn man will, ihrer volksmäßigen Einfachheit. Wir werden den Reichthum seiner Phantasie und ihre Stärke im Traumgebiete kennen lernen; wir werden auch einen denkenden Geist in ihm finden, welchem der Zweifel nicht fremd ist. Es ist nicht Armuth, daß er sich in seinen Novellen nicht auf das Feld schwierig verwickelter

moderner Bildungswege und Fragen begibt, es ist nicht Armuth, daß er jenen quellenden Reichthum nicht zu einer phantastischen Symbolik für profunde Probleme verwendet, er will ein einfaches Thema, um an ihm eine reine und solide Kunst zu erproben. So steht er mit sichern Sohlen fest aufgepflanzt auf dem Boden der Wirklichkeit. Kurz, es ist ein lebenstüchtiger Realismus in jenem guten Sinn des Worts, der die echte Idealität in sich begreift. Aber ein Realismus von besonderem Charakter. Was ihn eigenthümlich unterscheidet, ist eine gewisse ausnehmende Herbigkeit, eine Art von Unerbittlichkeit, womit er uns die Nase auf den Granitgrund der Realität drückt, oder, um ein gröberes Bild zu brauchen, man ist oft an den herzhaften Rettich erinnert, womit sich E. Mörike, indem er ihn bis auf den Schwanz auffrißt, den Magen restaurirt, den ihm süßholzige Lyrik erschlafft hat. Doch dieß ist für das, was wir hier sagen wollen, „ne thörichte Figur, sie fahre hin;" es ist eben schwer, dieses ganz eigenartig Herbkräftige zu bezeichnen, was ich an Keller in ganz anderem, edlerem Sinn als an dem doch gar zu erdigen, zu breit und grob lehrhaften, wiewohl tüchtigen, schilderungs- und erzählungskundigen Jeremias Gotthelf das echt Schweizerische nennen möchte, d. h. in dem Sinne, daß hier ein solcher etwas knochiger Realismus unlöslich gebunden ist mit einem freien Gemüth und einem Höhenzuge des Geistes, der uns nicht nur an das Gestein der Hochgebirge, die Hütten und die stattlichen Häuser an den Berglehnen und in den Thälern, sondern auch an die silbernen Gletscher, an die reinen Lüfte, die dort wehen, an die brausenden Winde erinnert, nämlich von selbst, auch wenn sie nicht beschrieben

werden. Wir sind gewohnt, die Literatur mehr nach Sprachen und Nationalitäten als nach politischen Gränzen einzutheilen, Werke deutscher Schweizer zur deutschen, französischer zur französischen zu zählen; demgemäß nennen wir ein Buch darum nicht schweizerisch, weil es in der Schweiz geschrieben ist oder von der Schweiz handelt, eine Dichtung nicht, weil sie in der Schweiz spielt. Soll aber unter schweizerisch verstanden werden eine besondere Qualität, wie sie nur in der Schweiz entstehen kann, so sage ich: hier bei Keller ist sie, und die Schweiz kann stolz darauf sein, daß sie einen Mann hat, der in diesem Sinne das Prädicat begründet. Sein Geist ist demgemäß auch ein echt und gut bürgerlicher; er führt uns nicht in die hohen Sphären der Gesellschaft, wir sind unter gewerbe- und handeltreibenden Städtern, das Dorf spielt als Idylle herein in den grünen Heinrich, nur „Romeo und Julie auf dem Lande“ ist eigentliche Dorfgeschichte; die Novellen bewegen sich sämmtlich in und um Seldwyla, einer fingirten Stadt, einer Art von schweizerischem Abdera, worauf alle Thorheiten und Schwindeleien abgeladen sind, die der Dichter aufs Korn nimmt. Inmitten der guten Seldwyler-Leute erzieht er nun seine heranreifenden Jünglinge nicht zu weitwirkenden Staatsmännern oder feinen Humanisten, sondern eben zu solidem Gewerke und Gewerbe. Und was braucht es denn mehr? Das reichere Weltbild, das hohe, mittlere und niedere Lebenskreise durcheinanderschlingt, ist für den eigentlichen Roman; daß Keller hiezu das Zeug hätte, ist nicht zu zweifeln, allerdings fragt sich, ob er genug Welt gesehen hat oder noch sehen wird, um sein Talent für Darstellung der höheren Schichten der modernen Gesellschaft auszubilden;

auch die Novelle wählt freilich gern diesen Schauplatz, allein es kommt ja in der Poesie doch nicht auf die Bodenschichte an, auf welche der Dichter seine Menschen stellt, sondern auf die Luftschichte, in die er ihren Scheitel hebt. Da läßt denn Keller seine Jünglinge in die lebendige Theilnahme am republikanischen Leben hineinwachsen und den Leser mit Wohlgefallen in eine gediegene Welt hineinsehen, wo man den Werth der realen Güter des Daseins sehr zu schätzen, aber sie auch daran zu wagen, zu opfern weiß, wenn es den Kampf für höhere Güter, vor allem für vernünftiges Staatsrecht gegen die Anmaßungen der Kirche gilt, in eine Welt, welche zwar auch durch thörichte politische Leidenschaften erschüttert wird, aber auch ihr Correctiv in sich selbst trägt: den schließlich immer wieder siegreichen, im guten Sinne conservativen Menschenverstand und den Charakter. Ueber einige Ausfälle gegen Deutschland im grünen Heinrich kann man leicht hinwegsehen; das ist lang her; Keller wird jetzt anders denken.

Der eine jener schon angedeuteten Züge ist der philosophische, durch welchen sich Keller in die höhere Rangordnung der Dichter stellt. Ueber der gesunden Enge der Existenzen, in die er uns führt, spannt sich nicht nur der Himmel des Vaterlands aus, sondern über diesem noch der Himmel des Denkens. Dieser Zug ist kein gemachter, er ist ihm angeboren. Man erkennt leicht, daß es nicht in frühere Zeit zurückgeschobene Denkkraft ist, wenn der grüne Heinrich schon als Knabe, so fleißig und andächtig er mit seinem Gott umgeht (für den er als Kind den vergoldeten Hahn auf einem Dachreiter gehalten hat), doch die Sünden- und Bluttheo-

logie verabscheut, den dumpfen Leineweber- und Sacristeigeruch im rechtgläubigen Kirchenthum, den er im Konfirmationsunterricht einathmen muß. Das rechte Wort kann diesem frühen Widerwillen freilich erst der Mann leihen, der ihn schildert, und dieser sagt u. a.: „Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden sich theils begeben, theils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden war, ein Buch der Sage, zart und luftig und weise wie alle Sage, das wurde hier als das höchste und ernsthafteste Lebenserforderniß, als die erste Bedingung, Bürger zu sein, Wort für Wort durchgesprochen und der Glaube daran auf das genaueste regulirt; — — was als geschichtliches Dokument vergangener Geistesträume von der größten poetischen Meisterschaft war, das wurde als aufgedrungene, gegenwärtige Realität zu einem beängstigenden Unsinn, und es ward mir zu Muthe, als ob von alten Leuten ein Kinderspiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesstrafe nach sich zöge" Und in demselben Zusammenhang: „Das Heiterste und Schönste war mir die Lehre vom Geiste, als welcher ewig ist und alles durchdringt. Er war mächtig im Christenthum, dessen Beweglichkeit und Feinheit die Welt fortbildete, solang es geistig war; als es aber geistlich wurde, war diese Geistlichkeit die Schlangenhaut, welche der alte Geist abwerfen muß. Denn Gott ist nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit."

Mit dem reinsten Humor ist das Konfirmationsnachtmahl erzählt; man lese im grünen Heinrich 2, 330 ff. und überzeuge sich von der ungeheuchelten Wahrheit der unbarm-

herzig hellen Knabengedanken bei dieser Scene, in welcher Heinrich mit der Kirche und ihren Apparaten für immer fertig wird, sein Sammetbarett in die Hand nimmt und kaum das Ende abwarten kann, „da es mich anfieng gewaltig in die Füße zu frieren und das Stillstehen sehr schwierig wurde.“ Der ganze grüne Heinrich ist die Geschichte einer nachdenklichen, in sich arbeitenden Natur, und als rother Faden zieht sich die Beschäftigung mit der Frage nach dem persönlichen Gott hindurch, bis er am Schluß „ohne Freude und ohne Schmerz und ohne Spott und ohne Schwere“ fühlt: daß „die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen und beweglich werden“; noch ehe er an diesem Punkte angekommen, sagt der das eigene Ich auf seinen Zweifelswegen betrachtende Dichter einmal: „Wo nun der Fall eintritt, daß der Gegenstand eines angebornen Glaubens und Fühlens, welches durch Jahrtausende sich im Blut überliefert, außer dieser körperlichen Welt sein soll, also gar nicht vorhanden ist, da spielt das erhabenste Trauer- und Lustspiel, wie es nur die ganze Menschheit spielen kann“ u. s. w., ein Wort, worin kurz die ganze Kantsche Kritik der reinen Vernunft steckt, die er doch schwerlich studiert hat, denn er schildert sich ganz als Autodidakten, der wohl nicht unbekannt mit den berühmten Philosophen, doch nicht in ihnen bewandert ist. Und über das Gebet als Dankgebet die grundgescheidten Worte: „Ist die Vernunft, welche uns über neunundneunzig unangenehme Dinge hinweggeholfen hat, nicht mehr da, wenn das hundertste ein angenehmes ist? Diese Art zu danken und zu denken, ist eigentlich eher eine Blasphemie, denn indem wir für das eine glückliche

Ereigniß danken, schieben wir dem Schöpfer ja alle die schlimmen und schlechten Erfahrungen mit in die Schuhe." Daß den Ausschlag zu dem, was man Unglauben nennt und was wir wahre Religion nennen, dort am Schluß ein Weib, ein Mädchen, die anmuthige Dorothea gibt, dies stellt Kreyßig mit kurzem Hohn so hin, als wäre es eine Erfindung der hellen Unnatur und Raffinirtheit. Wer selbst liest, wird finden, daß gerade hier ein Meisterstück von Psychologie reiner und naturtreuer Weiblichkeit vorliegt. In der deutschen Hauptstadt wendet sich Heinrich, wie bereits erzählt ist, zur Wissenschaft, besucht Hörsäle, es folgt eine herrliche Stelle über den Alp, der von der Seele fällt, wenn der Mensch doch etwas zu wissen anfängt, über das reine Glück, der Wahrheit theilhaftig zu werden, über den Werth der Naturwissenschaften, der Anthropologie, die Erhabenheit des Blicks in die Gesetzmäßigkeit des Daseins, über Studium der Geschichte und den unendlichen Werth der Einsicht in die Textur des Lebens; Heinrich schlägt sich mit der Frage des Materialismus und der Freiheit herum und gelangt über diese zu dem ins Centrum treffenden Gedanken: „Die Frage nach einem gesetzmäßigen, freien Willen ist zugleich in ihrer Entstehung die Ursache und Erfüllung desselben, und wer einmal diese Frage gethan, hat die Verantwortung für ihre sittliche Bejahung auf sich genommen." Er zieht aus diesen Blicken in die Real-Wissenschaften immer klarer den Schluß: daß die wunderlose Gesetzmäßigkeit in den Dingen das einzige wahre Wunder und der göttliche Geist nur immanent zu denken sei. Die reiche Summe von Gedanken solchen und andern Inhalts sehen wir hier natürlich noch nicht auf das

Verhältniß an, in welchem sie zur künstlerischen Komposition stehen. Davon später. Ich führe hier noch das feine Wort über Ideal und Real an, aus der Stelle über einen Hausgast des Grafen am Schlusse des grünen Heinrich, ein Original von geistlichem Herrn: „Sein Idealismus — und er nannte sich einen Idealisten — bestand darin, daß er gegenüber seinen Zuhörern, welche alles Wirkliche, Geschehende und Bestehende, sofern es sein eigenes Wesen ausreichend und gelungen ausdrückt, ideal nannten, eben dieses Wirkliche materiellen und groben Koth und Staub schalt und dagegen alles Niegesehene, Nichtbegriffene, Namenlose und Unaussprechliche ideal hieß.“

Betrachtungen des gediegensten Inhalts über Kunst und Dichtung, so über Goethe, Homer, Jean-Paul im „Grünen Heinrich“, im „Pankraz der Schmoller“ über Shakespeare, begleiten die Momente des Reifens und Werdens der verschiedenen Helden, namentlich ist die letztere Stelle voll Anschauung und Erkenntniß. Mit dem Ernste dieses Denkens geht Hand in Hand der Ernst der sittlichen Betrachtung. Es ist schwer darauf zu verzichten, einzelne Stellen herauszuheben, wo in besonderer Helle ihr Gold aufleuchtet. Wenige mögen angeführt werden; eine von der Bedeutung der Ruhe im Charakter und im Künstlergeist: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann, die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Theil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun

wäre dieß so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen, als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben wie der, welcher am Wege steht. Dieser ist aber darum nicht überflüssig oder müßig, und der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, und wenn er ein rechter Seher ist, so kommt der Augenblick, wo er sich dem Zug anschließt mit seinem goldenen Spiegel, gleich dem achten König im Macbeth, der in seinem Spiegel noch viele Könige sehen ließ."

Pietät ist einer der Grundtöne in diesen Stellen, wo so reiner ethischer Gehalt zu Tage kommt. Es wird von der Dankbarkeit Heinrichs gegen einen wohlwollenden Lehrer erzählt, dann folgt der schöne Satz: „Die Erfahrung, daß unbedingte Tugend und Güte irgendwo sind, ist ja die schönste, die man machen kann, und selbst die Seele des Lasterhaften reibt sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren, dunkeln Hände, wenn sie sich überzeugt, daß andere für sie gut und tugendhaft sind." Ueberall sieht man in der Art, wie der Dichter seinen Heinrich und seine Novellen-Leute handeln, fühlen, leiden, Impietät büßen läßt, auf ein menschlich gutes Gemüth hindurch, das sich durch eigene Bedrängniß nicht gegen das Mitleid mit der Armuth verstocken läßt, das der Mißhandelten sich annimmt, die Thiere liebt, dem Schmetterling sein kurzes Sonnendasein gönnt: ein Zug der Weichheit, der neben der Herbe und dem strengen Sinn der Gerechtigkeit um so schöner dasteht, aber auch schamhaft hinter diesem sich versteckt. Bei dem Tode der Jugendgeliebten hält sich Heinrich ganz still im Hintergrund: „Denn wenn ich auch bei freudigen

Anlässen laut wurde und unwillkürlich eine anmaßende Rolle spielte, so wußte ich dagegen, wo es traurig hergieng, mich gar nicht vorzudrängen, und gerieth immer in die Verlegenheit, für theilnahmlos und verhärtet gehalten zu werden, und dies um so mehr, als mir von jeher nur die aus Schuld oder Unrecht entstandenen Mißstimmungen, die inneren Berührungen des Menschen, nie aber das unmittelbare Unglück oder der Tod Thränen zu entlocken vermochten." Verbindet sich Mitleid mit Empörung gegen Unrecht, das Mitleidswerthen zugefügt wird, so kommt es unter Thränen wohl auch zu Schlägen: es ist eine brave Erfindung, wie der halbverhungerte Heinrich einen Waldschützen mit seiner Manuskript-Mappe, seiner einzigen Habe und Waffe, haut, weil er ein armes Weib mißhandelt, das einen Baumast im Walde genommen.

Uebrigens steht in dieser Gegend noch eine Bemerkung, die ich gerne hier zum Schlusse dieser Vorbetrachtung anführe. Dem armen Wanderer versagen nachgerade Muth und Kräfte, und er „fällt gänzlich jener Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit anheim, welche durch den Aerger noch erbittert wird, daß ja keine Rede davon sein könne, etwa umzukommen oder unterzugehen, und also das schlechte Abenteuer nur eine entbehrliche Vexation sei." Dies ist ein echter und originaler Ausdruck dessen, was ich oben gesunde Trockenheit genannt habe; ja es ist mehr: dieses verdrießliche Brummen gegen das dumme und unnöthige Mißgeschick, Regen, Hunger, Obdachlosigkeit, Ermattung, dieses mürrische Verachten des äußern Uebels, an dessen Stelle wir bei einem andern wohl große Worte von Ermannung, erhabener Willens-

kraft gelesen hätten, offenbart als kleines, einzelnes Symptom gerade mit ganz besonderer Macht die denkende Natur, welche wir durch ihre inhaltsvolleren Züge verfolgt haben und welche den bedeutenden Dichter auszeichnet.

Nachtragen muß ich doch noch eine Stelle, woran charakteristisch jene Art von Kritik sich gerieben hat, mit deren Bekämpfung ich begonnen habe. Der grüne Heinrich kommt, wie wir gesehen, auf seinem Rückwege zu einem Schützenfest in Basel; da zeigt der Dichter das warme Gefühl für sein Vaterland und sein Schicksal, das wir schon an ihm kennen; er läßt seinen Heinrich auch begreifen, daß er einst in der Stunde der Gefahr seinen Mann müsse stellen können, daher die Gelegenheit benützen und sich im Schießen üben. Dies gibt Kreyßig mit folgenden Worten wieder: „In Basel kommt ihm der ganz neue Gedanke, daß ein rechter Mann doch eigentlich wehrhaft sein müsse, er bleibt also da hängen, um schießen zu lernen."

Wozu der widerliche Hohn? Genau um dieselbe Zeit, in der dies spielt, klagte mir Uhland in einem Gespräch über das Schützenwesen der Schweiz: daß seine Generation aufgewachsen sei, ohne nur zu wissen, wie man ein Gewehr lade. Das Poetische des Zusammenhangs der Waffenkunst mit einem ganzen Mannesleben soll in einer Dichtung nicht mehr zur Sprache kommen dürfen?

Ich weiß nicht, ob ich zu viel oder zu wenig von einer Kritik gesprochen habe, die mit voreilendem Blick ein Kunstwerk schlechtweg darauf ansieht, wie viel echt modernen Gehaltes sich daraus entnehmen lasse. Da wir nun an unsere Hauptaufgabe gehen, Keller erst eigentlich als Dichter zu

betrachten, so wird es doch gut sein, vorher einen Augenblick still zu stehen und so viel zum Bisherigen noch hinzuzusetzen. Es gibt eben ein für allemal zwei Arten, einen Dichter zu lesen; entweder man verweilt auf den Bildern, die er an unserem innern Auge vorüberführt, und genießt sie oder man fragt auf Schritt und Tritt: wohin zielt dies? Mit andern Worten: man hat Sinnlichkeit oder keine. Versteht sich: nicht die gemeine Sinnlichkeit, denn diese hat jeder. Keller wird nie sehr populär werden, einfach weil er wirklich ein Dichter ist. Ich hab es gar manchmal erfahren, daß ich Stellen, Bilder, Scenen aus ihm anführte, die mich entzückt haben, und daß ich dann Gesichter um mich sah, auf denen jeder Zug fragte: was soll nun das? Es sind Menschen, welche Kirschen essen möchten, deren geistige Zungenwarzen aber nur Kirschengeist schmecken; sie beißen auf Kirschen, schmecken nichts und fragen nun natürlich, was denn da zu schmecken sei? Genug, also zu den Kirschen!

Es ist unmöglich, den Mann und den Dichter auseinander zu nehmen, ohne daß man in jenem auf diesen, in diesem auf jenen hinweist. Eben die fühllos verkennende Kritik, welche Blasirtheit findet, wo ein ganzer Mensch vor uns steht, hat diesen Versuch der Scheidung herbeigeführt. Doch ist es vielleicht an sich gut, daß wir die Theilung vorgenommen und zuerst die Dichterpersönlichkeit überhaupt betrachtet haben, weil nun, da wir zusehen, was dieser Mensch als Dichter kann, um so weniger der Schein entsteht, als meinten wir, es gebe eine leere Form.

Wir wollen nur sogleich vom Naturgefühl beginnen. Es handelt sich da zunächst um ein gutes Zeichnen und

Malen eines gegenüberstehenden Objekts, und hierin kommt es unserm Dichter sehr zu gute, daß er sein Anschauen, wie er als poetischer Selbstbiograph erzählt, durch seine Malerstudien geschärft hat. Man erkennt durchaus das Malerauge; man erinnert sich dabei, daß auch Goethe in der Jugend schwankte, ob er nicht zum Maler berufen sei, daß aber diese Beschäftigungen nur Vorstudien des künftigen epischen Dichters waren. Doch was will Schärfe und Feinheit der Beobachtung sagen, wenn nicht die Seele dabei ist und sich mit der Natur zusammenfühlt! „Gelang es mir den rechten Ton zu treffen (nach den Bedingungen der Lokalfarbe, der Tageszeit u. s. w.), so beschlich mich ein pantheistisch stolzes Gefühl, in welchem mir meine Erfahrung und das Weben der Natur eins zu sein schienen.“ Bei Keller sind wir überall in der großen Natur der Schweiz, gleich der Anfang des grünen Heinrich ist ein weites, groß geöffnetes und doch vertraut ans Herz sich legendes Bild einer Stadt an einem der großen Seen — man erkennt Zürich: wir werden dann aufs Land geführt, Wasser, „formenreiches“ und die silbernen Häupter in den Himmel tauchendes Gebirge, Wald und freundlicher Garten, stiller Kirchhof mit wallendem flüsterndem Gras umfangen die wandelnden Menschenbilder, schauen hinein auf sie und senken sich in ihre Seele. Es ist klare Zeichnung mit leuchtender Farbe, mit feinem Ton und Helldunkel und mystisches Einleben des Beschauenden, was in Eins zusammenfließt. Ein echter Dichter webt in ungewohnter, geheimnißvoller Einheit mit der Natur, aus der sein Genius stammt. Das Einleben wird zur Beseelung, Personifikation, das sind aber nicht Tropenkünste eines

Sprach-Haarkräuslers. Heinrich zieht als kühner Zeichnungs-dilettant auf Baumstudien aus; der stolze Wald, „eng verschlungen Arm in Arm stehend," will ihm keinen seiner Söhne einzeln preisgeben; endlich aber „trat ein gewaltiger Buchbaum mit prächtigem Mantel und Krone herausfordernd vor die verschränkten Reihen, wie ein König aus alter Zeit, der den Feind zum Einzelkampfe auffordert; dieser Recke war in jedem Ast und jeder Laubmasse so klar, daß seine Sicherheit mich blendete und ich seine Gestalt mit leichter Mühe bezwingen zu können wähnte." Man lese dann weiter, wie der verwegene Anfänger, impar congressus Achilli, seine Unmacht von dem majestätischen Riesen verspottet sieht (gr. H. 2, 44 ff.). Anders, innig und unmittelbar, nimmt das Herz die Natur in sich herüber oder legt sich in sie hinüber, wenn die Liebe seine Fühlfäden rührt. Immer ist es die Probe eines Dichters, wie er Liebe und Natur in eins fühlt, und wenn man von J. Paul alles reichlich abzieht, was er von Ueberschwang der Sentimentalität hinzuthut, so ist er an Zauberkraft dieser unio mystica noch reich genug, um Hunderte von Dichterschluckern auszustatten, die meinen, mit ihm fertig zu sein. G. Keller bedarf keiner Anleihe, er ist ebenbürtig. Der grüne Heinrich, trunken von erster Jugendliebe, das Halstuch Annas, „das ihm eine Wolke zu sein dünkte," um Kopf und Schulter geschlungen, tanzt wie ein Besessener über den nächtlichen Berg. „Als ich auf seiner Höhe war unter den Sternen, schlug es im Dorfe Mitternacht, die Stille war nun nah und fern so tief geworden, daß sie in ein geisterhaftes Getöse überzugehen schien, und nur, wenn sich diese Täuschung zerstreute und

man gesammelt horchte, rauschte und zog der Fluß immer vernehmlich, doch leise, wie ein im Traume klagendes Kind. Ein seliger Schauer schien, als ich einen Augenblick stand wie festgebannt, rings vom Gesichtskreise heranzuzittern an den Berg, in immer engeren Cirkeln bis an mein Herz heran. —"

Man sieht schon, daß Keller weiß, wie es den Menschen zu Muth ist; es fehlt kein echter Ton in diesem Bilde der ersten Liebe, wie sie schüchtern, keusch, spröde, schamhaft mit ihren Entzückungen über das junge Herz kommt; sie ist durchaus noch transcendent und weiß nichts von der Sinnlichkeit, die in ihr zittert. Voll tiefer Wahrheit und Schönheit ist die Erzählung des Heimrittes von der Aufführung des Wilhelm Tell, wie Anna und Heinrich in ihren Theaterkleidern träumerisch durch die beschneiten Wälder ziehen, durch deren Stämme die ferne Abendsonne blitzt, wie sich die scheuen Kinder endlich mit heißen Küssen ans Herz sinken, dann aber ein Schrecken, ein Ernst, eine Trauer über sie kommt, von deren Bedeutung sie sich ahnungsvoll nur dunkle Rechenschaft geben. Anna stirbt in früher Jugend, Heinrich hilft ihren Sarg zimmern und über den See herführen, dennoch fehlt auch der Humor nicht, das Roth und Gelb in diesem, wie aus zarten Silberfäden gewirkten, mit Himmelsblau durchschossenen Gewebe. Aber daneben und gegenüber brennt noch ganz anderes Roth: die schöne Judith, die dem unschuldigen Burschen in stillen einsamen Stunden den berauschenden Feuerwein verfrühter, vollgenießender Liebe ganz nah an die blühenden keuschen Lippen führt: ein stilvolles gefährliches Weib, welchem dieser Joseph mit knapper

Noth entflieht. Ganz meisterhaft sind die Scenen, wo sich Heinrich und Judith im Apfelgarten bei dichtem Nebel zusammenfinden, das Liebesgeplauder mit ihr, während er unsichtbar oben auf einem Äste steht, aber ebenso meisterhaft auch, wie der Dichter seinen so schwer gefährdeten Helden nachher vom Abgrund rettet: das Schicksal tritt auf als Unteroffizier, der dem Kadetten in dem Augenblick ein „Rechtsumkehrt" kommandirt, wo ihm Anna, auf der Auswanderung begriffen, aber heiß genug, um noch einen letzten Sturm auf ihn zu machen, vom Wagen winkt und sich ihm das Herz in der Brust wenden will. Keller hat die ganze Kraft der Sinnlichkeit, die zum Dichten gehört; die Liebe geht in mannigfachen Formen durch die weiteren Theile des grünen Heinrich, durch die Novellen, nirgends aber fehlt ihr der Nerv, der aus Naturtiefen durch diese Leidenschaft zuckt. Keller ist saftig, heiß, feurig, alles ohne einen Hauch von Frivolität; er weiß, in welche Stimmung er seine Julie auf dem Gange mit dem Geliebten setzen muß, um die Brautnacht am Rande des Todes vorzubereiten; er weiht uns ein in die Versuchung, aus welcher Frau Amrain von ihrem Kinde gerettet worden, aus welcher sie den heranwachsenden Jüngling retten muß; er macht verständlich, was es ist, wodurch das Schwäble unter den drei gerechten Kammmachern den Sieg über seine Kameraden, die Mitbewerber um Jungfer Bünzlin, gewinnt, wie es zugeht, daß John Kabys der Schmied seines Glückes wird; schwindelnd und lachend verfolgen wir den seltsam heiligen Vitalis auf seinen bedenklichen Gängen (Legenden); Frau Aennchen („die mißbrauchten Liebesbriefe") ist gar appetitlich, wie sie als Bauernfrau aufgeputzt hingeht nach

Wilhelms Einsiedelei, um seine Treue gegen Gritli, gefährlich genug für sie selbst, auf die Probe zu stellen: „Sie gieng wohlgemuth durch das Frühlingsland und badete unternehmungslustig ihre Gestalt in der glänzenden Luft.“ So wahr als einfach heißt es von der aufblühenden Liebe Heinrichs zu Dorothea: „Das Gattungsmäßige im Menschen erwachte in ihm mit aller Gewalt und Pracht seines Wesens, das Gefühl der Schönheit und Vergänglichkeit des Lebens warf darein eine beklemmende Angst.“ Ich führe dieses Wort gern an, um durch die Tiefe seines Inhaltes zu belegen, falls es noch eines Beleges bedürfte, daß Keller auch im heißen Elemente rein bleibt, daß er kein Wieland ist. Dieser Punkt muß bei „Romeo und Julie auf d. L.“ noch einmal zur Sprache kommen.

Nicht daß im Stimmmungselement die Charaktere an Bestimmtheit des Umrisses verlören; Keller zeichnet mit sicherer Hand fest und scharf Junge und Alte, Weib und Mann. Aus dem grünen Heinrich hebe ich das Bild der guten, treuen, frommen, aber nicht kleinlich frommen, sorgsamen, für den geliebten Sohn sparenden, darbenden Mutter heraus. Da fehlt kein wesentlicher Zug von der Sorgfalt der Kofferpackung für den Scheidenden (wobei das Zeichnungspapier gegen die Leinwand treu dem Frauengeschlecht arg verkürzt wird) und den normalen Waschzettelvorschriften nebst dem Abschiedssegen: „werde nur nicht leichtsinnig und vergiß nicht, daß wir eine Vorsehung haben,“ bis zu dem rührenden Sparsystem, wodurch die arme Wittwe für den leichtsinnigen Sohn in der Fremde die nöthigen Pfennige erscharrt. „Indem sie ihren abgeschliffenen Dreiviertelslöffel in die

Suppe steckte, rief sie pünktlich den lieben Gott an, für alle Leute um das tägliche Brod bittend, besonders aber für ihren Sohn.“ Nur am Sonntag erlaubt sie sich zu der spartanischen Suppe einen Bissen Rindfleisch; die drei Seiten, worin ihr Gang zu der Fleischbank und auf den Gemüsemarkt geschildert wird („ihre Poesie, Elegie und Samstags-Tragödie“), enthalten ein Miniaturbild von einem Meisterpinsel, den Kindesliebe und Mitleid geführt hat, ohne beim feinsten Strich zu zittern. — Als Knabe wird Heinrich, nachdem er wegen eines verzeihlichen Muthwillens durch unsinnigen Beschluß der Behörde aus der Schule gestoßen ist, zu einem mütterlichen Oheim auf das Land geschickt, der, ein Pfarrer von altidyllischem Schlage, mehr noch tüchtiger Bauer und Jäger als Geistlicher ist. Aus dem herrlichen Bilde des Landlebens, das hier (Ende des 1., Anf. des 2. Bandes) sich öffnet wie eine weite Thüre, durch die man aus enger Kammer in Luft und Leben tritt, wo unter fruchtschweren Obstbäumen die rothbackige Jugend mit fröhlichen Thieren sich tummelt, auf diesem Grunde von Himmelblau und saftigem Grün hebt sich wie eine sanfte Geistererscheinung in einem Traum, und doch leibhaft und freundlich nahe, das Bild der väterlichen Großmutter. Sie steht, den Enkel erwartend, unter der braunen Thüre, die Hand über den Augen, heißt ihn mit sanften Worten willkommen, läßt sich aus blankem zinnernen Gießfasse, das in gebohnter Nußbaumnische hängt, das klare Wasser über die gebräunten Hände laufen, bewirthet ihn, sitzt lächelnd, bis er gegessen und getrunken, und setzt sich dann ganz nahe zu ihm, da ihre Augen schwach sind, und betrachtet ihn unverwandt, während sie nach dem Ergehen

seiner Mutter fragt und doch zugleich in Erinnerung früherer Zeit versunken scheint. „Sie war schlank und fein gewachsen, trotz ihres hohen Alters beweglich und aufmerksam, keine Städterin und keine Bäuerin, sondern eine wohlwollende Frau, jedes Wort, das sie sprach, war voll Güte und Anstand, Duldung und Liebe, Freude und Leid, von aller Schlacke übler Gewohnheit gereinigt, gleichmäßig und tief. Es war noch ein Weib, von dem man begreifen konnte, wie die Alten das doppelte Wehrgeld des Mannes forderten, wenn es erschlagen oder beschimpft wurde.“ Sie sitzt dann stillvergnügt neben dem Knaben und schläft endlich lächelnd ein. „Ueber ihre geschlossenen Augen gieng eine leise Bewegung, wie das Wallen eines Vorhangs, hinter welchem etwas vorgeht, man ahnte, daß sich dort Bilder in zartem verjährtem Sonnenschein zeigten, und die freundlichen Lippen verkündeten es in schwachen Regungen.“ Wie sie erwacht, betrachtet sie ihn fremd, Tracht und Sprache des Enkels wollen nicht in ihren Traum der Vergangenheit passen, sie ahnt, daß er aus den Lebensschranken der Familie in eine unbekannte Zukunft hineinwächst, schreitet gedankenvoll in die Nebenkammer und holt aus einem Schrank ein Geschenk für ihn; ihres blöden Gesichtes wegen ergreift sie statt eines mächtigen Taschentuchs ein kleines rothseidenes Halstuch, wie es die Bauernmädchen tragen, und gibt es ihm, noch in das gleiche Papier gewickelt, worin sie es vor vielen Jahren gekauft.

Ich denke, wer dieses Bild gezeichnet, versteht es, im streng Realen ideal zu sein, um das Lebenswahre den Schleier zu ziehen, der ihm den Zauber des ahnungsvollen Traumes gibt. — Unter den Frauen soll festen Schrittes

noch die aufrechte Frau Regula Amrain auf unsern Plan treten, nachdem sie schon mehrmals in der Ferne gezeigt und die kräftige Hand gerühmt ist, womit sie ihren feurigen Knaben Fritz erzieht. Von einem charakterlosen Manne, der nach Amerika geirrt ist, einsam zurückgelassen, nimmt sie fest die Zügel des Hauses in die Hand. Unter mehreren Söhnen ist Fritz ihr Liebling. Klug und klar und sicher führt sie ihn zuerst über die glatten Wege kindischer Blindheit und jugendlicher Lüsternheit hinweg, sorgt ihm für eine brave Frau, sieht zuerst ruhig abwartend zu, wie er sich in die Dummheiten des Freischarenwesens stürzt, läßt ihn, wie er gefangen genommen wird, mit heiterer pädagogischer List eine Zeit lang zappeln, ehe sie ihn auslöst, hält ihn, nachdem er so von dieser Thorheit geheilt ist, zu Fleiß und Ordnung an, so daß er das vom Vater vernachlässigte Geschäft in Schwung bringt; endlich aber duldet sie nicht, daß er in Seldwyler-Bequemlichkeit sich seiner Bürgerpflicht, der Theilnahme an der Rathswahl, entziehe, denn er soll nicht zu denen gehören, die „immer nach ihrem Rechte schreien, aber sobald dieses Recht auch nach Pflicht riecht, ihr Recht darin suchen, keines zu üben;“ er folgt ihr, und es gelingt ihm noch dazu, den unwürdigen Gemeindepräsidenten zu stürzen; unter solcher Leitung gereift, bringt er endlich auch den zurückgekehrten Vater in das Geleise tüchtiger und thätiger Lebensordnung zurück — man muß lesen, zu welchem satten und gediegenen Bilde diese trockene Skizze in der Hand des Dichters auswächst, um es mit innerstem Behagen zu genießen. Stilvoll ist diese Frauengestalt, aber nicht blitzend von gefährlichem Feuer, wie das schöne Race-

weib Judith, sondern ethisch hoch und schön, dabei aber nur ganz bürgerlich natürlich und einfach; unter dem Segen ihres mächtigen und guten Geistes sieht man ein verkommenes Haus sich ordnen und erlabt sich an diesem Gemälde werdender sittlicher Reinlichkeit, als sähe man einen lange vernachlässigten Kranken von freundlichen Händen mit sauberem Weißzeug bekleiden; gerne denkt man bei dieser Frau an die großgliedrigen, wohlgethanen, festen und wackeren, ganz ländlich einfachen, doch stolzen und freien weiblichen Gewächse, die man im deutschen Volk unter den unversehrten alten Stämmen der Alemannen im Gebirge und der Friesen am Meere noch findet. — „Sie lebten alle zufrieden und wohlbegütert,“ heißt der Schluß, „und das Geblüt der Frau Regula Amrain wucherte so kräftig in diesem Hause, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergang gesichert blieben. Sie selbst streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen und der eine so edle Leiche barg zu Seldwyla.“

Vom Mädchenvolk im Heinrich und in den Novellen ist die Rede gewesen, freilich nicht viel; wir werden auf die eine und andere im weiteren zu sprechen kommen; nur mit einem Worte sei hier erwähnt, wie geistreich die originelle Hauptkokette Lydia im Pankraz durchgeführt ist. Jungfer Züs Bünzlin, die Heldin in der Novelle „die drei gerechten Kammmacher“ ist gelegentlich angeführt; diese Tochter von achtundzwanzig Jahren besitzt einen Kapitalbrief von siebenhundert Gulden, in welchen sich jene drei Edlen verlieben; sie weiß ihre Werber zu einer homerischen Wettfahrt anzu-

reizen, deren Ziel und Meta der beglückende Besitz ihrer Hand ist. Einer bleibt dann klug zurück; wie die andern zwei, ihre Ranzen auf Rädchen führend, unter Staubwolken dahin rennen, wird mit wahrhaft genialer Parodie des Epos geschildert; das köstliche Bild des Zimmerschmucks der Jungfer Züs bleibe aufgespart, bis wir vom Reichthum glücklich gegriffener Kleinzüge reden, womit Keller den Individuen und Zuständen ihre Fülle gibt. Unter tüchtigen Männer-Charakteren steht voran der brave, durch hellen und offenen Geist aus Handwerksenge zum Baukünstler gediehene, früh hingeraffte Vater des grünen Heinrich, Hr. Lee; erwähnt ist schon der Graf am Schlusse des Romans. Keller zeigt hier, daß er es wohl versteht, die freie und sichere Weltbildung des vornehmen Mannes zu zeichnen und sie mit dem besseren Adel der Gesinnung und des vom Wahne freien Urtheils zu schmücken. Hinter den vernünftigen Männern stolzirt, schwankt und tanzt ein Zug von Originalen, Käuzen, verbissenen Hartköpfen (die zwei feindlichen Bauern in „Romeo und Julie auf dem Lande“), Gecken, Windbeuteln, Knickern (Meierle im grünen Heinrich), Narren und Halbnarren, alle sich selbst gleich, sicher und unbeirrt in ihrer Grille oder Blindheit, alle ungetheilt, rund, ganz. Unter den bedenklichen und schlimmen Originalen sei der Maler im grünen Heinrich hervorgehoben, der treffliche Lehrmeister des Dilettanten, dessen Irrwahn, eine politische Größe zu sein, aus dem Anschein von Gesetztheit und Vernünftigkeit Zug um Zug mit voller ironischer Wirkung zu Tage tritt. Ein wahres Kabinetsstück ist der tolle Lügner und Aufschneider im grünen Heinrich, B. 2, S. 306 ff; aus bodenloser Eitel-

keit erwächst in dieser Menschenseele eine Welt von Unwahrheit, in deren flimmerndem Doppelschein kein Auge die Grenze unterscheiden kann, wo Selbsttäuschung und verlogene Selbstbespieglung in die absichtliche Lüge übergeht: ein Kerl, der alles bestreitet, nichts glaubt und dem man kein Wort glauben kann; wie toll er zu Grunde geht, werden wir in anderem Zusammenhang vorbringen.

Die Charaktere der drei gerechten Kammmacher müssen wir endlich doch genauer schildern, nachdem sie oben kurz als Typen der bloßen Legalität bezeichnet worden; es sind also Muster-Exemplare jener Menschengattung, die keinen der Fehler begeht, wozu feurige Leidenschaft die Gemüther fortreißt, weil nur kleine, niedrige, klebrige Leidenschaften unter der todten Erdkruste ihres Wesens hinschleichen, versessene, verhockte, geizige, kleinpfiffige Schlucker, als Urbilder jener Afterform der Sittlichkeit für immer hingezeichnet, verdrießlich komische Ideale, so vollendet wie ein Zeus-Ideal von der Hand Phidias gemeißelt oder eine Venus von Tizian gemalt. Der eine von den drei listet endlich doch den zwei Wettfahrern die Helena, Züs Bünzlin, ab, hat aber in ihr eine Xantippe gewonnen; der eine von den zweien hängt sich, der andere endet als mürrischer Lump. Als Geizhals erscheint der Trödler, der dem grünen Heinrich seine Bilder und Studien abknausert und dem der arme herabgekommene Bursche die Fahnenstangen zu einem Feste malt, um nicht Hungers zu sterben; doch ist er ein Knicker nur aus Geschäftsgewohnheit, eigentlich vielmehr ein guter Kerl, der heimlich sein Opfer liebgewinnt und zum Erben einsetzt: also ein Original, aus zweierlei Garn gesponnen

und durch diese Beimischung von Wohlwollen immerhin ein komisches Sittenbild von der gemüthlichen Art. Die Trödlerwirthschaft aber, die im ersten Bande des grünen Heinrich mit Meisterzügen eines Teniers und Breughel konterfeit ist, hat einen unheimlichen Hintergrund und gehört daher in ein anderes Kapitel. Höchst behaglich ist der schon erwähnte katholische Pfarrherr, der tägliche Gast im Hause des Grafen, des Wirths und Retters des grünen Heinrich, geschildert: „er war nun vorzüglich die drei Dinge: ein leidenschaftlicher Esser und Trinker, ein großer religiöser Idealist und ein noch größerer Humorist.“ Wasmaßen er diese drei Dinge ist und wie er sie vereinigt: man lese und prüfe selbst!

Die Kleinzüge, die er immer bedarf, um seine Bilder bis zur ganzen Wahrheit und Eigenheit des Lebens zu kondensiren, sammelt ein echter Dichter nicht aus Notizen, die er sich ins Tagebuch geschrieben, sondern fischt sie im Sehen auf, schießt sie im Flug, wie Goethe einmal sagt, und hat keine Sorge, daß sie im Gedächtniß nicht wieder aufleben und sich just da niederlassen, wo sie hingehören.

So ein Poet ist Keller, und die Vorrathskammer seiner Erinnerung ist darin nicht karg ausgestattet, sondern ausgiebig wirft sie ihm am rechten Orte die rechte Vielheit solcher Züge zu, daß es nur so quillt und sprudelt. Er zählt nicht wenige, sondern viele Geschäfte auf, die der „Stadthexenmeister“ Pineiß (in Spiegel, das Kätzchen) treibt, er weiß sehr wohl, was solch ein Quacksalber alles für Künste versteht; der vorgeblichen Anliegen einer Bäuerin weiß er gleich ein ganzes Schock, da die verkleidete Anna den Einsiedler Wilhelm (die mißbrauchten Liebesbriefe) be=

sucht, und gründlich kennt er den Inhalt der Tasche einer Bauernfrau, da sie ihre Siebensachen herauszieht, bis auf die gedörrte Birne. Er muß einmal der edlen Kammmacherarbeit zugesehen haben, oder hat es ihm der Genius geoffenbart, wie man in Schmuckkämme für die Dorfschönen und Dienstmägde aus schönem durchsichtigem Ochsenhorn ein tüchtiges braunrothes Schildpattgewölke beizt, so daß man, wenn man die Kämme gegen das Licht hält, die herrlichsten Sonnenauf- und Niedergänge, rothe Schäfchenhimmel, Gewitterstürme und andere gesprenkelte Naturerscheinungen zu sehen glaubt? Wer hat ihm verrathen, welche Herrlichkeiten Lade und Stube der Jungfer Züs Bünzlin enthält, z.. B. das mit Gold auf eine „Menschenhaut" gedruckte Vaterunser, das silberne Herz, worin ein Riechschwämmchen steckt, das Körbchen aus wohlriechenden Halmen geflochten und das andere aus Glasperlen und Gewürznägelein zusammengesetzt? Wer unter diesen und vielen andern Schätzen den chinesischen Tempel, das Werk des hoffnungslos liebenden Buchbindergesellen, „welcher alle Bücher las, die er einband, und ein strebsamer, gefühlvoller und unerfahrener Mensch war," den sie Emmanuel nennt, während er eigentlich Veit heißt, und von dem sie, nachdem sie ihn fortgeschickt, gegen jedermann sagt, nur er habe sie verstanden und ihr Wesen erfaßt? Den Tempel, in dessen tiefstem Fach der herrliche Brief verborgen ist, worin er scheidend sein ganzes Herz ausgeschüttet, den aber nie ein Menschenauge, weder ihres, noch irgend eines, gelesen hat? Aus der Kinderzeit erinnert sich unsere Generation, daß es einst hölzerne Nadelbüchschen gab, welche einen Fisch, andere, die ein Wickelkindchen vor-

stellten; Keller hat es nicht vergessen und zählt sie richtig unter den Habseligkeiten seiner edeln Kammmacher auf. Im Pankraz — wie sinnig knüpft er die frühen ärgerlichen Streiche des rechthaberischen Knaben an die Rechtsverletzungen des Schwesterleins beim Essen, das dem Bruder durch allerhand künstliche Stollen und Abzuggräben das Schmalz auf der Suppe ab- und zu sich herüberleitet! Ebenda, nachdem der Knabe längst durchgegangen und verschollen ist, führt er den Leser auf das kleine Plätzchen in Seldwyla, an dem die Mutter mit der inzwischen längst zur alten Jungfer gewordenen Tochter wohnt; die Mittagssonne liegt schwül auf dem begrasten Pflaster, es ist still, die Anwohner sind alle an der Arbeit mit Nähen, Hämmern, Schustern, Kleben, Schnitzeln, Besteln; der Nachbar Schuster findet, daß es Zeit sei, eine kleine Erholungspause zu eröffnen, niest so laut, daß die Fenster rings erzittern, und der Buchbinder gegenüber, der eigentlich kein Buchbinder war, sondern nur so aus dem Stegreif allerhand Pappkästchen zusammenleimte und an der Thür ein verwittertes Glaskästchen hängen hatte, in welchem eine Stange Siegellack an der Sonne krumm wurde — dieser Buchbinder rief: „zur Gesundheit!" und alle Nachbarsleute lachten; einer nach dem andern streckte den Kopf durch das Fenster u. s. w. Das ganze Bild, wie es auf den Moment vorbereitet, da der lang verschollene Sohn wie ein Wunder vom Himmel angefahren kommt, werden wir noch einmal ins Auge zu fassen haben. Im Anfang von „Romeo und Julie auf dem Lande" finden wir die zwei Bauern, die Väter des unglücklichen Paares, pflügend auf ihren Aeckern: beide sind lange knochige Männer,

einander sehr ähnlich, nur daß der eine den Zipfel seiner weißen Kappe nach vorn, der andere nach hinten trägt, was jedoch wechselt, wenn jener gegen den Wind, dieser hinter dem Winde geht; „wenn sie auf ein Hinderniß stoßend den Pflug fester faßten, so zitterten die groben Hemdärmel von der leichten Erschütterung."

Dies ist nun Genre-Malerei; wo starker Inhalt großen Stil fordert, ist sie natürlich nicht mehr am Platze, da ist der starke Zug des breiteren Pinsels gefordert; das versteht Keller wohl und führt mit wenigen Strichen den Umriß in mächtigeren Bahnen, wenn er eine Judith, eine Frau Amrain uns vor die Anschauung zu bringen hat, oder den durch die Liebe aus aberwitzigem Mönchs-Martyrthum zur Welt bekehrten Vitalis, wie er nun um die Mauern Alexandrias schreitet und den rothen Mantel im Winde fliegen läßt.

Es muß nun aber auch von erweiterten Bildern die Rede sein; der Dichter hat seine Menschen, Einzelne und Gruppen, mit der Naturumgebung, mit ländlichen und städtischen Räumen zusammenzufassen und beide aufeinander zu stimmen; er bewegt sie durch dieselben im Handeln und Leiden, und wir verlangen, daß dieses Ganze zusammengefühlt sei, daß wir in einen Zustand hineingezogen werden, wie wir vom Maler verlangen, daß sein Bild als Ganzes Totalstimmung und in seinen Theilen Lokalstimmung habe. Auf eine vollgültige Probe dieser Kunst unseres Dichters hat uns so eben ein anderer Zusammenhang geführt: das stille sonnige Plätzchen mit seinen Umwohnern im Pankraz der Schmoller — ein Bild so voll Zuständlichkeit, ein so

trefflicher Kontrast zu der nachfolgenden Ueberraschung, daß es eine Perle zu nennen ist. Die pflügenden Bauern im Anfang von Romeo und Julie gehören ebenfalls auch hieher; es folgt dort das köstliche Spiel der Kinder mit der Puppe, der sie den Kleiengehalt ihres armen Körpers ausquetschen. Ein kleines Ackerstück ist es, um das sich beide Bauern ins Elend hinein prozessiren; der eine, Manz, setzt sich, nachdem er von Haus und Hof springen mußte, auf eine armselige Wirthschaft in der Stadt; der Aufzug mit dem erbärmlichen Reste des Hausraths, das Leben in der düstern Spelunke ist mit Meisterhand in einem stimmungsvoll unheimlichen dumpfen Grau gehalten; beide Lumpen werfen sich aufs Fischen und stehen Tage lang angelnd am Flusse, wo sie mit andern verkommenen Seldwyler Gestalten, die demselben langweiligen Werk obliegen, „gleich einer langen Galerie von Heiligen- oder Prophetenbildern“ zu sehen sind. Von bewegteren Scenen darf der Aufzug in „Kleider machen Leute“ nicht unerwähnt bleiben: ein boshafter Maskenscherz der Seldwyler, wodurch das arme Schneiderlein, das als Graf neben der Verlobten sitzt und dessen wahren Stand jene Nachbarn erkundet haben, so grausam entlarvt wird. Da bricht aus dem bereiften Wald ein Schlittenzug, hoch am weißen Felsrande von weitem sich auf den blauen Himmel zeichnend; das vorderste Fuhrwerk trägt eine Strohpuppe der Fortuna, das zweite einen rießenmäßigen schwarzen Ziegenbock, das dritte eine ditto Scheere, welche mittelst einer Schnur auf und zugeklappt wird und „gewaltig in die Höhe schnappt, als sähe sie das Himmelszelt für einen blauseidenen Westenstoff an.“ Man steigt am Wirthshaus,

wo die Goldacher schon angekommen sind, aus, und es folgt dann eine unbarmherzige Maskenaufführung vor dem Brautpaar, das „unbeweglich auf seinen Stühlen, gleich einem steinernen ägyptischen Königspaar ganz still und einsam saß; man glaubte den unabsehbaren ägyptischen Wüstensand zu fühlen.“

Im grünen Heinrich reiht sich an das schon gepriesene Bild des Landlebens eine ganze Reihe gleich tief empfundener idyllischer Zustandsanschauungen; es wird später erzählt, wie mehrere Gemeinden in der heute noch üblichen Weise der Schweizer im Freien den Wilhelm Tell aufführen: nicht auf Einem Schauplatz, sondern in Fortbewegung an verschiedenen Orten, wo Altorf mit der Stange, die hohle Gasse u. s. w. fingirt wird; es entsteht so ein wahrhaft episch gefühltes Bild, seine warme Seele ist das Liebespärchen Anna und Heinrich, die als Thekla und Rudenz hoch zu Roß mitspielen und auf dem Heimritt so süß und bang sich in die Arme fallen, wie oben erzählt ist. Wird uns dabei sonnig, offen, weit zu Muthe, so umgibt uns dagegen eine wahre Kellerluft in den alten Klosterräumen, in die wir bald darauf versetzt werden, nachdem Heinrich es bei seiner Mutter erreicht hat, Maler werden zu dürfen. Er wird einem Bilderfabrikanten in die Lehre gegeben, der mit seinen mißbrauchten Scholaren in jenen Räumen haust. Das Treiben der Stecher, Aetzer, Lithographen, Anmaler in dieser Höhle, der traurige Handwerksmechanismus der vertheilten Geschäfte, der Humor, den sich die armen Kreaturen doch nicht nehmen lassen, der Meister, Schwarzkünstler Habersaat, in der Mitte: es baut sich auch

hier ein Bild von vollendeter Wahrheit der Stimmung zusammen.

Wir haben natürlich nicht vergessen, daß wir es nicht mit einem Maler, sondern mit einem Dichter zu thun haben. Keller beschreibt nicht, er führt uns kein Bild anders auf, als in Bewegung und Handlung. Er verwechselt auch nicht das Geschäft des Dichters mit dem des Analytikers. Es ist ein Gesetz, das so gut wie jenes Lessings-Gebot: „Du sollst nicht malen!" zum A B C der Aesthetik gehört, daß der Poet nicht vergessen soll, wie er sich vom Psychologen zu unterscheiden hat; aber wie wird in der modernen Roman- und Novellendichtung gegen dieses Grundgesetz verstoßen! Ganze Blätterfolgen hindurch analysiren die Verfasser, im eigenen Namen sprechend, einen Charakter, einen Gefühlszustand, das Werden einer Leidenschaft, eines Entschlusses, statt einfach ihre Menschen in Bewegung zu setzen und uns aus ihren Worten, ihren Handlungen erkennen, schließen zu lassen, was in ihrem Innern vorgeht! Statt Aufzeigens ein ewiges Zergliedern! Keller spricht im eigenen Namen nicht mehr, als ein Dichter darf und muß, er begleitet seine Leute mit Betrachtungen aus seiner tiefen, warmen und doch auch so täuschungslosen Menschen- und Lebenskenntniß, und es wäre leicht eine reiche Blumenlese allgemeiner Sätze, feiner Blicke und Beobachtungen aus ihm zu pflücken; wir unterlassen es um so mehr, weil wir von seinem denkenden Geiste schon im ersten Abschnitt gesprochen und einige Stellen angeführt haben; aber auch nur begleitend sind diese Reflexionen und nie will sich der Dichter durch sie sein eigentliches Geschäft, eben das Aufzeigen, erleichtern und ersparen.

Namentlich liebt er es nicht, umständlich zu motiviren. Das Motiviren ist ein Punkt, bei dem hier etwas verweilt werden muß. Es steht zu erwarten, daß Keller in Beziehung auf ihn manche Tadler finden wird. Blicken wir einmal auf einen Größeren hinüber, auf Shakespeare. Es wäre freilich Zeit, ihn einer neuen Kritik zu unterwerfen, denn allerdings blüht bei uns immer noch ein unkritischer Shakespeare-Kultus; aber es müßte wahrlich eine andere sein, als die er neuerdings erfahren hat. Es sind Angriffe des Verstandes auf die Phantasie, auf die Poesie: „Der Verstand zur Seite stand, ein proportionirter Mann . . . er geht und spricht: das mag ich nicht, denn das sieht wie ein Gedicht!“ Der Verstand, der die Poesie auf den Verstand examinirt, wird es immer namentlich mit der Frage zu thun haben: „Wie ist die Situation motivirt?“ und wird darüber vergessen zu fragen: „Wie ist die Situation poetisch benützt, verwerthet, entwickelt?“ Shakespeare motivirt aus dem Großen ins Große, im Kleinen immer nur kurzweg mit raschen, sparsamen Zügen. Es ist ihm darum zu thun, gewaltige Situationen zu gewinnen, oft erscheinen sie auf den ersten Blick unmotivirt, aber das tiefe Leben, das in ihnen sich entwickelt, steckt ein Licht auf, das rückwärts und vorwärts erklärt, wie alles geworden ist und werden wird. Er sorgt nicht vor, daß wir begreifen, wie Lear so ein Thor sein kann, daß er die Liebe nach der Beredsamkeit mißt und nach diesem Maße sein Königreich verschenkt, aber er läßt in der Situation den greisen König so reden, so auffahren, so handeln, daß wir uns alles erklären können; wir dürfen nur in die Länge der Zeit uns ausgedehnt denken, was sich

hier in einige Momente zusammenfaßt: ein langes Schmeicheln der falschen Töchter hat längst sein stolzes und doch weiches Herz verwöhnt, während die jüngste durch herbe Wahrhaftigkeit der Worte oft die Vaterliebe zurückstieß, die sie durch liebende Thaten gewonnen. Das ist der dichterische Akt der Kompression, die wieder ausstrahlt, nachdem sie vollzogen ist. Keller, dessen geistdurchdrungener Realismus wirklich zu Shakespeare sagen darf: „Es ist in mir etwas von deinem Geist!“ geht in demselben Sinne weit mehr darauf aus, Situationen zu gewinnen, als zu motiviren. Man wird es schon merken, denkt er, warum gerade diese Leute so handeln, wenn sie nur erst handeln, und übrigens sind sie ja Menschen, und man kennt ja des Menschen Herz! So entzündet er die Liebe in allen Farben und Gestalten, jede schöne und häßliche Leidenschaft mit rascher Hand am glimmenden Dochte der Gelegenheit, des Anlasses, der Umstände; so läßt er aus Irrung und Verfinsterung das Licht der Vernunft an einem Zufall, einer Bagatelle aufleuchten und den Zuschauer schließen, daß es vorher schon an der Schwelle des Dunkels seinen Strahl bereit gehalten habe. So ist es z. B. scheinbar nur ganz leichtweg erzählt, wie die gesetzte, gehaltene Frau Amrain zu Anfang der Novelle in die schwere Versuchung geräth, die wir oben kurz angedeutet haben. Ihr Werkführer dringt, vom Wein erhitzt, in nächtlicher Stille heftiger und heftiger, sie widersteht ihm, dann heißt es einfach weiter, sie habe endlich eben doch gedacht: die Dinge werden so oder so ihren Weg gehen. Wie wahr diese Flüsterstimme des Leichtsinns selbst im sonst wachsamen Menschenherzen! Sie heißt „die Frau mit dem festen, dunkeln Blick“;

das „dunkel“ bei „fest“ gibt zu denken, zu begreifen. In diesem gefährlichen Moment springt ihr Liebling Fritzchen aus dem Bett und schreit: ein Dieb! Das Kind hatte gewacht, dunkel geahnt, sein Ruf bringt die Frau zu sich, und sie ist vom bodenlosen Abgrunde gerettet. Der Kellner in „die mißbrauchten Liebesbriefe,“ der in die schlechte Literaten-Humbug-Gesellschaft gerathen ist, kommt einfach zu sich und zur Vernunft, wie er einmal zu etwas Gelde gelangt, sich wieder anständig kleidet und so in Spiegel sieht; es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, er findet sich plötzlich zu gut für einen Schriftsteller, dagegen reif genug für einen Oberkellner und er geht in sich. Natürlich ist die Aufgabe eine andere, wo es sich um starke Schicksale im Mittelpunkte der Erzählung handelt; hier muß das Verfahren breiter und ausgiebiger sein, wiewohl auch dann noch grundverschieden von einer breiten und nüchternen verstandesklaren Analyse. Das Werden der Leidenschaften, welche Entscheidungen mit sich führen, sei es Liebe, sei es Haß, sei es irgendwelche folgenreiche Angewöhnung, wird hier mit aller Gründlichkeit, die vom Dichter zu erwarten ist, aus der Tiefe der Seelen und ihrer Verschlingung mit den Umständen hervorgeholt. In Romeo und Julie z. B. ist alles von Anfang eine durch und durch organisch gefügte Vorbereitung des tragischen Schlusses.

Im humoristischen Gebiet ist es durch die Natur der Sache gegeben, daß der Poet gern aus dem Kleinen, aus dem ganz Geringfügigen motivirt; da hilft nun unserem Dichter wieder sein scharfes Auge für die Kleinzüge des Lebens. Wer nicht lachen muß, wenn er liest, wie in dem

einen der drei gerechten Kammmacher, Jobst, der Entschluß des Wanderns durch den Anblick einer blau übertünchten, auflebenden und fortkriechenden Wanze zum Durchbruch kommt, der — muß eben das Buch weglegen. In „Kleider machen Leute“ hat der Dichter zu erklären, wie sich Nettchen aus Schreck und Scham ermannt; sie vergießt bittere Thränen; „da man aber, wenn man weint, fast immer zugleich auch die Nase schneuzen muß, so sah sie (bisher in den Schleier verhüllt und mit diesem die Thränen trocknend) sich doch genöthigt, das Taschentuch zu nehmen, und that einen tüchtigen Schneuz, worauf sie stolz und zornig um sich blickte“ u. s. w. — wer sich daran stößt der — stoße sich eben! Ab und zu ist immerhin auch im komischen Gebiet eine Lücke übersehen oder eine Unwahrscheinlichkeit gewagt. Daß sich Hr. Litumlei (in „d. Schmied s. Glücks“) von dem unbekannten Eindringling Kabys ohne weiteres rasiren läßt, ist nicht eben glaubwürdig, — rein toll der Untergang des oben geschilderten Lügners und Eitelkeitsnarren im „grünen Heinrich“; dieser tanzt nämlich, nachdem er sich entkleidet, vor einer Gesellschaft her, um seinen schönen Wuchs bewundern zu lassen, während er in der That krumm ist, und tanzt sich so in einen See im Wald hinein, worin er ersäuft; dieses phantastische Motiv führt auf ein Kapitel, von dem nachher besonders die Rede sein muß: das Gebiet der närrischen Vorstellung. Weil wir aber gerade bei naturgemäßen komisch charakteristischen Zügen verweilen, so soll der Leser den Spaß haben, über einen Moment des schwer liebeskranken Heinrich zu lachen: er haßt alle Welt, die kummerlos ihrem Geschäft nachgehen kann, während er so traurig

ist; ein vergnügt grinsender Bauer schlenkert vorbei, ein irdenes Krüglein an einem Strick über die Schulter, gafft ihn an und lacht über sein trübseliges Gesicht; „schon das arme Krüglein that Heinrich weh in den Augen und im Herzen, da es so stillvergnügt und unverschämt am Rücken dieses Burschen baumelte; wie konnte man ein solches Krüglein umhertragen, da Dortchen nicht im Lande war?“ Dieß führt zu einer Explosion: noch unter Thränen haut Heinrich den armen Kerl so derb, daß er glaubt, der helle Teufel sei in ihm, und sich aus dem Staube macht. Ist dies nicht aus der Seele? — Hr. Kabys und Litumlei beschließen, ein Memoire aufzusetzen, worin ersterer als natürliche Frucht einer Don Juanschen Jugendperiode des letzteren erscheinen und so die Einsetzung zum Erben begründet werden soll; sie schließen sich ein, sinnen vergeblich, können keinen Anfang finden; endlich beschließen sie, vorerst ein Buch starkes und schönes Papier zu kaufen; sie thun es und setzen sich wie nach wohlverrichteter Sache zum Weinglas. — Hr. Störteler, der sich auf den Geniebetrieb geworfen und seine gute Frau zur Nachahmung seiner grundaffektirten Briefe anleiten will, findet Thränenspuren in den Briefen der Armen, erpreßt von der Qual dieses Seelenzwangs, und geräth nun auf den schönen Gedanken, ob solche Thränen zwischen den Zeilen bei einer allfälligen Herausgabe nicht durch einen zarten Tondruck angedeutet werden könnten?

Im „grünen Heinrich“ spielen Handwerker Theater, führen Schillersche Stücke auf, fühlen sich ihren Rollen nicht gewachsen, und „mancher suchte sich selbst zu täuschen, indem er bei der Herrichtung der Bühne mit vermehrter Wuth Nägel einschlug.“

Es ist von Charaktergebung, Darstellung von Zuständen, dann von Motivirung, psychologischer Begründung die Rede gewesen, dies hat uns auf humoristische Seelenzüge geführt. Von Schicksalen mußte in jenem Zusammenhang etwas gesagt werden, aber ausdrücklich ist nun zu fragen: „Wie steht es mit dem dunkeln Hintergrunde des Lebens, womit nicht zu spaßen ist, mit jenen Mächten, die geisterhaft aus unbekanntem Schoße des Daseins oder wild aus schwarzen Tiefen des Gemüths hervorbrechen und des Menschen Schicksal flechten, — wie steht es mit dem Dämonischen und Tragischen?“ Ich weise auf das Schicksal des armen „Meretli“, der Emerenzia, des Patrizierkindes, das im „grünen Heinrich“ von beschränkten Eltern einem zelotischen Pfarrer zur Besserung übergeben ist, weil es nicht Gebete hersagen will, und von diesem mit rohen Strafen, die den Teufel austreiben sollen, zu Tode geplagt wird. Wer dieses rührende Bild, dieses Bild, das weinende Geister des Mitleids umschweben, so anlegen, so durchführen konnte, wäre ein Dichter und wenn er sonst nichts geschrieben hätte. Das menschlich Rohe wird gespenstig grausig, wenn es als so wildes Schimpfen durch die nächtlich stillen Straßen gellt, wie bei dem zankenden, fluchenden Trödler-Ehepaar im „grünen Heinrich“; ebenso grauenhaft ist das wüthende Raufen, Verwünschen und Fluchen der verwilderten, sich grimmig hassenden Väter in „Romeo und Julie“; dämonisch tritt in dieser Novelle die unheimliche Gestalt des schwarzen Geigers ein, des wahren Erben jenes Ackers, um den sich Manz und Marte zu Grunde prozessiren; dämonisch spielt er den verlorenen Liebenden zum ersten und letzten Tanz auf unter dem ausgelassenen

Gesindel, in dessen Gesellschaft die unseligen Opfer des Hasses der Eltern gerathen sind; es wirbelt sich unter den wilden Melodien ein wahrer Blocksbergreigen in den nächtlichen Wald hinein; alle Hebel aber in dieser Erzählung, die Kellers Ruf begründet hat, wirken zusammen, um im Leser das wahre und ganze Schicksalsgefühl entstehen zu lassen, das Gefühl jenes unberechenbaren Gewebes, in welches der Mensch hineingeflochten wird, an welchem er strebend und wollend mitwebt, ohne zu wissen, was er webt, und das ihn an entschuldbarer Schuld erfassen, zusammendrücken, all sein Glück und sein Leben selbst vernichten kann. Es ist ganz kindisch, über die traurige Brautnacht und den Selbstmord dieser Armen zu moralisiren; es ist Geschmackssache, ob sich einer lieber an seiner Wohlweisheit weidet oder schauernd im reinen Weh des Mitleids vor dem Bilde des Schicksals steht. Keller hat ganz ausreichend gesorgt, die zwei Opfer mitten in der Glut ganz seelenrein zu erhalten, direkt und durch den Kontrast mit der wilden Gesellschaft, in die sie gerathen, von der sie sich aber trennen; was geschieht, ist das reine Resultat der Liebe und Verzweiflung. Vielleicht hätte selbst der Schlußsatz dieser Novelle in der zweiten Redaktion wegbleiben dürfen, man fühlt zu merklich darin die Degen-Parade gegen die Philister.

Die Proportion, worin diese Novelle dem Ernste, der fühlbaren Vorbereitung des tragischen Schlusses das Komische beimischt, wird Niemand zu den unglücklichen Amalgamen zählen, worin sich diese kontrastirenden Potenzen nicht in einander lösen, einander nicht heben und schärfen. Anderweitige Beispiele dieser Mischung sind uns bereits begegnet,

und wir kennen unsern Dichter ja überhaupt von Anfang an als einen Geist, der gar wohl weiß, wie sich Schauer und Lachen verbinden können. Frei spielt der Humor in den komischen Schicksalen, und wir müssen ihn nun in seiner Selbständigkeit und nicht blos als Stimmung, sondern in der Kraft seiner Anschaulichkeit ausdrücklich ins Auge fassen. Zuerst denn jetzt etwas von der närrischen Vorstellung! Sie kann eine ganz objektive Beobachtung sein; ich meinestheils gestehe, daß ich laut auflachen mußte, als ich im „grünen Heinrich" die Stelle las, wie der ländliche Gast am feierlich stillen Sonntagmorgen die verlorenen Laute der Predigt von ferne hört: „Sie klangen seltsam und manchmal wie hollaho! manchmal wie juchhe oder hopsa! bald in hohen Fisteltönen, bald tief grollend, jetzt wie ein nächtlicher Feuerruf und dann wie das Gelächter einer Lachtaube." Wie Heinrichs Kunststudien sich am Ende in eine verrückte Strichelzeichnung auflösen, symbolisch in die Brüche gehen, muß man nachlesen (B. 4, S. 22 ff.), und dazu dann die tiefsinnige kunstphilosophische Deutung seines Freundes Erikson; den ästhetischen Formalisten sei diese Stelle zu ernster Erbauung empfohlen. Von vollendet originaler Anschaulichkeit ist das Bild, wie Spiegel das Kätzchen und die Eule mit einander an der Mündung des Schornsteins die Hexe in einem Netze fangen, die eben zum Blocksberge fliegen will und die sie dem H. Pineiß zur Ehehälfte bestimmt haben; „Sie zappelte und tobte mäuschenstill wie ein Fisch im Netz, aber es half nichts, und das Garn bewährte sich aufs beste. Nur der Stiel ihres Besens ragte durch die Maschen. Spiegel wollte ihn sachte herausziehen,

erhielt aber einen Nasenstüber, daß er beinahe in Ohnmacht fiel und einsah, wie man auch einer Löwin im Netz nicht zu nahe kommen dürfe.“ In der fünften der sieben Legenden versucht der h. Vitalis sein Bekehrungswerk an einer junonisch schönen, rothhaarigen Hetäre von besonderer Gefährlichkeit, da „große, schöne Menschenbilder immer wieder die Sinne verleiten, ihnen einen höheren menschlichen Werth zuzuschreiben, als sie wirklich haben.“ Sie umschlingt ihn, der starke Mönch ringt mit ihr, bindet sie mit Mühe an Händen und Füßen, und „warf den ganzen Pack mit einem mächtigen Ruck auf das Bett, worauf er sich wieder in seinen Winkel begab und seine Gebete fortsetzte, als ob nichts geschehen wäre.“

Den sieben Legenden müssen wir nun in diesem Zusammenhang eine besondere Betrachtung widmen. In der Novellensammlung „die Leute von Seldwyla“ steht „Spiegel das Kätzchen“ isolirt als Märchen da, als Probe des freien Spiels der Phantasie. Daß Keller zu dieser traumartigen Form neigt, werden die Leser aus allem Bisherigen leicht geschlossen haben. Der geborne Dichter wird sie sich überhaupt nicht nehmen lassen. Daß er da, wo er die Gesetze der Natur und des Geschehens einhält, doch das Wirkliche nicht um der gemeinen sogenannten Wahrheit willen nachbildet, sondern im Feuer der Phantasie zur höheren Wahrheit umschmelzt, dies wird er immer auch dadurch geltend machen, daß er der Phantasie Stellen vorbehält, wo sie frei von der Ordnung des kausalen Zusammenhangs sich in ihrem Elemente bewegt. Es ist eine wirkliche Probe des Dichters, ob er auch traumhaft dichten kann. Die entfesselt spielende mystische Bilderwelt der eigentlichen Traumphantasie wachend schaffen, ist kein Kleines.

Ist der Dichter „in mehr als einem Sinn ein hellsehender Schlafwandler,“ so beweise er es dadurch, daß er auch einmal ganz wachend ganz träumt. Daß die Phantasie vom Bande des Sinnes sich auch dann nicht völlig losreißen darf, ist außer Zweifel; die schwere Frage ist' nur: wie beschaffen dieses Band sein müsse, d. h. wie das in diesem Gebiete veränderte Verhältniß zwischen der nicht zu erlassenden Bedeutung und den frei schwebenden Bildern zu bestimmen sei. Da die weitschichtige Untersuchung hier nicht vorgenommen werden kann, mag man sich die selbst nur bildliche Auskunft gefallen lassen: das Band darf sich sehr verlängern, aber nicht reißen. In der Erdichtung eigentlicher Träume schlängle sich durch die gaukelnden Erscheinungen ein symbolischer Sinn, symbolisch jedoch nur so, wie der wirkliche Traum in seinen besten Momenten ahnungsvoll, helldunkel, dramatisch symbolisirt. Goethe's vielbesprochenes „Märchen“ verhüllt seinen Sinn zu tief, wenn es einen hat, und wird dadurch zur beschwerlichen Mystifikation. Im „grünen Heinrich“ (4, 221 ff.) steht ein Traum, dessen ersten Theil ich geradezu als normales Beispiel zur Beleuchtung dessen anführen kann, was ich unter dem verlängerten Bande verstehe; es sind echt traumhaft in einander übergehende, seltsam schimmernde Gesichte, die ganz ungesucht auf den Wohlstand und die Wehrkraft der Schweiz deuten, dem Träumenden erkennbar eingegeben durch den Gegensatz seiner eigenen Dürftigkeit und Hilflosigkeit. Dagegen im zweiten Theil (von der Brücke) mischt sich störend die hellwachende Allegorie in diese Traumdichtung, die Bildlichkeit wird verständig klar, man fühlt die Absicht. Echt aber im Geiste des Traumes ist es wieder erfunden,

wenn die unbewußte, sehr ferne Vorstellung von ehelichem Glück dem Schulgehilfen Wilhelm (die mißbrauchten Liebesbriefe) im Schlaf eine himmlisch süße musizirende Kaffeemühle vorgaukelt. — In den sieben Legenden nun hat es Keller gewagt, die heidnisch weltlichen Elemente, die sich in diesen christlich heiligen Sagen finden, herauszukehren und ihnen so „freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hinzuwenden, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.“ (Vorwort.) In einem großen Theile derselben bleibt das Wunder, das ja doch eine Geburt der traumhaften Phantasie ist, zwar stehen, aber die ganze Begebenheit wird so gewendet, daß ein weltlich naturgemäßer und gesunder Sinn herausspringt, man kann es als ein Protestantisiren der katholisch heiligen Märchen bezeichnen. Die ethisch klarste unter diesen verweltlichten geistlichen Märchengeschichten ist die „Jungfrau und die Nonne.“ Eine bildschöne Nonne, die Küsterin ihres Klosters, fühlt ein unwiderstehliches Verlangen nach der schönen Welt und entflieht, nachdem sie den Schlüsselbund auf den Altar gelegt, damit ihn Maria, der sie so manches Jahr treu gedient hat, nun selbst zu sich nehme. In ihrer Sehnsucht ergibt sie sich dem nächsten Ritter, den sie im Walde findet, bewährt aber Treue und Ehre in einem Abenteuer mit dem Gaste desselben, ist nun würdig, seine rechtmäßige Frau zu werden, gebiert ihrem Gatten in zwölf Jahren einer guten und glücklichen Ehe acht Söhne und kehrt nach genossenem Glück der Welt in ihr Kloster zurück; Maria empfängt sie freundlich, sie hat die ganze lange Zeit das Schlüsselamt für sie verwaltet; an einem Kirchenfeste

bringen die sämmtlichen Nonnen der hl. Jungfrau Geschenke dar, nur die rückgekehrte Flüchtige hat nichts bereitet, „da sie etwas müde war vom Leben und in ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte, als in der Gegenwart"; aber, wie der Festtag erscheint, steigt der Ritter, ihr Gemahl, mit seinen acht Söhnen, die er dem Reichsheer zuführen will, vor der Kirche ab, tritt ein und kniet mit ihnen zum Gebete nieder: so hat sie der hl. Jungfrau die reichste Gabe dargebracht, und acht Kränze von Eichenlaub, welche plötzlich über dem Haupte der Jünglinge zu sehen sind, bezeugen, daß Maria sie gern angenommen hat. Dieß die trockene Skizze einer Umbildung, deren reinen, tiefsittlichen Sinn herauszustellen müßig und geschmacklos wäre. Ich habe hier die vierte unter den Legenden herausgegriffen. Die erste, „Eugenia," erzählt die Bekehrung eines antiken Blaustrumpfs, einer schönen jungen Römerin, zur Natur und Weiblichkeit. Keller muß von dem gewaltigen Motiv angezogen worden sein, das sich in der wirklichen Legende (Heiligenverzeichniß des Petrus de Natalibus) findet. Hier wird erzählt, wie sich in die zum Christenthum bekehrte, unerkannt als Klosterabt waltende Eugenia, ein leidenschaftliches heidnisches Weib verliebt, den vermeintlichen Jüngling zu verführen sucht, dann als zweite Potiphar-Frau eines gewaltsamen Angriffes auf ihre Person anklagt, wie Eugenia, vor den Prokonsul gebracht, mit dem Tode bedroht wird und nun zum Beweis ihrer Unschuld ihr Mönchsgewand auseinanderreißt. Keller hat das Motiv hinzugefügt, daß der Prokonsul sie liebt, um sie geworben und Eugenia, in der Zeit ihrer gelehrten Studien, ihn wohlweis abgewiesen hat, wiewohl sie unbewußt

im Herzen seine Liebe erwiderte. Der Moment jenes von der Verzweiflung eingegebenen Aktes ist in großartig stilvoller Einfachheit und hiemit ganz rein behandelt, alles Vorhergehende mit gewohnter liebenswürdig naiver Ironie erzählt; der Schluß aber scheint mir ungemäß: sie stirbt, nachdem sie den Prokonsul, der nun ihr Ehemann geworden, zum Christenthum bekehrt hat, als berühmte Wunderthäterin und Martyrin; nach solcher Wendung zum menschlich Wahren sollte nicht zum Geist der Legende zurückgekehrt werden. Die zweite erzählt, wie die heil. Jungfrau die Gestalt einer Rittersfrau annimmt, die von ihrem Manne dem Teufel als Beute versprochen ist, wie sie diesem, da er sie ergreifen will, plötzlich in ihrer göttlichen Schönheit erscheint und ihn so blendet und schreckt, daß er, nachdem er vergeblich seinerseits sich ebenfalls in reizende Hüllen verwandelt hat, sich geschlagen bekennen muß und „wie der leibhaftige geschwänzte Gram" davon schleicht. Dieß ist sichtbar nur darum nachgedichtet, weil das Bild einer solchen Zauberwirkung göttlicher Schönheit, ein allerdings sehr interessantes Stück Heidenthum (Venus- oder Freia-Mythus) im vorgefundenen Stoffe, dem Dichter werth schien, in frei ästhetischer Gestalt reproduzirt zu werden.

Die dritte ist eine Fortsetzung der zweiten, sie handelt von den Werbungen um dieselbe Rittersfrau, die nun Wittwe geworden; jetzt verwandelt sich Maria in einen tapfern und frommen, aber allzu bedenklichen und schüchternen Rittersmann, turnirt und wirbt für ihn um Hand und Herz der schönen Frau, gewinnt sie durch Besiegung aller Gegner und reicht ihr den Bräutigamskuß, der sie mit wunderbarer Selig-

keit erfüllt; „denn, wenn die Himmlischen einmal Zuckerwerk backen, so geräth es zur Süße!“ Hat Keller in seiner Quelle das Motiv so vorgefunden, so ist es eine Legende, welcher sichtbar ein Märchen zu Grunde liegt. Die vierte habe ich vorangestellt, die fünfte, die vom „schlimmheiligen Vitalis“ handelt, mehrmals erwähnt. Sie birgt unter dem seltsam humoristischen Motiv gesunden und klaren Lebenssinn. In dem sonderbaren Kauz von Mönch, der es sich zum Geschäft macht, Freudenmädchen zu bekehren, mit Wissen und Wollen seinen Ruf daran gibt, einen eifersüchtigen Kriegsmann vor der Thüre tödtet, durch die er zu der schönen Buhlerin aus- und eingeht, — in diesem scheinbaren Narren schlummert die Anlage zum tüchtigen und der reinsten Liebe werthen Mann. Das erkennt Jole, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Alexandria, verliebt sich in ihn und beschließt, da Maria durch ihre Fürbitten sich nicht bewegen läßt, ihn auf einen wohlanständigern Weg zu führen, dieß selbst zu übernehmen, „nicht ahnend, daß sie selbst das unbewußte Werkzeug der bereits einschreitenden Himmelskönigin sei.“ Um ihre kühnen, im Bewußtsein der Unschuld gewagten Mittel ins Werk zu setzen, bedarf sie Freiheit zum Handeln von ihrem Vater. Da braucht denn der Dichter einen liberalen und läßlichen Charakter, er schildert daher diesen Vater als Freund der Kunst und Poesie; dieß soll aber nicht abstrakt nur angegeben, sondern anschaulich vorgeführt werden; so bekommen wir wieder einen Beleg für Kellers Fülle im Konkreten: die Tochter trifft den Vater in entzückter Betrachtung neu angekaufter Gemmen, mehrere werden beschrieben, alle stellen Besiegung selbst der strengsten Gottheiten durch die Liebe

dar: auf einem Amethyst sieht man Luna in ihrem Wagen durch den Himmel schweben, nicht ahnend, daß sich Amor hinaufgehockt, während umherschwärmende Amoretten ihr zurufen: „Es sitzt einer hintenauf!" An die Beschauung dieser kleinen Kunstwerke und den Sinn, den sie ausdrücken, knüpft nun Iole ihre Bitte; die Bitte wird gewährt. Welchen Plan das Mädchen ausführt, wie er gelingt, wie bei ihrem ersten Anblick und der ersten sanften Berührung „eine neue, gar seltsame Empfindung den ganzen langen Mönch hinaufsteigt," wie er durch das rein menschliche Gefühl der Liebe zum trefflichen und vollkommenen Weltmann und Gatten umgeschaffen wird, das ist wieder so recht behaglich und schmackhaft und doch mit dem Ernst in der Anmuth erzählt, wie nur ein richtiger Poet es vermag.

Die sechste Legende, „das Blumenkörbchen," zerfällt in zwei Theile, die sich nicht zusammenreimen wollen. Wie durch Mißverständniß eine schöne Liebe gestört, zerrissen werden kann, ist im ersten menschlich wahr und ergreifend erzählt; die Expositionsscene, wie Dorothea mit einer kostbaren, schöngeschnittenen Schale vor Theophilus steht, sie ihm hinreicht und dieser in plötzlich erregter Eifersucht sie fallen läßt, ist ein plastisch gefühltes Bild von idealer Schönheit; im zweiten sterben die Liebenden nach einander den Märtyrertod und schweben als vereinigtes seliges Paar durch die Kreise des Himmels. Dieser rein legendarische Schluß will zum rein realen Bilde nicht passen; die Versöhnung und Lösung müßte in dieselbe Welt fallen, in welcher das tiefe Unglück der Entzweiung geschehen ist; der Liebende mißkennt aber die Geliebte bis zu ihrem Tod, erst nach diesem be-

freit ihn ein Wunder aus seiner Verblendung, er wird Christ und Märtyrer. Man ist nun versucht, jenen transcendenten Schluß symbolisch zu deuten, das geht nicht; unbildlich kann er nicht gemeint sein, denn der Dichter steht ja nicht in dieser Glaubenswelt; so bleibt ein Phantasiebild, in welchem man keinen Kern findet; mir scheint, es war die Anmuth eines einzelnen Motivs, was Keller zur Nachdichtung reizte: jenes Wunder besteht nämlich darin, daß ein Wort der Sterbenden erfüllt wird, indem ein himmlischer Knabe dem Liebenden ein Körbchen voll Rosen und Aepfel bringt. Keller hat es schön entwickelt, aber das „Band", wovon wir oben sprachen, hat er hier entzwei gebrochen. — Nun aber folgt zum Schlusse das köstliche „Tanzlegendchen", freilich erst recht ein freies Phantasiebild, aber ein solches, dessen heiteres Spiel in einen solchen Widerspruch nicht geräth, weil der Boden der Realität eigentlich gar nicht, oder nur scheinbar im Anfang betreten wird. Der Sinn ist einfach dieser: malt ihr euch einmal den Himmel aus, so malt ihn recht schön und heiter! Und daß wir das nicht können, ohne die menschlichen Freuden mit hinüberzutragen, das ist eben der Spaß davon. Man erkennt, daß das ganze Traumgesicht sich dem Dichter aus zwei Ansätzen herausgesponnen hat: dem Tanzen des Königs David vor der Bundeslade und der häufigen Vorstellung von Tänzen der Seligen im Himmel. Die Erfindung lautet: ein äußerst frommes Jungfräulein hat nur Eine Leidenschaft, nämlich die einer unbezwinglichen Tanzlust; einmal in der Kirche allein, kann sie sich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und so „gewissermaßen der Jungfrau Maria ein zier=

liches Gebet vorzutragen.“ Jetzt erscheint ein schöner Mann in purpurnem Königskleid und führt einen Tanz himmlisch wunderbarer Art mit ihr auf, wozu vom Chor her eine ebenso wunderbare Musik ertönt, aufgeführt von einem halben Dutzend kleiner Engel, die auf der Brüstung sitzend, mit den dicken, runden Beinchen baumelnd blasen und geigen. „Dabei waren die Knirpse ganz gemüthlich und praktisch und ließen sich die Notenhefte von ebenso viel steinernen Engelsbildern halten, welche sich als Zierrath auf dem Chorgeländer fanden . . . ., sie dehnten, bald dieser, bald jener, knisternd die Schwungfedern aus, daß die Farben schimmerten wie Taubenhälse, und neckten einander während des Spieles.“ David verspricht der Jungfrau ewigen Freudentanz im Himmel, wenn sie auf Erden aller Tanzlust entsage; sie gelobt, er verschwindet, „und die musizirenden Engel rauschten, flatterten und drängten sich durch ein offenes Kirchenfenster davon, nachdem sie in muthwilliger Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geschlagen hatten, daß es klatschte.“ Getreu ihrem Gelübde stirbt die Jungfrau als büßende Klausnerin nach drei Jahren, und nun folgt ein lachendes, strahlendes Bild der unabsehbaren himmlischen Reigen, in die sie aufgenommen wird. Es ist eben Festtag im Himmel; nachdem die Tänze beendigt, setzen sich die Heerscharen zu Tische, die emsige Martha erscheint mit ihrer schönsten Küchenschürze und hat einen zierlichen, kleinen Rußfleck am weißen Kinn. David geht freundlich um den Tisch, nicht ohne der Muse Erato (denn die Musen sind aus der Heidenhölle zum Feste geladen) im Vorbeigehen das Kinn zu streicheln. Wenn die

Malerei in unzähligen Kuppelbildern den Himmel wie einen rauschenden Tanzsaal in Farben dargestellt hat, warum sollte nicht die Poesie mit freiem, hellem, herzlichem Humor das grundvergnügte Bild auf ihre Art in Worten ausmalen? Zumal, wenn der Dichter, wie von Keller geschieht, das gewaltige Motiv hinzubringt, die zur musikalischen Aushilfe gebetenen neun Musen einen Gesang aufführen zu lassen, so „düster, ja fast trotzig und rauh für den christlichen Himmel und doch so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltet, dann aber alles Volk, von Erdenleid und Heimweh ergriffen, in ein allgemeines Weinen ausbricht" und endlich „die allerhöchste Trinität" sich selbst ins Mittel legen muß und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlag zum Schweigen bringt?

Wir stellen es den Phantasielosen anheim, dieses freie, hochkomische und hocherhabene Traumbild der freien Phantasie zu bemängeln, und unterlassen nicht länger, auf eine Aehnlichkeit hinzuweisen, welche manchem Leser bei diesem ganzen Passus eingefallen sein wird: in dieser Neigung zu dem, was ich die närrische Vorstellung nenne, erinnert Keller stark an Justinus Kerner. Man denke an die „Reiseschatten" und das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit". Der große Unterschied ist, daß Kerner im Ernst ein Wundermann wurde; doch hat er seinen Humor behalten und hätte zu den sieben Legenden herzlich gelacht.

Es ist nun aber Zeit, auf das Ganze der bisherigen Dichtungen Kellers noch einmal zurückzublicken, um sie etwas bestimmter, als bisher, auf die Frage der Komposition anzusehen. Der „grüne Heinrich" ist nach dieser Seite ein

noch unreifes Jugendwerk, danach ein Urtheil zu bilden wäre unbillig; was könnte man zu einer musikalischen Komposition sagen, deren Finale darin besteht, daß der Musiker plötzlich die Saiten in Stücke reißt? Darüber nichts mehr, wir haben den verzweifelt sprunghaften Schluß längst besprochen und dieses Abreißen darum doppelt bedauert, weil mit der Aufnahme Heinrichs bei dem Grafen eine so schöne Abrundung angelegt ist. Aber auch unterwegs finden sich in diesem „Roman" starke Lagunen. Der Künstlerfestzug im vierten Band ist halb trocken, chronikartig nach einem Festprogramm gearbeitet, wie man leicht erkennt, halb mit breiten Betrachtungen und Belehrungen gemischt, so daß sich nur allzu wenig verbirgt, wie dem Dichter hier das Trum auszugehen drohte und er sich nur weiter half, so gut es gieng. Die wissenschaftlichen Studien im vierten Band sind an sich natülich kein unorganisches Motiv: als Maler verunglückt betritt der Held hiemit einen neuen Weg, sich zum Menschen zu bilden; wir haben auch den Gedankenreichthum dieser Partie gerühmt; das alles ist aber so gedehnt, erscheint so sehr als eine persönliche Abmühung, um Wahrheit zu entdecken, daß es, mit dem Zweck der Komposition, mit der Aufgabe eines Kunstwerks verglichen, als eine stoffartige Masse aus dem Ganzen herausfällt, so viel Werth es an sich auch haben mag.* In den „Leute von Seldwyla" ist die erste Novelle: „Pankraz der Schmoller" noch keine Probe von wohlgeschlossener organischer Verbindung poetischer Theile; die Erfahrungen des Helden sind wohl angethan, einen Menschen

* Vergl. auch zum Obigen die Nachbemerkung.

überhaupt zum Manne zu reifen, aber man sieht nicht ab, wie gerade ein Schmoller durch solche Schicksale geheilt werden soll: durch die bittere Enttäuschung über eine Kokette und die Bedrohung durch einen Löwen, dem er in stundenlanger Todesangst gegenüberstehen muß. Dagegen ist nun die zweite, „Romeo und Julie auf dem Lande,“ eine äußerst wohl durchgebildete, satte und runde Komposition. Eigentlich ist dieses Urtheil schon begründet durch die früheren Bemerkungen über die Motivirung in dieser Novelle und über die Mittel, wodurch das tragische Schicksalsgefühl im Leser geweckt wird. In der That, hier greift alles Einzelne wie in einer großen, kunstreichen Maschine so ineinander, daß die Zermalmung des Glücks und Lebens der armen Kinder des gehässigen Elternpaares als furchtbare Nothwendigkeit hervorspringt. Wie die Eltern sich entzweien, wie Verfall des Wohlstands, der Ehre und Wachsthum des Hasses Hand in Hand gehen, wie inzwischen die Blume der Liebe zwischen den Kindern am Abgrund aufblüht, wie dann die Räder und Schrauben zusammenrücken, sie zu erdrücken, wie alles anschwillt bis dahin, daß kein Ausweg mehr ist, als nach einer Nacht des Glücks der Tod: dies ist ein Aufbau von vollendeter Kunst. Ich habe mich gefragt, ob Keller nicht, um die Moralisten zu beschwichtigen, noch ein Motiv hätte einführen sollen: ich meine einen Versuch Juliens, Dienste zu nehmen, und ein Scheitern dieses Versuchs an der Schande der Eltern. Allein man bedenke doch: die Liebenden können sich nie besitzen; Verenchens Vater ist durch einen Steinschlag von Sali's Hand blödsinnig geworden und dem Tode verfallen, dies ist ein absolutes sittliches Hinderniß; ebenso ist

aber die Liebe hier absolutes Pathos, weil als ideale Leidenschaft mit gleich gutem Rechte behandelt, wie von Shakespare in dem Drama, dessen Namen Keller entlehnt hat. Was folgt? Nur das folgt, daß der Dichter diese Liebe mitten im heißentfachten Feuer der Sinne ganz rein halten mußte; daß er dies geleistet, haben wir bereits anerkannt, freilich nur mit wenigen Worten, in der Annahme, daß dem Leser das Bild der Liebenden noch in frischer Erinnerung sei, wie sie in traurig-seligem Kindertraum der Liebe, zum erstenmal auf einen ganzen Tag vereinigt, losgelöst von aller Welt, sich selbst die ganze Welt, durch die Felder und Dörfer dahinwandeln. So volle Bilder von Sitte, Volksleben, Menschenschicksal, wie dieses, konnten die folgenden Novellen nicht werden, aber die einmal errungene Kunst des guten Richtens und Fügens der Einzeltheile aufeinander, des befriedigenden Schließens zu einem ganzen runden Bilde hat Keller nicht wieder verlassen. Auf wenige gefallene Maschen ist da und dort hingezeigt schon in der Frage der Motivirung; das sind Ausnahmen, weit die Mehrzahl der Novellen und Legenden ist so befriedigend durch die Komposition wie erfreulich durch die Erfindung, und das freie, klare, heitere Schauen, das uns gegönnt wird, die Feinheit der Kunst kommt gleich der Potenz der Erzeugung.

Ueber einige derbe Stellen wäre hier etwa noch mit dem Dichter zu rechten, über die Licenz des Poeten im Cynischen. Wir sind die letzten, die ihm hierin ängstliche Grenzen ziehen möchten, doch irgendwelche sind ja natürlich zu ziehen. Keller ist eine Natur und steht daher mit der Natur auf gutem Fuß. Nun aber führt die Natur wohl im

Ganzen ihre Kinder mit sicherer Hand; die Natur, die wir meinen, ist ja nicht die blinde, sondern ein geistig zartes und taktvolles Wesen; aber sie hat doch auch Launen, läßt einmal den Zügel ihrer Hand entgleiten und ihre Lieblinge auf die pure Erde fallen. Wohl ist nun, wie wir ja mit allem Nachdruck schon gesagt haben, ein himmelweiter Abstand zwischen Kellers kernigem Humus und dem gewissen Zuviel, das der gute Bitzius unserer Nase zumuthet, seine Derbheit geht in der guten Stunde nur so weit, als sie Namens des Ur- und Grundrechts der Poesie gehen darf, die, solang es Dichter gab, den Teufel nach zimpferlichen Gouvernanten und Tanten gefragt hat. Aber ausnahmsweise stößt man doch auf etwas knollige Stellen, die ich nicht angebe, weil ich glaube, daß sie der Dichter in folgenden Ausgaben von selbst ausebnen wird.

Es bleibt übrig, von der Sprache, von den einzelnen poetischen Mitteln einiges zu sagen. Im „grünen Heinrich" sind Fluß und Guß noch nicht gleichmäßig, der Stil wird stellenweise breit und eckig, hat Lagunen wie der Inhalt. Doch lese man nur einmal den Anfang, dann den Theil, der durch die Aufschrift: „Jugendgeschichte" abgehoben ist, namentlich auch da wieder den Anfang, den Eintritt aus dem Stadtleben ins Landleben: wie frisch, warm, saftig ist hier auch die Sprache, wie angegossen der beseelten Anschauung des klaren Auges! Den Seldwyler-Geschichten und Legenden sieht man an, daß Keller seinen Stil an alten Novellen, Chroniken, wohl auch am Lutherdeutsch fortgebildet hat; wo es der Inhalt bringt, wie in den Legenden, wie in „Spiegel das Kätzchen," fühlt man bestimmtere Nachbildung des

alterthümlichen, naiven Tones. Doch was will das heißen: Fortbilden, Nachbilden! „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen.“ Keller schneidet aus dem frischen Holz der Sprache, Keller prägt sein Sprachgold selbst. Es handelt sich zuerst um Satzbau, Tonfall, Rhythmus, akustische Bewegung der Sprache. Wie sieht es in diesen Dingen jetzt aus um unsere deutsche Literatur! Wenn der Italiener, der Franzose sich einen niedergeschriebenen Satz noch einmal vorliest und hinhorcht, wie er läuft und klingt, so liebt es der Deutsche, nicht bedenkend, daß seine so viel härtere Sprache doppelte Uebung und Erziehung des innern Gehörs fordert, gleich mit den ersten Worten einer Periode so plump hinein zu tappen, daß sie in der Geburt schon hin ist: „was nun die in dem unter der Voraussetzung, daß u. s. w geschriebenen Artikel enthaltenen Bemerkungen, sowie die in anderer Beziehung, obwohl mit Vorbehalt u. s. w. aufgestellten Behauptungen betrifft“ u. s. w. Von solchen Marter-Konstruktionen, die wie eine Säge aufs Trommelfell losarbeiten, wimmelt es, wo man nur hinsieht, und nicht nur in der eiligen Tagesliteratur der Presse. Wir sind schrecklich hart, ungelenk, ein häßlich ölloses Knarren ist unsere Sprache. Was uns am meisten verderbt hat, ist bekanntlich das Einschachtelungsprinzip des Latein; wir überbieten es noch und sind namentlich zu einer wahrhaft rohen Stumpfheit des Ohrs gegen Häufung von Konsonanten und Aneinanderrücken von Zeitwörtern gelangt, welche Zwischensatz und Satz abschließen. Wer es zu einem Bewußtsein dieser Laster gebracht hat, verfällt nun umgekehrt leicht in ein Zuviel von Feile, die so fein glättet, daß der Satz allen Naturton verliert. Es

kommt auf ein paar Nachlässigkeiten, Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rothe Backen hat. Diese Gesundheitsfarbe aber haben Kellers Perioden. Es ist schwer, ja unmöglich, diesen Naturton getrennt vom Inhalt, von Blut und Nerv des innern Lebens zu betrachten; wenn die Vorstellung, der Gedanke ohne Blut und Nerv sind, oder krank an beiden, nervös, hysterisch, hämorrhoidalisch, wie soll die Sprache gesund wallen und athmen und marschiren? Aber bei Keller rinnt und quillt es von innen heraus und daher auch behaglich erquickend wieder hinein in das Ohr des Lesers. Man steht wie an einem vielröhrigen Brunnen in weicher, durchleuchteter Nachtluft und hört plaudern, plätschern und rauschen, niederfallen in tieferen Tönen, dann leise murmeln, die sprühenden Töne sind weich, stark, zart, geheimnißvoll, feierlich und wieder kosend und immer erfreuend, immer gefällig; oder, um das Bild fallen zu lassen, es ist nicht geschrieben, es ist gesprochen, man glaubt auf der Riva, dem Molo zu stehen und einen Volkserzähler, wie in alten Zeiten, fabuliren zu hören. Dabei kommt unserem Dichter zu gute, was von körnigem Altdeutsch noch im Munde der Schweiz erhalten ist; er sagt z. B. „es wundert mich,“ im Sinne: ich bin begierig zu wissen, zu verstehen; er sagt Aeufnen für Mehren, in die Höhe bringen, er kennt das Wort Bürde noch in seiner alten Bedeutung (eine Trage — was einer tragen kann — von beren tragen); in angenehm altmodischer Trockenheit braucht er das Wort Frauenzimmer für Weib, und nennt, die er loben will, eine schöne und gute Person, auch ein preiswerthes und zierbegabtes Gewächs. Doch das sind Einzelheiten, das Ganze ist: er schöpft

aus der Quelle, während tausend andere aus Behältern pumpen. Er schafft auch Wörter, Ausdrücke, wirkt sprachbildend, wie jeder geborne Dichter. Ich möchte Sätze, Beispiele ausheben, hätte ich nicht selbst schon so lang, vielleicht zu lang von dem freundlichen Plauderer geplaudert, und thäte nicht die Wahl zu weh.

Das Gleichniß stellt man sich als ein äußerliches Zusammenhalten vor, wobei es Vergnügen mache, zu bemerken, daß sehr verschiedene Dinge durch das tertium comparationis wie durch einen Zapfen verbunden seien. Es handelt sich aber um Leben, Einleben der Seele in das Todte und Ungeistige, um einen mystischen Akt, wie wir es schon oben genannt, worin die Natur in die Seele und die Seele in die Natur sich ein- und ausgießt, Herstellung der Ureinheit auf dem Wege der Phantasie. Oft war ich in Verlegenheit, durch welches Epitheton ich solchen, welche die südliche Natur nicht kennen, ihre Formenschönheit klar machen sollte; Keller spricht von den gedichteten Linien der italienischen Landschaft. Im „grünen Heinrich“ ist eine Partie von ganz spezieller künstlerischer, stimmungsvoller Wahrheit des Schicksalsgefühls; ich habe sie oben kurz erwähnt. Der arme Bursch ist bis dahin heruntergekommen, daß er bei dem sonderbaren Kauz von Trödler Fahnenstangen zu einem Feste bemalt, blaue Spiralstreifen auf Weiß. Ein Poet, so einer wie man sie mag, könnte nun sagen: bei dem Aufmalen der blauen Schlangen-Linien fielen mir die Irrgänge meines Lebens ein; Keller sagt: „Heinrich drehte unverdrossen seinen Stab, und zwar so sicher und geläufig, daß er dabei sein ganzes Leben durchdrehte und auf der sich abwickelnden blauen

Linie eine Welt durchwanderte, bald traurig und verzagt, bald hoffnungsvoll, bald heiter und ausgelassen, die schnurrigsten Abenteuer erlebend." Kleider sind von todtem Stoff; Keller aber sagt von wohlsitzender, gut getragener Kleidung: „Diese Frau war in ihren Kleidern bei sich selbst zu Hause, und wer da einkehrte, befand sich in keiner Marktbude." Pankraz, der Schmoller, fühlt den Gedanken in sich auffahren, daß seine geliebte Lydia ein leichtsinniges und verbuhltes Wesen sei; „diese verwünschte Ansicht that mir so weh und traf mich so unvermuthet, daß ich wuthentbrannt einen ungeheuren rauhen Eber niederschoß, der eben durch die hohen Bergkräuter hereinbrach, und meine Kugel saß fast gleichzeitig und ebenso unvermuthet und unwillkommen in seinem Gehirn wie jener niederträchtige Gedanke in dem meinigen, und schon war mir zu Muth, als ob das wilde Thier noch zu beneiden wäre um seine Errungenschaft im Vergleich zu der meinigen."

Wie soll man doch das mystische Centrum, das dritte Wort der Theosophen, gut bezeichnen? Keller sagt: „Der theosophische Phantast spricht immerdar von der Quelle des Lichts als von einem irgendwo ins Centrum gesetzten sprühenden Feuertopf." Das führt zu den halb oder ganz komischen Gleichnissen. Gritli und Wilhelm („die mißbrauchten Liebesbriefe") finden sich an Wilhelms Einsiedlerhäuschen, aber im Eigensinn verschämter Naturen gehen sie mit raschem Gruß aneinander vorüber; doch „wie an einem Drahte gezogen sah jedes zurück, stand still und wendete sich mit mehr oder weniger langsamer Bewegung; endlich schossen sie zusammen wie zwei Hölzchen, die auf einem Wasserspiegel dahintreiben, und stehenden Fußes giengen sie eilig neben-

einander fort.“ In „Frau Amrain“ ist die Rede vom unreifen Liberalismus, vom Freischarenwesen der Zeit; ihr Sohn Fritz hat diesen Zug vom Vater überkommen: „Dieser hatte, als er um sie warb, in allem Flor eines jugendlichen Radikalismus geglänzt, welchen er freilich mehr in der Weise handhabte, wie ein Lehrling die erste silberne Sackuhr.“ Der Schneidergeselle, der, für einen Grafen gehalten, anfangs von den feinen Speisen und Weinen kaum zu kosten wagt, ermuthigt sich durch feste Gedanken endlich zu kräftigem Zugreifen und geht über zu „einer so hastig belebten Einfuhr, wie wenn bei aufsteigendem Gewitter das Heu von der nahen Wiese gleich auf der Gabel in die Scheune geflüchtet wird.“

Ein ungleich tieferer Akt als das Gleichniß, und namentlich als das komische, ist die Personifikation. Ich habe oben die schöne Stelle angeführt von der Seele des Lasterhaften, die sich die unsichtbaren, dunklen Hände reibt. Anna im „grünen Heinrich“ hat schon als Kind ein leidenvolles Krankenlager durchgemacht, die alte, vertraute Hausmagd schildert, welches rührende, verklärte Lächeln sich damals über die verblaßten, eingeschwundenen Züge legte; „doch das kranke Reis erholte sich, der wunderbare Ausdruck, der durch das Leiden hervorgebrachten frühen Weisheit verschwand wieder in seine unbekannte Heimat, und ein rosig unbefangenes Kind blühte, als ob nichts vorgefallen wäre, der Zeit entgegen, wo ich es zuerst sah.“

Hiemit sei für diesmal von G. Keller Abschied genommen. Seine lyrische Poesie (Gedichte 1846. Neuere Gedichte 1851) will eine besondere Besprechung, zu der vielleicht ein andermal die Stunde sich einstellt. G. Keller ist auffallend wenig

bekannt; von der Aufnahme des „grünen Heinrich“ ist zu Anfang die Rede gewesen; mehrere Literaturgeschichten erwähnen ihn und die „Leute von Seldwyla“, manche darunter nur mit Namen, andere flüchtig lobend; rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt man mit Verwunderung häufig, daß Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo schönes fließt, diesen Namen gar nicht kennen. Einen Theil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen, einen Theil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen und hat kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache; wer das aber hat und wer bei dem Dichter mehr sucht, als aufgeputzte Prosa, und wer diesen Geist herzlich lieb gewonnen hat, der wird zu dem langen Solstitium mit Bedauern den Kopf schütteln und nicht glauben mögen, daß das Amt, das Keller in der Zwischenzeit angetreten, ihn abhalten dürfe, nunmehr und vor allem durch Vollendung des vierten Bandes der „Leute von Seldwyla“ dafür zu sorgen, daß man von ihm wisse. Denn, o Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig! Also mehr! bald mehr!

Nachbemerkung 1881.

Der letzte Band der „Leute von Seldwyla“, der einige Zeit nach Erscheinung dieser Studie herauskam, enthielt die zwei Novellen: Dietegen, und Das verlorene Lachen. Die erstere hätte prächtige Beiträge zur Charakteristik des

Dichters gegeben, wäre sie damals erschienen gewesen: der Anfang liefert köstliche Belege zu G. Kellers Talent in der Sphäre, die ich als das Gebiet der närrischen Vorstellung bezeichne, die Fabel bewegt sich aber dann in das Grausige und setzt auf diese Folie eine Reihe wunderbar rührender, die tiefste Seele erschütternder Motive; ohne je weichlich zu werden und ohne je aus der kernigen Objektivität zu weichen, die Kellers Grundzug ist. Die zweite Novelle ist ihrem Hauptinhalte nach Ironie auf schönfärbende Verquickung moderner Philosophie mit Theologie, Predigt und Seelsorge; dieß knüpft sich an die Störung einer anfangs glücklichen Ehe, es fehlt nicht an wohlgegriffenen und lebendig exponirten Situationen, doch wird der Leser, dem manches Lokale fremd ist, schwer darin heimisch werden. Ich habe trotzdem Erfahrung gemacht, daß sie besser gefällt, als die weit poesiereichere erste, ein wahres Juwel unserer deutschen Novellendichtung.

Nach jahrelangem Zögern ist nun auch das letzte Heft der neuen Ausgabe des Grünen Heinrich endlich erschienen. Ein lästiger Zufall hat es gefügt, daß mir dieß unbekannt blieb, bis der Wiederabdruck obiger Studie schon so weit vorgeschritten war, daß eine Besprechung des veränderten Schlusses nicht mehr eingefügt werden konnte. Der Zufall ist doppelt lästig, weil ich den Leser nicht mit Darlegung des speziellen Umstands behelligen kann, wodurch mein Nichtwissen herbeigeführt wurde; auf die Frage, wie so etwas möglich sei, habe ich daher nur die Antwort, daß man mich entschuldigt finden würde, wenn ich den Umstand angäbe. — Was mich einigermaßen beruhigt, ist die Erwägung,

daß die ursprüngliche Form des Abschlusses einer dichterischen Komposition interessant genug bleibt, auch wenn sie durch eine wesentliche Abänderung antiquirt ist. Der Leser, der den Grünen Heinrich nur in der neuen Ausgabe besitzt, lernt jene nun aus meiner Darstellung und Besprechung kennen, ist dadurch in der Lage, die beiden Wendungen miteinander zu vergleichen, und wird finden, daß die Vergleichung lohnend ist, weil sie zu denken gibt. Natürlich muß ich nun die Besprechung des neuen Schlusses mir für ein andermal vorbehalten, wo sie denn zusammen mit den „Züricher-Novellen“ vorzunehmen ist. Für jetzt nur soviel: durch den neuen Schluß erhält meine Ansicht Recht, wonach man erwarten mußte, daß die Lebenserfahrungen des Helden ein positives Resultat haben werden. Heinrich findet bei der Rückkehr in die Heimat seine Mutter nicht todt, aber allerdings sterbend, er selbst bleibt am Leben und trotz dem Trübsinn, in den ihn der Verlust und sein Schuldbewußtsein stürzt, tritt er die Laufbahn eines Regierungsbeamten an und wird Statthalter, Vorsteher eines ländlichen Amtskreises. Nun läßt der Dichter jene stilvolle Figur aus der Jugend-Idylle, die Judith, wieder erscheinen; sie ist, geprüft, geläutert durch die starke Schule der Erfahrung, aus Amerika zurückgekehrt und verhehlt Heinrich nicht, daß die Liebe, die sie einst zum Knaben hegte, sie durch alle Schicksale hindurch treu begleitet hat. Auch in Heinrich ersteht jetzt mit Macht das alte Gefühl, er enthüllt der Wiedergefundenen seine ganze Vergangenheit, entlastet hiedurch seine Seele, fühlt sich von nun an frei und gesund und bleibt in tüchtigem Wirken; die Geliebte lehnt jedoch einen Bund der Ehe ab:

„sie mochte zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Glücke zu vertrauen“; in entsagender treuer Liebe bleiben sich beide nahe, bis die Geliebte nach zwanzig Jahren an einer Krankheit stirbt, die sie in hilfsbereiter Pflege armer kranker Kinder sich zugezogen hat.

Es ist in einer nachgetragenen Anmerkung nicht der Ort, mit mehr als ein paar Bemerkungen auf diese Wendung beurtheilend einzutreten. Das Hauptmotiv, daß Heinrich zum thätigen Manne gedeiht, hat nach dem Gesagten meine ganze Zustimmung. Es kam nun darauf an, wie die innere Befreiung des Helden aus Kummer und Gewissensleiden zu motiviren sei; ich gestehe, daß ich einige Bedenken gegen die Weise habe, wie dieß bewerkstelligt ist, nämlich eben die Zurückholung der Judith und das Folgende; ich hatte mir eine andere Wendung vorgestellt, allein der Dichter hätte sicher seine Antwort auf diese Bedenken; ehe man solche gegen einen Poeten vorbringt, wollen sie reifer durchdacht sein, als — ich gestehe es — die meinigen bis jetzt es sind. Man wird auch auf die Frage zurückgeführt, ob nicht der Uebergang des Helden, als einer im Grund humanistisch angelegten Natur, zu politischer Thätigkeit gründlicher als in der ersten Ausgabe vorzubereiten war. Der Verfasser hat dieß erkannt, er läßt ihn zu diesem Zweck einige gedankenvolle Betrachtungen über die Mehrheit im Volk, über republikanisches Leben anstellen; die Frage ist, ob dieß genügt, ob nicht hier energischere Gemüthsprozesse einzuführen waren, deren Frucht ein voller, starker Entschluß wäre, von nun an mit Lust und Liebe und ganzer Kraft dem Allgemeinen

zu dienen. Wiederfindung einer Geliebten mochte dann, jedoch nur mitwirkend, hinzutreten. Daß Heinrich in seinem politischen Wirken nicht mehr Feuer zeigt: dieß führt vielleicht auf meine Sätze über Mittelding zwischen Roman und Selbstbiographie zurück; man darf ohne Unzartheit etwa sagen: der Verfasser wird als Dichter an sich erfahren haben, daß es humanistischen Naturen im Staatsdienst sehr verzeihlicher Weise nicht ganz wohl ist; nur entsteht nun wieder ein eigenes Zwielicht, denn der Heinrich des Romans wird kein Dichter. Ich enthalte mich billig, diese Punkte weiter zu verfolgen hier, wo doch der Raum fehlt, einläßlich zu begründen, auf voraussichtliche Einwendungen des Dichters zu rathen und ihre Beantwortung zu versuchen; ich darf diese Nachbemerkung nur nicht schließen, ohne gesagt zu haben, daß dieser neue Schluß an schön gefühlten, anschauungsvoll gegebenen Situationen, an tiefen Gedanken, an ächtem Korn der Sprache wieder so reich ist, als je eine Leistung aus den besten Mannesjahren des Dichters. Zu den besonders feinen Partieen gehört, wie er durch das Motiv eines entdeckten Briefconcepts der todten Mutter schonend andeutet, daß die innig Betrauerte doch als Erzieherin zu weich gewesen, daher nicht ganz ohne Schuld an seinen Verirrungen sei; ferner der Brief des Grafen, wodurch Heinrich erfährt, aus wie natürlichem Grunde Dorothea dem Schweigenden nicht Treue gehalten, sondern sich verlobt hat. — Soviel für jetzt nur über den Schluß. Auf die Frage, wie sich die nachbessernde Hand an andern Theilen zeigt, kann hier gar nicht eingegangen werden.

Ein italienisches Bad.

Augsburger Allgemeine Zeitung 1875.

Vorbemerkung 1881.

Es ist ein rein menschliches Motiv, aus dem ich folgenden Aufsatz wieder zum Abdruck bringe. Ich habe darin der Empörung über die Thierquälerei, die ich in Recoaro mitansehen mußte, einen Ausdruck gegeben, der nicht ohne Wirkung blieb. Es war meine Absicht, daß der Artikel der „Augsb. Allg. Zeitung" auch in Italien gelesen werde, es erschien eine Uebersetzung in der gazetta d' Italia, diese kam sicher auch den Behörden in Recoaro zu Gesicht, und zu meiner Freude hörte ich später, daß in diesem Alpenbade eine Abnahme des Unfugs wahrzunehmen sei. Aus verschiedenen Gegenden Deutschlands erhielt ich Briefe, aus denen ich ersehen durfte, daß mein Wort Wiederhall in den Gemüthern gefunden habe. Wie es nun zu gehen pflegt: wenn eine solche Stelle des menschlichen Gefühls lebhaft berührt wird, so entsteht in Vielen die Meinung, derjenige, der dießmal die Saite in Schwingung versetzt hat, müsse gegen das Uebel, um das es sich handelt, auch Rath wissen, bestimmten Rath, Mittel in Gesetzesform. Es war mir drückend, dieß Vertrauen darauf verweisen zu müssen, wie groß die

Schwierigkeit ist, klare, praktisch ausführbare Feststellungen auszufinden, wie wenig im Ganzen geschehen kann gegen eine Erscheinung, die ihre tiefe, perennirende Quelle in der Rohheit der Menge, und leider nicht nur der Menge des untern Volkes hat. Aber Wenig ist nicht Nichts, unsere Thierschutzvereine und Polizeibehörden erreichen nie, was sie möchten, aber sie erreichen Etwas, und da doch alles Suchen und Finden wirksamer Mittel von der Energie des Willens, diese aber von der Energie des Gefühls ausgeht, so wird es gerechtfertigt sein, wenn ich eine Arbeit, die nach dieser Seite Erfolg gehabt hat, noch einmal veröffentliche in der Hoffnung, sie werde diese Kraft, wenn auch nicht mit derselben Intensität wie bei ihrem ersten Erscheinen in einer verbreiteten Zeitschrift, auch weiterhin bewähren.

Wie viel freilich auch im relativ humaneren Deutschland noch zu thun ist, dafür will ich hier auf ein einzelnes Beispiel um so mehr hinweisen, weil ich im Artikel ziemlich scharf gegen meine Schwaben vorgegangen bin, zu ihrer Ehre aber zu sagen habe, daß der Unfug, den ich hier erwähnen will, bei ihnen bis jetzt *nicht* hat aufkommen können. Ich meine die Barbarei des *Hunde-Einspannens*. Ich habe sie seiner Zeit an einer Stelle zur Sprache gebracht, wo man sie freilich nicht sucht und, weil sie Theil einer poetischen Charakteristik ist, nicht als Mahnung betrachtet und beachtet: in einer Novelle, nämlich in „Auch Einer“ (zweite Aufl. B. 1 S. 39—42). Der Hund ist kein Zugthier, weil die Pfote zu weich ist, um sich zum Gegendruck fest auf den Boden anzustemmen, er muß verglichen mit dem Hufthier weit mehr als das Doppelte der Kraft zum Ziehen aufwenden und daher ist auch der stärkste Hund nach

kurzer Zeit solchen Qualdienstes struppirt, lahm im Kreuz und Sprunggelenk. Nur im Schnee der kalten Zone ist der Hund für den Zug brauchbar, wird aber auch dort nicht einzeln, sondern nur zu mehreren vor die Schlitten gespannt. Ist die Rohheit einmal geduldet, so ist jedem weiteren Mißbrauch Thür und Thor geöffnet: schwache, kranke, wunde Thiere werden eingespannt, übertrieben, maßlos überlastet, mit Hieben mißhandelt. Und eine solche Barbarei ist in großen Städten wie Wien und der deutschen Reichshauptstadt, außer Preußen auch in mehreren deutschen Ländern erlaubt! Ein Bekannter erzählte mir, er habe in Berlin zugesehen, wie ein Unmensch von Kärrner auf seinen Zughund, ein schwaches, mit verbundener Pfote hinkendes Thier, mit wilden Hieben losschlug, er habe sich nicht enthalten können, dem Scheusal ein Wort von Mitleid und Menschenpflicht zu sagen und habe (— natürlich —) mit einer Ladung viehischer Grobheiten abziehen müssen. Wer in diesen Städten lebt, hat nur die Wahl, entweder täglich unzählige Male sich zu alteriren, oder sein Menschengefühl abzustumpfen — und das wahrhaftig, die Verantwortung dafür möchte ich nicht auf der Seele tragen, wenn ich der Polizeibehörde einer Stadt angehörte! Und die Gegenwirkung wäre so leicht! Diese Form der Thierquälerei ist so unzweifelhaft unzuläßig, gesetzlich zu packen, daß ein Federstrich ihr ein Ende machen könnte; eine Uebergangsbestimmung des Inhalts, daß vom Tage des Verbots kein Hund mehr zum Zwecke des Zugs angeschafft werden dürfe, würde jedem Einwande begegnen, das Verbot greife zu rücksichtslos durch.

Die armen Hunde bringen mich auf die Frage der Vivisektion, da sie ja ihre häufigsten Opfer sind.

Es ist dieß eine der schwierigsten Fragen im ethischen Gebiete des Thierschutzes. Denn zwei Sätze stehen einander diametral entgegen, die doch beide gleichen Anspruch auf Geltung haben, bilden also jenen vollen Widerspruch, den wir eine Antinomie nennen.

Der eine Satz heißt: Vivisektion ist empörende, ja scheusliche Grausamkeit, das menschliche Gefühl wird sich ewig dagegen auflehnen.

Der andere: sie ist ein unentbehrliches, unersetzliches Mittel der Wissenschaft (der Physiologie) und ebenso des Fortschritts der Heilkunst.

Den Widerspruch zwischen beiden Sätzen abzuschwächen, sagen die Physiologen, die Vivisektion werde nicht so häufig vorgenommen, als man meine, auch werde gewissenhaft dafür gesorgt, daß keine unberufene Schülerhand sie vornehme.

Diese letztere Versicherung will nicht recht vorhalten, denn es ist doch sehr zu zweifeln, ob es möglich sei, die akademischen Zuhörer von eigenmächtigen Versuchen abzuhalten. Ich selbst erinnere mich, bemerkt zu haben, wie Studenten auf ihre Faust zu Hause Vergiftungs-Experimente an einem Hunde machten.

Doch es sei: die Abschwächung soll Gewicht haben, und mehr noch: nehmen wir an, geben wir zu, der zweite Satz selbst sei von so entscheidender Kraft, daß der erste dadurch entkräftet sei, also eine Antinomie nicht vorliege. Das Gefühl möchte sich also immerhin regen, aber es müßte schweigen; es verhielte sich, wie in all den Fällen, wo ein höherer Zweck gebietet, es zurückzudrängen, wie z. B. in einem Prozeß,

wo ein Verbrecher zu Gefängniß oder Tod verurtheilt werden muß bei allem Mitleid mit seiner Familie.

Nun aber steigt eine Frage auf, die so große Schwierigkeit bereitet, daß diese Lösung wieder zweifelhaft wird. Hat eine schmerzvolle Sektion an einem lebenden Thier den beabsichtigten Erfolg gehabt, hat sie zu einer physiologisch belehrenden und therapeutisch nützlichen Entdeckung geführt, dann hat sie das Ihrige gethan, der höhere Zweck ist erreicht, und jedes arme Thier, das noch mit der Absicht gemartert wird, den Aufschluß zu finden, der bereits gefunden ist, leidet umsonst, jedes weitere vivisektorische Experiment ist reine, unentschuldbare Grausamkeit. Wir nehmen dabei an und dürfen annehmen, daß es eine Autorität, ein bewährter und anerkannter Physiolog sei, der die Entdeckung gemacht und publizirt hat. Könnt ihr uns nun dafür stehen, daß in solchem Fall nicht trotzdem der Versuch aufs Neue vorgenommen, unbestimmbar oft wiederholt wird? Habt ihr Mittel, dieß zu verhindern? Ich zweifle sehr; ihr könnt es nicht verhindern, könnt Unterlassung des müßigen Wiederholens nicht verbürgen, ja es wird in Wahrheit nicht möglich sein, in dieser Richtung eine Grenze zu setzen, jeder schneidlustige Physiolog wird für sein Messer die Entschuldigung bereit haben, diese bestimmte Entdeckung sei zwar gemacht, aber die Wiederholung könne zu anderen, weiteren führen. Es folgt, daß man Mißbrauch in dieser Richtung nicht abhalten kann, wenn man den Gebrauch überhaupt einmal erlaubt hat, es öffnet sich so dem Auge ein unabsehliches Feld unnöthiger, unnützer grauenhafter Thiermißhandlung und wir sind auf den ersten der zwei Sätze als einen voll-

gültigen zurückgeworfen. Jetzt nehme ich auch den obigen Zweifel wieder auf, ob es möglich sei, unberufene Schülerhände von den grausamen Versuchen abzuhalten, verbinde ihn mit dem eben ausgesprochnen Einwand und sage: der Aufschrei des empörten Menschengefühls ist doch im Recht, es bleibt doch dabei: jeder Schmerzenslaut des namenlos gequälten Thieres ist eine Anklage gegen die Wissenschaft, daß sie, welche die Hüterin der Humanität sein sollte, Anleiterin zur Unmenschlichkeit wird, und wenn es so steht, dann wird man auch sagen dürfen: lieber etwas weniger lernen und lieber einige Menschen weniger heilen, als den Seelen einen Schaden unendlicher Art zufügen, denn ein solcher ist doch wohl die Abstumpfung gegen das Mitleid!

Dem Aufsatz: „Ein italienisches Bad" folgt der Nachtrag: „Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien": ein ebenfalls in der Augsb. Allg. Zeitung erschienener Artikel, veranlaßt durch die Stimme eines Deutschen aus Italien, die in demselben Organ mit Beziehung auf den meinigen die traurige Blüte der Thierquälerei in diesem Lande noch einmal zur Sprache brachte. Ich nehme ihn ebenfalls auf, weil ich ihn als weiteren Beitrag zur Beleuchtung des Uebels glaube betrachten zu dürfen, weil er das Verhalten des Klerus zu demselben näher in Betracht zieht und weil er Einiges hinzufügt, uns Deutsche mit einer Nation auseinanderzusetzen, in deren Volkscharakter die Barbarei gegen das Thier einen so dunkeln Flecken bildet, in der aber doch von Seite der Gebildeten so Vieles geschieht, entgegenzuwirken, und die wir um anderer, edler Eigenschaften willen achten und lieben.

Ein närrischer Traum! Ich mußte lachen, als ich zum Bewußtsein kam und als ich bedachte, wie dummklug doch der Traum die Erinnerungsbilder des Lebens ineinander verwebt.

Ich plackte mich, die Stiefel vom Fuße zu zerren, denn ein Individuum jenes unentbehrlichen Geräthes, genannt Stiefelknecht, italienisch tirastivale, doch im italienischen Haus und Gasthof gewöhnlich fehlend, hatte mir mein Hausherr mit Mühe zwar verschafft, aber ach, es war so weit, daß man in die Oeffnung bequem hineinsitzen und — wäre diese Bewegung nicht sonst mit einiger Schwierigkeit verbunden — die Hosen ausziehen konnte. Während ich so dulde, kriecht unter dem Bett ein wahrhaft idealer Bruder genannten Individuums hervor. Die runden Augen, sonst so gespenstisch und alle Tücken dieser Wesen verrathend, die bekanntlich gern aus der Ecke kriechen und sich so in den Weg stellen, daß man über sie stolpern muß, — sie hatten einen milden, wohlwollenden Ausdruck und erinnerten ganz an das sanft biedere Glotzen des Laubfrosches; der Rachen war klein und indem er anhub zu sprechen, bewegte er ganz sanft die Kiefer nicht übereinander, sondern horizontal gegen einander. Komm, o Dulder, dir soll geholfen werden, sagte er mit gemüthlicher, etwas fetter Stimme, kroch heran und zog mir die Bedeckung so sanft aus, als gleitete mir Oel über die Füße. Gerührt wollte ich danken, aber er sagte: wart! kroch mit den kleinen Füßen unter die Bettlade, wobei mir sein nachrutschender Leib fast wie der weiche, glatte, schwerfällige Körper einer Robbe erschien, und ich hörte nun dort unten ein seltsames, leises Rascheln und „Notteln" (sagen

die Schwaben). Er kam wieder hervor und hielt in seinen Pfötchen ein ziemlich derbes, hellglänzendes spanisches Rohr. „Da, hau zu.“ O! o! rief ich, kann ich, darf ich? „Ja wohl,“ war die Antwort, „es ist unsichtbar und macht dich unsichtbar; nimm dich aber in Acht, halt fest!“ Ich ergriff den Stecken, stürzte hinaus auf die Straße und begann nun wüthend um mich zu hauen: hier den Eselstreiber, der sein Thier viehisch grausam auf Sprunggelenk und Knochen der Hinterfüße schlug, riß ich auf die nächste Planke und zog ihm 25 aus dem Salz herüber; dort den mulettiere, der sein todmüdes, mit einem schweren Reiter beladenes Mulo auf steilem Weg mit wilden Hieben in Galopp trieb, schlug ich über die Faust, daß er vor Schmerz brüllend den Stecken fallen ließ; ein dickes Weibsbild, Signora, modisch und vornehm gekleidet, welche, auf einem der kleinsten und schwächsten Esel dahersprengend, zu den lautschallenden Schlägen jubelte, die das arme Geschöpf zu dieser letzten Anstrengung nöthigten, und den Hetzer noch anfeuerte, stieß ich nur mit einem leichten Knuff vom Sattel herab, daß der ekle Fettsack zappelnd am Boden lag; den stutzerhaften Jungen aber, der als Zuschauer stand und dem schwachen Thier mit Jauchzen zu den Hieben, die es ohnedieß von dem Treiber und seinem Buben erlitt, mit dicker Peitsche noch einige überzählige aufzündete, schlug ich übers Maul, daß ich es hoch aufschwellen sah; die Schlagfurie ergriff mich, für jeden unnöthigen Hieb bekam jeder der Schindersknechte zehn von mir aufgemessen — es war schön! Ein Sausen und Regnen wie im Hagelwetter! Aber, o Schrecken! jetzt entfiel mir der Stock, ich war nicht mehr unsichtbar, man entdeckt den

Uebelthäter, rottet sich zusammen, dringt auf mich ein, zückt Dolche, ich setze mich mühsam in Positur, will eine Rechtfertigung meines Handelns eindringlich vortragen, eine recht erbauliche Predigt über Thierquälerei halten, die Stimme versagt, ich bin verloren. In diesem schrecklichen Augenblick höre ich etwas rutschen, ich schaue um: der edle Stiefelknecht schiebt mit drolliger Bemühung einen Dreifuß zu mir her, der mir höchst mystisch vorkommt, wiewohl, statt Weihrauchgefäß, sich eine Waschschüssel auf ihm befindet. „Rühr an!“ flüstert der Retter; ich gehorche und versinke; aber indem ich schwindelnd ins Bodenlose falle, schlägt der furchtbare Gedanke: es wird doch nicht zu den „Müttern“ gehen, wie eine Sturzwelle über mich; schon glaube ich schwebende graue weibliche Wesen zu sehen und will die Worte hervorpressen: „die Mütter, Mütter! 's klingt so wunderlich!“ aber ein Krampf preßt mir die Kehle zusammen; jetzt rufen mir die dunkeln, schrecklichen Weiber zu, ich müsse den Dolomiten-Kegel „Spitz“ auf den Gendarmenmarkt nach Berlin tragen, und drohen, wenn ich es nicht thäte, ihn auf mich zu stürzen, wie die Eumeniden in der Iphigenie des Euripides einen Felsblock auf Orestes werfen, — in Todesschweiß gebadet erwache ich, sehe die Geräthe, die mich in Wirklichkeit umgeben, besinne mich allen Ernstes, warum denn die Mütter nicht griechisch, sondern so rein Berlinisch gesprochen haben; das Besinnen endet mit Lachen, aber das Lachen vergeht mir und weicht dem Gefühl der Empörung, da ich wilde Laute von der nahen Straße vernehme.

Der Traum wird sich erklären, wenn man mir erlaubt, von seiner Geburtsstätte und von der Reise dahin zu er-

zählen. Nur sein grauenhafter Schluß mag ausdrücklich durch das Geständniß erläutert werden, daß ich die Reise sehr abgemüdet durch eine Arbeit über Goethes Faust angetreten hatte, mit welcher nun das verehrliche Publikum bedroht ist. Ich befand mich im Bad Recoaro; es liegt in den Ausläufern der Trientischen Alpen gegen Vicenza. Die Quelle war mir als heilsam empfohlen, und ich hatte sehr gewünscht, einmal auch ein italienisches Bad kennen zu lernen. Auf der Hinreise wollte ich zuerst in irgend einem stillen Thale von Oberbayern ausruhen, dann das Pusterthal besuchen und von da durch die Dolomiten-Gegend nach meinem Ziele reisen. Das wurde mir nun versalzen.

Ach, man kann ja nirgends mehr hin! Sie sind ja überall!

„Nun, wer denn?“

Die Städter, natürlich.

„Thor, bist du nicht selbst einer?“

Es bedarf Erklärung. Wir müssen uns die Sache etwas genauer ansehen.

Wer sollte denn dem armen Luftschnappenden in der qualmenden Stadt, wer dem Bewohner der sandigen Fläche nicht gönnen, daß er einmal Gebirg sieht, unter Felsen, rauschenden Wassern und Geläute der Heerdenglocken und unter naivem Hirtenvolke sich der Natur erinnert? Ist der Planet mit seiner Pracht, seinem Stolz und seinen süßen Heimlichkeiten nur für Bauern, nicht für alle?

Wer es der Mühe werth findet, mir in eine Betrachtung zu folgen, die nothwendig in einem Widerspruch stecken bleiben muß, den bitte ich nur nicht außer Acht zu lassen, daß, wer sich die Natur eines Uebels zum Bewußtsein bringt,

darum nicht verhört werden darf, ob er Rath dagegen wisse. Hier gibt es gewiß keinen.

Hochgebirg stimmt idyllisch. Diese Stimmung verlangt durchaus eine entsprechende Staffage. Man erwartet Menschen, in deren Seelen und Sitten noch einige Unschuld ist, wie man sich solche als wesentlichen Zug des Hirtenlebens unwillkürlich vorstellt. Das Wort „Unschuld" bitte ich sehr läßlich zu nehmen, sonst wird mir auf dem ersten Schritt dieses elegischen Ganges ebendie Ironie begegnen, die sich jetzt in unsere Bergthäler hineinfrißt. Auch unser einer weiß sehr wohl, daß Hirten und Bauern keine arkadischen Schäfer sind. Unschuld heißt nur z. B.: noch nichts davon wissen, wie sich Naturschönheiten ausbeuten lassen; Unschuld heißt nur z. B.: nicht wissen, welchen Reiz das Naive hat für den, der nicht mehr naiv ist. Das also erwartet ein richtiger Sinn im Hochgebirge; es ist das Bedürfniß der Consonanz, der Harmonie, das jedem gesunden Geistesleben innewohnt.

Nun ist dadurch einige wenige städtische Staffage nicht ausgeschlossen; die Stimmung wird noch nicht zerrissen, wenn man da und dort einen Cylinder- und Damen-Hut sieht; nur geht aus dem Grundbedürfniß hervor, daß man wünschen muß: es sitzen darunter Köpfe, welche die Natur als Natur zu fühlen vermögen, Menschen, die gern einmal mit dem Volk umgehen, sich in dasselbe versetzen, es verstehen, sich in die Einfachheit schicken, auf einige ihrer gewohnten städtischen Bequemlichkeiten gern verzichten, begreifen, daß man das Volk in seiner Naivetät lassen, nicht steigern soll, und welchen vor allem fremd ist: Spott, ätzender Witz und jegliche Blasirtheit.

So nun fand man es einst z. B. im bayerischen Gebirge. Das beste Contingent der städtischen Besucher waren die Maler — die letzten, wie sich von selbst versteht, die geneigt sein könnten, zu corrumpiren, was ihnen als köstlicher Stoff für ihre Kunst dienen soll.

Und damit ist es nun aus. Das Gebirg ist überschwemmt mit Menschen, von denen man voraussetzen muß und erfahrungsgemäß weiß, daß sie die Natur suchen und, wenn sie sie finden, zerstören, weil ihnen die erste Ahnung von dem abgeht, was Natur ist. Wir wollen es nur gleich am Hauptpunkte fassen: an den Preisen. Ich bitte den billigen Leser recht inständig, nicht zu meinen, es handle sich dabei nur von der Börse. Zwar freilich auch; denn wer das Bescheidene am besten würdigt, das sind gebildete Menschen, die sich bescheiden, weil sie sparen müssen. Doch keineswegs im wesentlichen; es handelt sich vom moralischen Eindruck der Theurung. Sie ist ein Zeichen davon, daß die Bewohner verdorben sind, weil sie gelernt haben, daß die Schönheiten der Natur ihnen als Schröpfkopf dienen, um Touristen auszufangen. Man weiß, wie das gekommen ist. Es mehrten sich im bayerischen Gebirge, wie in längst entschwundener Zeit in der Schweiz, allmählich die Besucher, welche vor den Wirthen von „lächerlich, fabelhaft wohlfeil“ sprachen. Gebirgsleute sind nicht so dumm, sich das nicht hinters Ohr zu schreiben. „Nun, wenns euch zu wohlfeil ist, das läßt sich ja machen.“ Es kamen mit diesen Ironikern nun aber auch die Ansprüche. Ich fragte neulich eine Dorfwirthin: warum sie keinen Wirthstisch gebe (table d'hôte auf deutsch). „Es geht nicht,“ sagte sie; „es sind zu viele da, die besondere

Speisen wollen.“ Was denn zum Beispiel? „Rosinen in die Suppe, Zucker auf den Salat.“ Das macht ihr ihnen? „Ja, aber —.“ Sie vollendete nicht, warf mir nur einen Blick zu, in dem hell zu lesen stand: „aber zahlen müssen sie dafür, daß ihnen die Haare rauchen!“ Nun, und wir Süddeutschen, die wir uns ihre Nudelsuppe mit dem Würstl, ja gar ihre Knödel genügen ließen, müssens mitbüßen. Es ist außerdem überhaupt schon die Menge, die Ueberfluthung, was die Geldgier aufreizt. In einem geringen Dorf am Tegernsee wird mir für eine Stube im ziemlich fernen Hinterhaus, wo es auch an den einfachen Bequemlichkeiten gebricht, die selbst ein nicht verwöhnter Städter nicht entbehren mag, ein Gulden täglich gefordert; dieß und viel mehr zahlt man gern in der Stadt; auf dem Land ist die Forderung ein Beweis von Verdorbenheit. — Hiemit gute Nacht, Idylle! Da bleiben wir lieber in der Stadt, wo neben den Lastern und Uebeln der Kultur auch ihre Gegengifte und Güter zu finden sind.

Nun die Erscheinung, das auf Weg und Steg begegnende Bild! Zwischen Juppen und Stutzstrümpfen Legionen modern aufgeputzter Figuren mit Gesichtern, denen man ansieht, daß sie sich anlügen, wenn sie Laute des Natur-Entzückens aushauchen, daß ihnen die Natur auf Theater-Coulissen eigentlich besser gefällt und daß sie im Grunde lieber bei Gansleber-Pasteten und Champagner säßen. Und die Sprachlaute! Ich bitte zu beachten, daß ich hier nicht von Dialekt spreche. Jeder Dialekt hat Natur und so viel Recht, wie das Individuelle überhaupt. Die Rede ist von solcher Aussprache einer Sprache, die sich für ganz korrekt hält und doch ein-

gefleischte Fehler hat, welche wesentlich den Charakter der Naturlosigkeit tragen. Ich spreche an — und wer etwas von Sprache weiß, wird mir den Anspruch einräumen —, daß es nicht für Idiosynkrasie genommen werde, wenn ich meinen Widerwillen gegen die Mißhandlung des R in der deutschen Sprache gestehe, die aus diesem Buchstaben ein A macht. Ich gehe schon lange damit um, einmal zu schreiben: „Leidensgeschichte des armen Buchstabens R auf seiner Wanderung durch Deutschland.“ Ich weiß sehr wohl, daß der Einzelne unschuldig ist; er schnappt diese Mißhandlung eines Grundlautes der Sprache wie durch Contagium als Kind in der Luft auf; entstanden ist sie allerdings rein durch Affektation, durch Mode-Manier in einem freilich großen Theil unserer Städte; ich habe z. B. in Hannover, wo alle gebildete Welt Mutta, Vata sagt, in Bauernmund ein ganz richtiges, kräftig rollendes Zungen-R gehört; aber die Affektation ist aufgekommen in so unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige städtische Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizusprechen ist. Als kleinen Beitrag zu meiner Erklärung, erzähle ich noch, daß in Basel, der einzigen Schweizerstadt, wo das R im Gaumen (hier mit einem ch verbunden) gesprochen wird, mir ein Mädchen ganz hübsch bestätigte, was ich behaupte. Ich bat sie zu versuchen, ob sie statt Pfachach nicht Pfarrer sagen könne; es kam ein gesundes Zungen-R zum Vorschein. „Warum nun aber nicht immer so, warum ach statt r?“ Antwort: „es tuet eba lieblechach.“ Noch viel naturloser ist das bloße A für R in unseren norddeutschen Städten; das süddeutsche Ohr kann sich nicht daran gewöhnen und dem unmittelbaren Eindruck nicht wehren, als ob unmöglich ein

Gefühl von Natur haben könne, wer von Natur spricht. Er würde, so will es vorkommen, nicht einen Kraftlaut der Sprache, recht einen der naturvollsten ihrer Laute, die Trommel, die Pauke im vollen Orchester der Sprache, la lettera patetica, wie es die Italiener nennen, in Brei auflösen, wenn er eine Ahnung von Natur hätte. Er kann ja übrigens ein vortrefflicher Mensch sein, aber — nun, ich wills mit einem Spaß endigen: ein Stockschwabe, einer von den eingefleischten, saß neben mir in der Eisenbahn, in der nächsten Bank eine Berliner Familie mit einem allerliebsten kleinen Mädchen, das, obwohl schon ganz sprachfertig, obligat mia, dia, Vata, Mutta sagte; auf dem Gesichte des Eingefleischten regte sich etwas wie Krämpfe, er biegt sich zu mir her und sagt: ob nun dieses Kind nicht im Mutterleib schon eine affektirte Stellung angenommen hat? — Noch ein Wort im Ernst hinzuzufügen, so handelt es sich hier auch um die Frage: ob im Deutschen derselbe Widerspruch zwischen Schreibung und Sprechung einreißen soll wie im Französischen und Englischen. Ein G schreiben, ein Ch sprechen, ein S schreiben, ein halbes T sprechen, ein R schreiben, ein A sprechen, wie steht es da? — Kann denn nun aber all das — es sei, daß es dem Ohr mißfällt, das nächste Gefühl abstößt, die Bewohner verderbt — die unveränderliche Natur verderben? Ei freilich, gar sehr! Und dabei rede ich nicht von Eisenbahnen auf Uetli und Rigi, nicht vom Frisiren und Appretiren durch Wasserfallbeleuchtungen, und was dergleichen Liqueur mehr ist, wo man die „Milch der frommen Denkart" sucht. Ein Italiener hat mir einmal etwas hübsches gesagt, er sprach mir aus der Seele; offen gestanden, ich hätte es nicht aus italienischem Mund erwartet, denn diese Nation

fühlt poetisch, aber nicht romantisch. Er hatte sich, nachdem er schon Jahre in Zürich gelebt, doch endlich entschlossen, den Rigi zu besteigen. „Nun, wie war es?“ „„Unleidlich,““ war die Antwort; „„wenigstens dreihundert Menschen, modernes Volk, warteten dem Sonnenaufgang entgegen; ich meinte die Berge selbst tragen schon Vatermörder und Manschetten.““ Und da dieß ein Italiener sagt, darf ein Deutscher sagen, daß, als er es sich endlich auflegte, das Berner Oberland zu sehen, und als er im Lauterbrunner Thal durch alle die Schraubereien Spitzruthen lief und überhaupt die ganze Wirthschaft kostete, — daß ihm zu Muthe war: die ganze herrliche Natur ringsherum sei eigentlich nur von den Wirthen auf Pappendeckel gemalt, um die Fremden auszupressen. Jetzt mag es erst nett sein auf dem Rigi, wenn man oben mit der Eisenbahn ankommt und nun die Aus- und Anschreier für „Hôtel“ Rigi-Kulm und Schreiber-Rigi-Kulm einander vor Neid und den Ankömmling vor Raubwuth fast zerreißen, wobei die einen noch mit dem Geschell einer ungeheuren Kuhglocke Reklame machen. Wem das den Magen für die Natur nicht verderbt: wohl bekomms!

Der Leser ist nun gebeten, mich ins Pusterthal zu begleiten. Ich bin viel zu spät gekommen; in kurzem wird es eben auch vollends abgereist, zerreist, zu Tode gereist sein. Ich dachte in Bruneck, als ich Abends im Speisesaal der Post wie in einer großen langweiligen Theegesellschaft saß: versuchen wir es morgen in Taufers! Gut, ein angenehmer Marsch durchs prächtige Taufers-Thal führt mich des Abends in das ländlich einfache Gasthaus zur Post —: wahrhaftig, da sitzen sie auch — und nähme ich Flügel der Morgen-

röthe, siehe, sie sind auch da! Dießmal war Trost; ich setzte mich in die Volksstube hinab, unterhielt mich mit einem ganz ländlich schlichten Gutsverwalter und erquickte mich durch ein Gespräch, worin mir die gesündesten, vernünftigsten Ansichten über die Verhältnisse Tirols und die kirchlichen Kämpfe entgegenkamen; ein Jäger war da, es gab von Gemsen zu plaudern, und mit einem prächtigen großen Hund wurde ein höchst angenehmes Verhältniß gegenseitiger Anerkennung gegründet. Hockt nun droben, dachte ich, und seid gebildet!

Ich wollte nun also die Dolomiten-Welt sehen und auf diesem Wege nach Recoaro streben. Hinunter denn ins Ampezzo-Thal! Erste Station die Post in Landro, dort Mittag gemacht. O trefflicher Landsmann, Dr. Wilh. Lang, was haben Sie angestellt durch Ihren Artikel in der „National-zeitung!“ Mußte er denn so geist- und geschmackvoll sein, daß nun auch dieses einst so stille Stück Erde unsicher gemacht wurde? Wirthstafel in der Post, neben mir zwei ältliche Berliner Damen, unzufrieden mit allem, und ließen sich doch die in der That trefflichen Schüsseln schmecken, daß es nur so schmatzte. Eine Brandenburger Familie, Grafen-leute, Sohn hoch fistulirend, Vater schnarrend: „nu, hören Sie mal, die Dolomiten sind nichts so besonderes, eigentlich langweilig“; ein Nachbar: „na, hören Sie mal, wenn wir nur schon so einen riesigen Zacken auf dem Gendarmenmarkt hätten, da sollten Sie man sehen“ u. s. w. Ich machte, daß ich fortkam. Heißer Marsch bis Cortina, Abends Einkehr im bekannten guten Gasthaus der Brüder Ghedina; ich trete in den Speisesaal: ein ganzer Salon voll Bildung! Flüsternd

oder schweigend saßen sie, die meisten bei Thee, zusammen, lauter gute Gesellschaft. Bestürzt von dem Gedanken, es könnten gar Professoren darunter sein, floh ich nach einer Birreria, fand ganz nette Bürgersleute, die ein fast dialektfreies Italienisch sprachen, und unterhielt mich recht angenehm. Morgens früh ab nach Belluno mit Poststellwagen; erstes rein italienisches Nest, wo man Mittag machte: Venas. Ah, der Himmel sei gelobt, das Feld ist frei, die fremde Sprache wehrt! Im Wirthshaus malerischer Schmutz, allerdings mehr als selbst ein Teniers wünschen könnte: das kennt man, aber in der Küche, die zugleich Wirthsstube ist, schmoren, trotz alledem appetitlich, etliche Göckel am Spieß, und wie schmeckt es in der guten stillen Einsamkeit! Die Fahrt nach Belluno hatte einen Glanzpunkt: der Wagen hielt eine halbe Stunde in Cadore; die Stadt war noch mit grünen Eingangspforten geschmückt, man hatte den Tag vorher die Enthüllung eines Monuments für Calvi gefeiert, der 1848 als Revolutionär in Trient erschossen worden ist; ich wußte zu wenig von dem Mann, um mich dafür zu stimmen; aber wenn ich es vergessen hätte, daß ich in Tizians Geburtsstadt war, sein großes Bild in Fresko auf der Mauerfläche des Thurmes, an dessen Fuß nun das Marmor-Medaillon Calvi's angebracht ist, hätte mich an den gewaltigen Meister erinnert. Wir fuhren dann an seinem einfachen Geburtshause vorüber. Ja, hier in der Dolomitenregion, hier, wo damals das deutsche Element noch durchaus vorwog, hier ist die Heimat Tizians, Tiziano Vezellio da Cadore — und Vezellio heißt sehr wahrscheinlich — Wetzel! Nicht deutsch wahrlich war des großen Meisters schwungvoll reines, ganz ausgewickeltes, ganz freies

Formgefühl, viel eher läßt sich seine Farbe mit deutschem Blut in Zusammenhang bringen, und am ehesten das rein Ethische, wenn man will Reformatorische in seinen Christusbildern (Zinsgroschen!); seine landschaftlichen Hintergründe aber sind, wie man leicht erkennt, Erinnerungen aus der phantastischen Steingigantenwelt der Dolomiten.

Von Belluno sah ich fast nichts, die Zeit reichte Morgens früh kaum, die Piazza zu besuchen, der Dom war geschlossen, in Reparatur; das Stadthaus fiel mir auf: ein hübscher nordischer Renaissance-Bau mit Altan-Geländern fast von derselben Zeichnung, wie die Galerie auf der Terrasse rechts am Eingang der Schulgasse in Stuttgart (von Lübke in sein Werk aufgenommen).

Ich muß nun nachholen, daß der gewöhnliche Weg für Deutsche, die Recoaro besuchen wollen, auf der Eisenbahn nach Vicenza und von da mit Postwagen nordwestlich rückwärts zu diesem Badorte führt, der fast parallel mit der Gränzstation Ala in den Bergen liegt. Man könnte von Trient und Roveredo kürzer hingelangen, das fordert aber Uebersteigung von Bergjochen, also Orts- und Gelegenheitskenntniß. Nachdem ich einmal das Pusterthal hatte sehen wollen und südlich ins Ampezzothal vorgedrungen war, wollte ich nicht umkehren, um mein Ziel auf dem bequemeren, aber weiteren Wege zu erreichen. Ich dachte auch an Fußwanderungen, um mehr von der Dolomiten-Gegend zu sehen als auf der gewöhnlichen Straße. Das vergieng mir, die Hitze war zu furchtbar. Also die gewöhnlichen Stellwägen — gesetzlich geregelte Privatunternehmungen — vorerst bis Bassano, von da wollen wir weiter sehen. Ich hatte eines vergessen, den

schlimmen, schlimmen Punkt, den argen Flecken im italienischen Charakter und Leben, über den ich längst in den „Kritischen Gängen“ schwere Klagen angestimmt habe, die mich in Streit mit einem zu sanguinischen Apologeten verwickelten: die allgemeine, empörende Thierquälerei. Es gieng erträglich bis Primolano, auf der nächsten und letzten Station wurde ein schwer hinkender Krüppel, ein ausgedientes, abgezehrtes Racepferd als Handgaul eingespannt. Des Kutschers Methode hieß: was dem Krüppel an Kraft fehlt, um es dem gesunden Sattelgaul gleich zu thun, muß durch Schläge ersetzt werden. Der Italiener behandelt überhaupt das Zug- und Lastthier als eine Maschine, welcher durch Schläge eingeheizt werden muß, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen, und es wird durchaus mehr Wirkung gewünscht als nöthig, denn mit rabbia zu fahren ist allgemeine Leidenschaft. Daß zwischen dem Schlag und der Wirkung der Schmerz eines empfindenden Wesens in der Mitte liegt, davon weiß er nichts, oder will er nichts wissen. Nun denn ein Regen von Hieben, der nicht anzusehen war. Nicht genug, es handelt sich nicht bloß ums Vorwärts; wenn ausgewichen werden muß und ein Druck der Hand am Zügel genügte, so bekommt das Thier, statt dessen, einige scharfe Hiebe auf die entgegengesetzte Seite: eine stets willkommene Gelegenheit, die Geißel zu brauchen, denn Schlagen, Schlagen ist ja Vergnügen. So gieng es durch das wilde obere Brenta-Thal, und zum Ueberfluß gab es unterwegs auf steilen Steigen Mißhandlungen schwer überladener Maulthiere zu sehen, die ich nicht beschreiben mag; es steht des Schlimmen leider nur noch zu viel zu schildern bevor. In Bassano

erhielt ich endlich klaren Aufschluß über meinen Weg; immer hatte man mir gesagt: ich müsse nach Vicenza und von dort erst nach Recoaro fahren, während doch schon zu Hause mich die Karte belehrt hatte, daß der nähere Weg über Marostica, Tiene und Schio auf ein schwereres Hinderniß als ein mäßiges Gebirgsjoch nicht stoßen könne. Ich nahm einen Wagen über die genannten Städte bis Levalli, packte dort meine Habseligkeiten auf ein Maulthier und trat den Weg an. Der Besitzer des Thiers verabschiedete sich am Ende des Dorfes und überließ mich der Führung seines etwa zehnjährigen Knaben Paolo. Es war ein bildschöner Junge, durchaus deutschblond und von blauen Augen mit sanftem, grundgutem Blick. Ich habe schon oben berührt, wie weit das Deutsche einst in und über diese Berge vorgedrungen ist. Man sieht überall eine Menge blonder, blauäugiger Gesichter von rein deutschem Schnitt und oft im schlagendsten Contrast hart neben dem dunklen latinischen Schlag mit dem reiner gezogenen Profil, der gebogenen Nase und den gelockten schwarzen Haaren; ich habe im Vorüberfahren Gruppen gesehen, worin diese Gegensätze aufs frappanteste zusammengerückt mir entgegentraten. Recoaro wird uns auf diesen Punkt zurückführen. Das Maulthier, das mein Gepäck trug, zu besteigen, fiel mir nicht ein, aus Bequemlichkeit sowohl als aus Schonung; denn ich kenne aus alter Erfahrung das Gekrabbel auf steinigen Wegen als eine — für mich wenigstens — schwerere Geduldsprobe, denn das Gehen. Das Thier, sonst tüchtig geschunden, wie man aus einer breiten Wunde an der Brust (vom Reiben des Brustriemens) erkannte, hatte nun einen guten Tag. Der sanfte Paolo machte kaum Gebrauch von

seiner dünnen Gerte, sein gewöhnlicher Zuruf, wenn es etwa stehen blieb und gemüthlich Gras rupfte, war: moi, animo mio! Das moi ist ein bloßer Ruflaut oder vielleicht aus ma entstanden; ob animo mio ein Liebkosungswort sei, das dem mulo gelte, oder bedeute: mein' Seel' (du gehst zu langsam), verstand ich nicht und suchte darüber von Paolo Auskunft. Die Frage gieng, wie vorauszusehen, über seinen logischen Horizont, und die Antwort war: non so mica mi (mi für io; „ich weiß nicht, ich.") Er sah mich dabei mit einer Treuherzigkeit an, daß ich ihn fast auf seine nicht sehr gewaschenen Backen geküßt hätte. So zogen nun drei zufriedene Menschen ihres Wegs durch die grünen Schluchten über den Berg; der eine leider auf Maulthier-stufe zurückgeblieben, doch ganz im Gefühl, heut einen Sonntag zu haben, der andere ein Kind, der dritte, wie der gütige Leser längst entnommen haben wird, nahe an jener Grenze angelangt, wo der Mensch wieder kindisch wird. Die Hitze war zwar entsetzlich; Sonnen- und Sciroccogluth vereinigt; Nr. 3 dachte an die heißesten Tage in Sizilien und Griechen-land. Doch das konnte die Laune der guten Stunde nicht stören. Endlich geht es bergab, erst in ziemlicher Nähe erblickt man Recoaro in seinem Waldthal, ein in die Länge gezogenes Dorf mit wenigen Seitenstraßen; es war schwer zu begreifen, wo denn die stark über dreitausend Badgäste Platz fanden, welche damals die Badeliste (der elencho, heißt es hochgriechisch im Italienischen) noch aufzählte. Aber was ist denn das für ein Lärm, der uns schon von weitem entgegen-schallt? Es ist ja fast, als näherte man sich der Hauptstraße Toledo von Neapel, wo das ungewohnte Ohr nichts geringeres

als das Wüthen einer Revolution zu vernehmen glaubt. Die Frage nach dem empfohlenen Albergo führt uns in den Mittelpunkt des Nestes und — o weh! Mit einem Blick war alles klar, und das Bild der Wochen, die ich hier zu leben hatte, stand in trauriger Gewißheit vor mir.

Alles dick voll von Bauern, die Esel und Maulthiere zum Reiten bereit halten, Cavalkaden im Galopp hindurchsausend, wüthende Schläge, wüthendes Gebrüll — und der Schluß fertig.

Recoaro ist weit mehr ein Vergnügungs- als ein Heilbad, wiewohl seine Quellen vortrefflich sind. Den Reiz der Natur werde ich in Kürze schildern. Die Quellen sind alle ziemlich weit, zum Theil über eine halbe Stunde, vom Dorf entfernt, und meist ziemlich steile Wege führen dahin. Daraus hat sich das Reiten auf Saumthieren ergeben. Dieß ist nun auch als Lustbarkeit Mode geworden und die weitaus größere Zahl der Gäste kommt nicht, um zu trinken, sondern um

1) auf Esel und Maulthier zu reiten;

2) im Verein mit dem Treiber und den Jungen, die gewöhnlich mit ihm sind, auf diese Thiere so unbarmherzig als möglich zu hauen, um ihnen die äußersten Leistungen ihrer letzten Kraft, namentlich Galopp auf steilen Wegen, abzuzwingen;

3) im Verein mit besagten Bauernschlingeln wie wüthende Löwen, Mammuthe oder Dinotherien auf die abgehetzten Thiere hineinzubrüllen und damit die Hiebe — nicht zu ersetzen, sondern zu accompagniren.

Die reitenden Damen brüllen nicht, aber lachen und

jubeln herzlich mit und brauchen auch selbst die Gerte. Es handelt sich von Leuten aller Stände. Der Ladendiener, der Wirthssohn, der Schreiber, der Löwe irgend einer kleinen Stadt — so jene Verbindung von Naturbursch und Halbstutzer, was bei uns den Cotillon im Nest vortanzt, auf der Post ißt und nach Tisch kartelt, etwa zu nennen: der Städtleskerl, — der vornehmere Geldprotz, dann die feinen Signori und Signore nebst Kind und Kegel, die meist droben im Albergo Giorgietto bei den Hauptquellen wohnen; die einen machen es wie die andern, und was Familien sind, kaufen ihren Rangen auf die Badefreuden dicke Peitschen und ergötzen sich am frischen Gedeihen der jungen Grausamkeit. Knaben hauen ja überhaupt fürs Leben gern, dünken sich als Helden, wenn sie tüchtig ausholen; so treibt es auch der Junge des Somarello-Treibers wo möglich noch ärger, als der Alte, und hat sich namentlich sehr wohl gemerkt, daß es besonders wirksam ist, wenn man das Thier aus Sprunggelenk und Schienbein haut. Es ist hier etwas zu dem Satze nachzutragen: daß diese Menschenbrut nichts wisse vom Schmerzgefühl des Thieres, sich nicht darein versetze. Es ist ebenso wahr, daß sie sehr wohl davon weiß und sich allerdings so weit in die Thierseele versetzt, um sich an der Macht des Menschen, die ihr solche Qualen bereiten kann, zu weiden. Wie ist dieser Widerspruch zu begreifen? Einfach nicht, es ist eben ein Widerspruch, wie es an sich ein Widerspruch ist, Mensch sein und roh sein. Ich will noch ein paar Züge zu dem Schandbilde fügen. Neulich sehe ich aus dem Fenster, wie ein Treiberjunge eine Semmel verzehrt; sein Maulthier, das wohl an diesem Morgen

schon manchen jener Behälter voll Grausamkeit, die man hier Mensch und Menschin nennt, im Galopp zu den Höhen hinaufgetragen hat, — es hungert, es bettelt, es nähert dem Buben sachte den Kopf: und er haut es mit dem dicken Theil des Steckens — der immer vorgezogen wird — über das Maul. Am schwülen Abend begegne ich einem Treiber, der seine todmüden Thiere nun heimführt in das entlegene Dorf, sie kommen an eine Quelle, ein Maulthier weicht aus der Reihe, um hier den lechzenden Durst zu stillen: der Hetzer reißt es weg, haut ihm einige viehische Schläge herüber, besteigt es, prügelt es noch in Galopp und reitet so heim, denn zuletzt will er auch noch das Fest genießen, so flott einherzusprengen. Steigt man zu einer der Quellen, so hat man während der Stunden, wo gewöhnlich getrunken wird, nicht nur wohl zwanzigmal auf dem einen Gang es auszuhalten, daß die schreienden, jauchzenden, hetzenden, thiermarternden Schinderschwadronen vorübersausen, sondern auf Wegen, wo weit gegenüber auf einer andern Höhe eine der Quellen fließt, z. B. Fonte Capitello gegenüber S. Giuliana, da hört man auf mehr als eine Viertelstunde Entfernung herüber das Brüllen und den Schall der klatschenden, pritschenden Hiebe. Unter den wenigen Menschen, denen ich hier meinen Abscheu gestehen konnte, war ein Triestiner. Er theilte ganz mein Gefühl und sagte, er habe die drei Wochen seiner Kurzeit, an deren Ende er nun stand, nie ein Saumthier bestiegen, denn er würde — und das nahm es mir aus dem Munde — auf den Treiber hauen, während dieser auf das Thier haue, und diese Scene sei doch nicht wohl aufzuführen.

„I — I — Ijupp, Ijupp, uotta, uotta“ (das deutsche

„Hotto“) ist der gewöhnliche Ruf. Ein deutscher Leser erinnere sich des Tones, in dem unsere Fuhrleute auf die Pferde losschreien, wenn ihnen die Kräfte versagen, eine übermäßige Ladung über ein Hinderniß hinüberzubringen; es ist ein gezogener, aus der Tiefe geholter, ekelhaft herausgequetschter Schrei, der nicht etwa das Mittel der Schläge ersetzen soll, sondern dem ein Regen von wüthenden Hieben zu folgen pflegt, und aus dem Ton hört man alle diese nachfolgenden Hiebe schon heraus, die Menschenstimme selbst ist schon in einen Prügel verwandelt; wer z. B. in der Nähe eines Bauwesens wohnt, wird gar wohl wissen, wie es thut; dieser bestialische Ton, den man bei uns nur in einzelnen Momenten vernehmen muß, füllt hier Berg und Thal den lieben langen Tag fast unausgesetzt mit seinem widerlichen, Nerv und Seele empörenden Echo — das ist die Musik, die diese herrlichen Gelände durchschneidet, durchsägt, durchschindet. Und zum ganz muthwilligen, rein zwecklosen Hauen noch ein Bild. Ich komme Abends an Fonte Giuliana; da stehen einige Esel, einfach wartend, bis die Reiter sie wieder besteigen, der Treiberbub bei ihnen; er hat Langeweile, setzt sich nun in den Kopf, die Esel müssen in ganz korrekter Linie stehen, und beginnt mit dem Stecken unter ihnen zu wüthen.

Ist es ein Wunder, wenn dem Manne, der noch menschlich fühlt und der Stunde um Stunde das sehen muß, den lieben langen Tag die Faust zuckt, um den Takt zu der wilden Melodie auf dem Rücken dieser Barbaren zu spielen, wenn das Gefühl der völligen Unmacht sein Inneres in einem Krampf zusammenzieht und diese Qual im Traume sich Luft macht?

Wo ist der Sindaco? Kann er dem grassen Unfug unthätig zusehen? Weiß er nicht, daß, je mehr die Polizei versäumt, desto mehr später die Kriminaljustiz zu thun bekommt? Es ist ein Posten von Karabinieri hier; sie steigen feierlich, stets zu zweien, in ihren Querhüten herum, als seien sie aufgestellt, die Würde der Polizei zu repräsentiren. Man weiß, daß es eine ausgezeichnete Waffe ist; sie leisten viel gegen Spitzbuben, Mörder und Räuber; warum gibt man ihnen keine Instruktion gegen diesen schmachvollen Unfug? Der ist ja eben die rechte Schule für Räuber und Mörder! Bei mir zu Haus ist es das Landjägerkorps, das am meisten leistet, die meisten Fälle von Thiermißhandlung zur Anzeige und Bestrafung bringt. Wo ist der Schulmeister? Wo der Geistliche? Dort sieht er vom Fenster der casa canonica ruhig dem Spektakel zu! Schule und Kirche hätten doch, sollte man meinen, von innen zu wirken, wie die Polizei von außen. Den Kindern hätte man zu sagen, daß kein Mensch ist, wer sich nicht mitleidig in die Thierseele versetzt, des Pfarrers verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre es, die rohen Herzen zu rühren und zu lehren, daß es die Religion ist, die uns Mitgefühl für unsere Mitwesen gebietet; lauf in alle Kirchen, glaub an alle Dogmen und einige mehr, so fehlt dir doch die erste, kleinste Spur, die fernste Ahnung von Religion, wenn deine Seele gegen Qual des Thieres verhärtet ist!

Schade! dreifach und zehnfach schade! Es wäre hier so gut sein, wenn der Anblick der wilden Scheußlichkeit nicht alles entstellte, alles vergällte! Recoaro ist schön. Ein schmales Gebirgsthal, vom Wildbach Agno durchrauscht; er

springt über Felsen und sein Bett zeigt, daß er zum Torrente wird, wenn Regen ihn anschwellt; ungeheure Felsblöcke liegen darin, die er einst im Hochgebirg abgerissen und fortgeschleppt hat. Kleinere Bäche eilen aus Seitenthälern ihm zu; die nächsten Hügel und Berge schieben sich reich gegliedert, schwungvoll gebildet, malerisch ineinander; alles dieses nächste Mittelgebirg ist durchaus reich an Vegetation; der alte Urwald von Nadelholz — Tannen, Fichten, Föhren, Pinien — ist längst zerstört; die Bewohner lebten einst neben Viehzucht vom Kohlenhandel; sie versahen die nächsten Städte, namentlich Vicenza, mit diesem Brennmaterial, und eine Urkunde des Can Grande della Scala vom Jahr 1327 verleiht an die drei Gemeinden Recoaro, Rovegliana und Fongara das unbedingte Recht, in ihrem Distrikt Holz zu fällen (und zu weiden). Wurzelstümpfe von erstaunlichem Umfang werden noch hie und da ausgegraben und geben einen Begriff von jenen ausgerotteten Wäldern. Während nun diese Waldverwüstung den südlichen Ländern Europas die bekannten zwei gleich großen Uebel der Dürre und der furchtbaren Ueberschwemmungen gebracht hat, so waren die Gemeinden in diesen Alpenthälern so vernünftig, an die Stelle der alten Wälder fruchtbare Bäume, meist Kastanien, zu pflanzen. Dieser Baum hat sich so vermehrt, daß er bis zu ungewöhnlicher Höhe alle Berge rings herum mit seinem heiteren Grün überkleidet. Platanen, Eschen, Akazien, auch Buchen haben sich freiwillig dazwischen eingestellt; in der Niederung gedeiht der Maulbeer, schlingt sich mit ihrem graziös ausgebogenen Ranken an Ulme und Erle die Rebe hinauf und zieht sich in sanftem Bogen, wie ein Feston,

von Krone zu Krone. Wiese und Rasen verdorren nicht, wie anderwärts in Italien, von der frühen Sonnenhitze, Bergwasser, kühlfeuchtlicher Dunst der Baumwelt, laue Gebirgsnebel nähren sie, und wo das Auge umschauen mag, hier ist alles grün, grün heute in der Gluthitze des August wie im Monat Mai. Hoch oben aber schauen auf steiler Brust die kahlen Steinhäupter des ewig einsamen Hochgebirgs ernst und streng auf diese lebendige Welt herunter, als wollten sie sagen: was wißt ihr Kleinen da unten von den Tagen, die wir gesehen haben! Die Luft ist herrlich; nie im Leben bin ich mir des köstlichen Werthes der Luft so redlich bewußt geworden; Athmen ist Genuß und wirkt vielleicht mehr, als die heilkräftigen Quellen. Wie blau der Himmel ist, habe ich öfters mit Staunen an einem Widerschein erkannt: das Blatt der Kastanie hat nur wenig Glanz, das Himmelblau ist aber hier so tief, daß diese geringe Glätte genügt, es in einer ungemeinen Stärke zu spiegeln, so daß ich, als die Erscheinung mir das erstemal entgegentrat, gar nicht begriff, was denn die blauen Bäume zu bedeuten haben. Kurz, ein Fleck der Erde, so reizvoll, daß er denn doch zu etwas Besserem da sein sollte, als um den langen Tag von der menschlichen Rohheit durchwüthet zu werden. Nicht in dieses Land Eden gehört das Geschlecht, sondern unter die Wildsäue im Waldsumpf, unter die Saurier und fliegenden Drachen des Urschlamms.

Das Dorf Recoaro zieht sich, wie schon gesagt, als schmales, in wenige Seitengassen gegabeltes Band am Agno hin; einige bessere Häuser und Gasthöfe, darunter ein Kasino mit kleiner Vorhalle und Loggia, zeigen, daß sich die Ort-

schaft auf Badebesuch eingerichtet hat; oben bei der Hauptquelle (Lelia) steht ein größeres Gasthaus, und eine Säulenhalle mit vorgesetztem, auf Stützen von Eisenguß ruhendem Glasdach bietet den Trinkern geschützten Raum zum Auf- und Abwandeln. Zwei große, einander symmetrisch gegenüber aufsteigende Treppen müssen dieser Stelle früher ein ganz hübsches Ansehen gegeben haben; unbegreiflicher Weise hat aber die Regierung zugelassen, daß man vor die Façade der architektonischen Quellenumgebung eine großmächtige Brille hingesetzt hat: ein Badhaus mit dunkeln, feuchten Badkabineten, einem großen Restaurationssaal u. dgl.; die Blätter beklagen sich bitter über diesen „Fabricone“ und machen mit einleuchtendem Rechte geltend, daß gerade für das, was am meisten noth thut, eine hübsche Erweiterung der Wandelhalle, nun der Raum versperrt ist; Baden ist ohnedieß nicht Liebhaberei des Italieners, und die traurigen Verließe werden wenig benützt werden. Dort oben sind nun auch einige Kaufbuden, geben diesem Punkte, zu dem man durch eine Platanen-Allee vom Dorf aufsteigt, etwas vom Gepräge unserer Bade-Orte, und eine mit Bäumen besetzte Plattform ladet zu angenehmem Frühstück ein. Einen besonderen Trost für wahre Freunde der Musik kann ich noch vermelden: es gibt in Recoaro keine Bad-Musik. Man meint in Recoaro nicht, wie in unseren Bädern, der Werth der Musik gewinne dadurch, wenn sie aufdringlich ist, wenn sie namentlich am frischen kühlen Morgen uns zumuthet, das ausgeruhte Gehirn mit Gefühl zu berauschen wie ein Frühtrinker mit Wein, man schreit dem stillen Wandler, wenn er der nüchternen Klarheit des jungen Tages sich beschaulich erfreuen möchte,

nicht mit Pfeifen, Geigen, Pauken und Trompeten zu: du sollst und mußt aber vergnügt sein! — eine Rohheit, die nicht mir allein alle unsere Badeorte so unendlich traurig macht, ja alle Katzenjämmer, die dort hingeschleppt werden, in ein großes weinerliches Trübsal und Elend vereinigt. — Wenn ich erwähne, daß Recoaro wohlfeil ist, so wird man mich verstehen; es will heißen: Recoaro ist noch nicht verdorben. Dabei muß man sich in den Hauseinrichtungen auf einiges Primitive, Stockitalienische gefaßt halten. Der Italiener nimmt merkwürdig schwer gewisse Zurüstungen für die Bequemlichkeit an, die sich in aller übrigen Welt von selbst verstehen. Kein Wunder, wenn die Entbehrung so einfacher Dinge, die eigentlich keiner Silbe werth sind, wie Stiefelknecht und Waschtisch, sich endlich im Traum eine närrische Form gibt. Nur in den größeren Städten haben sich die Gasthöfe entschlossen, von jenem antiken Dreifuß abzustehen, der keine Fläche bietet, um irgend etwas von den kleinen Dingen abzulegen, deren man bei der Toilette bedarf, dem Geräthe, das mich im Traume gar zu den „Müttern“ geführt hat. Dagegen ist als wahre Wohlthat das treffliche italienische Bett zu nennen. In Deutschland meint man ja fast noch allgemein, schlafen heiße, sich das Gehirn in Federkissen ausschmoren. Ich bin geneigt, manche krankhafte Erscheinungen in unserer modernen Literatur, z. B. Neuromantik und Pessimismus, von diesem nächtlichen Siedezustande des Gehirns abzuleiten. An der Tafel herrschen noch jene schrecklichen zackigen, an wahnsinnige Muscheln erinnernden Brode, wie man sie auf vierhundertjährigen Bildern schon gemalt findet, gebacken aus einem Teige, der wie Lehm in den

Zähnen klebt und wie Blei im Magen liegt, und so hart von Kruste, daß Esser dazu gehören von jenem glücklichen Lebensalter, wo man noch eine Steinsäge im Munde führt. Die ärztlichen Diätvorschriften sind äußerst tolerant und gestatten vielleicht nur gar zu gemüthlich die guten Bissen, die der italienischen Küche immerhin nicht fehlen. Keine widerwillige Bedienung vergiftet das durch Morgenbewegung redlich verdiente Pranzo. Alle und jede Kellner Deutschlands, namentlich das schlingelhafte Volk unserer Badekellner, hätte ich herbeirufen mögen, sich den braven Matteo als Muster eines Cameriere einmal anzusehen. Er hatte vor allem Appell. Was heißt Appell haben? Es heißt: ein Zeichen geben, daß man gehört hat, wenn gerufen wird. Man sagt von den Schwaben, sie seien die potenzirten Deutschen; wenn sie es sind — leider jedenfalls auch in den Fehlern. In München trat ich aus meinem Gasthofzimmer einmal auf den Korridor. Hier steht das Zimmermädel und fragt, was ich wolle. „Nur den Hausknecht.“ „Er ist da,“ sagt sie, „dort auf dem andern Flügel des Korridors, und klopft Kleider aus.“ Man hörte ihn klopfen. Sie ruft: „Xaver!“ Keine Antwort. Sie wartet eine Pause im Klopfen ab und ruft dann wieder und lauter: „Xaver!“ Es bleibt still. Jetzt tritt sie zu mir her, rückt mir mit bedeutender Geberde den Kopf nahe ans Ohr und sagt: „'s is a Schwob.“ — „Eccomi!“ oder „Vengo!“ antwortet der italienische Diener, wenn ihm gerufen wird, mag er nahe oder fern sein, mag er augenblicklich Zeit haben, herbeizukommen oder nicht; er läßt mich nicht im Ungewissen, ob er mich gehört hat; „kannst warten“, denkt der deutsche Steckkopf, „wirst schon merken,

wann ich Zeit habe," und schweigt. Von je mehr Seiten die Forderungen, die Rufe kamen im vollen Speisezimmer, um so höher wuchs meinem Matteo Lust und Muth; rief, schrie, klingelte es von allen Enden, so kam es über ihn wie ein Wehen von oben, sein Dienst wurde Begeisterung; nichts vergaß er; die Teller, Bestecke, Gläser flogen unter seiner Hand und er zerbrach nichts, dabei immer guter Laune, immer heiter. O Matteo, an dich werde ich noch lange denken!*

Die Bewohner und Umwohner Recoaro's sind eigentlich ein gutmüthiges Volk. „Buona gente!" ist das allgemeine Zeugniß. Man erkennt also deutlich, daß ihre Grausamkeit, ihre Lust am Wüthen gegen das Thier nichts ist, als eine zur Teufelei herangewachsene Kinder-Unart. Nun, so verhält es sich ja eigentlich mit allen Lastern; man lasse großwachsen, was am Kind noch einfach wie ein Naturphänomen auftritt, und die Xantippe, der Drache, der Tropf, der Lump, der böse Narr, der Höllenhund wird fertig. Ich weiß noch, wie ich als Knabe — nein, schon fünfzehnjährig — einmal kutschiren durfte; ich meinte nun ganz redlich, das Wesen dieser Technik sei das Schlagen und fing an zuzuhauen; doch der Kutscher belehrte mich: „Net haua, net haua, nur scharpfe Reda!" Säße neben jedem Knaben und Mädchen solch ein Plato auf dem Bocke des Lebenswagens!

Nun muß ich doch eine obige Andeutung aufnehmen und dem Leser sagen, daß wir bei diesem Volk eigentlich unter Deutschen sind. Längst wird ihm bekannt sein, daß

---

* Der Gute sitzt jetzt in Breno in Ober-Italien als Besitzer des albergo d'Italia.

die vielbesprochenen sieben Gemeinden in den Vicenza zugekehrten Alpen und die dreizehn in den Veronesischen nur scheinbar Sprach-Inseln sind — oder waren, denn das Deutsche ist auch bei den ersteren im Verschwinden begriffen. In diese Alpen, bei Vicenza vorwärts bis an die Berischen Berge, haben sich einst Deutsche, Baiern und Alemannen, vorgeschoben, ein Nachschub von Franken und Sachsen (Westfalen und Angeln) hat sich mit ihnen gemischt. In Recoaro sprach vor anderhalb Jahrhunderten jedermann deutsch. Natürlich konnte sich das Deutsche nicht halten. Der Zweig eines Volkes, der über ein völkerscheidendes Gebirge sich hinüberstreckt, wird unwiderstehlich nach und nach in das fremde Volk eingeschmolzen, wenn nicht vom Bildungsmittelpunkte der eigenen Nationalität außerordentliche Anstrengungen ausgehen, seine Sprache und Sitte zu retten. Wie sich Oesterreich zu dieser Pflicht verhalten hat und noch verhält — das weiß man; still davon! Der italienische Dialekt, den diese Deutschen vorfanden und annahmen, ist ganz dem venetianischen ähnlich, besonders theilt er mit ihm die eigenthümliche Scala des Sprachgesangs. Der Venetianer steigt gegen das Satz-Ende mit einem Tone, worin etwas liegt wie: „Weißt du, so ist es nun," man könnte es mit dem sächsischen Ton-Klimax vergleichen, aber eine kleine Differenz der Note verändert den Anklang ins Angenehme. Der Recoarese mummelt, er vermanscht die Consonanten, nur das R wird nicht mißhandelt. Die Vokale bleiben rein, die Oeffnung des U und O gegen Ü und Oe beginnt erst westlicher, gegen Mailand hin — ein Vorbote jener äußersten Entstellung des Latein, die in der französischen Sprache vorliegt. Daß

wir uns aber unter ursprünglich Deutschen befinden, zeigt auf den ersten Blick schon die herrschende Gesichtsbildung und ihr Ausdruck. Da, mein Hausherr, löblicher Besitzer der Casa al Ponte zu Recoaro, könnte ebenso gut in Hedel-, Holzel-, Bempf- oder Sindelfingen auf der Hausstaffel sitzen, seine Schwägerin Lionilla (Lienhilde), die mich bedient, in Unter- oder Obertürkheim Neckarwein serviren und niemand hielte sie für eine Fremde; dort den dicken Pfarrherrn mit dem kleinen Kopf, Unterkinn und knopfigen Näschen möchte ich nur gerade fragen, aus welcher Stifts-Promotion er hervorgegangen sei; man wundert sich stündlich aufs neue, daß die Leute, denen man ins Gesicht sieht, nicht schwäbisch oder bayerisch sprechen. Hinter dem Ortsnamen Recoaro muß ein deutsches Wort stecken; ein Nebenbach, der in den Agno fällt, heißt Rekler, den Namen in seinen Ursprung zu verfolgen übergebe ich den gelehrten Namen- und Völkerforschern in Innsbruck und München; von diesem „Rekler“ leiten selbst italienische Schriftsteller den Namen Recoaro ab. Einer der höchsten Gipfel heißt heute noch Spitz. Andere sichtbar deutsche Namen verschiedener Punkte des Thales kann ich nicht anführen, weil die italienischen Quellen, die mir allein zur Hand sind (— Bisesti: Cenni Storici di Recoaro dai primi abitanti etc. und Chiminelli: Recoaro e le sue fonti minerali etc; ich kann namentlich Schmeller nicht nachsehen —), sie aus Unkenntniß des Deutschen offenbar entstellt schreiben; der Hauptort der sieben Gemeinden, höher im Gebirge, Asiago, birgt in seinem Namen, wie ich glaube, ein Haslach; Tiene, Feltre und Schio (in Chroniken Scledum) sind unzweifelhaft Ortsnamen von deut-

scher Wurzel; es wäre interessant, die Familienregister nachzusehen, man müßte eine Masse erhaltener, nur italianisirter deutscher Namen finden; bekannt ist längst, wie unendlich viele Familien-Namen in ganz Italien, besonders in den alten Sitzen der Longobarden, deutschen Ursprungs sind; ich erwähne in aller Eile nur einen der echtesten: Garibaldi (um so verkehrter, daß sein Träger, der redliche Idealist und kindliche Politiker, gemeint hat, seine Vettern bekämpfen zu müssen). Lange sollen hier in den Bergen merkwürdige Spuren altheidnisch deutscher Sitte bestanden haben; z. B. gab man den Todten die symbolischen Schuhe mit ins Grab, die man in Württemberg von den Ausgrabungen in Oberflacht kennt. Auf einem Bauernhof sah ich Knaben mit rohen primitiven Schleudern spielen; ich ließ es mir vormachen und fand, daß sie es prächtig loshatten, sie schleuderten unglaublich weit; wer weiß, ob nicht uralte Ueberlieferung?

Nun haben diese Deutschen, als sie hereindrangen, die Gebirge natürlich nicht leer gefunden; sie haben romanisirte Rhätier angetroffen und nicht ganz verdrängt und vernichtet, Latiner werden sich nach und nach dichter zwischen sie hineingeschoben haben. Die Mischung dieser Elemente hat hier kein günstiges Resultat ergeben; man sieht blutwenig schöne Leute. Wie ganz anders ist es in Deutsch-Tirol! Woher das? weiß ich nicht zu erklären. Auch viel reinlicher sind die Tiroler; ich habe von Venas herwärts über Belluno bis Recoaro allerwärts in den Dörfern, selbst in den kleinen Städten, einen wahrhaft ekelhaften Schmutz gefunden. Nichts neues dieß! Man weiß, es ist italienisch. Anerkannt muß

werden, wie die größeren Städte in dieser Beziehung sich heben; ich habe z. B. Livorno, mir aus früherer Zeit als verlottertes Nest in unerquicklichem Andenken, vor drei Jahren sehr sauber herausgeputzt gefunden. Etwas schneller dürfte es vorwärts gehen; selbst Städte wie Pavia fand ich damals noch tief im Dreck. Ob eine Nation sich hebt, davon ist bekanntlich die Zunahme der Reinlichkeit nicht das letzte Merkzeichen. Reinheit und Reinlichkeit hängen enger zusammen, als es scheint, und wie deine Seele beschaffen ist, das kann ich sogar auch — aus dem Zustande deines „dritten Orts“ erkennen.

Wie sind nun diese einst deutschen Alpenbewohner so scheußliche Thierquäler geworden? Waren sie, als sie kamen, menschlich gegen das Thier und haben sie die Bestialität erst von den Latinern, den alten Zuschauern der Blutscenen in der Arena, gelernt? Haben den armen Köhlern einst ihre Zug- und Lastthiere nicht hingereicht, die Kohlen nach den Städten zu schaffen, hat mit dem Ueberbürden das Mißhandeln begonnen? Oder brachten sie die Grausamkeit als eigene, ursprüngliche Rohheit schon mit? Etwas sehr trauriges muß hier gestanden werden: meine Ansicht ist es längst, daß an Grausamkeit gegen das Thier nach den Italienern gleich der Schwabe komme. Davon nachher. Man gewähre mir, zur Zwischenerholung noch etwas zu plaudern.

Die Kleidung bewahrt als einzigen Rest der Tiroler-Tracht noch das Hütchen, welches die Mädchen tragen. Am Sonntag aber gehen alle Frauen in jenem Schleier, der in Mailand schwarz getragen wird, hier aber und weithin in Oberitalien ein weißes Gewebe ist. Er fällt bekanntlich,

auf dem Kopf angeheftet, über die Schultern oder wird wie ein Shawl umgenommen. Er ist sicherlich antik und gibt selbst der gewöhnlichsten, ja ärmlichsten Erscheinung etwas vornehmes. Wenn unsere Damen so vernünftig wären, ein solches Stück echter Tracht zu entlehnen! Bei den Männern ist jedes volksthümliche Stück verschwunden; alte tragen hie und da noch die kurzen Hosen und den kurzen Frack, die als Stücke einer Städtermode im vorigen Jahrhundert am Volk in diesen Bergen hängen geblieben sind.

Keine Bekanntschaft, kein Gespräch mit Gebildeten, nichts von Politik? In Bassano saß ich Abends im Hofe des trefflichen Albergo S. Antonio unter einer Gesellschaft junger Männer, von einem jungen Kaufmann aus Verona eingeführt, mit dem ich im Stellwagen zusammengetroffen war und dessen Persönlichkeit ich in den ersten Stunden liebgewonnen hatte; ich lernte wieder ganz die liebenswürdige Affabilität des Italieners kennen und unterhielt mich aufs beste. Als ich die Wandlungen meines Denkens über die Stellung Oesterreichs und Deutschlands, meine aufrichtige Bekehrung zur italienischen Einheit bekannte, rückten die Herren gemüthlich mit dem guten Appetit Italiens nach dem Trentino heraus. Da mußte ich ihnen nun allerdings zu Gemüthe führen, daß man die Nationen nicht mit einem geradlinigen Schnitt in Staaten theilen kann, daß es gewisse Verzahnungen gibt, die man nicht ändern kann, ohne Krieg, ja Weltkriege zu entzünden, und daß zu viel wollen nicht gut thut. In Recoaro waren alle Zeitungen voll vom Aufstand in der Herzegowina; in Wahrheit aber kümmerte sich alle Welt mehr um den Herzog Vino, der hier in tiefem

Purpur gnädig herrscht. Mit zwei Herren aus Dalmatien wurde ich näher bekannt, aber auf die slavische Frage einzugehen, welche uns zwar nicht jetzt, aber vielleicht doch noch den Weltbrand bringt, wäre nicht passend gewesen. Es ist doch eigenthümlich, wie unbekannt uns in Deutschland noch die Zustände der südslavischen Länder sind. So ahnte ich nicht, daß ich in einem geistlichen Herrn, Namens Pavissich, mit dem mich mein Arzt, der Aufseher der Badeanstalten, Dr. Cav. Chiminelli, bekannt machte, einen in Dalmatien sehr angesehenen Prälaten, fruchtbaren Schriftsteller und Pädagogen, Direktor sämmtlicher Landesschulen kennen lernen sollte. Es sind unter der langen Liste seiner Werke, die er mir mittheilte, neben historischen, pädagogischen, auch Uebersetzungen wissenschaftlicher deutscher Schriften, so eine italienische Uebertragung der empirischen Psychologie von R Zimmermann; seine Hauptthätigkeit ist ausdrücklich der Sprachvermittlung als solcher zugewendet; eine Manuale der deutsch-italienischen Konversation könnte uns als eine Arbeit für geringere Kräfte erscheinen, aber man muß dieß im größeren Zusammenhang fassen: vernimmt man, daß ein solches Buch durch die musterhafte Reinheit, mit der es beide Sprachen handhabt, die 20. Auflage erlebt und daß daneben neuerdings ein Guida der italienischen und illyrischen (serbo-kroatischen) Konversation, die Frucht ungemeinen Fleißes, getreten ist, so sieht man in eine weit reichende internationale Thätigkeit, in einen Wirkungskreis hinein, der bedeutende Ziele hat und den ein Deutscher, der dort im fernen Zara seine Sprache schwesterlich mit den zwei anderen vorschreiten sieht, nur mit Freude und Hochachtung begrüßen kann. Das könnte

nun freilich zum alten Klagelied über die jahrhundertelange Schuld Oesterreichs gegen deutsche Sprache und Bildung zurückführen; ich habe z. B. von diesem Prälaten gehört, daß die krainerischen Schüler des Gymnasiums in Triest ein ungemeines Talent zeigen, Deutsch zu lernen, ja unsere Sprache sich leichter korrekt aneignen, als die eigene: welche Aussichten auf leichte, zwanglose Germanisirung eröffnet diese Thatsache — und was hat Oesterreich vernachlässigt!

Genug, und eigentlich schon zu viel des Plauderns, gegenüber dem eigentlichen Zweck, für den ich zur Feder gegriffen habe! Die Empörung über ein Uebel bestialischer Art hat sie mir in die Hand gedrückt; diese Zeilen wollen nicht unterhalten, nichts Interessantes, nichts Neues bringen, ich habe durchaus nichts gewollt, als versuchen, den Leser in meinen Grimm hineinzuziehen. Ich weiß ganz, wie wenig der Einzelne, wie wenig das Wort vermag, und ich will dennoch nicht schweigen; ich will meine Stimme erheben und auch versuchen, diesen Schrei in Italien hörbar zu machen. Man weiß, wie furchtbar das Uebel nicht nur im Gebirge, sondern in ganz Italien und Sicilien herrscht. Einzelne Züge habe ich in den „Krit. Gängen" schon vor vielen Jahren angeführt. Ich mag nicht weiter schildern, Züge schauderhafter Art wären noch zum Beleg beizubringen. Es widersteht, den Blick so lang auf eine große Wunde zu heften. Nun ist hier im Süden der große Mißstand dieser, daß die Grausamkeit gegen das Thier von den Gebildeten weit nicht so allgemein, nicht so ernstlich verdammt ist, wie bei uns. In Italien bin ich, wenn ich bei gesitteten Menschen über diese böse Eigenschaft des Volkes klagte, früher nur

auf Gleichgültigkeit und Lächeln gestoßen. Jetzt allerdings zeigen sich kleine Anfänge vom Erstarken des sittlichen Gefühls; in Mailand hat sich ein Thierschutzverein gebildet, in Triest, wo freilich das deutsche Element so viel stärker ist, ebenfalls*; eine lebendige Stimme, ausgehend von einem aufrichtigen Freunde der hochbegabten Nation, darf hoffen, gehört zu werden. Es handelt sich aber auch um mein eigenes Vaterland. Und so wollen wir uns die Sache doch noch etwas näher ansehen.

Mit unserem Thema verhält es sich nun freilich so, daß überall die Mehrzahl eigentlich nicht gern davon sprechen hört. Es ist so sonderbar, so seltsam, wenn einer als Fürsprecher der Thierwelt auftritt. Man hat anderes zu thun, man braucht seine Zeit, sich für die Angelegenheiten der Menschen zu interessiren; gar auf der Straße sich gegen Thierpeiniger zu rühren, ist so auffallend; man läßt es lieber, es hilft ja doch nichts, man hält sich als gebildeter Mann abseits. Beliebt, aber leicht widerlegbar ist jener Einwand, der von der höheren Wichtigkeit der menschlichen Dinge genommen wird. Es ist durchaus falsch, wenn man sagt, es sei des Uebels so viel in der Menschenwelt, daß die Leiden der niedrigeren Kreatur in unserer Theilnahme nachstehen müssen. Wirken zur Linderung menschlicher Noth und zum Schutze der Thiere sind zunächst zwei Dinge für sich, die durchaus nicht in das Verhältniß des Vor und Nach gebracht werden dürfen, sondern deren jedes für sich ein eigenes Kapitel bildet. Das Thier leidet auf seine, der Mensch auf seine Weise; man kann auch sagen: jenes sei

* Siehe hiezu den nachfolgenden Artikel. S. 271.

mitleidwerther als dieser. An vielen seiner Leiden trägt er Schuld oder indirekte Mitschuld, gegen alle hat er immer Stützen und Trostquellen, die das Thier nicht hat, Vernunft, Sprache, Verkehr sind ihm gegeben, auf Abhilfe zu sinnen und zu wirken; Leiden des Thiers ist ähnlich dem des wehrlosen Kindes, und wer findet ein Kind nicht mitleidwerth? Nun aber hängen die Kapitel doch auch zusammen, und zwar wie tief! Wer das Thier gegen die Rohheit der Menschen schützt, der schützt den Menschen gegen seine eigene Rohheit, den Einzelnen und die ganze menschliche Gesellschaft. Die Natur ist, wie jeder weiß, furchtbar grausam; Katze und Adler finden eine Wollust darin, ihre Beute nicht schnell zu tödten, sondern lang und raffinirt zu quälen. Der thierquälende Mensch ist bloße Natur in diesem Sinn. Er vermehrt das allgemeine Foltern und wollüstige Würgen in der Natur, er handelt nur als höheres Thier gegen das wehrlosere, er ist nur höhere Katze, Tiger, Hyäne, Adler, Krokodil. Können wir die Menschen nicht aus dieser Thierheit ziehen, so mag nur ein allgemeines langsames Morden und Zerfleischen beginnen, daß es auf dem Planeten hergeht wie einst, als er nur ein Sitz von würgenden Ungeheuern war; verloren ist dann nichts an dem viehischen Geschlecht. Aus den Thierquälern werden die Augenausstecher und Zungenausschneider, wenn einmal die Wuth unter den Menschen ausbricht, und Domitian fieng, wie man weiß, seine Schule mit langsamem Fliegentödten an. Wollen wir den Menschen zum Menschen erziehen und die Gesellschaft sichern, so ist es gleich wichtig, ihn an dieser Stelle zu fassen, wie an irgend einer andern seiner Thierähnlichkeit.

Die Pflicht des Staates zum Schutze der Thiere erst beweisen wollen, wäre daher ein kindisches Thun. Manche freilich zweifeln und sagen, das Thier, das der Mensch gezüchtet, erkauft hat, sei sein Eigenthum, und der Staat müsse die Behandlung des Eigenthums frei geben. Das Thier kann aber niemals so Eigenthum sein wie eine Sache, denn es lebt, es empfindet. Und wie? Ist unser Körper nicht unser Eigenthum? Es liegt also wohl in meinem Belieben, ob ich bekleidet oder nackt gehe, mich berauscht in der Gosse wälze, oder nicht? Der Staat darf nicht einschreiten, wenn einem viehischen Menschen das letztere beliebt? So gut er berechtigt und verpflichtet ist, einen nackten Betrunkenen von der Straße wegzufangen, so gut hat er doch wohl auch Pflicht und Recht, die Grausamkeit nicht zum allgemeinen Aergerniß nackt gehen zu lassen. „Aergerniß" — nein, auch verderbliches Beispiel! Es ist ein unabsehliches Fortzeugen; die Thierschindersknechte in Recoaro, in Rom, Neapel, Palermo haben alle ihr Schandhandwerk als gelehrige Kinder ihren Vätern und Vettern auf der Straße abgesehen.

Es ist in diesen Zeilen viel vom Hauen die Rede gewesen, nämlich auch vom Hauen gegen das Hauen, und ich will einem sehr feinen und gebildeten Leser zum Verdruß noch etwas erzählen. Oben ist erwähnt, ein Triestiner, in dem ich einen Gleichgesinnten fand, habe mir gesagt, er würde auf den Schläger geschlagen haben, wenn er je ein Somaro bestiegen hätte. Ich kam hier, in Venedig, mit einer edeln Dame, der Frau eines Künstlers, über diese unerträglichen Zustände in Recoaro, die sie aus einem dortigen Aufenthalte gut kannte, ins Gespräch und gestand, wie schwer ich den Drang

unterdrückt habe, einen dieser Kerle für jeden Hieb zu hauen. So? sagte die schöne, junonische Frau, eine geborne Venetianerin — „nun, ich habs gethan! aufgestiegen, dem Treiber erklärt, für jeden Schlag auf sein Thier bekomme er selbst einen — er kann es nicht lassen, haut, hat dafür augenblicklich einen Hieb von dem Rohr, mit dem ich mich bewaffnet; er meint, es sei Spaß, haut wieder, wird wieder gehauen, und nicht ein bißchen, sondern recht, und so fort bis dem Unmenschen sein thierisches Maul hoch aufschwoll.“ So hat es eine wirkliche Dame gemacht; wie es dagegen sogenannte Damen in Recoaro hielten, hab ich zur Schande ihres Geschlechts erzählen müssen.

Ich erlaube mir nun aber, im Ernste zu behaupten, daß gegen die Mißhandlung des Thiers die Prügelstrafe wieder eingesetzt werden müßte. Nicht, als könnte man so thöricht sein, zu meinen, hier könne Gewalt helfen; vielmehr natürlich nur als Grundlage für die wahren, von innen wirkenden Mittel. Wenn es der Thierquäler nicht faktisch am eigenen Leibe fühlt, wie es thut, so werden diese ohne Wirkung bleiben. Er ist ein böses Kind; ohne ein Stück Terrorismus geht es in der Erziehung nicht ab; es muß — nicht oft, aber doch ein- und das andremal — auch einschlagen, sonst glaubt der Knabe nicht an den Blitz (des Befehls und Verbots). Es ist die derbe, reale Grundlage, oder, wenn man will, die Erweichung des Bodens für die höhere pädagogische Pflanzung.

Diese ist Sache der Kirche, der Schule und der Association. Auf diesem Punkt ist es gegeben, einen Blick auf Deutschland herüberzuwerfen.

Der wirkliche Zustand ist nun bei uns allerdings besser.

Es liegt im deutschen Charakter mehr Humanität gegen das Thier, doch kann man nicht sagen, daß sie eine herrschende Tugend unseres Volkes sei. Wenn dem armen Pferd die Natur nicht die Stimme der Wehklage verweigert hätte, so würde z. B. in den Straßen Wiens ein allgemeines Wehgeheul zum Himmel aufsteigen, worüber selbst der rohesten, ja vornehmst rohen Seele die Haare sich sträuben würden. Wer mit fühlendem Herzen und Nerv durch diese Straßen geht, muß den vereinigten Jammerton so vieler gemarterter Kreaturen mit dem innern Gehör vernehmen. Ueberhaupt aber steht es bei uns so, daß der bessere, weichere Zug in unserem Volk überall zurücktritt, wo das Interesse, der rauhe Kampf ums Dasein waltet. Ja, dies ist noch zu mild gesprochen. Die Seelen verhärten sich zu solcher Wildheit, daß die Grausamkeit weit über das Interesse geht; man sollte meinen, es müsse dem rohen Fuhrmann doch einfallen, daß es ja sein eigener Schaden ist, wenn er sein Thier durch Mißhandlung vor der Zeit aufreibt; da ihm dieß nicht einfällt, so folgt, daß die Lust am Quälen größer sein muß, als die Lust an Erhaltung des Besitzes und an Gewinn. Im Ganzen wird das Urtheil über unsere Zustände dahin ausfallen, daß das Uebel durch die Mißbilligung, die es bei der Mehrzahl der Gebildeten findet, doch stärker im Zaum gehalten ist, als in Italien. Es ist allerdings ein großer Unterschied, ob der gebildete Theil einer Nation ein moralisches Uebel als Uebel erkennt und entschieden verdammt, oder nicht. Urtheil ist freilich noch lange kein Wirken, kein Handeln, namentlich kein gemeinsames, kein organisirtes. Es bestehen aber bei uns schon lange Thierschutzvereine; auch ist anzunehmen, daß, wo so viele ihr Gefühl

geschärft und ihr Urtheil richtig gestellt haben, im Einzelnen häufig nicht bemerkt, überhaupt nicht nachrechenbar, aber doch unendlich mehr geschieht, als in einem Lande, wo erst schwache Anfänge von Gefühl und Urtheilsbildung in den Klassen sich zeigen, die als besser erzogener Theil der Nation dem roheren Volke gegenüberstehen. Kaum irgendwo trennt in dieser Beziehung eine tiefere Kluft die gebildeten Stände und das Volk, als in meiner Heimat Württemberg. Es gehört zu den eigenthümlichen Widersprüchen im Schwabencharakter, daß von jenen Klassen aus seit Jahrhunderten so viel zur Erziehung des Volkes geschieht und daß das Volk, in manchen Richtungen so gelehrig und wirklich gut geschult, in anderen, im Gebiet der Sitte, der Form und eben namentlich in dem der Humanitätspflicht gegen das Thier, so roh und wild bleibt, so ungezähmt in wüster, böser Fluch-, Zank- und Zornwuth. Man möchte im Abschen darüber sagen: Was ein rechter Schwabe ist, wird nie ganz zahm! Bleibt nun die allgemeine Verurtheilung des in Rede stehenden Uebels durch die gebildeten Stände hier und anderswo in Deutschland immerhin nicht ohne Wirkung, so ist doch auch wahr, daß wir uns noch viel zu schlaff verhalten, in viel zu häufigen Fällen bloß urtheilen, statt zu handeln. Wirkte das allgemeine Verlangen antreibend auf unsere Polizei-Institute, so hätten wir z. B. schon lange durchgesetzt, daß eine jährliche Pferdeschau eingeführt wird, welche die unfähigen Thiere ausmustert und nicht duldet, daß, wie es so häufig geschieht, dem Abdecker verfallene Pferde gekauft und noch verwendet, d. h. zu Tode gepeitscht, statt geschlachtet werden. In Württemberg ist den Geistlichen und Schul-

lehrern vom Konsistorium vorgeschrieben, gegen Thierquälerei durch Unterricht und Predigt zu wirken, und bei den Visitationen soll auch danach gefragt werden, ob etwas geschehe. Aber was geschieht denn? Was könnte z. B. ein Prediger thun! Es gibt eine Beredtsamkeit, es gibt eine Kraft des Wortes, die rohen Herzen in der Tiefe zu packen, selbst die verwilderte Seele zu winden und zu schütteln; wo hört man von solchen Feuerworten, von solchen Gewittern, die den rauhen, steinigen Boden unserer Bauern- und Fuhrmannsseelen durchweichen müßten? Wie viele Stunden ersparen sich denn unsere Schulmeister, die Kinderseele anzuleiten, daß sie menschlich sich in den Zustand des gequälten Thieres versetze? Und es wäre so lohnend! Sie ist ja empfänglich, diese Seele, es fehlt ihr ja nur an der erziehenden Hand, an der aufschließenden Vernunft.

Dies führt mich auf Italien zurück. Nicht nur die Recoaresen, die Italiener überhaupt sind eigentlich ein gutmüthiges Volk, sie sind auch in Sachen des Gutseins lernfähig, höchst erziehungsfähig. Großgewachsene Kinder-Teufelei habe ich die Grausamkeit gegen das Thier genannt. Keines Volkes Fehler erscheinen so deutlich als aufgewucherte Kinder-Unarten, wie die der Italiener. Nun also —

Es ist genug. Ich habe nichts mehr zu sagen. Man wird diesen Artikel verspotten; „Eselspredigt", „Schwaben-Artikel" höre ich im Geiste von höhnischen Lippen. Man wird mich der Weichmüthigkeit zeihen, wird überflüssig einwenden: wir haben doch ein Recht, Thiere zu schlachten, sie mitunter durch Strenge zu ziehen; man wird etwa muthmaßen, ich hätschle zu Haus einen verwöhnten Mops. Mir

gleich! Man wird auf die Schwierigkeiten in der Gesetzgebung und ihrer Ausübung hinweisen, als ob ich sie nicht kennte und als ob ich nicht die Antwort hätte, daß es trotz denselben gehen muß, wenn man nur recht will. Mir alles gleich! Wenn nur ein paar Samenkörner auf guten Boden fallen, wenn nur in das Land, worin ein so hochbegabtes und liebenswürdiges Volk lebt, einige Lichter hinüberfließen und entfernt mitwirken, daß ein so schwarzer Flecken in seinem Charakter sich mindere und helle! Wenn ich erlebte, daß meine Worte in Italien Anklang und Nachhall finden, wenn ich mir sagen dürfte: ein winziges Scherflein wenigstens habe ich dazu beigetragen, daß es allmählich besser wird, so wäre der Spott der Spötter nur die Würze für meine Freude. Und weckt mein Versuch im eigenen Vaterland etwa da und dort ein Gemüth aus der Schlaffheit des bloßen Urtheils zum Entschlusse des Wirkens — um so besser! Die beliebte Losung: „es läßt sich nichts machen," ist leider selbst die Ursache ihrer Wahrheit. Es läßt sich nichts machen, weil wir die Hände in den Schoß legen. Wäre unsere Verurtheilung mehr als weiches Gefühl, das sich schämt, in Wirkung überzugehen, so müßte das gemeinsame Fühlen aller gebildeten Menschenherzen, in Denken und Wollen verwandelt, zu einem Strom anschwellen, der das wüste Uebel nicht länger als breiten Schandfleck der Menschheit auf Gottes schöner Erde wuchern ließe.

Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien.

(Augsburger Allg. Zeitung Dezember 1875.)

Seit der Artikel „Aus einem italienischen Bad" in der „Allg. Ztg." erschienen ist, durfte ich aus mehreren Anzeichen, mit einer Genugthuung, die nicht mir selbst, sondern der Sache galt, erkennen, daß seine Beschwerden über die in Italien herrschende Grausamkeit gegen das Thier in diesem Lande selbst nicht ohne Wirkung geblieben sind. Die erste öffentliche Stimme, die über die Alpen kam, war eine deutsche, sie ließ sich in dem Artikel dieses Blattes vernehmen: „Italienische Thierquälerei." L. S. Rom (Nr. 295 Beil. 22. Okt. 1875). Der Verfasser gibt einige Beiträge zum Bilde des empörenden Zustandes, um den es sich handelt, und mißt dann die Hauptschuld am Großwachsen des schwarzen Zuges im italienischen Volkscharakter den Priestern bei, die, statt ihn zu bekämpfen, ihn noch nähren, und zwar durch die katholisch-kirchliche Doktrin, daß das Thier keine Seele habe. Hiefür kann ich aus einer eigenen Erfahrung einen Beleg beibringen. In Sicilien sah ich einen Knaben mit einem Vogel spielen, dem ein Bindfaden an einem Fuß befestigt war — eine bekannte Form der Thierquälerei zum Spaß, die früher sehr verbreitet gewesen sein muß: es zeugt davon z. B. ein Familienbild von Rubens in einem Palast zu Genua, auf welchem ein Knabe einen Distelfinken an einer Schnur flattern läßt. Das Thierchen, das abwechselnd fortfliegt und wieder zurückgezogen wird, renkt sich natürlich in kürzester Frist ein Fußgelenk aus und ist hiemit einem elenden

Tode verfallen. Ich trat zu dem Knaben hin und fand denn auch, daß der Vogel wirklich schon an einem Fuß luxirt war, machte ihn von der Schnur los und setzte ihn auf die Erde, nur damit er wenigstens keine aktiven Qualen mehr auszustehen hatte. Jetzt kam der Vater des Buben, der in der Nähe bei einem Pfaffen stand, herbei und hielt — allerdings in italienisch anständiger Weise — eine Anrede an mich, worin er geltend machte: der Vogel sei Eigenthum des Knaben und mein Wegnehmen also ein rechtswidriges Handeln. Ich suchte ihm darzuthun, was ein Thier unter einem solchen Spiel leiden müsse, und zeigte ihm auch den ausgerenkten Fuß. Der Pfaffe aber schnitt mir die Wirkung meines Belehrungsversuches mit der Bemerkung ab: Eh, è una bestia, non ha sentimento.

Leider habe ich ein Beispiel noch schlimmerer Art zu erzählen und würde es nicht thun, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es nicht allein steht. Es ist schon arg genug, wenn diejenigen, welche die Volkserzieher sein sollten, einen der bösesten Triebe der menschlichen Natur durch Leihung von Gründen, durch Aufstellung einer falschen Lehre noch stützen, schützen und steigern; noch ärger freilich, wenn sie, im einzelnen Fall der Ausübung, gar durch Rath und Anleitung handelnd mitwirken. Ich war dabei nicht Augenzeuge, aber ein solcher, und zwar ein höchst zuverlässiger, hat mir den Fall erzählt. Im römischen Gebirge auf steiler Steige und holpriger Straße stürzt ein überladenes Maulthier unter seiner Last und unter den fortgesetzten wüthenden Hieben seines Treibers zusammen. Der Pfaffe aus dem nahen Bergnest, dem Ziele des Fuhrmanns, kommt dazu

und räth, es noch mit einem großen Holzscheit zu versuchen, und zwar so, daß man mit der scharfen Spaltkante auf das Thier schlage. Ein solches wird geholt, in der genannten Weise damit auf die Kreatur losgehauen und richtig! es hilft, das Thier rafft sich noch einmal auf, und der Pfaffe reibt sich die Hände.

Wer kann zweifeln, daß es auch unter den italienischen Priestern gute Menschen gibt, die Mitleid fühlen und Mitleid lehren! Aber allerdings wird man zu sagen berechtigt sein: diese sind menschlich nicht vermöge des Systems, in welchem sie stehen, sondern trotz demselben. Ob in theologischen Lehrbüchern irgendwo positiv der Satz aufgestellt ist, daß das Thier keine empfindende Seele habe, weiß ich nicht; so viel aber ergibt sich aus Geist und Charakter der katholischen Kirche von selbst, daß sie überhaupt keine Zeit hat, nach Stellen des menschlichen Lebens hinzublicken, wie diejenige, von der hier die Rede ist; sie braucht all ihre Zeit dazu, ihre magischen Mittel als die allein wirksamen anzupreisen und anzubringen, wodurch sie dem Menschen den Einlaß in den Himmel zu sichern vorgibt. Schonung des Thieres predigen, das hilft ja nicht zum Herrschen, hat darauf rein keine Beziehung; es kann daher ein dahin gehendes Interesse auch nicht geben. Man könnte allerdings weiter gehen und es als Mangel der christlichen Religion an sich bezeichnen, daß sie, wie sie überhaupt zu wenig über die wirklichen, bestimmten Menschenpflichten aufstellt, so auch auf diese Seite sich — in ihren Urkunden — nicht einläßt, darüber nichts vorschreibt. Die Gesetzgebung Mosis stand hierin höher und hat bekanntlich herrliche Sätze,

worin sie Erbarmen mit dem Vieh zur Religionspflicht macht. Aber aus dem übrigen, so viel tieferen und milderen, Geiste des Christenthums ist die Pflicht des Mitleids gegen das Thier doch so viel leichter als andere Lebenspflichten, wie namentlich die politischen, abzuleiten, daß trotz jener Lücke eine furchtbare Verknöcherung dieser Religion eingetreten sein mußte, ehe es dahin kam, daß eine so wesentliche Grundempfindung der Menschlichkeit, wie das Mitgefühl mit dem Thier, im ganzen Umfang ihrer Begriffe keine Stelle mehr fand. Ist aber Seellosigkeit des Thiers wirklich eine ausdrückliche Doktrin der italienischen Theologie, so genügt es nicht mehr, zu sagen, die katholische Kirche habe keine Zeit und kein Interesse dafür, Menschlichkeit gegen das Thier zu lehren, es handelt sich nicht mehr von bloßer Unterlassung, sondern von üblem Willen: das Thier wird aus dem Umkreise der möglichen Gegenstände menschlicher Liebe positiv verstoßen, weil es für die magischen Mittel unzugänglich ist, wodurch die Kirche den Himmel garantirt; ein Wesen, das nicht beichten und Absolution empfangen kann, gegen Weihwasser und heiliges Oel gleichgültig ist, muß keine Seele haben. Dieser Sinn scheint denn auch in der Ausrede zu liegen, die man vom Volke hört, wenn man ihm Thierquälerei verweist: non è cristiano. Weniger pfaffengläubig, dafür allerdings noch boshafter, sagen unsere schwäbischen Pferdeschinder in demselben Falle: warum ists kein Spezial geworden! Der Pfaffe und sein gelehriger Schüler, das Volk, wissen nun aber allerdings sehr wohl, daß das Thier empfindet, sonst würden sie ja nicht darauf kommen können, ihm durch Vermehrung der Qualen die letzte

äußerste Kraftanstrengung abzuzwingen. Der obengenannte Artikel aus Recoaro hat dies einen unlösbaren Widerspruch genannt; er wird jedoch lösbar sein. Der Thierpeiniger macht sich die ihm sehr wohlbekannte Empfindungsfähigkeit des Thieres zu nutz, soweit sie ihm dient, durch Qualen, die er ihm zufügt, Zwecke zu erreichen, oder sich das Vergnügen des Bewußtseins der Oberherrschaft des Menschen zu geben; er lügt sich dagegen vor, das Thier sei empfindungslos, wenn das Gewissen aufsteigen will, das denn doch auch im Barbaren nicht ganz stumm ist.

Was nun aber immer das Priesterthum in Italien sündigen mag nicht nur durch Unterlassung des Kampfes gegen das Uebel, sondern sogar durch Nährung desselben vermittelst sophistischer Lehre, schließlich kommt alles auf die romanische Sinnlichkeit hinaus; in ihr hat ja die Entartung der Religion in Magie und Priesterkirche, und in ihr hat ebenso die Grausamkeit gegen das Thier ihren Grund, denn diese ist ja ganz die Art des höheren Thiers gegen das niedrigere: es ist die Grausamkeit des schönen Adlers und Tigers gegen Taube, Hase, Reh, der behenden Katze gegen die Maus. Nun hat sich aber die italienische Nation so herrlich aufgerafft und gehoben, ihre politische Auferstehung ist so sehr auch als eine sittliche anzusehen, daß jene schlimme Frucht einer verwilderten Sinnlichkeit, die in der Thiermißhandlung vorliegt, zu den veredelten Zügen in vollem Widerspruch steht. Ich kann dieß mit der Erfahrung belegen, daß mir der Anblick der Ausbrüche dieses häßlichen Zuges jetzt viel weher thut, als auf früheren Reisen. Sonst legte ich es zum übrigen: es ist einmal eine gesunkene Nation, dachte

ich, jetzt brennt es mich und wird mir unerträglich, weil ich, in der Grundstimmung gehoben durch die sichtbare Besserung aller übrigen Zustände, nicht mehr darauf gefaßt bin, es noch sehen zu müssen. Wir kommen darauf zurück. Ich will nur noch ein Beispiel anführen, an dem man recht erkennen kann, wie in dieser Beziehung das Schöne und das Wilde in Italien heute noch hart nebeneinander steht. Es ist keines von den grellen und doch ganz hinreichend, den Contrast zu beleuchten. Ich habe im September ein prächtiges Fest in Treviso mitgemacht. Es wurde ein Denkmal für alle in den letzten Kriegen gefallenen Söhne der Stadt und Provinz enthüllt, eine Marmorstatue von der Hand des trefflichen Borro, dieses edlen Meisters, dem Venedig das Monument Manins verdankt; sie stellt den Genius Trevisos dar, ein hohes Weib, die Fahne in der Rechten, in der Linken einen Kranz, den sie nach den Namen der Märtyrer am Sockel niedersenkt; schmerzvoll, wie eine trauernde Mutter, neigt sie das Haupt; der Anblick war so majestätisch und rührend zugleich, daß die Augen der Zuschauer feucht wurden, als die Hülle fiel; ein Mitkämpfer der Gefallenen, Bianchetti, hielt eine Feuerrede; es war ein Fest der reinsten Andacht, in der geschmückten Stadt bewegte sich dichtes Volk mit dem Anstand, der selbst dem gemeinen Italiener einen gewissen Adel gibt, ernste Freude leuchtete aus allen Augen, mit italienischer Gefälligkeit wurden die fremden Gäste begrüßt und geleitet. Abends machte ich mit einem Freunde von Venedig einen Spaziergang vor die Stadt; ein Kärrner kam an uns vorüber mit einem Wagen, den ein Maulthier zog; seine Führung bestand in einem unausgesetzten Hauen mit einem Prügel; man konnte ganz deut-

lich sehen, daß das Schlagen ganz überflüssig war, das Thier gieng einen guten Schritt und der Mann wollte offenbar eigentlich selbst nichts weiter, er meinte nur, so gehöre es sich, Fahren und beständiges Schlagen sei Ein Ding. Da uns nun dieses Bild immer in Sicht blieb und der Anblick unerträglich war, so blieb uns nichts übrig als umkehren. Mit der Feststimmung des herrlichen Tages aber war es ab und aus, und nur in der Erinnerung kehrte sie wieder.

Nun sind aber in Italien wirklich bedeutendere Anfänge des Kampfes gegen diese Rohheit wahrzunehmen, als ich zur Zeit wußte, da ich den obigen Artikel schrieb; ich wußte nur von einem Thierschutzverein in Mailand (und Triest), nicht von der Existenz eines solchen in Florenz, in Rom, Verona (und wohl auch Neapel?). Die Publikationen, Rechenschaftsberichte des Florentinischen kommen mir zu, sie geben das Bild einer sehr energischen, musterhaften Thätigkeit. Er bestrebt sich, Zusätze, neue Bestimmungen zu dem bestehenden Gesetze gegen Thierquälerei zu erwirken, er wendet sich mit Belehrungen, Ermahnungen in Flugblättern an die italienische Jugend, an die Gemeinden, die Vorstände der agrarischen Komiteen, an Unternehmer von öffentlichen und privaten Bauarbeiten, speciell an Karrenführer und Fuhrleute jeder Gattung, namentlich aber auch an Schullehrer und — es ist merkwürdig genug, daß diese durch eine Laiengesellschaft auf eine ihrer Hauptpflichten als an eine Religionspflicht gewiesen werden müssen — an die Geistlichen: „Ai Priori, Curati, Cappellani ed altre dignità eclesiastiche, che sorvegliano e dirigono la morale educazione della gioventù.“ Nach allen Seiten wird in

diesen Publikationen die Sache beleuchtet; die des Nutzens ist, wie billig, nicht vergessen, aber ebenso wenig die moralische, die Wahrheit, daß aus dem Thierquäler ein Menschenquäler werden muß; auch an die Ehre Italiens werden alle diese Ermahnten erinnert, an die Schande vor dem Auslande, das mit Abschen auf diesen widerlichen Flecken im italienischen Charakter blickt. Diese letztere Seite ist es, die ich schon berührt habe, auf die ich aber nun noch bestimmter hinweisen möchte.

Italien ist erwacht, Italien lebt, Italien hat und fühlt Ehre. Der Zug im Charakter seines Volkes, von dem hier die Rede ist, gehörte zum alten Italien, zum tief gesunkenen, zum verachteten Italien; er paßt nicht zum Bildniß des neuen, das Ehre in der Brust trägt, denn er ist schmachvoll, weil er untermenschlich ist. Ein wahrer Mensch ahmt nicht die Grausamkeit des Thieres nach, sondern erbarmt sich seiner, weil er über ihm steht und trotz seiner Grausamkeit das Menschenähnliche in seinen besseren Eigenschaften sieht und fühlt. In den Thierschindern sahen wir vor der Zeit der Auferstehung Italiens die Enkel jenes Gesindelvolkes, das einst den Thierkämpfen und Gladiatorengemetzeln zujubelte, sahen wir die späten Früchte der Fäulniß des alten kaiserlichen und der giftigen Verderbniß des priesterlichen Rom.

Dieses Urtheil umzustoßen, genügte es nicht, daß wenigstens keine Stiergefechte bestanden, wie in Spanien, wo wir an dieser scheußlichen Erbschaft aus den Zeiten der Arena alle Stände, die Damen der höchsten nicht ausgenommen, sich entzücken sehen; denn da ist ja das Uebel nur konzentrirter in einem Bilde beisammen.

Italien weiß, daß es nun, da es erstanden ist, an den Ausbau seines Staates und an die innere Durchbildung, an die Neugestaltung seines sittlichen Lebens gehen muß. Lavoriamo! ist die Losung. Unser Thema trifft nun aber mitten hinein in das Ganze der großen Aufgaben einer so edeln Nation, die so vieles nachzuholen hat; es ist in der That höchst interessant, zu sehen, wie im Kulturleben eines Volkes alles mit einander zusammenhängt. Jene Anreden des Thierschutzvereins in Florenz an die Lehrer und Geistlichen, an die Fuhrleute und Kärrner — sie werden, wenns gut geht, da und dort ein kleines Samenkorn ausstreuen; es sind nur Nothbehelfe, solange die Volksschule und auch die Mittelschule in dem Zustande verbleiben, worin sie sich befinden, und man kann sich dies einfach klar machen, wenn man auch nur das Eine bedenkt, daß unter hundert Fuhrleuten und Kärrnern schwerlich Einer ist, der lesen kann.

Italien hat fast so gut als keinen Volkslehrerstand, und es hat ihn nicht, weil es keinen Schulzwang hat, und es hat diesen nicht, weil es sich noch nicht ganz von dem Satze hat losmachen können: „die freie Kirche im freien Staate," der doch eigentlich nichts anderes bedeutet als: die unverschämte Kirche im zu bescheidenen Staate. Die Kirche hat in die Staatsschulen nichts darein zu reden, aber sie hat Freiheit, Schulen zu errichten, so viele sie will, und die Mehrzahl der Jugend sitzt in den ihrigen, nicht in den Staatsschulen. Es gilt dieß zunächst von der Mittelschule; wie das Gesetz umgangen wird, das bestimmt, daß keine (Laien-) Schüler geistlicher Seminarien, sondern nur Schüler von Staatsgymnasien zum Abiturienten-Examen zugelassen werden,

darüber vergleiche man einen Artikel in der „Allg. Ztg." vom 20. Aug. d. J., Beilage, „Von der italienischen Grenze". Und die Volksschule, die eigentliche Stelle, wo der Kindheit die ersten ethischen Begriffe beigebracht werden sollten, wie steht es denn mit ihr? Ich bitte um Aufklärung, ich weiß rein nicht, wo sie eigentlich ist. Und übrigens: so lange kein Schulzwang, so existirt sie, wo sie existirt, nur scheinbar. Es ist noch die pure Unreife, daß man in Italien meint, der Schulzwang widerspreche der menschlichen und bürgerlichen Freiheit, und dieser Irrthum steht ganz parallel neben demjenigen, der eine Hauptursache des Blütestandes der Thierquälerei ist. Unter den gebildeten Italienern, unter den Besseren im ungebildeten Volke, die unthätig der Mißhandlung von Thieren zusehen, sind wohl doch manche, welche die Barbarei innerlich mißbilligen, aber nicht einzuschreiten wagen, weil sie denken, das Thier sei doch einmal das Eigenthum seines Herrn und er könne damit verfahren, wie er wolle. Ich habe es in Recoaro in der Empörung meiner Seele nicht unterlassen können, einigemal in der volkreichen Straße des Dorfes unter die Unmenschen hineinzufahren und sie Bestien, verworfenes Pack zu schelten, die man durchprügeln sollte, und ich habe bemerkt, daß dort ein Herr, der vor dem Kaffeehause, hier ein Schuster, der arbeitend vor seiner Thüre saß, sichtbar zustimmend nickte; aber laut beizustimmen, davon hielt sie offenbar der falsche Rechtsbegriff ab. Nun, und derselbe falsche Rechtsbegriff liegt dem Widerstande gegen den Schulzwang zu Grunde. Das Kind ist ein Eigenthum seiner Eltern; man kann sie nicht zwingen, es zur Schule zu schicken, meint man. Unsere Kinder ge-

hören aber so gut dem Staat als uns, weil wir selbst nicht nur uns, sondern ebenso gut dem Staate gehören. Müssen wir denn dem Staate nicht sogar unser Leben opfern, wenn er es bedarf? Und unsere Thiere? Sie gehören doch auch nicht so ganz uns, daß wir durch ihre Behandlung der Gesellschaft, deren Glieder wir sind, ein öffentliches Aergerniß geben dürften. Es ist eine Parallele und zugleich ein Verhältniß der Einwirkung; derselbe falsche Rechtsbegriff lähmt den besseren Willen der fühlenden Menschen, daß sie nicht persönlich einzuschreiten und überhaupt vorzugehen wagen gegen die Thiermißhandlung, und lähmt den Willen der Einsichtigen zur Einführung des Schulzwanges; zugleich aber und ebendaher lernt das Kind in keiner Schule die ersten Pflichten der Menschlichkeit, ja es lernt in Mehrzahl nicht einmal lesen, um Ansprachen eines Thierschutzvereins verstehen zu können.

So lange nun dies nicht anders ist, bleibt nichts übrig, als im Einzelnen zu wirken, so viel man mit Vereinen und außer Vereinen eben wirken kann. Das ist nicht eben viel, ins Große wirken nur Polizei, Kirche (sofern sie die Religion vertritt, nicht zertritt, wie die römische) und Schule, aber es ist doch viel besser als nichts.

Ich möchte die Gelegenheit nicht unbenützt lassen, noch auf einige Seiten und Züge der Barbarei hinzuweisen. Wird denn endlich von Seiten der Polizei nicht etwas geschehen gegen das Wegfangen und Schießen der kleinen Vögel, selbst der schönsten Singvögel, für die Küche, wodurch sich der Italiener des besten Beistands gegen seine lästigen Feinde, die Insekten, und der anmuthigen Belebung der Landschaft

so unsinnig beraubt? Diesem Unfug könnte doch ein gut vollzogenes Verbot mit entscheidendem Schlag ein Ende machen. Da von den Vögeln die Rede ist, so sei noch angeführt, daß man dortzulande meint, es thue dem Huhn und der Ente nicht das geringste, wenn man sie, solang es beliebt, Stunden, viele Stunden lang, an den Füßen kopfabwärts trägt, knebelt, so geknebelt halbe Tage lang und länger hängen und liegen läßt. Es ist ganz Kinderart, zu meinen, der Fuß sei so eine Art von mechanischer Handhabe wie an einem leblosen Objekt. Doch das ist noch Bagatelle gegen die Behandlung der Zug- und Reitthiere. Ich versetze den Leser dahin, wo es am scheußlichsten zugeht, nach Neapel und Sicilien. Ich habe schon in den „Krit. Gängen (neue Folge)“ angeführt, daß ich dort an einem mit 8—10 Personen beladenen Corricolo Pferde habe keuchen sehen, deren ganze Brust nur Eine Wunde war, aus welcher das Blut strömend in den Staub niederfloß, während der Brustriemen tiefer und tiefer, stets aufs neue in das rohe Fleisch einschnitt und daran rieb; ich habe angeführt, daß der Rücken meines Maulthiers auf der sicilianischen Reise, als ich es abgesattelt sah, auch nur Eine große Wunde, lauter entzündetes, eiterndes, rohes Fleisch war. Ich hatte immer nicht gewußt, warum das Thier einen Schmerzenston von sich gab und ausschlug, wenn ich aufstieg; die Wunde setzt über Nacht eine Kruste an, der erste Ruck des Sattels reißt sie Morgens wieder weg, und so fort; dieser Zustand bleibt; das Thier wird nie geheilt, die Wunde nie gewaschen, gepflegt, das Thier lebt so sein ganzes Leben. In Sicilien haben wir den lebendigen Beweis, wie Grausamkeit gegen Thier und Mensch zusammen-

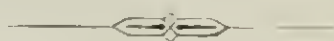
hängen. Thierquälerei und Räuberwesen, Mord, Verstümmelung, das sind zwei Früchte, die so recht aus Einer Wurzel wachsen. Dorthin reicht nun freilich kein Ruf aus unserer fernen Welt, aber nach Neapel, das ja auch längst die „Hölle der Thiere“ ist, möchte ich mich heute noch wenden, und mir sei es erlaubt, daß ich hier öffentlich ein Wort richte an meinen verehrten und lieben einstigen Kollegen in Zürich, Professor de Sanctis, jetzt wieder an der Universität zu Neapel. An sein braves Herz möchte ich das Leiden der Kreatur in seiner Heimat legen. Doch es liegt wohl längst daran. Die gebildeten Kreise Neapels können des auferstandenen Italiens auch in dieser Richtung nicht unwürdig gewesen sein. Ich grüße ihn und bitte ihn, daß man seine Stimme herüber nach Deutschland vernehme und erfahre, was Neapel gethan hat und weiter zu thun gedenkt.

Die zwei Völker haben in jüngster Zeit ein herrliches Familienfest mit einander gefeiert. So wie Italien den deutschen Kaiser begrüßt und aufgenommen hat, nimmt man nur mit dem Herzen auf. Auch dieß ist ein unzulänglicher, oberflächlicher Ausdruck. Die hohe Stimmung des italienischen Volkes war noch etwas anderes, als jene gemüthliche Erregung, die sich von selbst im Gefühl einstellt, sie floß nicht aus unmittelbarer Sympathie des italienischen Wesens mit dem unsrigen, sondern aus Tiefen, worin ein geistiges, festeres Band sich flicht, aus dem Bewußtsein der Wechselergänzung im Gegensatz des Naturells, der großen Aehnlichkeit der Schicksale und der brüderlichen Zusammengehörigkeit, die sich nothwendig darauf gründet. Dieß schafft eine ganz andere Art von Liebe, als ein unmittelbares Natur=

gefühl. Dadurch erhielt jenes Fest das Gepräge des hohen Stils, und dabei hat sich ein Zug des italienischen Volkes an das volle Licht gestellt, über welchen alle staunten, die Italien nicht kennen, während alle, die es kennen, zum voraus wußten, wie prächtig er sich offenbaren werde. Eine zahllose Volksmasse und keine Polizei vonnöthen, sie in Ordnung zu halten! Und dieß bei einem Schwung der Stimmung, der sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Italieners kund gab! Und fluthende Menschenmasse aus allen Ständen! Dem Italiener ist die anständige Form eingeboren, sie ist in ihm Natur, uns muß sie anerzogen werden, wir müssen sie uns als Zwang auflegen, und nur auf diesem Umweg gelangt ein kleiner Bruchtheil der Nation dazu, daß sie durch Gewohnheit zur andern Natur wird. Die Mehrzahl unseres Volkes würde bei solchem Anlaß einen unüberwindlichen Reiz verspüren, es zu versuchen, wie viel Grobheit, wie viel Drücken und Stoßen der Vorder- und Nebenmann sich gefallen lasse. Wir dürfen es nicht läugnen, daß unsere Natur an sich barbarisch ist. Nur kommt es sehr darauf an, wie man das Wort nimmt. Bedeutet es eine zwiespältige Natur, nach innen tief angelegt, nach außen eckig und schwerfällig, im Formgebiete mühsam lernend, die Erscheinungen langsamer auffassend als die Bewohner sonnigerer Länder, im Gebiete der Sitte zum Stößigen und Stockigen geneigt, so müssen wir uns den Namen gefallen lassen. Allein der Begriff kann sich auch umkehren. Denn in jener Region des menschlichen Wesens, die man im Auge hat, wenn man sagt „tief angelegt,“ gibt es nicht nur gewisse Geistes- und Charakterkräfte, die ich nicht aufführe, um nicht als Deutscher

ruhmredig zu scheinen, sondern auch gewisse Züge zarter Art, so zarter, daß der Barbar nach dieser Seite doch der Menschlichere ist, indem solche Gemüthsneigungen seiner Natur von Haus aus innewohnen, die sich der Enkel und Erbe der klassischen Bildung umgekehrt erst erwerben muß. Und unter diese Züge gehört Mitleid mit dem Thiere, freundliches sich Versetzen in unsern „Grenznachbar", wie Hippel es genannt hat. Auch dieß soll nicht prahlerisch gesagt sein; zum Zwiespältigen und Barbarischen in uns gehört ein viel schrofferer Unterschied zwischen den gebildeten Klassen und dem Volk, als er bei unseren südlichen Nachbarn stattfindet, und dieß gilt auch von dem genannten humanen Zuge. Man wird sagen können, daß auch dem unerzogenen Theil unseres Volkes ein weicherer Sinn gegen das Thier angeboren ist, als dem italienischen, allein dieser gute Keim verwildert eben doch unter den übrigen rohen Gewöhnungen, denen unsere niederen Stände so leicht, in so weiter Ausdehnung verfallen; wo aber Erziehung eingreift, da entwickelt er sich leichter und schneller als bei den romanischen Nationen: eben ein Beweis, daß wir ihn doch eigentlich nicht der Erziehung verdanken. Zu kämpfen aber haben die Erzogenen bei so bewandten Umständen auch bei uns wahrhaftig noch genug, und wir dürfen uns eben nicht in die Brust werfen mit der Behauptung, es stehe bei uns gar so viel glänzender als in Italien. Nur dieß bleibt stehen: in den gebildeten Ständen ist der Zug der Humanität gegen das Thier durchaus bei uns in viel größerer Ausdehnung entwickelt als dort, und dadurch ist der Einzelne vor dem Vorwurf der Anmaßung gesichert, wenn er seine Stimme über die Alpen sendet und den Minder=

heiten, die in Italien den Kampf gegen das empörende Uebel begonnen haben, im Namen der so viel größeren Minderheiten, die in Deutschland längst denselben Kampf führen, Namens der Liebe und Hochachtung die Hand bietet, die das ganze deutsche Volk mit der Gewalt eines uralten Gefühls zum italienischen zieht. Unendlichen Dank schulden wir ihm; wie stünde es um unsere ästhetische Bildung, um unsere Kunst, wenn wir nicht von ihm gelernt hätten immer aufs neue, von jener Zeit an, da uns durch seine Vermittlung das klassische Alterthum aufgegangen ist! Zur Wiedererweckung der klassischen Welt und zur Blüte der Kunst, die daraus hervorgieng, gehörte aber als die andere wesentliche Hälfte das rein deutsche Werk der sittlichen Befreiung des Menschen, die Reformation. Wir werden sie als kirchliche Anstalt den Italienern wahrhaft nicht aufdrängen wollen, ihr Geist aber hat unserer Nation eine vertiefte ethische Besinnung getragen, ein Theil derselben ist wohl auch die freiere Besinnung über das menschenwürdige Verhältniß zum Thier, und es wäre schön, wenn wir unsern Dank für das so reichlich Empfangene auch dadurch abstatten könnten, daß das herrliche Volk unsere Stimmen in dieser Angelegenheit freundlich anhören, unser Mitwirken gegen jenen Rest verdorbener alter Luft als eine Art geistiger Tramontana sich gern gefallen lassen möchte.



Druckfehler.

Heft 1. S. 185 letzte Linie unten: wissen statt missen.
Heft 2. S. 170 Linie 8 von oben: Anna statt Judith.
183 Linie 16 von oben: Thekla statt Bertha.
231 Linie 1 von oben: Natur statt Natua.

Altes und Neues.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

Drittes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1882.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Seit

Alfred Rethel 1
Ludwig Weisser 25
Ein internationaler Gruß (Benelli) 57
Voltaire (Strauß) 77
Oberschwäbische Zeitbilder (K. Planck und H. Günthert) . . . 107
Publizistisches 130
K. G. Reuschle, Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an Fr. Strauß 181
Mein Lebensgang 250

Alfred Rethel.

(Illustr. Familienbuch, herausg. vom Oesterr. Lloyd 1860.)

An Ostern 1841 hielt ich mich einige Tage in Frankfurt auf. Ich machte mit einem dortigen Freund einen Gang durch das Städelsche Museum; als wir die Treppe herabstiegen, schlug er mir vor, mich noch in das Atelier eines Malers im unteren Stocke des Gebäudes einzuführen; er heiße Rethel, sei aus Düsseldorf gekommen und eben mit Entwürfen zu Fresken aus der Geschichte Karls des Großen beschäftigt, die im Saale des Rathhauses zu Aachen ausgeführt werden sollen. Der Name war mir noch ganz unbekannt. Wir traten zu dem Künstler ein und wurden freundlich empfangen. Ich machte große Augen, als ich vor die Kartone trat. „Das ist es ja!" rief etwas in mir, „das ist ja der Weg, der dir schon lange dunkel vorschwebt, der rechte Weg, den der deutsche Stil einschlagen muß, wenn er rein, wenn er klassisch und doch nicht unwahr schön sein soll! Das ist ja jene richtige Beimischung eines Zuges von Albrecht Dürer zu der plastisch geschwungenen Linie, die wir bei der Antike, bei Lionardo da Vinci, Raphael und Michelangelo gelernt haben, hier hat ja Einer mit starker Hand die Gegensätze zusammengebunden, welche zu verschmelzen die Aufgabe unserer einheimischen Kunst ist,

hier ist ja, was wir suchen: der reine, reife Formenadel der klassisch fühlenden Italiener ohne die Art von Idealität, ja die uns noch zu allgemein, zu generell ist, hier die strenge, ja eckige Individualisirung Dürers im rechten, gedämpften Maße, ohne die Ecken und Brüche, wo er unfrei und unschön wird, monumentale Bahn der Linien, Alles groß und historisch gefühlt, und doch schlicht, voll gesunder und naiver Herbe des Lebens und so ganz unangesteckt von jenem Etwas, von jenem Zuge des Gesehenseinwollens, den die Franzosen und das Theater in unsere moderne Kunst eingeschmuggelt haben!“

Jetzt ist Rethel als einer unserer ersten deutschen Künstler anerkannt, die Nation beklagt den frühen Verlust des herrlichen Talents. Seine Holzschnitte: der „Tod des Thürmers“, der „Ausbruch der Cholera in Paris“, der „Todtentanz im Jahre 1848“, die Wandgemälde in Aachen, deren Kartone ich damals zuerst und dann mit Tausenden von bewundernden Menschen zum zweiten Mal in der großen Ausstellung zu München 1858 gesehen, „Hannibals Zug über die Alpen“ in einer Reihe von Aquarellen, welche in denselben Räumen zum ersten Male dem größeren Publikum zugänglich wurden, — diese Werke haben seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert. Seine hinterlassenen Handzeichnungen erscheinen eben jetzt in Photographien; es wird wohl der richtige Moment sein, einen Beitrag zur Erkenntniß von Rethels Bedeutung zu geben, mit einigen Strichen, die freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, die Grundzüge seines Künstlercharakters zu zeichnen und zugleich einen Wunsch in Bezug auf die Nachbildung auszusprechen.

Ich werde mich auf Rethels Staffelei-Bilder aus der Zeit, da er noch auf dem Boden der Düsseldorfer-Schule stand, da Albr. Dürer noch nicht den mächtigen Einfluß auf ihn geübt, hier nicht einlassen. Ich kannte, als ich die Kartone sah, noch nichts davon. Man weiß, wie er sich erst aus dem Akademischen herausarbeiten mußte, und zwar aus dem Akademischen im bestimmten Sinne des Düsseldorfischen: säuberliche, gebügelte Formen, Süßliquör in der Farbe, wie er zur damaligen Romantik und zum Nazarenismus stimmte; man weiß aber auch, wie stark sich Rethels Geist aus diesen Banden schon frühe herausrang. Nur ein sehr aufmerksamer Blick wird diese Regung erkennen in seinem „Daniel in der Löwengrube", viel feuriger zeigt sie sich in dem Bilde „Auffindung der Leiche Gustav Adolfs bei Lützen", durchschlagend in jener Komposition voll großer, geisterhafter Wirkung: die Justitia über dem Mörder herschwebend, ihn vor sich herscheuchend. Staunen erregt die Thatsache, daß die herrliche Skizze: „Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach" schon aus dieser frühen Zeit stammt. Welche Versenkung der Seele in diesen hartknochigen Gestalten, wie rührend die Andacht dieser Graubärte! Man glaubt, den Linienzügen nur noch einen Ruck ins Stilkräftigere geben zu müssen, um schon ganz den Meister vor sich zu haben, wie er nachher geworden. Diese Skizze ist Zeichnung, in der Justitia läßt sich bereits auch ein Wandel der Farbengebung erkennen; mit großartiger Einfachheit wirkt hier das Helldunkel zur Vollendung des ergreifenden Eindrucks, jedoch ohne alle koloristischen Finessen. Rethel war berufen, die Farbengebung in dem Maße schlichten und doch bedeutenden

Effekts zu halten, das die zeichnerische Richtung und das die Freske verlangt.

Rethel, der zur Reife gelangte Rethel gehört zu den Stilisten, deren Sprache mehr die Zeichnung ist, als die Farbe. Die großen, grundwesentlichen Charakterzüge des Gegenstandes mit markigem Griffel schreiben, dies ist seine Weise. Ich habe die Ausführung jener großartigen Kartone an den Wänden des Rathhaussaales zu Aachen (der Vaterstadt des Künstlers) nicht gesehen; verkehrte Ansprüche an die Freske, wonach sie mit dem Oelgemälde in koloristischem Effekt wetteifern müßte, sollen ihm vielen Verdruß bereitet und diese ärgerlichen Händel wesentlich zu dem Leiden mitgewirkt haben, von dem ihn der frühe Tod erlöst hat. Er selbst konnte nur vier seiner Entwürfe ausführen, die Vollendung der übrigen wurde dem Maler Kehren übertragen, der in der gewünschten Weise auf eigentliche Farbenwirkung arbeitete. Man kann, wenn man diese Fresken auch nicht gesehen hat, sich gut vorstellen, was die Kartone unter einer Behandlung leiden mußten, die auf Farbenreiz ausgeht. Zeugen versichern, daß Rethels eigene Hand die richtige Grenze koloristischer Ausführung in wahrhaft genialer Weise getroffen habe; Licht- und Schatten wie Farbengebung sollen gerade durch ihre Einfachheit wunderbar zu dem machtvollen Zeichnungsstile stimmen. Ich glaube schließen zu dürfen, daß Rethel, sowenig ein Kolorist wie Cornelius, doch die Farbe mit weit mehr Sicherheit handhabte als dieser.

Er aber, Cornelius, ist es, mit dem wir Rethel zusammenstellen müssen. Die Vergleichung mit diesem Meister muß verschiedene Seiten ins Auge fassen; sie ist interessant

genug, denn sie führt mitten hinein in die Streitfrage des Idealismus und Realismus.

Die Beschränkung auf das Reich der Schönheit, das im Gebiete der Linie liegt, und auf das bescheidene Maß von Farbenwirkung, das der Freske geziemt, sieht man mit Recht als ein wesentliches Merkmal an, das uns bestimmen muß, einem Meister und einer Schule ihren Ort im Lager des Idealismus anzuweisen. Dabei ist natürlich vorausgesetzt: Großheit in der Zeichnung, Großheit in der Einfalt des Kolorits, denn die Beschränkung, wenn sie nicht einfach Mangel sein soll, muß einen inneren, positiven Grund im Künstlergeiste haben und dieser Grund muß sein: mächtige Erfassung des Gegenstandes in seinem Kern, welche alle untergeordneten kleinen Züge ausscheidet, Anschauung im Sinne der Weltgeschichte, des universalen Blicks. Allein wir gerathen hier in eine Schwierigkeit. Der Gegensatz des Idealismus, der Realismus, kann doch nicht gleichbedeutend sein mit Naturalismus, d. h. mit wahlloser Nachahmung der Wirklichkeit, welche wie eine Photographie mit den edleren auch die gemeinen Züge der gegebenen Erscheinung in die Kunst herübernimmt. Realismus ist eine große, berechtigte, in der Zeit wohlbegründete Richtung, und gewiß berechtigt nicht bloß in dem Sinn, daß er etwa auf die Sphäre des sogenannten Genre einzugrenzen wäre, weil dieses mit Fug und Grund die kleineren, untergeordneten, heimlichen Züge, Falten und Furchen des Lebens belauscht, allen feinen Reizen und Spielen des Lichtes, der Farbe, des Helldunkels nachgeht und bis zur täuschenden Wahrheit selbst das Stoffgewebe der Körper im Bild abspiegelt. Nein, der Realismus hat Bürger-

recht auch auf den Höhen der Kunst, in der historischen Malerei, auch im großen Stile der Zeichnung und der Freske. Der logische Knoten löst sich, wenn man in dem, was man Realismus nennt, zwei Seiten unterscheidet: die Schärfe des Individualisirens in der Charaktergebung, die immer noch im Bereiche der Zeichnung liegt, und die Ausführlichkeit des Spezialisirens aller Erscheinungen, welche mit der vollen, virtuosen Ausbildung der Farbe wesentlich und nothwendig zusammenhängt. Jene Seite ist vom konsequenten Realismus trennbar, kann sich zum Idealismus schlagen und durch ihre Beimischung ihm eine Lebenskraft und Wirkung mitten in der realistischen, modernen Welt sichern, die der reine Idealismus nicht hat. Der reine Idealismus athmet in einer paradiesischen Welt von Göttern und von Menschen, deren makellosen Formen keine härtere Bedingung der Existenz die Furchen herber Eigenheit des Individuums, die Spuren des Kampfes mit der Unerbittlichkeit des wirklichen, erfahrungsmäßigen Lebens eingegraben hat. Der reine Idealismus gibt Typen, nicht Individuen; er ist aristokratisch, er kennt nur den Adel im Reiche des Schönen, den Adel der ungebrochnen Schönheitslinie einer mangellosen, seligen Gestaltenwelt. Gießt er ihnen nicht dennoch Lebenswärme ein, weiß er seiner überirdischen Welt nicht Nerv und Blut zu leihen, so wird er abstrakt und steht vereinsamt in einer Zeit, deren Geist einmal ein Geist der Wirklichkeit, der Lebenswahrheit, der Gegenwart ist. Die deutsche Kunst hat gleichzeitig, als sie im vorigen Jahrhundert mit Karstens den neuen Aufschwung nahm, auch gezeigt, daß sie blutreich genug ist, mythische Gestalten mit warmem Leben zu durch=

dringen; von Karstens bliebe nur ein kalter Allegoriker übrig, wenn sein Gefühl und seine Zeichnung nicht im Besitz dieses Zaubers wäre. Und wie seelenvoll blicken und athmen, mit nur erst schwacher, doch koloristisches Talent bezeugender Nachhilfe der Farbenwirkung, die idyllischen, seligen Naturen in Schicks Apollo unter den Hirten! Einer unserer zeichnerischen Idealisten, der gedankenreiche, mit der rechten seelischen Sinnlichkeit so reich gesegnete Genelli, mußte freilich nicht ganz ohne seine Schuld einsam auf seiner Berghöhe in attischen Lüften wandeln; er erregte durch das warme Wellenleben seines Linienzugs Erwartungen, die er in ein und demselben Bild stellenweise doch immer auch täuschte; es war zu merken, daß er in seiner Jugend zu früh aus der Zeichenschule gelaufen sein müsse. — Ich möchte diese Art von zeichnerischen Talenten verspätete Griechen, Geister von Bildhauern nennen, die in ihrer Kunst nicht alles sagen konnten, was sie zu sagen hatten, daher im Lande der Malerei mit verschiedenem Glück noch einmal auferstanden.

Wir haben aber hier von jener andern Form zu sprechen, jener Versetzung des Idealismus mit dem realistischen Elemente der stark individualisirenden Charaktergebung. Diese Mischung ist echt deutsch. Als innerliche Naturen neigen wir zum Allgemeinen, Gedankenmäßigen, zur Idee. Aber wir sind auch nordische Naturen von hart und eckig ausgeprägter Individualität. Der Künstler, der die Großheit und Gewaltigkeit, die aus der idealen, das Allgemeine, Grundbedeutende herausgreifenden Anschauung fließt, mit dieser strengen Bestimmtheit und unverflachten Eigenheit der Charakterformen verbindet, wird recht der unsrige, wird unser Stolz sein, denn

das ist unser, darin erreicht uns kein Franzose, kein Italiener. Ein Lionardo da Vinci, ein Raphael wußten auch recht wohl die Linie der Schönheit mit der individuellen des Charakters zu einigen, auch ein Delaroche in seiner zugespitzteren, geistreich französischen Weise versteht es gar gut; aber das Individualisiren hat selbst wieder seine verschiedenen Stile, nämlich eben in der historischen Gattung selbst und abgesehen vom Genre. Der deutsche Menschenschlag ist in der Natur selbst noch ungleich individueller, als der romanische; die Leute sehen sich noch viel weniger gleich, als im wälschen Lande. Das konnte die Natur nicht bewerkstelligen, ohne um eine Hand breit tiefer in das Knorrige, Schwere, Unbeholfene, in das Reich der gebrochenen, eigensinnigen Linie zu greifen. Und etwas davon, mit künstlerischer Wahl und Maßgebung natürlich, wollen wir in der Kunst; ist sie monumental, so etwas Reckenmäßiges, Nibelungenmäßiges. Dies hat Cornelius und er ist daher unser Mann; selbst seinen Griechen hat er es gegeben und wir schließen daraus, nicht bloß aus dem bekannten Blatte zu den Nibelungen, daß sein eigentliches Feld die deutsche Heldensage gewesen wäre. Aber bei ihm tritt es in zweierlei Weise auf: in freier und unfreier. Er will es, aber es sitzt ihm in der Hand auch unfreiwillig. Daher wird er hart und formlos, wo es nicht in seiner künstlerischen Absicht liegt, daher stoßen wir auf Klötze, Schwerfälligkeiten, Zeichnungsmängel, Proportionsfehler, die wohl zu unterscheiden sind von den kraftvollen Härten, womit er als wollender Künstler seine urkräftigen Gestalten ausstattet. Ganz ähnlich war es bei Albrecht Dürer: er zeichnet mit gutem

Grunde wollend Hartes, aber er verfällt auch nichtwollend in Härte, Unschönheit: er freilich kannte die reine Durchschnitts-Linie der Schönheit überhaupt nicht, er hatte sein Formgefühl nicht im Studium der Antike geläutert; Cornelius, der moderne Künstler, der in der Schule der Griechen und der großen Italiener gebildet ist, geräth nicht so oft, nicht so tief in das Formlose, aber doch da und dort, in jedem seiner Werke irgendwo. Ihn und Genelli im Auge möchte man sagen: wir haben in Deutschland große Zeichner, die nicht zeichnen können. Cum grano salis natürlich! Genelli bewegt sich in das Schöne und wird von einzelnen Unschönheiten nicht frei, Cornelius in das Große, das Erhabene und fällt in Formfehler, besonders in Proportionsfehler. Rethel nun stellt sich an Großheit und schöpferischer Urgewalt hart neben den letzteren; sie nach dem Grade der Potenz zu vergleichen wäre müßig, schon darum, weil Rethels Laufbahn so frühe durchschnitten ist, aber das steht fest: Rethel ist durchgebildeter in seinem Formgefühl. Er hat seinen A. Dürer studirt wie ein verwandter Geist den verwandten, aber er folgt ihm in kantiger Individualisirung nicht weiter als freie Künstlerwahl bedingt. In einem bestimmten Sinne werden wir nachher dieses Urtheil noch einschränken müssen; im Ganzen und Großen muß es unverkümmert stehen bleiben und dazu kommt denn nach der obigen Bemerkung noch, daß Rethel, obwohl kein Kolorist, doch die Farbe, so weit er sie brauchte, offenbar freier beherrscht hat, als Cornelius.

Eine wesentliche Seite des Idealismus habe ich bis hierher noch nicht ins Auge gefaßt. Ich habe vom Allge-

meinen, Gedankenmäßigen gesprochen nur in Beziehung auf Stil, auf Formengebung, und so ist auch das Wort Idee im Namen „Idealismus“ zunächst zu nehmen. Aber freilich, es bedeutet noch etwas Anderes: Erfinden des Kunstwerks aus dem reinen, an sich unbildlichen, in seinem ganzen Umfang zum Bewußtsein gebrachten Gedanken, ein Prozeß, der zur Symbolik, zur Allegorie, in der Komposition zu beziehungsreichen Cyklen, in seiner strengen Konsequenz eigentlich aus der Kunst hinaus in die Philosophie führt. Glücklicher Weise kann diese Konsequenz bei einem wirklichen Künstler überhaupt nicht vorkommen; schon der innerste Gedankenkeim wird sich bei einem solchen in Gestalt umsetzen und auch das symbolisch Erdachte wird er mit dem elektrischen Funken des Lebens beseelen. Sinnende Tiefe des reichen Geistes hat Cornelius auf diesen Weg gewiesen, der hart und gefährlich am Irrwege der „Ideen-Malerei“ hinläuft. Ob Rethel an Gedankenfülle Cornelius erreicht hätte, wenn ihm ähnliche Aufgaben wie diesem gestellt worden wären, wissen wir nicht, dafür kam er auch nicht in Versuchung, soviel zu sinnbildern; er symbolisirt und allegorisirt nur im Gebiete des Humoristischen und des gespenstisch Schauerlichen, wo wir ihn nachher aufsuchen werden, und hält sich im Wesentlichen, in seinen Hauptwerken, auf dem einfachen Wege der Geschichte, der Erhöhung des thatsächlich Gegebenen zum idealen Ausdruck ohne sinnbildliche Zuthat. Er bewegt sich gern in Kompositionsreihen, aber in historisch-successiven, nicht in solchen, die ein Netz von Gedanken-Kombinationen zwischen Bild und Bild schwer verständlich herüber- und hinüberziehen. Cornelius, den das Prinzip des direkteren Gedanken-

Ausdrucks bei den vorbildlichen Gestalten des Mythus und der Sage festhält, wird immer nur ungern und unbehilflich auf die äußeren Kulturformen der wirklichen Geschichte sich einlassen, er wird als Idealist bei dem Nackten und der einfachsten Gewandung und Bewaffnung bleiben. Rethel beherrscht mit genialer Sicherheit der Stilisirung auch jene Formen, ja er weiß in seinem Todtentanz und einigen humoristischen Handzeichnungen selbst die moderne Tracht in einer Weise stilistisch zu bemeistern, die ihm gewiß Keiner nachthut.

Nun, und so war dieser Künstler so recht bestimmt, unser monumentaler Historienmaler zu werden. Vor Allem der rechte Mann für unsere deutsche Geschichte. Das sind echte Naturen von deutschem Schrot und Korn in jenen Kompositionen zur Geschichte Karls des Großen. Wie schlicht in seiner Heldengröße steht der gewaltige Sachsensieger neben der niedergeworfenen Irmensäule, wie einfach groß und majestätisch zieht er ein in dem eroberten Pavia, was ist das für ein unerbittlicher und unwiderstehlicher Mann der Schlacht, wie er unter die Mauren hineinstürmt, die sich um ihren Götzenwagen scharen, und dann in der Gruft, wo Kaiser Otto vor seinem balsamirten Leichnam kniet, welche ernste Geisterwürde, welche steile, steinerne Erhabenheit in der entseelten Hülle! Da ist nirgends auch nur eine Spur von Zielen auf Effekt, von jenem französisch-theatralischen me voilà, wovon ich oben gesprochen, nirgends eine Spur von Ausbeuten des Motivs zu einer möglichst Vielerlei vorbringenden Füllung des Rahmens, überall einfache, sparsame, klare, befriedigende Gruppirung. Dann aber die andere

Reihe von historischen Kompositionen, Hannibals Zug über die Alpen; der furchtbare Kampf mit den Hindernissen und der Gefahr des Gebirgs, jähen, zerrissenen Felswänden, Abgrund, Eis und Schnee, und mit der Wildheit barbarischer Bergvölker, die sich an Springstangen vertraut über die gähnenden Eisspalten schwingen! Hier steht die Heldenschar bang und doch entschlossen am Fuße der fürchterlichen Pässe, nun wird geklettert nnd zugleich gekämpft, dort sind Menschen, Pferde, ein Elephant in die Tiefe gestürzt, die Einen haben sich an zackigen Baumästen im Falle gespießt, die Andern schlingen sich in entsetzlichem Knäuel durcheinander; endlich haben die Vordersten die Höhe erreicht und die heroische Gestalt des Feldherrn weist stolz und froh die Aufathmenden hinaus auf die Gefilde Italiens.

Nun ist aber von einem Zuge Rethels nicht länger zu schweigen, an den wir schon mit diesen letzten, flüchtigen Blicken gestreift haben: es ist das Geisterhafte. Dahin geht eine alte, inwohnende Neigung der deutschen Kunst, der Malerei so gut als der Poesie. A. Dürer hat diesen Zug, Holbein hat ihn: man darf nur, um bloß das Eine zu nennen, an des Ersteren „Ritter, Tod und Teufel," an des Zweiten „Todtentanz" denken. Auch Cornelius hat ihn; dies bezeugen seine Teufel auf dem jüngsten Gericht und seine „Vier apokalyptischen Reiter," groß und schauerlich wie ein furchtbarer Traum. Selbst Genelli, der doch ein so viel konsequenterer Idealist, betritt mit furchtbarer Wirkung diesen Boden in seinem „Leben einer Hexe." Aber auch dem malerischen Realisten Lessing ist er nicht fremd; er zieht sich fühlbar als gespenstischer Hauch durch seine

Landschaften. Dies Geisterhafte mischt sich tief und wunderbar mit dem deutschen Humor und unter den Neuern in Keinem so genial, wie in Rethel. Für diese Welt aber wählt er nun ganz den derben, einfach großen, auf Schattirungsfeinheiten verzichtenden Kontur des Dürerschen Holzschnittstils, und hieraus sind denn die obengenannten berühmten Blätter hervorgegangen. Geisterschauer und Humor, habe ich gesagt, aber ich muß hinzusetzen: herrliches Gemüth. Sieh den Kopf des alten Glöckners an, der in seinem Stübchen hoch oben auf dem Thurme sanft eingeschlummert ist: was sind das für gute, arme, müde Züge, was mag der Mann alles erlebt, versucht, gearbeitet, gehofft und gelitten haben! Sieh' aber auch die Hände, die Füße an: eine ganze Lebensgeschichte, eine lange, rührende Erzählung von Mühen und Sorgen und endlich von Sehnsucht nach dem Erlöser Tod liest sich aus ihren Furchen, ihrer zwanglos matten Lage, auch eine Pilgerfahrt hat der müde Alte gemacht für das Heil seiner armen Seele, der Pilgerhut und Stab an der Wand bezeugt es, und nun ist der Tod auch wirklich gekommen, wohl das bekannte Gerippe, aber diesmal nicht höhnisch grinsend, sondern sichtbar mitleidvoll verrichtet er dem Entschlummerten den Dienst, den er selbst so vielen Hunderten gethan, indem er ihm das Sterbeglöckchen läutet. In der Behandlung des Todtenkopfes, in der geistreichen Art, ihm Ausdruck, hier von Gefühl, ein andermal von Hohn abzugewinnen, steht Rethel ganz auf gleicher Höhe mit Holbein. Ich muß darauf verzichten, in die grauenvolle Bilderreihe des Todtentanzes ausführlich einzugehen; ich muß mich mit der Hinweisung auf die drei gewaltigsten unter diesen

Stücken begnügen; das eine: der Tod im Hecker-Habit einer Stadt zureitend, die Cigarre zwischen den Zähnen, die Sense in der Hand, Kittel und hohe Stiefel um die Knochenglieder schlotternd, humpelnd im Sattel, daß man die dumpfen Stöße des fleischlosen beinernen Gesäßes auf Holz und Leder zu hören meint; das andere: der Barrikadenkampf; da steht er als General flott und stolz, mit der einen Hand die Fahne haltend, mit der andern den Kittel lüftend, als wollte er den Soldaten drüben sagen: da schießt her und seht zu, wie ihr trefft! aber nicht unverwundbar wie er sind seine Opfer, die Kartätschen fegen sie von der Barrikade herunter, und wie die tödtlichen Geschosse unwiderstehlich durchreißen, das ist hier mit furchtbarer Wahrheit gegeben; das dritte: der Kampf ist vorüber, triumphirend, einen Lorbeerkranz um den Schädel, graßen Hohn im Blicke, reitet der Tod mit entfalteter Fahne auf die Barrikade, worauf neben zwei Todten, deren Blut die Mähre leckt, ein Sterbender in grauenhaftem Todeskrampfe sich windet und zwei Kinder den gefallenen Vater beklagen. Die Blätter sind entstanden im Anblick des Unheils, das aus den wilden Leidenschaften der Demokratie in den Jahren 1848 und 1849 erwuchs; selbst der rötheste Demagog, hat er anders Kunstsinn, muß erschüttert vor diesen furchtbaren Bildern stehen.

Dies sind geisterhafte Motive, entnommen aus dem Volksglauben, schon lange vor Rethel häufig benützt, von ihm neu und frei entwickelt, schauervoll, traumhaft und doch klar, wach, voll Geist des schneidendsten Realismus. Allein es zieht sich durch Rethels Werke das Geisterhafte noch in einem anderen Sinn hindurch, der nicht leicht in Worte zu

fassen ist; da trägt es einen Charakter des Unfreien und deutet auf einen dunkeln, kranken Punkt im Geiste des Mannes. Wenn man die Fratzenköpfe der gestürzten Irmen-Säule und der Götzen auf dem Kriegswagen der Mauren sieht, so glaubt man, obwohl die letzteren durch den Vorgang motivirt sind — denn die Mauren wollen durch diese Larven dem Feinde die Rosse scheu machen — doch eine gewisse Schärfung des Bizarren zu bemerken, die geeignet sei, Bedenken zu erregen. Aber auch sonst fühlt sich in Rethels Linien da und dort etwas Dorniges, Zackiges hindurch, was über jene Ecken und Kanten, die wir als ganz natürliche deutsche Formengebung und wohlbegründeten Rückgriff zu A. Dürer anerkennen, noch hinausliegt; namentlich in Bewegungen und Mienen, wo Leidenschaft und Wildheit auszudrücken ist, entstehen aus dieser Führung der Hand Formen der Verzerrung, die zwar mehr oder minder durch den Gegenstand gerechtfertigt sind, allein doch so gemahnen, daß man sich sagt, es müsse in der Linie der Künstlerseele selbst ein irrationaler Bruch gewesen, aus einem Abgrund, wo Grauen und Fiebertraum wohnte, müssen diese Drachenformen der Zeichnung hervorgekrochen sein, kurz man ahnt Zerrissenheit und einen frühen Keim des Wahnsinns. Nun erst wird man bange für den Künstler auch da, wo mit dem ganzen Thema vornherein das Grauenhafte, die Verzerrung und das Entsetzen unzweifelhaft gegeben ist, bange für ihn wegen seiner Neigung zu dieser Welt des Dämonischen. Es ist, als liebte er es, mitten ins Leben das Todesgrauen einbrechen zu lassen; man sehe besonders auch jenes Blatt an, wo die Cholera unter die Tänzer und Musikanten auf einem Ball

eintritt und einer der ersteren, eine grauenhafte Ironie, mit verzerrten Zügen unter der Narrenmaske hervorgrinst. Es ist etwas von Theodor („Callot") Hoffmanns wilder Phantasie des Fieberschauers in diesen Gebilden, aber freilich, Hoffmann war nicht im Uebrigen als Dichter so gesund, so kerndeutsch, so mannhaft, so stilvoll wie Rethel als Künstler. Man denkt auch an Heinrich von Kleist; aber freilich, dieser zu so Hohem, ja zu der Schöpfung eines neuen dramatischen Stils Berufene trug eine tiefe Verzweiflung an einem ewigen, gerechten Gesetz in der Weltordnung, eine Trostlosigkeit in der Seele, welche dem gesammelten Geiste Rethels ferne lag, der in seiner grausigen Gestaltenwelt so wahre Ideen niederlegt von dem, was im Vergänglichen nicht vergeht: ein zürnender Prediger mit dem Griffel ohne Pietismus und ganz ein Künstler. Warum rettete nicht der hohe Inhalt die erkrankende Phantasie aus den Klauen des Wahnsinns? Hier können wir nicht weiter, sondern müssen unsere Fragen in den unerforschten Schooß des Menschenschicksals versenken.

Von der Allegorie ist oben gesagt, Rethel liebe sie nur im Gebiete des Humoristischen und gespenstisch Schauerlichen. Und nie bleibt sie bei ihm ein todtes Produkt des kahlen Denkens, sie ist immer lebendig empfangen und lebendig gegeben. Hierher gehört schon das bereits erwähnte Oelbild aus seiner frühen Zeit: die Justitia und der Verbrecher. Das ist so tief empfunden, so erschütternd wahr geschaut, daß diese Justitia aufhört, eine Allegorie zu sein, daß wir an sie glauben, wie die Alten an sie glaubten, und so behandelt freilich wird auch die Allegorie poetisch. Im ersten

Bilde des Todtentanzes führt Rethel die allegorischen Gestalten der List, Lüge, Eitelkeit, Tollheit, Blutgier auf; dagegen ist in einer Komposition, deren Held an sich schon uns in das Phantasie-Gebiet entrückt, natürlich nichts einzuwenden, vollends da sie charaktervoll genug behandelt sind, um auch hier dem bloßen Sinnbilde die Wahrheit des Lebens zu verleihen. Besonders gern aber lassen wir uns die Allegorie in humoristischer Behandlung gefallen. Unter dem Nachlasse Rethels sah ich eine Handzeichnung: das alte und neue Jahr. Ein Eisenbahnzug hält, auf der Lokomotive steht als Zugführer Chronos mit der Sense, links steigt das alte Jahr aus, rechts, in der Mitte, das neue Jahr ein, dieses ein Jüngling mit einem vollen Füllhorn, das er wie einen Reisetornister auf den Rücken trägt, mit ihm eine stattliche, schöne, lachende Jungfrau: der Frieden; jubelnde Gesichter schauen aus den Fenstern und begrüßen frohlockend mit geschwenkten Mützen die Willkommenen; der Kondukteur ladet sie zum Einsteigen ein, schmunzelnd, mit der Hand, welche die abgenommene Kappe zerdrückt, nach dem Wagen weisend, mit einem so tiefen Bückling, daß man fürchtet, das Kreuz breche ihm ab; daß das löbliche Personal so höflich nicht immer ist, beweist die Entlassung des alten Jahres auf der linken Seite, eines grämlichen Weibes, welchem, wie sie aus dem letzten Wagen gestiegen, der Gepäckmeister verächtlich ihr Bündel nachwirft, darauf geschrieben steht: „Erfahrung." Ich hoffe, daß auch diese köstliche Komposition unter den Photographieen erscheinen werde. Ich habe aber am Eingang dieser kurzen Besprechung gesagt, ich gedenke einen Wunsch auszusprechen. Ich weiß

nicht, ob unter jene Photographieen auch der Hannibalzug aufgenommen wird. Wer die sieben Raben von Schwind in der Photographie kennt, wird mir gerne zugeben, daß solche Kompositionen, Aquarelle mit wesentlich herrschender Zeichnung, viel, sehr viel in dieser Art der Nachbildung verlieren. Jene Meister-Skizzen Rethels sollten in energischen Holzschnitten erscheinen, behandelt wie er selbst in seinen Blättern den Holzschnitt behandelte, und so auch die Kompositionen in Aachen. Das könnte freilich nur ein Künstler leisten, der ihn ganz versteht, ja der ihm verwandt ist an Geist und Stil. Aber gewiß das rechte Denkmal wäre dies für den Hingegangenen, den die Nation viel zu wenig kennt, um ganz zu wissen, was sie an ihm hatte, was sie mit ihm verlor. *)

Zusatz.

1881.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, den Punkt ganz klarzulegen, in welchen ich Rethels Bedeutung setze; ich möchte ihn noch mit einem Beispiel beleuchten.

Das Freskobild Nehers am Isarthor in München, den Einzug Ludwigs des Bayern darstellend, fast erloschen, jetzt in Restauration begriffen, gehört zum Besten, was deutsche Wandmalerei geleistet hat, Zeichnung, Komposition, Bewegung, Ausdruck, Farbe wirken zu festlich freudiger, sonniger Stimmung zusammen. Dennoch erschien mir das Bild immer

*) Hiezu vergl. den Schluß des Zusatzes.

in gewissem Sinne zu schön. Nicht so fließend, nicht so schlank, nicht so rein geschwungen waren die Formen, die Bewegungen nordischer Männer und Frauen, als man Panzer und genähte Gewänder von steifen Stoffen trug, nicht so plastisch ergoßen sich die Falten an Kleid und Mantel. Nun könnte man sagen, es komme ja nicht auf historische Wahrheit an und der Künstler habe keine Pflicht, zu verbergen, daß wir längst von den Griechen, von Lionardo und Raphael die reine Form gelernt haben. Allein nicht um der historischen Wahrheit willen wünscht man, daß die eigentliche Lebensform, der Typus der Menschengattung, die der Künstler in einem seiner Werke behandelt, zur wahren Geltung komme, das Kunstwerk als solches gewinnt an Wärme, wenn es geschieht. Wir müssen ein für allemal den Begriff der Schönheit so weit fassen, daß das Charakteristische in großem Umfang seiner Grade nicht ausgeschlossen, sondern darein aufgenommen wird. Man kann es auch so ausdrücken: alles wirklich Schöne ist naiv. Gib also eine Menschenart, die eckig, hart, knorrig war und ist, immerhin auch eckig, hart, knorrig wieder, der Ausdruck von Tüchtigkeit, Biederkeit, innerer Frische und Wärme wird für die schweren Formen nicht nur entschädigen, er wird durch diesen Kontrast um so sicherer in Wirkung treten, die Naivetät des Daseins wird uns aus diesen Leuten ins Gesicht schauen, sie werden zu sagen scheinen: so sind wir nun einmal! — und übrigens kann Farbe und Komposition doch gleichzeitig für Herstellung direkt wohlgefälliger Schönheit sorgen. Die Beine der Ritter staken in Ringelpanzerhosen oder Schienenkapseln nicht wie in Trikot. Albrecht Dürers Ritter mit

Tod und Teufel: wie steif sitzt er zu Pferde und wie trägt just diese Steifheit dazu bei, den Eindruck der furchtlosen, stahlharten, hartschaligen Kraft zu erhöhen! Aber bei Dürer fühlt man hier und sonst doch immer auch, daß seine Härten nicht durchaus frei künstlerisch gewollt sind. Und also noch einmal: das Harte objektiv geben, wo es hingehört, aber so, daß man erkennt, es sei nicht subjektive unfreie Härte des Künstlers! Dies ist meine Meinung und in diesem Punkte liegt Rethels Werth.

Fern ist es von mir, mit Obigem Unfreundliches gegen Altmeister Neher sagen zu wollen. Wir haben bedauert, daß er Jahre seiner mittleren besten Kraft hingab, in einem großen Staffeleibild zu zeigen, daß wir eine Kreuzabnahme nicht mehr malen können wie die Künstler jener Zeit, wo die Stimmung für die christlichen Andacht-Motive noch in der Luft lag. Allein wir wissen auch, daß diese feine, echte Künstlernatur die nazarenische Episode unversehrt überdauert hat. Gerade weil jene Freske an sich ein so schönes Kunstwerk ist, habe ich sie als Beispiel gewählt. In zahlreichen Gemälden, die entfernt nicht den Werth dieser Leistung haben, sieht man die Gliedmaßen der Männer und Frauen aus der Ritterzeit behandelt, als wären sie an Wuchs, Gebarung und Tragung Griechen, oder, im schlimmeren Fall, als wären sie Ballettänzer.

Rethel ist, seitdem dieser Aufsatz zum erstenmal erschienen, mehrfach behandelt worden; von Wolfang Müller 1861 in einer selbständigen kleinen Schrift, von Fr. Pecht im zweiten Band „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“; in Zeitschriften zerstreute Charakteristiken nicht

zu erwähnen. Ich hatte mich zu fragen, ob auch nach diesen umfänglicheren Beiträgen zur Kenntniß des großen Künstlers meine Arbeit des Wiederabdrucks werth sei. Ich glaubte mich entschließen zu dürfen, obwohl sie nichts weniger als erschöpfend ist. Der Entwicklungsgang Rethels ist nur schwach berührt, sein Aufenthalt in Italien nicht erwähnt; außer Albrecht Dürer haben sichtbar auch die herbkräftigen Quatrocentisten, ein Signorelli, Pollajuolo, Verrocchio, Crivelli, Mantegna auf ihn eingewirkt, doch Dürers Einfluß schlägt so stark vor, daß eine Schilderung, die nur auf das Wichtigste eintrat, sich auf die Hervorhebung dieses Hauptpunkts beschränken durfte. In der Charakteristik von Rethels Stil hätte eine ausführliche Würdigung auf mehr als Eine Seite gründlicher eingehen müssen. Zu zeigen wäre gewesen, wie energisch in diesen Kompositionen bei der scharf markirenden Theilung doch die Einheit waltet; eine so strenge Zeichnung hält das Einzelne scharf auseinander, aber die mächtige Künstlerhand hält es ebenso streng zusammen, und zwar nicht nur in den Rapporten, den Wechselbeziehungen des linearen Baues, sondern ebensosehr durch die Licht- und Schattenmassen. Ich muß in diesen blos zusätzlichen Bemerkungen der Lust widerstehen, dies an einzelnen der Werke nachzuweisen, ebenso der Lust, auf die Formenbehandlung spezieller einzutreten, als im Artikel geschehen ist. Was wäre z. B. nur von der Faltengebung zu sagen! Sie ist gleichweit entfernt von akademischem Draperie-Wesen, wie von dem überscharf eckigen Bruch der van Eyck und von den gerollten, gequirlten Faltennestern, die Albrecht Dürer mit einer Linienführung, welcher man die Gewöhnungen des Arabesken-

zeichners ansieht, zu den zackigen Brüchen noch hinzufügt; Rethel nimmt schwere und doch weiche Stoffe an, gibt die Falten sehr bestimmt und doch nicht zu hart. So hat das Auge bei ihm überall die Befriedigung der Deutlichkeit; das scheint wenig gesagt und sagt doch viel. — Auch auf die Physiognomik näher einzugehen, an mehr Beispielen, als ich gethan, ihre Tiefe und Schärfe nachzuweisen: wie lohnend wäre die Aufgabe! — Die Behandlung der Landschaft dürfte nicht übergangen werden, diese wunderbare Sprache, die mit einigen Strichen sagt, wie Berg und Feld sich baut, die Ferne zurückweicht, die Wolken ziehen; — die Art, das Unbestimmte, wie schwebenden Rauch, bestimmt zu umreißen und doch schwebend zu lassen. — Dann aber noch ein Hauptpunkt — ich muß gestehen, daß auch in einer so kurzen Charakteristik darüber mehr gesagt sein sollte —: nämlich die Selbsterklärung in diesen Bildern; ich meine die einleuchtende Klarheit, womit sie aussprechen, was sie auszusprechen haben, womit sie den zu gebenden Inhalt, das Motiv in Anschauung, in Situation und Handlung umsetzen. Nimmt man diese Vollkraft der Vergegenwärtigung zusammen mit der Vollkraft der Charakteristik im Stile, mit dieser aus Lebens-Centrum quellenden Wahrheit: dann erst wird ganz evident, warum man Rethel gar nicht besprechen kann, ohne ihn mit Shakespeare zu vergleichen. Nach der Stil-Seite ist dies nun aber mehr als eine bloße Vergleichung. Es handelt sich hier um eine Grundfrage aller Kunst, gar nicht blos der bildenden, ja ganz besonders auch der Poesie. Shakespeare ist trotz seinen bekannten Flecken das unerreichte Muster dessen, was wir in Kürze Idealrealismus nennen

wollen. Das klingt erschreckend abstrakt, und weil so abstrakt, ebendarum ist es so erwünscht, daß wir einen Mann haben, das Concretum pro abstracto, daß wir nur Shakespeare sagen dürfen, um von Jedem verstanden zu werden, der da weiß, um was es sich handelt. In der neueren Malerei haben außer Rethel andere Deutsche, haben Niederländer und Franzosen das gesucht und bis zu gewissem Grad erreicht, was wir nun kurzweg als Shakespearisch bezeichnen, nach meiner Ansicht keiner so großartig wie Rethel. Eine bessere Formel, als diese Bezeichnung, wird sich nicht finden lassen, sie mag genügen, den Angelpunkt, um den sich alles dreht, die Frage möglicher Verschmelzung des hohen und des charakteristisch lebenswahren Stils auch denen klarzulegen, die mehr in der Poesie und ihren Stilfragen, als in der bildenden Kunst zu Hause sind. — Und mit dieser Ergänzung ausgestattet mag denn der alte Journalartikel sich als berechtigt zur Wiedererscheinung legitimiren.

Der am Schluß ausgesprochene Wunsch ist in Erfüllung gegangen: die Kartone der acht Fresken in Aachen sind durch die Anstalt von Brendamour in Düsseldorf in kräftigem Holzschnitt erschienen, tüchtig gezeichnet von Baur und Kehren, mag man auch immerhin fühlen, daß Rethels eignes Auge nicht mehr die Zeichnungen leitete wie bei dem Todtentanz, dem Cholerabild und dem sterbenden Glöckner. Außerdem sind diese Kompositionen von Albert in München in Lichtdruck herausgegeben. Der Zug Hannibals über die Alpen ist ebenfalls in Holzschnitt erschienen von H. Bürkner. In dieser Reihe ist der Kopf des Helden (letztes Bild) nicht so bedeutend, als man erwarten sollte; hier stand der Nachbil-

dung eine Schwierigkeit entgegen: Rethel, schon geistig erkrankt, hat an dieser Figur Aenderungen vorgenommen, den Kopf gedreht, alles ins Unklare verzogen, da die alten und neuen Striche durcheinanderlaufen; der Zeichner mußte sich heraushelfen, so gut er konnte. Die Handzeichnungen, gesammter Nachlaß, achtzig Blätter, sind von der photographischen Anstalt in Berlin in Photographieen herausgegeben, eine reiche Quelle bewundernder Betrachtung, worunter besonderes Interesse die Studien für die ausgeführten Bilder, wie für die Aachner-Fresken, gewähren. Leicht unterscheidet man das Jugendliche vom Reifen, beides vom Späten: so ist z. B. in der Komposition: das alte und neue Jahr der Zug nicht mehr so fest und sicher wie sonst, doch erkennt man auch so noch nicht nur den Geist, sondern auch die Hand des wahren Rethel.

Wird der früh Hingegangene, tragisch noch vor dem Tod Gestorbene Nachfolger finden? Erreichen wird ihn Keiner, Rethel steht einzig da. Aber das Bewußtsein scheint nicht lebendig genug zu sein, daß unsere Kunst in seinen Fußstapfen gehen sollte; der einseitig koloristische Zug der Zeit steht im Wege. Stimmen von der letzten Düsseldorfer Ausstellung haben Peter Janssen gerühmt als einen Erben von Rethels Stil. Die Richtigkeit dieses Urtheils zu bezeugen ist denjenigen überlassen, die seine Kompositionen gesehen haben. Gewiß bleibt, daß der Genius der Kunst im Namen eines Postulats der Kunstgeschichte und des germanischen Geistes unserer historischen Malerei zuruft: dorthin schaue, dort geht der Weg, auf dem du schreiten sollst!

Ludwig Weisser.

Vorwort.

Das hier folgende Stück ist die Charakteristik eines Mannes, den man außerhalb Württembergs zwar aus zwei kunstliterarischen Werken kennt, nicht aber nach dem Werthe seiner Persönlichkeit, nicht als Menschen. Als er starb, hielt ich es für Pflicht, etwas zur Befestigung seines Andenkens beizutragen durch einen Artikel für die Zeitschrift „Im neuen Reich" und die Redaktion schickte einige kurze biographische Notizen voraus. Diese bedürfen der Vervollständigung, indem ich den Journal-Artikel in die gegenwärtige Sammlung aufnehme. Nun ist im Schwäbischen Merkur bald nach Weissers Tod ein Nekrolog erschienen, der das Bild des Verstorbenen so gut, so warm aus naher Freundeskenntniß und zugleich mit so feiner Hand zeichnet, daß ein zweiter Versuch rein vom Ueberfluß wäre. Ich habe daher die Erlaubniß vom Verfasser eingeholt, seinen Artikel dem meinigen voranzuschicken. Der Leser wird schon aus diesem Nekrolog erkennen, daß es nicht eng provinzielle Vorliebe für einen Landsmann ist, was mich bestimmt, meine Charakteristik hier wiederzugeben; ich hoffe, er werde diese Blätter mit dem Gefühl aus der Hand legen, es wäre schade, wenn man von dem Manne nicht mehr erfahren hätte, als man durch

seine gediegenen Werke von ihm weiß. — Ich darf noch anführen, daß hier an das Persönliche auch allgemeine wissenschaftliche Fragen sich knüpfen. — Um wenige Bemerkungen habe ich an einzelnen Stellen meinen Artikel erweitert.

I.

Nekrolog von A. Wintterlin

(Professor, Bibliothekar in Stuttgart.)

(Schwäbischer Merkur 11. Mai 1879.)

Wenn den wahren Idealismus nicht eitles Spiel mit hohen Worten, sondern Arbeit, harte lebenverzehrende Arbeit für hohe Zwecke kennzeichnet, so dürfen wir mit gutem Grunde sagen, es ist der Lebensgang eines echten Idealisten, den wir im Folgenden erzählen wollen. — Karl Ludwig Weisser wurde am 2. Juni 1823 in Unterjettingen OA. Herrenberg als das dritte Kind des Pfarrers Adam Weisser geboren; seine Mutter war eine Tochter des Dekans Gratianus in Weinsberg. Den Vater verlor er schon im Jahre 1828; aber ein Oheim, der Pfarrer Gratianus in Sondelfingen bei Reutlingen, nahm den Knaben zu sich und ertheilte ihm mit seinem einzigen, um 2 Jahre älteren Sohne den ersten Unterricht. Die Mutter hatte sich inzwischen in dem nahen Reutlingen niedergelassen und als die eigentliche Schulzeit herannahte, im Jahre 1831, nahm sie das Söhnlein wieder in ihre eigene Obhut. Sie ließ ihn zuerst die lateinische Schule besuchen, denn es schien sich von selbst zu verstehen, daß der stille fleißige Knabe den geistlichen Stand erwähle, für den sich auch der um 8 Jahre ältere Bruder Adolf bestimmt

hatte. Allein über ihren Ludwig war schon anders verfügt. Der Sondelfinger Oheim nämlich hatte in seinem Studirzimmer ein paar Bilder aufgehängt und besaß in seiner kleinen Bibliothek einige alte, zum Theil mit Illustrationen versehene Chroniken. An diesen bescheidenen Kunstwerken war dem kleinen Mann zuerst die Lust zum Sehen und bald auch die Neigung zum Nachbilden aufgegangen. In Reutlingen lieferten die Bibel der Mutter und die dortigen Volksbücher weiteren Stoff; nach kurzer Zeit sproßten eigene Kompositionen, Zeichnungen aller Art in Scherz und Ernst, üppig auf und geriethen in die Hände der bewundernden Kameraden, um nicht wieder zurückzukommen. Ein alter Reutlinger Maler, von dem wir ihn oft erzählen hörten, daß er Fensterläden sehr gut angestrichen und Bildnisse nicht ganz schlecht gemalt habe, nahm sich seiner an und befürwortete bei der Mutter, ihn einen Künstler werden zu lassen. Der erste Schritt dazu war, wie man damals allgemein für nöthig hielt, der Uebertritt von der Latein- in die Realschule, ein Wechsel, den der nebenbei sehr lern- und leselustige Knabe gleich ungern eingieng und später aufs Bitterste bereute. Nach der Konfirmation gab man ihn (im Jahre 1837) zu dem Lithographen G. Küstner in Stuttgart in die Lehre, welcher ein großes Ansehen in seinem Fache genoß. Die damals hoch aufblühende Lithographie schien eine frühe Selbständigkeit und sichere Existenz zu versprechen. Sein Lehrherr erlaubte ihm, daneben auch das Figuren- und Ornamentezeichnen in der damals sogenannten Gewerbeschule (dem jetzigen Polytechnikum) zu besuchen. Auf ein Zeugniß des Professors Seubert hin wurde er bald auch

in die Kunstschule, welche damals in demselben Lokale war, aufgenommen. Dort zeichnete er längere Zeit nach der Antike, weniger aber, wie er in einem von uns viel benützten eigenen Lebenslauf (einem sogenannten Nationale für seine Bewerbung um die Inspektion des Kupferstichkabinets) sagt, nach dem lebenden Modelle, was ihm bei seinem kurzen Gesichte fast zur Unmöglichkeit ward. Von den Lehrern der Kunstschule hatte, wie es scheint, auf ihn keiner einen größeren Einfluß, doch sprach er von einem derselben, dem Maler J. F. Dietrich, häufig mit besonderer Wärme. Unter seinen Mitschülern waren einige nicht minder scharfkantige Naturen als er selber, wie z. B. der verstorbene Eduard Herdtle, J. Grünenwald und Karl Ebert; es konnte an nutzbringender Anziehung und Abstoßung unter ihnen nicht fehlen. Herdtle und Weisser zeigten sich der Schule gegenüber bald ziemlich selbständig und fröhnten einer übrigens nicht thatlosen Eigenbrödelei, indem sie für sich Anatomie und Perspektive studirten und das Land mit dem Skizzenbuche durchstreiften. — Die von ihm zärtlich geliebte Mutter hatte Weisser schon im Jahr 1837 verloren; seine Lehrzeit galt mit zwei Jahren für erstanden und so erfreute er sich frühe, wie er später selbst einsah, nur allzufrühe einer völligen Selbständigkeit. Die Lithographie, an der er übrigens keine rechte Freude hatte, lieferte ihm für sein Alter fast überreichliche Erwerbsmittel. Er konnte daran denken, sich bei gehöriger Zusammenhaltung derselben nach und nach doch zu einem unabhängigen Künstler auszubilden. Daß er das nicht that, sondern im Gegentheile gerade damals auf die Erfüllung seines Jugendtraumes, ein Maler zu werden, ver-

zichtete, hieng wohl zum Theil mit der erwähnten Kurzsichtigkeit zusammen, welche ihm bei der Ausführung größerer Gemälde manche Schwierigkeiten bereitet hätte. Mehr aber noch wirkte dazu mit, daß sich mittlerweile das von der väterlichen und mütterlichen Familie anererbte Gelehrtenblut mächtig in ihm regte. Schon frühe hatte ihn Professor Seubert auf Winkelmann und auf die Schriften von H. Meyer, Fernow u. A. aufmerksam gemacht. Er hoffte durch solche Studien ein größerer Künstler zu werden. Doch Kuglers Handbuch, das eben damals (1840) erschienen war und, wie er oft erzählte, von ihm förmlich verschlungen wurde, brachte in ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß Kunstgeschichte sein wahrer innerer Beruf sei. Er fieng nun an, sich bildliche Anschauungen zu verschaffen, wo er konnte, und lernte dabei schon damals das unter Professor Seyffer stehende Kupferstichkabinet kennen, so weit es möglich war. Daneben dehnte er seine literarischen Studien auch auf Religions-, Literatur- und politische Geschichte aus, „um in den Zusammenhang der Kunst mit den übrigen Lebenssphären einzudringen." Die Erscheinung der Geschichte der bildenden Künste von Schnaase (1843 ff.) „leitete einen neuen Abschnitt seines geistigen Lebens ein." Er vertiefte sich nun auch in philosophische Studien; besonders Kant und Hegel wurden eifrig von ihm in Angriff genommen. Doch hielt er es später für einen großen Gewinn, daß noch rechtzeitig „der Künstler in ihm alle Systemfesseln sprengte und ihn auf die unbefangene Betrachtung der Natur und Geschichte wieder zurückwies", ein glücklicher Rückzug, von dem er häufig behauptete, daß derselbe keinem von uns „Stiftlern" je ganz

gelungen sei oder gelingen werde. An eine praktische Verwerthung aller dieser Studien etwa durch literarische Ausprägung der gesammelten geistigen Schätze oder durch Gewinnung eines Lehrstuhles für Kunstgeschichte konnte freilich der junge Mann nicht denken. War auch die Kunstgeschichte damals noch nicht so zünftig, wie sie das jetzt geworden ist, für einen jugendlichen Autodidakten seiner Art wäre es doch fast unmöglich gewesen, irgendwo zur Geltung zu kommen. Da war immer mit der Kunst selber noch leichter fortzukommen. Weisser schwang sich vom Lithographen bald zum Zeichner auf; sein eigener Lesetrieb und seine kulturhistorische Bildung befähigte ihn besonders zum Illustrator. Als solcher fand er von dem Franckhschen, Becherschen und Krabbeschen Verlag mit ihren Uebersetzungen ausländischer Romanschreiber reichliche Beschäftigung, aber freilich auch eine Bezahlung, welche kaum eine andere, als eine fabrikmäßige Behandlung erlaubte. Er hat deßhalb auch diese Arbeiten sammt und sonders, so weit wir finden konnten, ohne Namensbezeichnung gelassen. Eine Ausnahme machten nur 4 Jahrgänge (1845—48) des „Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet von C. Spindler“, welche hier im Franckhschen Verlag herauskamen. Auf deren Titelblatt steht: „Mit Illustrationen von Ludwig Weisser.“ In diesen Bändchen lernen wir Weisser als einen Künstler von großer Vielseitigkeit kennen. Die jedem Bande vorgebundene gleiche Christliche Haus- und Familienchronik mit weißem Raum zum Eintrage von Familienereignissen gab ihm Gelegenheit, seine Kenntniß der alten Bücherornamentik in zierlichen

Vignetten und Randleisten zu verwerthen. Besonders zeigt sich aber Weisser als geistreicher Beobachter alles Charakteristischen im Menschenleben und als formensicherer Zeichner durch die zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, für welchen zu arbeiten sichtlich seiner Phantasie und Hand am Besten zusagte. Er machte dabei, das sieht man diesen Blättern deutlich an, in Beziehung auf Korrektheit der Zeichnung sehr hohe Ansprüche an sich selber; manch einzelne Figur mag ihn mehr Zeit gekostet haben, als ein Anderer sich für ein halbes Dutzend genommen hätte. Wie sehr ihm jedoch auch die hohe Kunst, das antike Ideal, noch am Herzen lag, bezeugt eine Reihe von 4 Blättern im Jahrgang 1846 „Die Jahreszeiten und das Leben," in Umrissen gestochen von Gugeler. Weisser erwies sich in diesen anmuthigen Kompositionen, zu denen er selbst eine Erläuterung schrieb, doch nach Phantasie, Formensinn und rhythmischem Gefühl als ein Talent, das auch höheren Kunstaufgaben gewachsen war. Dennoch aber fieng gerade damals der Gelehrte in ihm an, den Künstler niederzuringen. Er übte an seinen Arbeiten eine unerbittliche Selbstkritik, welche ihre Waffen eben aus seinen kunstgeschichtlichen Studien holte. Da mußte er sich denn sagen, daß doch aus seinen Schöpfungen keine ungewöhnliche und namentlich keine durchschlagend eigenartige Begabung spreche, welche allein dem Künstler eine wirklich bedeutende Laufbahn eröffnen kann. — Unvermuthet aber litt nun beides, gelehrtes Studium und künstlerisches Schaffen, eine jähe Unterbrechung durch das Jahr 1848. Aus stiller Geistesarbeit wurden durch die erste, frische Begeisterung jener Tage noch viel ruhigere Köpfe, als Weisser war, herausgerissen,

Zudem hörte alsbald mit der Geschäftslosigkeit, welche über den Buchhandel hereinbrach, auch für ihn jede Arbeitsgelegenheit auf. Gleichwohl nahm er praktisch an der politischen Thätigkeit seiner Freunde Hermann Kurz, Ludwig Pfau, Franz Malté, J. Nisle u. A. nur einen äußerst geringen Antheil; er selbst hielt sich nie für einen geborenen Politiker und sie ihrerseits glaubten wohl auch mit dem abstrakten Idealisten nicht viel anfangen zu können. Es war darum auch nur ein Opfer der Freundschaft, was ihn im Sommer 1849, nach langem Zureden, wie er später oft erzählte, veranlaßte, für den flüchtig gewordenen Pfau provisorisch die Redaktion des politischen Witzblattes „Eulenspiegel“ zu übernehmen. Der unverhüllt republikanische Geist des Blattes, dessen keckes Gebahren er vergeblich zu mäßigen suchte, führte den überdieß in solchem Geschäft gänzlich Unerfahrenen in allerlei Konflikte mit der längst wieder erstarkten Staatsgewalt. Es war kaum anders zu erwarten, als daß es den Idealisten einmal gründlich packen werde, wo die klugen Kinder dieser Welt sich fein hinauszuretten wußten. Ein Bild „Der deutsche Augiasstall“ in Nr. 5 des Jahrganges 1850, welches er nicht gezeichnet hatte, aber für den Einsender vor dem Schwurgerichte vertrat, brachte ihm wegen „Majestätsbeleidigung“ unter Verlust der bürgerlichen Ehren- und Dienstrechte eine Festungsstrafe von 8 Monaten ein. Er verbüßte dieselbe im Sommer 1850 und Frühjahr 1851 auf dem Hohen-Asperg. Nicht ohne Humor rühmte er nachmals öfters die gute Gelegenheit, welche ihm jener stille Aufenthalt zur Ausreifung und Abklärung seiner ganzen Weltanschauung gegeben habe. — Nach

seiner Freilassung nahm Weisser die alte Thätigkeit wieder auf und wagte es noch im Jahre 1851 seinen eigenen Herd darauf zu gründen. Er gewann an einer jungen Stuttgarterin, Karoline Pfeiffer, mit der ihn längst eine tiefe Neigung verband, nicht nur eine treffliche Gattin, sondern auch eine verständnißvolle, an Fleiß und Aufopferung redlich mit ihm wetteifernde Gehilfin seines Schaffens. Im Vertrauen auf ihre Mitwirkung konnte er im Jahre 1854 ein Werk in Angriff nehmen, welches der Welt von seinen Studien wie von seiner Kunst gleich im Großen Rechenschaft geben sollte, seinen „Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte." Es ist auf der hiesigen öffentlichen Bibliothek noch nicht vergessen, mit welch' eiserner Ausdauer damals das Weissersche Ehepaar durch eifrigste Aufsuchung des Stoffes und gewissenhafteste Nachbildung desselben der hoch gestellten Aufgabe gerecht zu werden suchte. Die Zeichnungen machte Weisser selbst; eigenhändig lithographirt hat er aber nur 3 Blätter. Es sollte nicht blos die politische Geschichte der einzelnen Völker nach den besten Darstellungen aller Zeiten wiedergegeben werden, auch die Kulturgeschichte wurde in umfassendster Weise hereingezogen. Die erste Abtheilung des ersten Bandes, vollendet im Jahre 1860, die Geschichte des Alterthums (d. h. der Israeliten, Egypter, Assyrer, Perser, Griechen und Römer) enthält auf 50 Tafeln nicht weniger als 1750 Darstellungen. Wilhelm Nitzschke, damals in Schwäbisch Hall, war als Verleger gewonnen worden, der damalige Stadtpfarrer von Hall, jetzt Prälat hier, Dr. Heinrich Merz, als Kunstschriftsteller schon vorher rühmlich bekannt, übernahm es, den Text dazu zu

schreiben. Die 2. Abtheilung des ersten Bandes (1862 vollendet), wozu Hermann Kurz den Text bearbeitete, brachte Lebensbilder aus dem klassischen Alterthum und Götter- und Heroenbilder, wozu noch die Lebensgeschichte Jesu kam, zusammen auf 37 Tafeln. Der 2. Band, welcher erst im Jahre 1868 seinen Abschluß fand, gibt in 54 Tafeln die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Der Text dazu gehört wieder Heinrich Merz an. Es zeigte sich im Verlaufe der Ausgabe des Werkes, daß der Plan doch fast allzuweit gesteckt war; auch hatte sich Weisser wohl im Anfang nicht genug gegen die überwältigende Menge des andringenden Details gewehrt; aber doch ist das Ganze, so wie es jetzt vorliegt, ein Werk, das seinem Meister zur bleibenden Ehre gereicht. In unzähligen Lehrer- und Schülerhänden hat es durch ganz Deutschland seine Aufgabe erfüllt, „die Kunst in den Dienst der Geschichte und die Geschichte in den Dienst der Kunst ziehen zu helfen und so die echte, allseitige Bildung in der Jugend und in der Nation zu fördern.“ Es war eine große Genugthuung für Weisser, daß kein geringerer als Karl Schnaase selbst (im Deutschen Kunstblatt) und auch sonst Gelehrte wie z. B. Bähr (in den Heidelberger Jahrbüchern) öffentlich mit Anerkennung davon redeten. — Allein weder diese Arbeit, mit deren Abschluß wir übrigens dem Gange der Dinge weit vorgegriffen haben, noch die Nebenbeschäftigungen, zu welchen sie nur eine spärliche Zeit übrig ließ, gaben ihm und den Seinigen ein sicheres oder auch nur vorübergehend reichliches Brod. Als daher im Jahre 1858 das Inspektorat der Kupferstichsammlung aufgieng, dachten seine Freunde gleich an ihn,

den sie wirklich auch als den für dieses Amt am Besten ausgerüsteten Bewerber ansehen durften. Aber ihm selbst, dem von Haus aus schüchternen Mann, den seine Verurtheilung noch menschenscheuer gemacht hatte, schien der sonst so unscheinbare Asperg wie ein unübersteigbares Gebirge zwischen diesen Hoffnungen und ihrer Erfüllung zu stehen. Wer sich der damaligen Verhältnisse erinnert, wird zugeben, daß in der That einiger Muth dazu gehörte, dem Könige einen verurtheilten Eulenspiegels-Redakteur für ein Staatsamt vorzuschlagen. Aber mit den Worten: „Er scheint doch der Tüchtigste zu sein und solche Leute, die ihre Erfahrungen gemacht haben, sind mir oft lieber als andere," wählte König Wilhelm am 16. November 1858 den ihm von Staatsrath von Rümelin als ersten in Vorschlag gebrachten Weisser zum Inspektor des Kupferstichkabinets. — In den Augen der Welt hatte er nun nicht blos ein Amt, sondern sogar eine Sinekure, freilich anfangs mit dem bescheidenen Gehalte von 300 fl.! Vor ihm aber, der das Kupferstichkabinet aus früherer Benützung kannte, lag in voller Klarheit eine thurmhohe Aufgabe. Man sah es als sein nächstes Geschäft an, daß er den von verschiedenen Vorgängern unfertig zurückgelassenen Katalog der Sammlung vollende. Er aber wußte, daß sowohl die Sammlung selbst als der Katalog sozusagen auf dem Standpunkte des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben war. Es konnte nur durch eine gänzliche Neukatalogisirung geholfen werden, der später eine Neuordnung folgen mußte; daneben war aber der Bestand mit äußerst kärglichen Mitteln zu ergänzen und fortzuführen. Den ersten Theil dieser Aufgabe, die Her-

stellung einer neuen Aufzeichnung des Besitzes führte er mit Hilfe seiner Gattin bis zum Jahre 1863 in einem Zettel-Kataloge von 240 Bündeln durch. Man muß ihn an der Arbeit gesehen haben, um zu wissen, wie viele Zeit ihn oft ein einziges Blatt, das wie tausend andere erst ganz neu zu bestimmen war, gekostet hat. Nur eine so umfassende Kenntniß der Geschichte der Malerei, der Kupferstecherkunst, Xylographie und Lithographie, wie Weisser sie besaß, und eine solch' bohrende Gelehrten-Gewissenhaftigkeit, wie sie ihn beseelte, konnte hier durchhelfen. Dabei behielt er die verschiedenen Aufgaben eines Katalogen, die Sicherung des Besitzes, die Verwerthung für praktische Kunstzwecke, die Verwendung für kunstgeschichtliche Studien gleichmäßig im Auge. Seine kunstphilosophische Weitherzigkeit ließ ihn in einer Sammlung, welche durch die Einseitigkeit früherer Vorstände schwer gelitten hatte, auch das beachten, was früher als „minder werthvoll“ oder „entbehrlich“ bei Seite gelegt war. Von dem, was Weisser für Ergänzung und Fortführung der Sammlung geleistet hat, sei nur aufgeführt: eine nahezu 200 Mappen umfassende Sammlung von Photographieen nach Handzeichnungen alter Meister, von den Photographen Braun in Dornach, Alinari in Florenz u. A. bezogen. Den Grundstein zu dieser Sammlung legte J. M. die Königin, welche die Thätigkeit Weissers an dieser Stelle hoch zu schätzen wußte, im Jahre 1867 durch ein großes Geschenk an Braunschen Photographieen, dem später noch andere Bereicherungen folgten. Ferner: eine Sammlung von Facsimiles und Heliographieen nach Stichen alter Meister, woran das Kabinet große Lücken hatte; eine Chodowiecki-

Sammlung, welche die Arbeiten dieses Künstlers bis auf wenige Numern umfaßt; eine Sammlung von Erzeugnissen der neueren Bücherillustration in Holzschnitt, worunter die Werke von Ludwig Richter, allein über 1000 Blätter, meist Probedrücke; eine von Kunstschülern und Künstlern vielbenützte Sammlung von ganzen Werken und einzelnen Blättern zur Kostümkunde. Außerdem ergriff Weisser jede Gelegenheit und alle nur immer auftreibbaren Mittel zur Ergänzung einzelner Abtheilungen der Sammlung, z. B. der Werke hervorragender Meister des XVI. Jahrhunderts wie Jost Amman, Virgil Solis u. A., ferner von Stichen nach den italienischen Meistern des XVI. und XVII. Jahrhunderts, zu welch' letzterem Zwecke ihm wiederum bei Gelegenheit der hier im Jahr 1872 von Kunsthändler Gutekunst abgehaltenen Auktion der Sammlung Durazzo J. M. die Königin mit einem Geschenke von 500 fl. zu Hilfe kam. Auch die Abtheilung der Maler-Radirer, des Ornamentstiches, der Bildnisse wurden von ihm nicht vernachläßigt. Von Zeit zu Zeit gaben öffentliche Ausstellungen im Festsaale der Kunstschule der Stadt eine Ahnung von dem allmählichen Reichthum der Sammlung, ebenso wie von der Fähigkeit und Neigung des Vorstandes, ihre Schätze nach allen Seiten hin zur Verbreitung zu bringen. Wer sich in den öffentlichen Stunden oder auch außerhalb derselben an ihn wandte, konnte, wenn er nur halbwegs ernste Zwecke verfolgte, bei Weisser auf eine unbegränzte Dienstwilligkeit zählen. Noch blieb die dritte Hauptaufgabe seines Amtes, die Neuordnung der Sammlung, im Jahre 1863 begonnen, und eine den modernen Anforderungen entsprechende Instandsetzung und

Aufbewahrung ihrer Schätze übrig, womit im Jahr 1874 begonnen wurde. Die Stiche mußten bei der Neuordnung aus den Sammelbänden, worin ein großer Theil derselben eingeklebt war, herausgelöst und in entsprechenden Folgen zusammengelegt werden. Später wurden sie gereinigt, ausgeplättet, ausgebessert und auf neue Kartons mit Charnieren aufgeheftet. Bei diesen oft recht geduldfordernden mechanischen Geschäften, denen er sich aber mit derselben Gewissenhaftigkeit unterzog, wie den wissenschaftlichen Anforderungen seines Berufes, war es wiederum seine getreue „Frau Subinspektorin," wie sie unter Freunden scherzhaft hieß, welche ihr redliches Antheil von Arbeit auf sich nahm. Ueber 30,000 Stiche sind schon durch diese Behandlung gegangen. Wäre es ihm vergönnt gewesen, die ganze Sammlung auch nach dieser Richtung durchzuarbeiten und in einem ihrer würdigen neuen Lokale aufzustellen, mit welchem Bewußtsein eines vollgeleisteten Dienstes hätte er seinen Lebenslauf abschließen können! Es sei uns vergönnt, hier den Wunsch einzuflechten, daß er wenigstens einen Nachfolger finden möge, der das Begonnene in seinem Geiste und mit nicht geringerer Sachkenntniß und Beharrlichkeit zu vollenden wisse. — Hat Weisser jederzeit in diesem Amte die Hauptaufgabe seines Lebens erblickt, so war doch damit der Umfang seiner Leistungen nicht ganz abgeschlossen. Im Jahre 1862 wurde ihm ein Lehrauftrag für kunstwissenschaftliche Fächer an der K. Kunstschule ertheilt, in Folge dessen er, bis zur Hieherkunft Lübkes, Kunstgeschichte, von da ab Kostümkunde mit kunstgeschichtlichen Exkursen vortrug. In welcher Weise er die Kunstgeschichte für junge Künstler anregend und fruchtbar

machen zu können hoffte, hat er bei seiner Bewerbung um dieses Amt in folgenden Worten ausgesprochen: „Ich gehe von der Ansicht aus, daß das künstlerische Talent, dem abstrakten Denken in der Regel abgeneigt, nur dasjenige in sich aufnimmt und tiefer verarbeitet, was ihm in der Form der Anschauung entgegentritt. Das Kunstwerk selbst muß also den geeigneten Anknüpfungspunkt an die Hand geben, dem angehenden Künstler auch dasjenige, was über dasselbe hinauszugreifen scheint, und dies ist ja eben die Geschichte der Kunst, zur lebendigen Vorstellung zu bringen. Dieser Umstand scheint mir eine Lehrmethode zu bedingen, welche nicht sowohl in der Art eines Handbuches auf ängstliche Aufzählung aller Künstlerschulen, Namen und erhaltenen Denkmäler bedacht ist, als vielmehr zunächst von den unmittelbaren Intentionen des Kunstschülers auszugehen und deßhalb auf einer möglichst speziellen Betrachtung der geeignetsten Denkmäler zu fußen sucht, um schließlich durch dieselben zu dem lebendigen Verständnisse des Entwicklungsganges der betreffenden Kunstperioden und der Geistesrichtung, der sie angehören, gelangen zu können.“ Richtiger hätte Weisser sich seine Aufgabe nicht stellen können; daß er dieselbe mit Liebe und Geschick gelöst, dafür zeugt die dankbare Anhänglichkeit vieler Schüler und Schülerinnen, welche an ihm auch für ihre eigenen Arbeiten einen allezeit freundlichen und verständigen Berather fanden. Doch sollte es ihm auch noch vergönnt sein, eine öffentliche Probe davon abzulegen, wie er es verstand, Kunstwerke zu sehen, zu erklären und in den Zusammenhang der ganzen Kunstgeschichte zu stellen. Vergeblich hatten ihn schon längst seine hiesigen Freunde, und

nicht blos diese, sondern hochangesehene auswärtige Fachgenossen wie von Retberg, Lippmann u. A. zu bestimmen gesucht, die reichen Schätze seines Wissens durch literarische Verwerthung auch für weitere Kreise zugänglich zu machen. Aber, obwohl der Feder keineswegs unkundig, war er doch, wie das manchem von uns Schwaben zu gehen pflegt, nur schwer und selten zum Schreiben zu bringen. Es muß deßhalb Herrn H. G. Gutekunst als Verdienst angerechnet werden, daß er ihn vermochte, den erläuternden Text zu dem von ihm im Verlage von P. Neff herausgegebenen Werke: Die Kunst für Alle. Eine Sammlung der vorzüglichsten Malerstiche, Radirungen und Formschnitte des 15—17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Kunst- und Kulturgeschichte in Photographiedrucken von M. Rommel (1877 ff. Fol.) zu übernehmen. Wer lernen will, wie man Kunstwerke sehen, verstehen und genießen kann — es gibt freilich noch immer Leute genug, die das ungelernt zu können vermeinen! — dem wüßten wir keine bessere Schule zu empfehlen, als diese in ihrer knappen Form so inhaltreichen Blätter. Bald von der Zeit- bald von der Kunstgeschichte, hier vom Künstler, dort vom Gegenstand ausgehend, sucht Weisser immer zuerst sozusagen den Brennpunkt der Wirkung eines jeden Blattes aufzuzeigen. Und mit welch' sicherem Finger leitet er nun von hier aus das Auge über das Bild hin! Hier deutet er auf einen Glanzpunkt der Komposition, dort auf eine bevorzugte Einzelgestalt, an dritter Stelle vielleicht auf einen sinnreichen Nebeneinfall; Eigenthümlichkeiten der Zeitanschauung, der Sitten und Trachten bleiben nicht unerläutert; auch die Eigenheiten der technischen Ausführung, seien es Vor-

züge, seien es Schwächen, finden ihre Erklärung. Leider sollte auch diese Arbeit, wie sein Werk an der Kupferstichsammlung, unvollendet bleiben! Aber es freut uns, hier mittheilen zu dürfen, daß sich dafür in Herrn Professor Karl v. Lützow in Wien ein berufener Fortsetzer gefunden hat.*) — Noch müssen wir einer Thätigkeit unseres Freundes gedenken, die freilich im engsten Kreise verlaufen ist, aber zur Ergänzung seines Charakterbildes nicht fehlen darf. Weisser war im Oktober 1863 zum Professor ernannt und bei der Neuorganisation der Kunstschule und der Sammlungen im Jahre 1867 als ordentliches Mitglied in das Lehrerkollegium dieser Anstalt gezogen worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß dem Manne, der mit weitem Blicke das ganze Kunstleben der Vergangenheit und Gegenwart überschaute und mit ungetrübter Reinheit der Gesinnung in allen Stücken nur das Gedeihen der Anstalt im Auge hatte, ein wachsender Einfluß im Rathe seiner Kollegen eingeräumt wurde. Was er klar bei sich durchdacht hatte, das wußte er in fließender und überzeugender Rede darzulegen. Wir haben uns erzählen lassen, daß oft an schwülen Sitzungstagen, wie sie keinem Kollegium erspart bleiben, sein lange zurückgehaltenes Wort, plötzlich in vollem Strom sich ergießend, wie ein aufhellender Gewitterregen gewirkt habe. In würdiger Weise vertrat er die Anstalt wiederholt auch als Festredner beim Geburtstag S. M. des Königs mit wohl ausgearbeiteten Vorträgen über württembergische Künstler, z. B. Karl Weitbrecht und H. Schickardt, sowie über andere Gegenstände. Selbst die

*) Anmerkung 1882. Das Werk (50 Lief.) ist seither längst vollendet.

alten Perrücken des Weisser- und Gratianusschen Stammbaumes hätten jetzt ihre Freude an ihm haben müssen, wie er so dastand, „jeder Zoll ein Professor." — Der Gang seines äußeren Lebens verlief seit seiner Anstellung ungewöhnlich still und einfach. Es war vielleicht ein Fehler seiner Jugend gewesen, daß er, mit Ausnahme eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Frankfurt während der Parlamentszeit, immer in Stuttgart, einem damals für die Entwicklung eines Künstlers und Kunstgelehrten recht unglücklichen Orte sitzen blieb. Nun führte ihn sein Beruf wenigstens noch ein paar Mal über die Grenze seines engeren Vaterlandes. Im Herbst 1869 besuchte er die Ausstellung in München und sah zum ersten Male auch die dortigen Kunstsammlungen. Das Jahr 1871 führte ihn wiederum nach München und dießmal auch nach Dresden, dessen reiche Sammlungen es eingehend studirte. Im Spätjahr 1876 hielt er sich einige Wochen in Wien auf, im Herbst vorigen Jahres in Frankfurt und Karlsruhe. In seiner Familie waren drei Kinder herangewachsen, deren Erziehung er sich sehr angelegen sein ließ. Einen Sohn, welcher sich besonders durch mathematische Begabung auszeichnete, verlor er im Jahre 1874 mit 22 Jahren durch Krankheit. Von seinen zwei Töchtern hat sich die ältere unter seiner und Prof. Häberlins Leitung zu einer bereits sehr anerkannten Malerin herangebildet, die jüngere ist durch Frau Hofschauspielerin Wentzel gleichfalls für eine künstlerische Laufbahn vorbereitet worden. Dem Sohn einer verwittweten älteren Schwester, welche vor zwei Jahren eine liebevolle Aufnahme in seinem Hause fand, widmete er eine väterliche Fürsorge. In den Augen des Herrn Verfassers

von „Auch Einer“ mag es ihm zum besonderen Lobe gereicht haben, daß er auch zwei Hündchen, die ihm zugelaufen waren, nicht wieder fortschicken konnte. Weisser besaß in der That, wie sein Bruder Adolf, bei einer vielleicht angeborenen Neigung, die Gefühlsseite nicht nach außen zu kehren, ein weiches und warmes Gefühl. Darum hat er auch, so zurückgezogen er sonst lebte, den abendlichen Verkehr mit gebildeten Männern, meist Künstlern und Gelehrten, nie entbehren mögen. Aber an einem Tische, wo er saß, durfte nie ekler Stadtklatsch breitgetreten werden; vielmehr wurden nicht selten die ernstesten Fragen der Menschheit in tiefnächtigen Geistesschlachten hin- und herbewegt. Weisser führte dabei in lebhafter Disputirlust, die er scherzhaft auf seine theologischen Ahnen zurückzuführen liebte, wohl manchmal etwas scharfe Stöße; aber man nahm ihm nicht leicht ein Wort übel, denn alles, was die Waffen der Rede heimlich vergiftet, Eitelkeit, Hochmuth, Neid hatte ja keinen Theil an ihm. In solchen Kreisen auch des Vaterlandes Hoffnungen und Sorgen mit treuem Sinne zu erwägen, hat Weisser trotz seiner äußerlichen Abkehr von der Politik nie aufgegeben; schon längst der nationalen Richtung zugewandt, konnte er sich über die Aufrichtung des deutschen Reiches mit einer Rückhaltlosigkeit freuen, wie das unter seinen früheren Parteigenossen etwa nur Hans Scherr gethan hat. — Sahen wir so den Strom seines geistigen Lebens immer breiter und ruhiger fließen, so machte den Freunden seine leibliche Gesundheit schon seit einigen Jahren mannigfache Bedenken. Nicht nur, daß ihn übermäßige Anstrengungen und die mancherlei Sorgen allzuenger Lebensverhältnisse

vor der Zeit alt gemacht hatten; wir konnten uns unmöglich verhehlen, daß namentlich der Winterdienst in seiner Sammlung, welche sich in einem unheizbaren Korridore der Kunstschule befindet, seine Gesundheit mit allzuhäufigen Erkältungszufällen zu untergraben angefangen habe. Es war deßhalb, als ihn zu Anfang dieses Jahres eine Rippenfellentzündung befiel, alsbald den schlimmsten Besorgnissen Raum zu geben. Ein vierwöchentliches Krankenlager, auf welchem ihn bis zuletzt noch die schwere Frage des für die Zukunft seiner Sammlung so wichtigen Kunstschulebaues aufregend beschäftigte, endigte am 26. Februar 1879 mit dem Tode. Es wirft einen tragischen Schatten über sein Grab, daß er, noch ehe sein Tagewerk ganz gethan war, in rüstigen Mannesjahren abgerufen wurde; er selbst aber war in seiner Weise zu fromm, um mit dem Schicksal darüber zu rechten.

II.

Charakteristik

(Im neuen Reich 1879. Heft 15.)

Ich sah den Verstorbenen zum ersten Male in einer Sitzung der sogenannten Kunstkommission beim Minister von Golther. Er trug einen Plan über die Grundsätze vor, welche bei künftigen Anschaffungen für die Kupferstichsammlung leitend sein sollten. Da die Mittel sehr beschränkte sind, so hatte es diese Vorlage mit verwickelten Fragen zu thun; vom dringend Nothwendigen mußte unterschieden werden, was Aufschub duldet, mit Werth des Anzuschaffenden und mit Zeitfolge der Anschaffung, sowie mit unbekannten Mög-

lichkeiten von Kaufgelegenheit war gleichzeitig zu rechnen, der Eifer der Vermehrung und das kleine Budget hatten ein Abkommen miteinander zu suchen. Ich fand diesen Knoten mit einer Klarheit gelöst, es sprach aus dem ganzen Vortrage eine innere Wahrheit, eine schlichte Ueberzeugungskraft, die äußerst wohlthuend war und mich alsbald für den Mann und den Menschen gewann. Zugleich war diesen praktischen Erwägungen zu entnehmen, daß hier ein Wissen zu Grunde lag, welches über das Maß, das wir bei Kupferstichkennern vorauszusetzen gewohnt sind, weit hinausgieng; ja sichtbar mehr als Wissen, ein wohlbestelltes, in Studien gereiftes, kunstphilosophisches Denken war es, worauf diese brave und feine Arbeit schließen ließ.

Wie sehr fand ich diesen Schluß bestätigt, als ich in der Folge den trefflichen Mann näher kennen lernte! Weissers Studien und Kenntnisse umfaßten nicht nur mit der Geschichte des speziellen Zweigs der Kunst, auf welchen sein Amt ihn wies, die Geschichte der Kunst überhaupt, sondern mit dieser zugleich die Kulturgeschichte, d. h. zunächst die Geschichte des Kostüms in dem bekannten weiteren Sinne des Worts. Die Kulturgeschichte aber schließt ja nicht nur den formellen Bildungsgang der Menschheit in sich, sondern auch die Entwicklung von Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Religion. In diesem ganzen großen Felde ist, wenn man tiefer sehen, nicht an der Oberfläche bleiben will, ohne philosophisches Denken nicht auszukommen. Nicht Philosoph von Fach muß man darum werden, aber Nahrung, Uebung dem Denktriebe zuführen, und daran hat es Weisser nicht fehlen lassen. In jenen Jahren schon, da er noch Lithograph war,

hat er in solcher Geistesarbeit manche Nächte bei einsamer Lampe durchwacht. Ein ausübender Künstler, dem es ein so ernstes Anliegen ist, die bloße Halbbildung zu überwinden, wird aber vor Allem den Drang fühlen, das innere Wesen eben der Sphäre, in welcher er thätig ist, an der Hand der einschlagenden Literatur zu ergründen. Weisser hat ohne die Erleichterung, die der Studirende an einer Hochschule genießt, streng geschriebene Werke über das Schöne, über die Kunst, die Künste mit unverdrossener Anstrengung durchgearbeitet. In der Kunstgeschichte hat sich jetzt eine Richtung aufgethan, hat Raum gewonnen, ist aber glücklicher Weise noch nicht ans Ruder gelangt, ein Zunftgeist, der auf solche Gedankenarbeit, auf das Geltendmachen philosophischer Bildung in diesem Felde vornehm verächtlich heruntersieht. Die Meinung ist, wo das denkende Eindringen in den Geist eines Kunstwerkes, eines Künstlers beginnt, da beginne das „abstrakte Theoretisiren", die Losung ist „das Exakte, das Technische". Es begreift sich, wie diese Reaktion enstanden ist. Die Zeit der Sentimentalität, dann der Romantik und der Schelling-schen, hierauf der Hegelschen Philosophie im jugendlichen Stadium ihres konstruktiven Verfahrens, brachten uns an der Stelle des wahren Kunsturtheils die schöne Phrase und dann die Auflösung, die Zersetzung des lebendigen, konkreten Kunstgebildes in Ideen. Aber die begreifliche, begründete Gegenwirkung hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Durch kritisches Urkundenstudium das Leben und den Bildungsgang eines Künstlers, das Datum seiner Werke, durch Prüfung seiner Art von individueller Technik die Echtheit der ihm zugeschriebenen Werke feststellen, einen Stil in der

äußeren Bestimmtheit seiner Formen schildern: dies und Verwandtes ist immer noch nicht Geschichte, nicht wirkliche ganze Geschichtschreibung. Das heißt noch immer nach Schätzen graben und froh sein, wenn man Regenwürmer findet, es heißt immer noch an der Schaale herumtasten, heißt nichts weiter, als die Unterlage, den Unterbau für die eigentliche Aufgabe der Kunstgeschichte herstellen. Freilich ist die Schaale durch ihren Kern bedingt, geformt, läßt ihn also errathen, aber um in den Kern wirklich einzudringen, dazu will es doch andere Werkzeuge, als womit man die Schaale untersucht, oder, beim ersten Bilde zu bleiben, die Grabarbeit fertig bringt. Gewiß nicht unmittelbar und allein Philosophie des Schönen und der Kunst, nein! vor allem das Talent der Anschauung, der beseelte Nerv ist vonnöthen, der in die innerste Signatur eines Künstlers oder Kunstwerkes, seines Stils, des Stils einer Schule, einer Periode sich einlebt, kongenial sich versenkt. Aber genügen kann doch auch diese Gabe nicht, ein solches Talent will gebildet, eine solche richtig organisirte Kunstsinnlichkeit will durchsetzt, durchwirkt sein mit Gedanken, mit Standpunkten, mit Begriffen und Namen für Begriffe, wie sie nur die Vertrautheit mit der Kunstphilosophie, ihrer Geschichte, mit den Controversen über die wichtigsten Grundfragen im Gebiete der ästhetischen Forschung darreicht, will ausgestattet sein mit einem Vorrath von Schlüsseln, wie sie nur in dieser, der Menge verschlossenen Werkstätte sich finden. Nur so ausgerüstet wird das Auge und die Phantasie, die dazu angethan sind, einem Kunstwerk, einem Künstler, einem Stil in die Seele zu sehen, auch dahin gelangen, daß sie fähig

sind, sich in der Form des Urtheils auszusprechen. Der Gegenstand dieses Urtheils ist die Einheit des Kernes mit der Schaale, der Seele des Kunstgebildes mit den Formen ihres Leibes. Der Kern ist die Phantasie, die Bestimmtheit der Phantasie in einer Zeit, einem Künstler. Dieser Phantasie muß der Forscher nicht nur Phantasie entgegenbringen, sondern er muß in der Psychologie der Aesthetik bewandert sein, sonst wird er über die Mischung bewußter und unbewußter Seelenkräfte, um die es sich handelt, nichts zu sagen, in dieses Helldunkel keine Linien zu ziehen wissen. Und doch tritt hier erst das wahrhaft Konkrete in die Kunstbetrachtung ein. Und dies Konkrete heißt in der neueren „historischen" Schule abstrakt im schlimmen Wortsinn, während die Abstraktion der Schaale, an der sie herumschabt, ihr als das echt Konkrete gilt. Hiermit wird der Geist ausgeschlossen; Geist haben, Geist zeigen heißt in diesem Lager leeres Stroh dreschen, Salbadern, sich als Ignorant, als Schwätzer bekennen. Suchst du Einlaß in diese Kirche, so hüte dich ja recht wohl, philosophische Bildung zu zeigen, sonst wirst du als Profaner ausgestoßen. Die Kunstgeschichte wird auf diesem Wege versauern, verbauern, ihr Stolz gegen die Kunstphilosophie, die Aesthetik ist Bauernstolz. Er wird sich dadurch strafen, straft sich schon jetzt dadurch, daß die Verächter der philosophischen Bildung just in das verfallen, was sie mit anfänglichem Rechte bekämpften: wo das eigentliche Urtheil beginnen sollte, da wird der so verarmten Scheinwissenschaft nichts übrig bleiben, als gerade die dürftigen Ueberbleibsel des Wortkrams der abgebleichten Sentimentalität und Romantik, womit die Sprache

des Gallerieenpublikums sich aufputzt; „entzückend, rührend schön, hold, reizend, hinreißend, gewaltig, riesig“ u. dergl.: mit diesem Lexikon im Tornister wird der Handwerksbursch der Kunstgeschichte gegen den Studenten der Kunstgeschichte sein Feldlager beziehen. Freilich ist die Sprache unzulänglich, die Anschauung wiederzugeben; der eindringende Geist wird daher mit ihr ringen, ihr Neubildungen abnöthigen; dem Manne der „Akribie“ wird sie aber, wie sie ist, als zulänglich und daher auch dies Ringen als Unnatur erscheinen.

Nahe genug liegt ein Seitenblick auf die Literaturgeschichte. Auch in diesem Gebiete war es nur ganz an der Zeit, daß das akribistische Prinzip sich Geltung verschaffte. Aesthetisirendes, auch einseitig ethisirendes Urtheil auf dem schwanken Grunde leichtgenommener Voruntersuchung herrschte breit genug, um die Gegenwirkung herauszufordern. Wie weitab kann ein solches Urtheil fehlschießen! Wer gestimmt wäre, die exakten Studien über die Achsel anzusehen, der bedenke doch nur, um ein wahres Kinderbeispiel anzuführen, das Eine: er glaubt seinen mittelbaren Quellen, daß ein Werk A nach einem Werk B entstanden ist, und ergeht sich unbedenklich über den Einfluß von A auf B; unterdessen berichtigt die strengere Forschung die Jahreszahl und zeigt, daß es sich umgekehrt verhält! Oder, von der innern Einheit einer Dichtung zu sprechen, wie frischweg wußte man solche in Goethes Faust aufzuzeigen zur Zeit, da man noch versäumte, die Folge der Entstehung seiner Theile genauer, als man ungefähr wußte, zu bestimmen! Genug und fast schon dies zu viel, um zu beweisen, was sich von selbst versteht; hier gilt es vielmehr, zu erinnern, daß auch in diesem

Gebiet die Frage hoch an der Zeit ist, ob denn Vorstudien die Studien selbst, ob Wissen als Resultat von Stoffuntersuchungen Erkenntniß ist? — Nun liegt freilich hier ein eigenthümlicher Knoten vor. Es sind zwei grundverschiedene Thätigkeiten, um die es sich handelt, aber ebenso klar ist, daß es Thätigkeiten Einer Kraft sein sollten. Den Stoff durchforschen und den Geist im Stoff erkennen: dies sollte ja unbezweifelt das Geschäft Eines und desselben Mannes sein. Die Gründe für diesen Satz liegen auf der Hand. Der Stoffgräber findet doch nicht alles, was er sucht; es sind der Stellen nicht wenige, wo ihn die Notiz im Stich läßt; da beginnt nun das Schließen, das Schließen aus inneren Gründen, und um aus inneren Gründen richtig zu schließen, muß man doch wohl ins Innere zu sehen fähig sein, dem Geiste Geist, der Phantasie Phantasie, dem Geschmacke Geschmack, dem Stil Stilverständniß entgegenbringen? Sagen wir nur zum Exempel: Lesart, Textkritik: man sehe in die Philologie hinein und man wird in ein Magazin von Absurdität blicken. Fällt mir da eine hübsche Konjektur ein, die ich neulich gelesen: Goethes Faust:

Was grinsest du mir, hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer
Mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirret —

da entdeckt ein Schlaukopf, es müsse heißen: lichten Tag und der Setzer, verführt von dem Gegensatz: schwer, habe licht in leicht verwandelt — feiner Kopf das! Geht es so in der Konjektur, so kann man sich denken, wie es erst in der Interpretation zugeht. Man sollte einmal eine Blumen-

lese, namentlich aus der Erklärungsgeschichte so kühner Dichter wie Aeschylos und Shakespeare, sammeln, es gäbe einen herrlichen Strauß. Auch von der Diagnose über Echtheit und Unechtheit wäre ein Wörtchen zu reden, doch soll in unserem Zusammenhang bei diesem verdrießlichen Bilde nicht zu lang verweilt werden; schließen wir diese Bemerkungen ab mit der Rückkehr zur der Bezeichnung: eigenthümlicher Knoten. Was an sich zusammengehört, das beliebt die blind begabende Natur so häufig zu trennen: Organ und Lust zur Stoffnachspürung und eindringenden Geist. So lang es eine Wissenschaft gibt, wird einem Faust ein Wagner gegenüberstehen. Wir haben Kräfte, Talente, in denen die Zwei vereinigt sind, sie fehlen weder der Kunstgeschichte noch der Literaturgeschichte, aber es sind nicht viele und breit, jetzt besonders breit lagern sich die Regenwurmgräber ihnen gegenüber. So wird es jederzeit eine empiristische neben einer intuitiven und denkenden Geschichtschreibung geben. Aber sie soll sich bescheiden, bloßer Diener zu sein. Die Kärrner, die den Stoff zuführen, sind nicht die Baumeister. „Empiristisch" habe ich gesagt; dafür gebraucht man auch: induktiv. Nimmt man aber dies Wort genauer, so ist die geistarme Stoffsammlung wahrlich nicht induktiv, denn sie führt ja nicht hinein.

Im Grund erinnert dies alles — subtractis subtrahendis — auch an den Ranganspruch, den in unserer Zeit die Naturwissenschaft gegen die Philosophie erhebt. Gemeinsam ist der jetzigen Richtung in allen diesen Sphären der Wahlspruch: das Objekt erst genauer kennen lernen! In diesem Sinn ist der gesammte Zug der Wissenschaften in

unserer Zeit historisch zu nennen; aber leider ebenso gemeinsam ist ihnen die Neigung, den Nachsatz wegzulassen, den das „erst“ in diesem Wahlspruch fordert: das Wort läßt ja ein nachfolgendes „ehe“ erwarten und der Nachsatz müßte doch heißen: ehe das Subjekt daran geht, die gesammelten Erfahrungen in allgemeine Gedanken zusammenzufassen, den Stoff in Geistbesitz zu verwandeln, was ja doch allein der Zweck sein kann, wofür man sich die Mühe auflegt, Stoff zu sammeln.*)

Es ist im Sinne Weissers gesprochen, was ich hier zunächst über Kunstwissenschaft gesagt, dann weiter auf andere Disziplinen ausgedehnt habe. Er war eben mit einem Artikel gegen rohe und boshafte Kritiken beschäftigt, die gegen eine kunsthistorische Schrift von der Schule der bornirt Exakten ausgegangen, als der Tod ihn hinwegnahm, und es war vorauszusehen, daß die Arbeit nicht matt und flach, sondern schneidig und feurig ausfallen werde, denn er war ein herzlicher Gegner dieser Geistesverachtung. Sein Gespräch über Kunst, Künstler, Kunstwerke, Kunstepochen strebte stets in die Tiefe, er sprach von Formen nie anders, denn als von einer Mimik, worin die Seele sich kund gibt, und verfolgte diese in die feinsten Eigenheiten der Handschrift des Künstlers, er sprach von Stil, von Kostüm nie anders, denn als vom Kleid um die Glieder eines Innern, worin der Charakter dieses Innern sich ausprägt. Seine Gedanken suchten nach

---

*) Es mag hier auf einen Artikel von R. Weltrich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 21. Juli 1880 aufmerksam gemacht werden, der diese Verhältnisse einläßlicher beleuchtet und mit besonders feinem Urtheil bespricht.

einem Centrum und bewegten sich von da wieder nach den Radien des Centrums. Als motorischen Hauptnerv im geschichtlichen Gange der Künste hatte er insbesondere den im Wesen der Phantasie an sich begründeten, immer neu auftauchenden Gegensatz eines sogenannt idealistischen und eines realistischen Stiles begriffen; nicht jedoch, als meinte er, die Kunstgeschichte decke sich mit dieser Formel, sofern sie in unverstandener Allgemeinheit hingestellt wird; er wußte ganz, daß dieselbe erst fruchtbar wird, wenn man erkennt, wie der Gegensatz in unendlichen Gestaltungen immer verändert wiederkehrt, nach immer neuen Versöhnungen und Ausgleichungen hinarbeitet und ins Feinste der individuellen Eigenart sich verästet. Er selbst neigte zum idealistischen Pol, ohne Einseitigkeit natürlich; wie könnte ein seines Amts so würdiger Kupferstichkabinets-Direktor über einem Raphael einen Rembrandt verkennen! Der bescheidene, rednerisch ungewandte Mann wurde warm und ergoß sich in fließenden Worten, wenn ein solches Gespräch tiefer und tiefer drang, und eine Fülle des Wissens kam zu Tage, wie sie sonst nur in einem Leben sich erwirbt, das ungetheilt der Wissenschaft gewidmet ist.

Spricht man vom Charakter eines Mannes, so ist es vor allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufes, wonach man zu blicken hat. War er Lohnarbeiter oder war er mit ganzer Seele, mit seinem besten Selbst dabei? Das ist die Frage. Weisser lebte in seinem Amte, er lebte ihm. Wenn man angesichts der jetzigen Zeitstimmung, der geist-, pflicht- und ehrvergessenen großen Hetze nach Genuß und Geld oft sorgenvoll sich fragt: sind sie denn noch da, die Männer, die ganz ihrer Pflicht leben? sind

sie noch zu finden, die Selbstlosen, deren Liebe ihr Dienst ist? — sieht man auf ein Leben, wie Weissers Leben war, so sagt man sich getröstet: ja, sie sind nicht ausgestorben, oft ganz im Stillen, ganz im Verborgenen sind sie noch da. Sein Grundzug war die edle Leidenschaft für sein Amt, für sein Schmerzenskind, seine Sammlung. Es ist merkwürdig zu sehen, wie speziell sich doch jeder Zweig menschlicher Thätigkeit mit der Moral berührt! Man denke sich eine schwach dotirte Sammlung, die doch schon manchen kostbaren Schatz erworben hat und deren immer mehr erwerben soll: sie verlangt einen Vorstand, der mit dem wärmsten Eifer ihrer Mehrung das strengste Sparsystem vereinigt, und man begreift, wie dringend hier zu genügendem Umfang des Wissens, zur Bildung des Geistes überhaupt ein strenger und reiner Charakter gefordert ist; persönliche Liebhaberei, Eigenwilligkeit, Schwäche gegen Versuchungen zu unzeitiger Rücksicht und Gefälligkeit, zu momentaner, die Zukunft nicht berechnender Verschleuderung der engbemessenen Mittel, und wie alle die Klippen heißen mögen: ein Mann, der da nicht ganz feststeht und dem sein Schiff nicht theuer ist wie ein Heiligthum, wird daran scheitern, und das Fahrzeug wird es zu büßen haben.

Solch ein reiner und strenger Charakter war der Verstorbene. Und um kargen Lohn hat er gedient, — man kann es sagen, ohne irgend jemand zu beschuldigen, Verhältnisse sind oft stärker, als der beste Wille, aber man muß es sagen. Weisser hat jederzeit mehr gethan, als er mußte und als sein Sold ihm auflegte; bis herunter zu Geschäften mechanischer Art, zu so manchen Handgriffen, wofür kein

Diener zu Gebote stand oder die er keinem anvertrauen konnte und wollte, weil es sich um die Erhaltung höchst werthvoller Schätze handelte, bis hinein in diese heikeln Einzelheiten gieng, treu unterstützt von der Hilfe der einsichtsvollen Gattin, sein unermüdlicher Fleiß. Die schwierigste und intensivste seiner Arbeiten war die Herstellung eines Katalogs seiner Sammlung. Welches Gebirg von Mühen da zu übersteigen war, wie es gelungen, sie zu überwinden, und was hierdurch für die Sammlung geleistet ist, davon gibt der obige Nekrolog eine dem ganzen Verdienste des Ordners gerechte Würdigung. Ebenso sagt er in der nöthigen Kürze das Wesentliche über die schriftstellerischen Publikationen Weissers „Bilderatlas zur Weltgeschichte“ und „die Kunst für Alle“. Was die letzteren zwei großen Werke betrifft, so wird man ermessen, welche Summe von Schwierigkeiten die Auswahl, die Zusammenstellung, die richtige Bestimmung des Dargestellten, die Abfassung des Textes in sich schloß und welche werthvolle, Unzähligen erfreuliche und nahrhafte Frucht auch hier diese Mühen getragen haben. Und Weisser arbeitete nicht leicht, er war streng gegen sich und that sich schwer genug, wie er überhaupt das Leben schwer nahm; er machte für kleine Arbeiten strenge Vorstudien wie für große, arbeitete das Entworfene um und ruhte nicht, bis er das Ganze und seine Theile als reif ansehen konnte.

Und von all dem wußte die Welt blutwenig; das verspürte nur, wen das Kunstinteresse in seine Sammlung führte, wer seine Werke las, wer in eingehendes Gespräch mit ihm trat. Vielleicht nur zu sehr das Gegentheil von Naturen, die sich ausladen, sich zu zeigen wissen, ja sich vordrängen,

die nicht schüchtern sind, anzuläuten und Stiegen zu steigen für ihren Vortheil, — ein Bild männlicher, nicht schwächlicher Bescheidenheit, ganz bürgerlich schlicht im guten alten Sinne: so hat er gelebt und so soll die Welt ihn kennen, nachdem er mitten in seinem Wirken uns entrissen ist. Es wäre wohl zu viel, wenn man sagte, er habe in seinem Amte, in der ärmlichen Raumspalte, worin heute noch seine Sammlung steckt, sich aufgerieben, man soll nicht ohne zwingende Gründe das starke Wort Märtyrerthum in Anwendung bringen, aber das ist zu sagen, daß die letzte Krankheit auf stärkere Widerstandskraft gestoßen wäre, hätte er sich nicht in peinlicher Enge, in zu ungetheilten und zu schwach belohnten Mühen, in zu vielen tiefgrabenden Kümmernissen über so dornige Lebenswege abgemüdet. Und eben jetzt, da Aussicht war, daß diese Wege sich schlichten und lichten, daß die Mittel flüssig werden, ihm die wohlverdiente Erleichterung seiner Lage und damit auch äußerlich die vollere Anerkennung seines Wirkens zu bereiten, da mit der Erweiterung des Kunstgebäudes die Herstellung eines geräumigen und würdigen Lokals für die Sammlung beschlossen ist, eben jetzt mußte er den Seinen, den Freunden, dem Amte, dem Lande entrissen werden. Soviel ist gewiß: in ihm ist einer von Jenen gestorben, deren wahrer Werth erst ganz erkannt wird, wenn sie dahin sind.

Ein internationaler Gruß.

(Hallbergers „Ueber Land und Meer" April 1868. Verbessert, erweitert.)

Der Gruß kommt uns von einem Italiener aus der Schweiz zu, er wird jeden Freund der Poesie diesseits wie jenseits der Alpen herzlich erfreuen: „Traduzionelle e Imitazioni di Fr. Leop. Benelli. Zurigo, Fr. Schulthess 1868." Zwischen uns und dem italienischen Volk ist die Scheidewand gefallen, der Zankapfel entfernt. Man mag tief beklagen, was im Jahre 1866 geschehen ist: wer es billigte, der müßte glauben, zwischen Politik und Moral bestehe überhaupt kein Verhältniß; aber es ist geschehen. Italien hat das Seinige, und selbst gegen Oesterreich ist mit der alten Herrschaft der alte Haß geschwunden. Zwei Völker, durch einen reizvollen und belebenden Gegensatz auf den fruchtbarsten Bildungs-Austausch gewiesen, können jetzt erst ohne Rückhalt sich die Hände reichen. Der Deutsche hat längst die seinige ausgestreckt; statt vieler Zeugnisse sei nur unsere blühende Dante-Literatur genannt; manche werthe Gabe wurde uns entgegengereicht, Dramatisches und Lyrisches in die klangvolle Sprache übertragen; wer auch nur die Uebersetzung des Faust von Guerrieri kennt, der weiß, daß wir nicht über Mangel an Liebe und Verständniß zu klagen haben. Hier nun wird uns ein Strauß von deutschen

Blumen lyrischer Dichtung geboten, die, in italienische Erde gesetzt, in südlicher Luft, unter südlichem Himmel Farbe und Duft eigenthümlich verändert haben. Diese Veränderung ist schwer zu bezeichnen. Bald erscheint sie als eine Umsetzung in einen andern, doch verwandten Ton, bald als eine Steigerung, Ausdehnung, Entfaltung, wohl auch als eine Abschwächung, doch nur auf einer Stelle, denn auf einer andern kommt reichlich wieder herein, was verloren schien, wie das ja bei allen Uebersetzungen der Fall ist, denn keine Sprache hat ihre Stärke genau auf demselben Punkt wie die andere; schließlich aber wird Jeder, der den Strauß in die Hand genommen, beschaut und seinen Duft gekostet hat, mit dem Gefühle reinen Genusses sagen: schön und lieblich, und er wird das reizende Geschenk dankbar in die Vase setzen, um Gesicht und Geruch ferner damit zu erfreuen.

Der Geist der italienischen Sprache ist pathetisch, redsam, stockender, dunkler Andeutung abgeneigt, vielmehr dazu gestimmt, in ergiebigem Strome seiner reinen Klänge alles in Fülle zu entwickeln, in hellem Tageslicht auszubreiten. Schon die Formen, Wortbildungen und Beugungen sind von längerem Athem, als die deutschen, kurzzeilige Strophen unserer Poesie werden nothwendig gedehnter. Unter die reinsten Produkte unserer Lyrik zählen wir jene Klänge, die nur wie gehaucht sind, Laute, die im Sprechen zu verstummen scheinen, Farben, die ein tiefes Helldunkel in nebligem Schleier gebunden hält. Und das wohl mit Recht, denn die lyrische Dichtung ist Poesie des Gefühls, das reine Gefühl aber ist nicht beredt, weil es nicht Bewußtsein ist. Sage ich also: Benelli hat es gewagt, Goethes „Ruhe“

(eigentlich „Wanderes Nachtlied. Ein gleiches"), Mörikes „Agnes" und „Denk' es, o Seele" zu übersetzen, so wird man billig gespannt sein, wie es ihm gelungen ist, und ich bin überzeugt, daß, wer diese Uebertragungen gelesen, sagen wird: das ist nun alles anders und doch auch so schön. In Goethes wunderbar rührender Strophe sind aus den „Wipfeln" Cypressen geworden; wir sind nicht mehr im deutschen Walde, aber das Bild der Cypresse stimmt. Der Schluß: „Warte nur, balde Ruhest du auch," ist aus seiner ahnungsvollen Dämmerung um eine zarte Linie ins Helle gerückt; der Uebersetzer konnte nicht sagen: riposi oder riposerai, das lautete im Italienischen trivial; er sagt:

— — — Attendi, e tosto
Della pace nel sen tu pur cadrai.

In den Schoß des Friedens sinken: das ist entwickelter, wortreicher, als ruhen; aber wenn Goethe uns bedeutungsvoll im Ungewissen lassen will, ob „ruhen" heißt: schlafen oder: aus Zerstreuung und Leidenschaft still betrachtend in das eigne Innere niedertauchen, oder: sterben, so ist diese schöne Ungewißheit des Sinns doch mit zartem Gefühl vom Uebersetzer bewahrt. Die kurzen, verstummenden Zeilen aber sind zu längeren, in vier Hebungen verlaufenden geworden; das muß uns als eine Schwächung erscheinen, allein, da sie unvermeidlich, d. h. dem Genius der Sprache des Uebersetzers einzig gemäß ist, so bleibt einfach zu sagen: dem italienischen Leser wird des Aequivalents so viel geboten, als nur möglich ist. Dagegen hat Mörikes tief wehmüthiges, im reinsten Geiste des edelsten Volksliedes empfundenes, im sanft klagenden Refrain ausklingendes „Agnes" nur eine kaum merk-

bare Dehnung um einige Silben erfahren; zum Beweis, wie tief und schön Bild und Stimmung erhalten ist, setze ich die dritte und vierte Strophe nebeneinander:

Um die Ernte wohlgemuth, Wohlgemuth Schnitterinnen singen. Aber, ach! mir kranken Blut, Mir kranken Blut Will nichts mehr gelingen.	Mietendo il grano, in coro allegramente, Allegramente Cantano le compagne: Ma tu, povera mestà, hai il core afflitto, E un core afflitto Non ha vigor, ma piagne.
Schleiche so durchs Wiesenthal, So durchs Thal, Als im Traum verloren, Nach dem Berg, da tausendmal, Tausendmal Er mir Treu geschworen.	Trascino il piede per fiorito calle Lungo la valle, In sogno abbandonata; E salgo al monte, ov' ei ben mille volte, Ben mille volte M'ha la sua fè giurata.

Ein kleiner Fehler ist nur, daß aus dem Rosenband im letzten Vers ein nastricin (Bändchen, kleine Schleife am Hut) geworden; es ist ein langes, breites Band gemeint, von dessen Flattern sich die Phantasie das genügende Bild muß machen können, um die Vorstellung des Wankelmuths, der Untreue symbolisch daran zu knüpfen. Nicht minder rein und stimmungsvoll ist Mörikes traumhaftes „Denk' es, o Seele“ wiedergegeben, ohne einen anderen Verlust, als daß die den Athem gleichsam anhaltende kürzere Zeile, die je einer etwas längeren folgt, dieser an Umfang, an Zahl der Hebungen gleich geworden ist. Daß auch hier die Cypresse auftritt, wird noch weniger Widerspruch finden, als daß Goethes „Wipfel“ in diesen dunkeln Baum der Schwer=

muth und des Todes umgewandelt sind, denn das „Tännlein" ist ja erlesen schon, mit dem Rosenstrauch „auf deinem Grabe zu wurzeln und zu wachsen".

Nicht ganz ebenso ist die Uebertragung des brütenden Helldunkels, des ahnungsvollen Zwielichts in Gottfried Kellers „Es ist ein stiller Regentag", einem der schönsten Gedichte des markigen schweizerischen Lyrikers und Novellisten, geglückt; die seltsam gemischte, trüb heiter beschauliche Stimmung fand wohl im italienischen Sprachvorrath nicht die hinreichenden Mittel des Ausdrucks.

Doch ich möchte mich nicht beim Einzelnen kritisch aufhalten; im Ganzen und Großen scheint mir, es sei dem Uebersetzer der schwerste Theil seiner Aufgabe, die Wiedergebung der Klänge, die im engsten, ungetheiltesten Sinn als lyrisch zu bezeichnen sind, recht wohl gelungen. Wir blicken in ein zart und rein nachempfindendes Gemüth und es thut wohl, zu fühlen, daß unter den Lauten der fremden, volleren, sinnlich schöneren Sprache das Herz so innig schlägt, wie unter den scheinloseren, aber gesammelteren und tieferen der deutschen.

Ganz anders natürlich ist der Italiener in seinem Elemente, wo es gilt, Anschauungen, Stimmungen, Leidenschaften, Gedanken zu übertragen, die sich in der breiten Welle des großen Stils bewegen. Hier darf er den Pomp, die würdevolle Pracht, das Feuer und Pathos seiner Sprache walten lassen. Einen ganz besondern Genuß darf ich jedem Leser versprechen von der Uebersetzung eines Gedichts, worin uns Goethe längst, ehe er Italien betrat, so täuschend auf den klassischen Boden versetzt hat, daß wir meinen, dort in

den Umgebungen des Golfs von Neapel zu wandeln und ländliche Hütten an Trümmer römischer Tempel und Paläste geheftet zu sehen. Es ist „Der Wanderer", das hohe Bild voll Kunstandacht und voll reiner Liebe zur gesunden Gegenwart der Natur, des Lebens, des rein menschlichen Daseins. Trotzdem, daß hier der Uebersetzer ganz zu Hause ist, daß ihm, um eine schöne Einzelheit anzuführen, für „Gefäß" das antike anforetta zu Gebote steht, darf man sich die Aufgabe wahrlich nicht leicht vorstellen. Wie sollte z. B. wiedergegeben werden: „Glühend webst du über deinem Grabe, Genius!"? Für „weben" konnte nicht das entsprechende tessere stehen. Benelli übersetzt: ardente spirto aleggia sul tuo sepolcro, o Genio! Glühender Geist flügelt über deinem Grab, o Genius! Gewiß schön, nur wäre wohl besser gewesen, zu setzen aleggi, denn der Genius ist mit dem spirito identisch. Als Probe der anmuthvollen Würde, womit das deutsche Gedicht im fremden Gewande schreitet, mag der Schluß hier stehen, worin der Dichter von den hohen, feierlichen Betrachtungen so rührend zum nächsten Menschlichen, zum schlicht natürlichen Wunsch einlenkt:

Leb' wohl!	Addio! — Or tu guida i passi miei,
O leite meinen Gang, Natur!	O Natura, dell' errante straniero,
Den Fremdlings-Reisetritt,	Che sui sepolcri delle sacre etadi
Den über Gräber	Il piè conduce. All' asilo lo guida
Heiliger Vergangenheit	Che dal gelo il difende, ove dai raggi
Ich wandle.	Dell' ardente meriggio una selvetta
Leit' ihn zum Schutzort,	Di pioppi lo ripara. E allor che a sera
Vor'm Nord gedeckt,	
Und wo dem Mittagsstrahl	
Ein Pappelwäldchen wehrt.	
Und kehr' ich dann	

Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch' ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

All' invocata mia capanna io torni,
Quando l'indora il sol col mesto addio,
Oh incontro a me tale una donna mova,
Beata d'un fanciul che al petto stringa!

Ungern verzichte ich darauf, durch Anführungen zu zeigen, wie prachtvoll in „Mahomets Gesang", in den melodischen Tönen der Sprache Italiens rauschend der Strom dahinrollt. Den „Gesang der Geister über den Wassern" hat Benelli in Reimen übersetzt; sie wirken mit dem musikalischen Tonfall der reinen Laute reizvoll zusammen, dem innern Gehör und Gesicht Farbe und Klang des Bildes vorzuführen. Man vernehme nur folgende Stelle:

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Da eccelse rôcche eletto*)
Sgorga quel puro getto
E quindi si dissolve
In nubilosa polve
Su scoglio che il riceve
E l'onda sua si beve;
Poi in ondeggiante velo,
Con dolce mormorio
Scende giù giù fino al profondo rio.

A ogni scheggia sporgente,
Che al cader suo s'oppone,
Spuma sdegnosamente,
E a poco apoco avanza
Fino all' abisso in fervorosa danza.

An die Uebersetzung von Goethes Prometheus knüpfe ich eine Bemerkung, die ebensogut schon im Anfang dieser

*) „Eletto" ist wohl etwas gewagt für: herströmend von —

Besprechung oder bei jeder von diesen Nachbildungen Platz gefunden hätte, doch gerade bei dieser, und zwar namentlich am Schlusse sich besonders nahe legt. Man wird nicht behaupten, daß dieser Monolog des Titanentrotzes in den vollen Tönen der Sprache Dantes und Michel Angelos seine finstere Großheit eingebüßt habe. Doch geschwächt ist er da und dort, und zwar ohne Schuld des Uebersetzers. Ein Mißgriff allerdings scheint es mir zu sein, daß einzelne der Versgruppen mit Endreimen geschlossen wurden; die stolze Titanensprache im Gedicht verschmäht solche Abrundung, begnügt sich mit dem freien Anklang an gemessenen Rhythmus. Doch es ist etwas Allgemeineres, was ich zu sagen habe, und enthält keinerlei Vorwurf für den Einzelnen. Benelli übersetzt die Schlußworte:

„Und dein nicht zu achten
Wie ich!“

so: A sprezzarti così, com' io ti sprezzo! Da ist nicht nur überhaupt durch die Zusammenfassung von zwei Zeilen zu Einer gedehnteren die Prägnanz der Kürze des Originals abgeschwächt, sondern dies geschieht namentlich auch durch die letzten Worte. Goethes Schluß: „und dein nicht zu achten wie ich!“ fährt steil, scharf und schroff wie ein Stoß heraus. Nun wäre ein io am Schluß viel zu weich gewesen. Daher, obwohl der letzte Hauptnachdruck auf ich liegt, zieht Benelli vor, vielmehr sprezzo an den Schluß zu setzen und bereitet es durch avezzo als Reimfolge vor. Sprezzo hat eine energische Wurzelsilbe, aber vokalisch schließt es doch wie io und dies führt uns zu einer allgemeineren, die beiden Sprachen vergleichenden Bemerkung.

Bei einem Bankett in Zürich trat ein Kollege, Professor für italienische Literatur, nachdem Trinksprüche in Deutsch, Französisch, Italienisch gehalten waren, zu mir und sagte: ich habe die Sprachen heute aufmerksam verglichen und muß zugeben: das Deutsche hat doch die solidesten Knochen. Sonst hatte er wie andere Ausländer unserer Sprache gern ihre Härte vorgeworfen. Es ist klar: was er meinte, ist die Bestimmtheit der Artikulirung, und diese liegt in der Herrschaft des konsonantischen Wortabschlusses, der ja freilich dem Deutschen zugleich seine Härte gibt. Ueber die Härte klagen ist ungerecht ebendarum, weil das Deutsche ihr jene seine Bestimmtheit verdankt. Goethe war in Venedig, mitten unter den Wohlklängen der italienischen Sprache, als er die übellaunigen Verse schrieb:

„Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst"

und als er in einem andern Epigramm klagte, dem Schicksal wäre gelungen, in ihm einen Dichter zu bilden,

„Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt."

Bekanntlich war das Deutsche einst viel reicher an vokalischen Endungen, erst durch Stutzung derselben in konsonantische ist es so hart geworden (amisala-Amsel, mennisco-Mensch) und zur Härte ist Lautabschwächung gekommen, indem die klangvolleren Vokale A O U großentheils in das klanglose E verdünnt wurden. Eine Hauptveränderung, die das Italienische mit dem Lateinischen vorgenommen hat, ist dagegen die Aufweichung konsonantischer Endung zu vokalischer. Nicht ebenso ist (ursprünglich) die französische (gallische) Zunge

mit dem Latein verfahren, sie ließ den Konsonanten im Wortschluß vielfach stehen, wo ihn der Italiener in Vokal umbildete (aiment—amano, sont (sunt)—sono), aber so sehr schlug doch auch hier die Liebe zum weicheren Abschluß vor, daß die Willkür eindrang und endlich Regel wurde, die Schlußkonsonanten einfach nicht zu sprechen (état), oder sammt der ganzen Schußsilbe, wenn sie ein n enthielt, in einen (häßlich) genäselten Vokal zu verwandeln (présent), ebenso auch mit einsilbigen Wörtern zu verfahren (fond, sont). Andrerseits hat diese Sprache freilich auch End-Vokale stumm-gelegt und dadurch eine Menge von konsonantischen Endungen an die Stelle von (lateinisch und italienisch) vokalischen gesetzt (barba, arma—barbe, arme); es ist aber nicht dieser Zuwachs, sondern jener Verlust, was uns hier angeht. „Dein nicht zu achten wie ich“ würde im Französischen ein moi als Schluß verlangen, moi klingt etwas voller, als io, wäre aber doch auch ein akustisch unbequemer Schluß; die französischen oi (oa) klingen doch immer wie ein Froschquaken, nnd der Kraftstoß im Schluß verlangt eben einmal einen Konsonanten.

Nun mag nur noch an zwei Beispielen gezeigt werden, was beide Sprachen mit ihrem Gewinn an Weichheit durch vokalische Endungen zugleich eingebüßt haben. Man nehme das Wort: Hat. Das ist doch ein Wort, ist artikulirt, hat Knochen. Der Italiener aber hat das lateinische habet in ha, der Franzose in a verwandelt. Jener spricht das h nicht, also haben beide für den Begriff Hat nur einen Vokal, denselben, der zugleich den Dativ anzeigt. Ganz so sind sie mit dem Wort est umgegangen. Unser Ist ist doch

ein Wort, ist artikulirt, hat Knochen. Jene beiden Sprachen aber haben von est nur das e übrig gelassen (der Franzose spricht ja das st nicht) —: denselben Buchstab, der auch „und" bedeutet (der kleine Aussprachunterschied: offnes, geschloßnes e ist doch ganz ohne Gewicht). Nun ist das aber eine Sünde an der Sprache, eine Leichtsinns- oder Weichlichkeits-Sünde, denn man soll kein wesentliches Zeitwort verlottern, so verkommen lassen, daß es einem bloßen Casuszeichen oder einem Verbindungslaute gleich wird.

Was haben aber diese Bemerkungen mit der Poesie zu thun? Nun, das wird sich an wenigen Fällen zeigen lassen. Ein Dichter will etwa sagen: „er sucht nicht nur, er wünscht nicht nur, er hat." Geht da die Kraft nicht verloren, wenn für dies Hat ein bloßes A steht? Oder: „er scheint nicht nur, er ist." Wo bleibt der Nachdruck in Ist, wenn ein bloßes E dafür steht? Nehmen wir noch ein nicht fingirtes Beispiel hinzu: Goethes Tasso sagt von seinen Gestalten im befreiten Jerusalem:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugt,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Der letzte Vers ist im Klang unschön, ein rechtes Beispiel für die ganz eingestandene phonetische Trockenheit, Hölzernheit der deutschen Sprache; man sehe oder höre hin: 6 (resp. 7) I — wie lauter stechende Spitzen und daneben kein anderer Vokal als das blaße E.! Ein Holzbrett mit 6—7 spitzen Nägeln! Aber dann bedenke man das letzte Wort! Setze dafür: sono oder sont (sō), so ist das Mark der Bedeutung in dem Sind mit der hievon untrennbaren konsonantischen Decision in Brei zerschmolzen.

Quod erat demonstrandum. Man sollte also weniger auf die Härte der deutschen Sprache schmälen, da so erkennbar ist, welches Gut sie um diesen Preis einkauft. Theuer ist er, das bleibt wahr; selbst gegen das Interesse der vorstehenden Vertheidigung erwähne ich noch namentlich die Häufigkeit der unschönen, lästigen Endung ung (althochdeutsch noch unga). Es besteht freilich auch eine Pflicht, die uns durch solche Härte aufgelegt wird, sie heißt: vermeide sie nach Kräften, wo sie nicht dem Sinngehalt durch ihre Energie dient. Leider ist es deutsche Art, vielmehr nach der Regel zu handeln: steigere sie ohne Grund! Eine entsetzliche Mehrheit unserer Schriftsteller schreibt mit verstopften Ohren. Der Dichter vor allem ist berufen, uns hören zu lehren; er wird Härte nicht meiden, wird sie wollen, wo sie den genannten Zweck erfüllt, er wird, wo solcher Zweck fortfällt, mit feinem Nerve dem harten Material akustische Schönheit abgewinnen. Man lese das Mignonlied einmal von diesem Standpunkt und horche der Vokalfolge nur gleich in den ersten Zeilen, so wird man geleistet finden, was ich meine, und dem anklagenden Dichter seine eigene Leistung als Gegenbeweis vorzeigen.

Ich habe betont, daß Goethe im italienischen Lande weilte, als er jenes herbe Urtheil schrieb. Unmittelbar neben das Italienische gesetzt, gleichzeitig neben ihm vernommen ist das Deutsche freilich sehr im Nachtheil, seine Trockenheit, Härte erscheint auf dieser Folie noch einmal so hart und trocken, dürr, philisteriös, und geblendet von der Klangschönheit und Grazie der Nachbarin hat man nicht Zeit, die Kraft, Tiefe und den Reichthum der Muttersprache

zu bedenken. Daher, schließlich nur daher kommt es auch, daß deutsche Stämme unter romanische hineingeschoben nach und nach ihre Sprache aufgeben; die Verkehrsnothwendigkeit zwänge sie nicht dazu, sie dürften ja nur mit Beharrlichkeit auf ihrer eigenen Sprache bestehen, aber ihre Knarrlaute kommen ihnen, wenn sie so oft darüber lachen und scherzen hören, endlich selbst komisch und beschwerlich vor: das ist's. Nur um so mehr freilich ist es Pflicht des Staates, dem solche ausgesetzte Glieder angehören, sie gegen den verführerischen Andrang zu stützen und zu stärken, und zwar durch nachdrückliche Pflege der Schule. Was Oestreich hierin gesündigt hat und sündigt, wie neuerdings der deutsche Schulverein gutzumachen strebt, was der Staat versäumt, weiß man.

Doch wir beginnen abzuirren; jetzt ist unser Geschäft, zu zeigen und zu rühmen, was in künstlerischer Hand die italienische Sprache vermag, wenn sie mit der weniger schönen, aber markigeren und reicheren deutschen nachbildend, übersetzend wetteifert. Wir nehmen den Faden wieder auf und reihen zunächst an Goethes Prometheus eine didaktische, doch ebenfalls im hohen, feierlichen Stil gehaltene Dichtung: Schillers „Bild zu Sais“. Für diese Art gemessen schreitender Würde ist die italienische Sprache besonders gestimmt und mit wahrem Genuß wird man dem Kothurnschritt des Uebersetzers folgen. Man vergleiche nur die Versgruppe:

Hier steht er nun und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die leblose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.

Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

mit der Wiedergebung:

Vi è giunto alfin; ma un orrido l'attornia
Sitenzio sepolcral, rotto soltanto
Dal cupo risuonar del sacro asilo,
Che il rumore de' passi a lui tramanda.
Giù per l'azzurra volta argentea luce
Manda intorno la luna, e qual d'un Dio
La terribil presenza, a lui risplende
Sotto il chiaror di quell' augusta volta
Ricinto dal suo velo il Simulacro.

Nur das „langen" im letzten Vers ist ausgeblieben und wird vermißt, denn es ist wesentlich zu Bild und Stimmung beitragendes Epitheton.

Wir können hier beim Didaktischen noch einen Augenblick verweilen. Die Perle unter Schillers Lehrgedichten: „die Theilung der Erde" wird man mit gleichem Wohlgefallen in der Uebertragung lesen; das heiter Freie, licht und doch ernst Bewegte, Schwebende macht sich nur noch liebenswürdiger in der sonoren, elastischen Sprache Italiens. In dem herrlichen Schlußvers hat allerdings die zweite Zeile Einbuße erlitten: „der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein" ist farblos übersetzt mit: „se ogni bene terreno io già donai," aber nicht darf man sich an dem scanno in der letzten Zeile stoßen; im Deutschen würde es stilwidrig klingen, wenn Jupiter sagte: „ich habe dir eine

Bank da oben vorbehalten", aber das italienische Wort scanno wird öfters, selbst von Dante, in hohem Sinne gebraucht.

Zwei fühlbare Lücken finden sich in der sonst ebenfalls wohlgelungenen Uebersetzung von „Das Glück und die Weisheit": im dritten Verse ist der Pflug und im letzten das „eilt, sich zu ermorden" weggeblieben, das man aus „Salva l'amico" nur erschließen kann.

Es war vorher von Gedichten hoch schwungvollen Inhalts die Rede. Wie dem Pathetischen, so kommt dem Tone des höchsten Entzückens der elektrische Nerv unserer südlichen Nachbarn feurig entgegen. Doch will es mir scheinen, von der Sprache der glühenden Sehnsucht, im Tausch unendlicher Liebe das All in sich aufzunehmen oder sich in es aufzulösen, die im „Ganymed" stammelt, sei in der Uebersetzung etwas Wesentliches verloren gegangen, nämlich eben das Stammeln. Daß der Reim gewählt wurde, ist wohl hier nicht als ein glücklicher Gedanke anzusehen, denn er rundet ab, wo ein abgebrochener Ausruf wesentlich ist, er muß öfters dehnen, wo der Flug der mystischen Andacht keine Worte findet, den Satz zu vollenden. Man vergleiche am Schluß:

Aufwärts an deinen Busen, Allliebender Vater!	Padre amoroso d'ogni tuo creato, Posar mi sia concesso Nel tuo paterno amplesso!

Allein ich berufe mich hier auf die Bemerkungen, womit ich diese Anzeige eingeleitet habe. Wir dürfen der fremden Sprache nicht mehr zumuthen, als ihre Natur ihr erlaubt, und der italienische Leser, in den wir uns doch

nicht ganz versetzen können, liest vielleicht mit voller Befriedigung, wo wir Lücken oder, ein andermal, ein Allzuviel finden, vernimmt, ungestört durch die Vergleichung, obwohl in anderer Tonlage, Klangfarbe und Variation dasselbe Thema.

Ungleich näher bleibt am Originale Goethes „Mailied“ Es war nichts Kleines, diesem geschwellten, kurzen Athem des Entzückens in Strophen zu folgen, die nur um ein paar Silben verlängert sind, die ganze Wonne der Empfindung so voll nachgefühlt in den engen Rahmen zu pressen.

Noch ist eine Gruppe von Gedichten aufzuführen, worin der Uebersetzer ganz besonders die Feinheit seines Gefühls bewiesen, worin ihm aber auch der Geist seiner Muttersprache besonders willig seine graziösen Formen dargeboten hat: es ist das Zarte, einfach schön Gefühlte, Weiche, Anmuthige und in nahe liegendem Uebergang das Schalkhafte, das heiter Spielende, das Humoristische. Wie rein in der Stimmung ist Goethes „Nähe des Geliebten“ wiedergegeben, wie schön z. B. der zweite Vers:

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege	Ti veggo allor che per lontana via
Der Staub sich hebt;	La rena il turbo caccia,
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege	Se in notte oscura per smarrito calle
Der Wandrer bebt.	Il pellegrino agghiaccia.

Wie ganz tönt die Zartheit der reizend weichen Strophen der Gedichte „Gefunden“ und „Nähe“ in den reinen, süßen Klängen wieder! Das Bild voll griechischer, anakreontischer Anmuth vom „Nektartropfen“: wie freundlich schwebt es im schmiegsamen, fließenden, farbigeren Gewand am Auge

vorüber und hier gewiß wollen wir die Endreime nicht tadeln. Man lese z. B.:

Emsig waren drauf die Bienen Hinterher und saugten fleißig; Kam der Schmetterling geschäftig, Auch ein Tröpfchen zu erhaschen; Selbst die ungestalte Spinne Kroch herbei und sog gewaltig.	Le industri pecchie a quella volta allora Volaron tosto, e misersi a succhiare; L'agile farfalletta affaccendata Diessi pure a sorbire Onde ottenerne un goccettino anch' essa; Fino il deforme ragno ivi si volse, E quanto più potè, più ne raccolse.

Nur in der Uebertragung von Hölty's „Frühlingslied" ist der Ton nicht getroffen, der rührende Zug kindlicher protestantischer Frömmigkeit, Kirchenliederton, womit die zweite Strophe schließt, ist verloren: „die schöne Welt" ist mit cose si belle schwach wiedergegeben und die geputzten donzelle, die den Reim besorgen, passen nicht in die Stimmung des Bildes.

Im Gebiete des Schalkhaften bewegt sich der Uebersetzer freier als sonst, die traduzione wird hier an manchen Stellen mehr zur „imitazione", aber wahrlich nicht auf Kosten des Originals; das allegro wird um ein paar Wendungen, Töne, nur ganz in der Tonart, bereichert und mit besonderer Genugthuung nimmt man wahr, wie einstimmig die so verschiedenen Sprachen und Volksnaturelle sich in diesem wohligen Elemente zusammenfinden. Wie allerliebst nimmt sich Goethes „Schäfer" in dem um Weniges faltigeren Rock aus:

Es war ein fauler Schäfer,	Oziosi dì traeva un pecoraio,
Ein rechter Siebenschläfer,	Un vero dormiglione,
Ihn kümmerte kein Schaf.	Nè vi so dir se lo movesse un guaio.

Ein Mädchen konnt' ihn fassen:	Dato il piede d'amor entro la rete,
Da war der Tropf verlassen,	Perdette Ser Pacione
Fort Appetit und Schlaf!	L'appetito, i bei sonni e la sua quiete.
Es trieb ihn in die Ferne,	E astronomo di cor più che di mente,
Des Nachts zählt er die Sterne,	Noverava le stelle
Er klagt' und härmt' sich brav.	Sospirando a nottate allegramente.
Nun da sie ihn genommen,	Ma d'amoroso poi fatto marito,
Ist alles wieder kommen,	Tornò lo *statu quo,*
Durst, Appetit und Schlaf.	Tornò il sonno, la sete e l'appetito.

Nur im dritten Vers erwartet man statt: allegramente: tristamente. — Die „Frösche" haben noch größere Vorsätze, als bei Goethe, sie wollen, wenn das Eis schmilzt, auch Akrobaten werden:

E esercitar così la gamba-alata
Da oscurarne la fama a un' acrobáta,

ein ganz ergötzlicher kleiner Zusatz! Um ein paar Zeilen erweitert klingt doch ganz gleich anmuthig die Selbst-Ironie in „Il proprio inganno" wie in Goethes Original: „Selbstbetrug" und mit ungetheiltem Wohlbehagen, ausgenommen eine Stelle, wird man „Der Knabe und die Müllerin" in dieser Uebertragung lesen, die mit dem feinsten Tastsinn dem schelmischen Gange des Dialogs, dem Wiederklang des neckischen Sinns in Reime folgt. Die Stelle, die ich ausnehme, findet sich am Schluß, wo die Worte:

„Euer schönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben"

übersetzt sind:

E poi sporcar del nobil suo vestito
Col bianco il bel colore,
Davver non avrei core.

Goethes Worte geben ja den einzigen Grund an, warum auf der Stelle verrathen ist, wer die schöne Müllerin küßt; „Geschichten“ gäbe es gerade darum; das poi scheint überflüssig einen zweiten Grund zu nennen.

Ich schließe, ohne sämmtliche Gaben dieser willkommenen Bescheerung besprochen zu haben. Außer den hier erwähnten Stücken kommen Dichtungen von Uhland, Wilhelm Müller, Lenau, Grün, G. Keller, auch des Verfassers Trinklied an die Reihe; doch die aufgeführten Proben werden hinreichen. Wer dieses Geschenks sich ganz erfreuen will, dem rathe ich, die Uebersetzungen sich laut vorzulesen oder besser, Gelegenheit zu suchen, sie aus italienischem Munde zu vernehmen. Klang und Inhalt hängt in einer so viel naturvolleren Sprache inniger zusammen, als in unserer nordischen; es handelt sich aber nicht bloß vom Klang, sondern auch von der Accentfolge, vom Rhythmus, und schwer wird es ein Deutscher dahin bringen, sich in das freiere und doch feingewogene Verhältniß der Hebungen und Senkungen im italienischen Verse so einzuleben, daß er im Vorlesen seine Gewichte ganz zur richtigen Geltung zu bringen vermag.

Man sagt im Schwäbischen von einer guten Speise: das schmeckt nach mehr. Hier ist nicht nur Talent, sondern man fühlt aus der Wahl des Uebertragenen wie aus der Leistung eine liebenswürdige Persönlichkeit heraus; Adel und Zartheit der Empfindung, hoher Sinn und schwebende

Leichtigkeit des Humors, jenes sinnlich geistige Organ, jener Nerv, der richtig tastet und nachfühlt, sind Eigenschaften, die den natürlichen Wunsch begründen, dem freundlichen welschen Gaste von Florenz auf dem Boden, wo die Völker-Genien sich verbrüdern, noch öfter die feine Hand zu drücken.

Zusatz.

Italien hat seither Umwälzungen in seiner lyrischen Poesie durchlebt, Heine ist aufgekommen, das gefährliche Element der Ironie eingedrungen, man spricht von Eineare (Heinisiren). Um so mehr mag es an der Zeit sein, auf eine Erscheinung wieder zu verweisen, welche unsere südlichen Nachbarn an den reinen, lautern Born gesunder Lyrik zurückführen hilft.

Voltaire.

Sechs Vorträge von D. Fr. Strauß.

(Deutsche Vierteljahrsschrift von Cotta 1870.)

Es ist nicht wenig, wenn man ein Buch mit den Worten begrüßen kann: so etwas hat uns just gefehlt; es ist noch lang kein Prädikat, das den Werth desselben im Mittelpunkte bezeichnet, aber es ist kein übles Prädikat, wenn wir es ein hülfreiches Buch nennen dürfen. In der That, die Leute werden nicht zu zählen sein, die einmal über Voltaire die Wahrheit erfahren möchten und nicht wissen, wie sie dazu gelangen sollen. Die befangenen freilich, die Köpfe, die im Vorurtheil stehen, und die Trägen, die nicht gern selbst sehen, sind fertig: er war frivol — und damit Punktum. Wer aber nicht gern nachglaubt und nachspricht und wer weiß, wie der Mann doch eine Zeit- und Geisterströmung in sich zusammengefaßt und in verdoppelter Wirkung wieder ausgestrahlt hat, der ist gerade ihm gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. Denn wie Viele haben Zeit, aus dem Gebirge von Schriften und Flugblättern sich des Mannes richtiges Bild zusammenzulesen? Welchem Urtheil aber, wenn man sich nicht aus den Quellen sein eigenes bildet, soll man trauen, da sich diese Urtheile so widersprechen,

daß sie dadurch selbst ihre Einseitigkeit verrathen? Es verhält sich ja hier nicht wie mit andern Männern, von denen bedeutende Geisteswirkungen ausgegangen sind: weniger als irgend Einen unter denselben hat man Voltaire beisammen; wie sein Geist und Charakter schillert und schwer zu finden ist, so weiß man von seinen Schriften nicht zu sagen: lies dies oder dies, da hast du den Mann. Daher sind es gar nicht blos billig denkende Leute von mittlerer Bildung, die sich nach Aushilfe sehnen, sondern in den Kreisen der Wissenschaft selbst, da es in jeder ihrer Sphären so Unendliches zu thun gibt, sind Tausende dankbar, wenn Einer das schwere Geduldwerk übernimmt, ihnen vorzuarbeiten, aus der zerstreuten Masse des Einzelnen die Quintessenz herauszudestilliren. Natürlich muß der Helfer in der Noth ein glaubhafter Mann sein; doch das hat keine schweren Wege: ob der, welcher sich uns als Vorarbeiter und Verarbeiter anbietet, wirklich selbst gelesen, alles und gründlich, das findet sich ja, das sieht man. Nun, und diesen Unzähligen hat Strauß es zum Danke gemacht; eine Schrift, die einem so gefühlten Bedürfniß abhilft, ist eine willkommene, und noch einmal: das ist nicht wenig.

Doch freilich, damit ist auch nur erst angefangen, wenn wir dies Buch charakterisiren sollen, es ist nur ein Vorwort; das rechte Wort wird sein: in eine bessere Hand konnte Voltaire nicht fallen. Ausgerüstet mit allen Mitteln der deutschen Wissenschaft, der deutschen Philosophie durchschaut und überschaut der Biograph — oder wie sollen wir sagen? der Charakter-Analytiker seinen Mann; er sieht ihm in seine Werkstätte, sein Geheimniß, er erkennt die

Lücken, Sprünge, Einseitigkeiten und Widersprüche, wie die Lichter, die wahren Fünde seines Denkens, weil er im Besitze des ganzen, konkreten Gedankenzusammenhanges ist, in welchen die Begriffe des unruhigen, philosophisch dilettantisirenden Aufklärers als bloße Stücke sich fügen; ein dialektischer Denker — dialektisch im guten und tiefen Sinne — prüft einem abstrakten Denker, ein ganzer einem halben sein stückweises Denken. Stößt sich jemand, den Witz, die Schärfe, die Lebendigkeit, das bunte Phantasiespiel Voltaires im Auge, hier an der Bezeichnung: abstrakt, so dürfen wir nur sogleich Einen wesentlichen Punkt herausheben. Die Wunder, die uns die Bibel erzählt, müssen, so meint die Aufklärung, da sie nicht wahre Thatsachen sein können, Erdichtung, nämlich absichtliche, also Lüge sein. Hier liegt eine falsche Alternative zu Grunde, und zwar eine abstrakte, weil sie ein Drittes, eine dritte Möglichkeit weglässt, und dies Dritte verbindet in bestimmtem Sinn die zwei Sätze der Alternative: wahr oder unwahr zu dem Begriff: wahr und unwahr, d. h. unbewußte Dichtung, die einen Kern von Wahrheit bildlich umhüllt, ist also ein konkreter Begriff. Dieser Begriff ist: die Wunder sind Mythen; Strauß ist der Entdecker des Mythus-Begriffs, oder besser: der Entdecker seiner Anwendung auf die Urkunden und den Vorstellungskreis der christlichen Religion. Er steht also darin über Voltaire und sieht ihm in seine Blöße, hat den Schlüssel, welcher ihm und den sämmtlichen Aufklärern fehlt. Das ist zugleich Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft; wie heute den theatralisch auffassenden Renan, so rückwärts überschaut die deutsche Tiefe und Gründlichkeit die geistreiche

Lückenhaftigkeit des Franzosen in Voltaire. Konkret denken heißt aber auch den Gegenstand nicht isoliren, also z. B. einen Mann nicht aus seiner Zeit herausreißen. Strauß beginnt, indem er ein einschlagendes Wort Goethes anführt, gleich damit, daß er Voltaire als Repräsentanten des Jahrhunderts der Aufklärungs-Literatur faßt, das er mit heraufgeführt und bis dahin begleitet, wo er seine Errungenschaft auf der Schwelle des Revolutionszeitalters niederlegte, und er läßt seinem Mann diesen Standpunkt zu gute kommen, indem er aus der Zeit entschuldigt, was aus ihr entschuldigt werden darf.

Doch man könnte mit allen Werkzeugen zu einer Zergliederung ausgerüstet und doch könnte die Hand nicht stet genug sein, sie richtig zu gebrauchen. Strauß hat aber die stete Hand. Sein Geist hat die Ruhe und Klarheit, rein objektiv zu sehen und zu urtheilen. Dies ist ja gewiß nicht bloß Sache der wissenschaftlichen Bildung: es ist auch Sinn, Gesinnung, Charakter. Es will Gerechtigkeit. Doch „Gerechtigkeit“ ist noch negativ gesprochen. Wahre Kritik erkennt und verwirft den Schatten, das Schlimme, das Unreine, aber nicht mit Haß, sondern mit anerkennender Liebe für das Gute und das Licht, mit der Milde im Ernst, die noch ein Lächeln übrig hat für die kleineren menschlichen Schwächen, noch einen Humor für die Züge, in denen Werth mit Schwachheit, Mannheit mit Kindheit sich mischt. Diese Verbindung von Unbestechlichkeit, Schärfe mit Wohlwollen und Humor ist wohl der Zug, welcher den Charakter völliger Mannesreife vollendet, der unsrem Buch sein bestimmtes Gepräge gibt.

Kaum ist eine Erscheinung denkbar, die vom Beurtheiler eine Verbindung solcher Eigenschaften, solche Dialektik nicht nur des Denkens, sondern auch des Gemüthes dringender fordert, als dieser kleingroße Mensch, dieser Voltaire, dieses wandelnde, springende Zwielicht von Gut und Schlimm, Ungemein und Gemein, Liebenswürdig und Widerlich, Edel und Niedrig, dieses „Ergebniß des Zusammenspiels gar verschiedener Kräfte, die in ihm durcheinandergiengen, reiner und unreiner Triebfedern, die ihn gleichermaßen bewegten. Mein Name ist Legion! konnte Voltaires Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion waren aber neben den bösen auch zahlreiche gute Geister und selbst von den ersteren eigneten sich nur wenige, in Schweine, wohl aber manche, in Katzen und Affen zu fahren." Goethe schreibt, wenn wir uns recht erinnern an Charl. von Stein bei Uebersendung einer Voltaireschen Schrift: das ist, als hätte es ein Gott geschrieben, aber eine Kanaille von Gott.

Der Geist der reinen Objektivität, der hier so widersprechende Züge zum klaren Bilde zusammenfaßt, äußert sich in der Darstellung als klassische Präcision und Koncision. Wir haben zugesehen, wie Strauß als Biograph zu dieser Schärfe und Kürze, dieser gediegenen Sparsamkeit in subjektiver Zuthat sich durchgearbeitet und in seinem Ulrich von Hutten darin bereits die Sicherheit des Meisters erreicht hat. Wir haben schon damals gesagt, diese ächt künstlerische Eigenschaft werde eben nicht jedem nach dem Munde sein, denn die Mehrheit wolle mehr „Sauce". Doch hoffen wir, die Minderheit werde nicht klein sein, welche die maßvolle Enthaltung versteht und würdigt, was es heißt, einen so

massenhaften Stoff in eine so gedrängte geistige Gestalt zusammenzuziehen. Der müßte doch sehr plumpe Sinne haben, der bei aller Selbstentäußerung des Verfassers nicht merkte, was er will und wo er steht, der die kurzen, scharfen Schwerthiebe nicht blitzen sähe, die er führt, wo er mit dem Manne, den er so unparteiisch beurtheilt, einverstanden ist im herzlichen Haß gegen den dumpfen Wahn, gegen das kirchliche Gauklerthum und seine Verfolgungswuth, der nicht sähe, wie er zwar ganz die philosophische Unzulänglichkeit jener Geisterbewegung durchschaut, die wir Aufklärung nennen, aber auch ganz Partei mit ihr ist im nie ruhenden Kampf gegen die schnödeste aller Fesseln, die je den Geist erniedrigt und beschimpft haben. Doch er hat es mit einem Manne zu thun, der wohl in ernster Stunde schweres Geschütz gegen den Feind auffährt und heilige Flammen daraus entlädt, übrigens aber bei den Plänklern, bei den leichten Husaren dient. Jedermann weiß, daß Voltaires Hauptwaffe der Witz ist. Er ist ganz ein Neck-Geist, ganz Franzose, ganz Gaulois und am wenigsten da zu suchen, wo er in Garderobe und Marsch des Römerthums geht, das, dem gallischen Blute aufgeimpft, um jene Zeit zur Allongeperücke und zum steifen Paradegang des Alexandriner-Epos und Alexandriner-Dramas sich aufbauschte; Rabelais Geist, nur noch ungleich weniger harmlos, ruht auf ihm. Dieser muthwillige, prickelnde, wuselige Geist hätte in einzelnen Parthieen des Buchs wohl munterer hervorspringen dürfen; der Ernst seines Schrittes hätte nicht darunter gelitten, wenn der Verfasser Strecken weit an der Seite des hüpfenden Gesellen in bewegteren Takt sich hätte fortziehen lassen. Strauß verfehlt natürlich nicht, gar manches

witzige und spitzige Wort des ausgelassenen Knaben aufzuzunehmen; einiges Mehr hätte nichts geschadet; unter den Schriften nennen wir namentlich den Geschmackstempel und Kandide, von deren Späßen und närrischen Erfindungen ein farbigeres Bild wohl hätte gegeben werden dürfen. Da und dort, wo Voltaire wirklich unsauber frivol ist und der Biograph nur Strenge zu üben hat, hätte er dem ernsten Wißbedürfniß doch mehr Stoff und Anhalt geben sollen; doch hier schrieb freilich auch die Rücksicht auf das weibliche Zartgefühl, welche die Dedikation des Buchs mit sich brachte, bestimmte Schranken vor, so daß z. B. die Darstellung des Inhalts der Pucelle zu früh abbricht; — was übrigens ja nicht gesagt sein soll, als erfreuten wir uns nicht dieser Widmung, eigentlich dieser ursprünglichen Bestimmung der Arbeit, denn wir erfahren, daß sie aus Vorträgen hervorgegangen ist, welche für die in der Dedikation genannte fürstliche Dame und ihren Kreis niedergeschrieben wurden. Man ist gewohnt, in diesen höchsten Sphären häufig genug auf ängstliche Scheue vor Antastung des Positiven zustoßen; der Ketzer vom Ketzer, obwohl der „frivole" vom ernsten, geschildert: ein solches Buch hätten sich wohl wenige Fürsten öffentlich in die Hand legen lassen, und doch wäre die Religion wohl längst auf reinerer Höhe angelangt, wenn auf des Lebens Höhen öfter der Denker mit dem Lenker wandeln dürfte.

Die Gedankenreife des Buchs spiegelt sich im klaren Stile, den wir an Strauß längst kennen. Die Gangart wechselt mit dem Inhalt: leichtere Bewegung in kürzeren Sätzen, wo zu erzählen und wo zusammenzufassen, logisch gebundener Periodenbau, wo Grund und Folge, wo über-

haupt Verflechtung der Dinge und Begriffe darzulegen ist. Strauß liebt nicht den „koupirten" Stil, wie er, ein Bild springender, undisciplinirter und eitler Geistreichigkeit, unerfreulich überhand genommen hat. Mitunter vielleicht bildet er im Streben, diese Manier zu meiden, einen zu schwer verwickelten Satz; aber sehr würde man irren, wenn man von der Schärfe seines Denkens befürchtete, daß sie uns mit einer abstrakten Herbe der Darstellung die Zähne zerbrechen werde. Dieser strenge Geist ist mit einer hinreichenden Gabe von Phantasie ausgestattet, um seine Sprache durch so viel Zufluß des bildlichen Elements zu beleben, daß man ihr im Ganzen und Großen allerdings das Prädikat eines plastischen Stils zuerkennen darf. Ein saftiges Bild, sparsam, aber am rechten Fleck angebracht, faßt die Gedankenreihen zu konkreter, körniger Kompaktheit zusammen und gibt dem Ganzen jenen Charakter der Rundheit, den alle klassischen Werke zu haben pflegen.

Diese Abrundung zum geschlossenen Bilde ist schon in der Anlage begründet. Strauß zerlegt seinen Mann nicht nach einem abstrakten Schema, sondern ordnet das Ganze biographisch an und fügt eine zusammenhängende Darstellung und Beurtheilung seines Dichtens und Denkens da ein, wo es sich natürlich ergibt, d. h. wo eine Lebensperiode besonders einer solchen Thätigkeit gewidmet ist, die eine geschlossnere Betrachtung erfordert. Der erste Abschnitt umfaßt die Jugend bis zur Reise nach England, der zweite den Aufenthalt daselbst, dann nach der Rückkehr die Zeit des Verhältnisses zur Marquise du Châtelet: in diesem Zeitraum wird an die Zaïre als den Höhepunkt seines dramatischen

Dichterruhms eine zusammenhängende Beurtheilung Voltaires als Bühnendichters geknüpft; die dritte Periode bildet der Aufenthalt in Preußen bei Friedrich dem Großen, die vierte der Lebensabend in Ferney bis zum Tode, die Zeit, wo mit der Ansiedlung am Genfersee sein Leben „aus einem Strome selbst zum stillen See wird.“ Hier nimmt sich denn auch der Biograph zur stillhaltenden Betrachtung seine Zeit, er widmet dieser Epoche drei Vorträge, den vierten, fünften und sechsten, würdigt im vierten Voltaire als Romandichter, Geschichtschreiber, Philosophen der Geschichte und Stilisten, im fünften als Philosophen und Theologen, und kehrt im sechsten zur fortlaufenden Erzählung zurück, begleitet ihn nach Paris, ans Todtenbett und seine Reste ins Pantheon. Die einzelnen Schriften, die nicht wesentlich in eine der Sphären fallen, welchen ein Gesammtüberblick gewidmet wird, werden an ihrer biographischen Stelle besprochen; von jenen Werken, die nach Klassen zusammengestellt sind, muß allerdings das eine oder andere außerdem an anderer Stelle in der Lebensgeschichte erwähnt werden, weil sie zum Theil nach und nach entstanden sind und überhaupt nicht gleichmäßig in die Periode fallen, an welche jene beurtheilenden Ruhepunkte geknüpft werden; doch hat der Verfasser dafür zu sorgen gewußt, daß keine ermüdenden Wiederholungen entstehen.

Was ist es nun für ein Menschenkind, dessen Züge so taghell aus diesem mit sicherer Meisterhand entworfenen Bild hervorspringen? Fangen wir nur mit dem Kleinen und Schlimmen in der Mischung an. Deutschland darf in der That stolz sein, daß der Geist der Aufklärung sich bei uns

in einem Lessing, Goethe und Schiller zusammengefaßt, ge-gereinigt, vertieft hat. Strauß führt mehrmals die Vergleichung mit unsern Koryphäen ein; sie wird durch die entfernte Analogie des großen Dichterpaars mit Voltaire und Rousseau nahe gelegt; er erzählt von den Reibungen dieser beiden Charaktere und sagt: „um den Gegensatz ihrer Naturen und Richtungen zu freundlicher Ergänzung aufzulösen, hätten beide so edle Menschen wie Goethe und Schiller sein müssen, und das war einer so wenig wie der andere." Rousseau war ein krankhaft subjektiver Mensch, hypochondrisch, menschenscheu, verbittert im Selbstgefühl, argwöhnisch, doch ein reiches, tiefes, ahnungsvolles, im Kern ideales Gemüth; Voltaire ist grenzenlos eitel, Voltaire ist Schmeichler, kann ohne Gunst der Vornehmen, des Hofes nicht athmen, kriecht vor Königen, Ministern und Maitressen, Voltaire ist ein nickelhafter Zänker und verschmäht in seinen unendlichen Fehden kein Mittel, insbesondere nicht den Angriff auf die Persönlichkeit statt auf die Sache; Voltaire lügt, verläugnet, ja er heuchelt: der Vorkämpfer der Geistesfreiheit heuchelt, er lobt und rühmt die Jesuiten, läuft in die Messe, nimmt das Abendmahl, um einen Sitz in der Akademie zu erschleichen. Freilich ein andermal ist es Posse und Neckerei, wenn er sich den kirchlichen Formen unterwirft, wie er denn in Ferney die widerspenstigen Pfaffen durch verstellte Krankheit daran kriegt, ihm das Sakrament zu reichen, nachdem er das Confiteor und Credo in einer Art nachgesagt, daß der Sekretär an der halboffenen Thür sich todtlachen wollte; „dieses Possenspiel mit der Geistlichkeit, sie zur Spendung ihrer Siebensachen an ihn zu zwingen, von dem sie wußten, daß

ihm dieselben ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen." „Als es wirklich zum Sterben kam, blieb doch die letzte Oelung dem Mann erspart, der einst gesagt hatte: es scheint mir äußerst lächerlich, daß man sich ölen läßt, um in die andere Welt zu gehen, wie man die Achsen seines Wagens schmieren läßt, wenn man auf die Reise geht." Die stets sich wiederholenden Verläugnungen aller derjenigen unter seinen Schriften, die ihm Angriff und Verfolgung bereiten konnten, sind immerhin nicht ganz nur aus Feigheit entsprungen; er war freilich „zwar ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Märtyrerthum" (schreibt er an d'Alembert), doch zur Hälfte geschah es um des Spasses willen; Verstecken, Necken, Foppen war sein Naturell. — Voltaire ist fähig, perfide Tücke gegen Wohlthäter zu üben, er ist boshaft. Die niederträchtigste Probe davon ist wohl seine Schrift: „Das Privatleben des Königs von Preußen oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben des H. von Voltaire, von ihm selbst geschrieben," die er im Pult versteckt und die dann freilich ohne sein Wissen veröffentlich wird. Er ist Geldspekulant, er bereichert sich durch Geschäftchen; die Schmutzgeschichte mit dem Berliner Juden ist bekannt. Im ganzen Verlauf des Verhältnisses zu Friedrich dem Großen steht er doch klein genug neben dem großen Mann und Fürsten; dieser verehrt sein Talent, ja er ist ordentlich verliebt darein; aber den Menschen behandelt er doch sehr von oben, hält ihn kurz genug, wenn er in Politik machen oder seine lästige Nichte bringen will, verachtet fühlbar das Gemeine in ihm, nennt ihn gelegentlich seinen Hofnarren und stößt ihn endlich unsanft genug, doch nicht unsanfter als er verdient,

hinweg, versöhnt sich abermals, aber er liebt und verehrt ihn von nun auf Distanz. — Nun käme, um die Anklageliste zu vollenden, noch der Punkt der Frivolität. Ganz unzweifelhaft liegt sie vor, wo er im realen Leben nichts Ideales stehen läßt, sondern „das Strahlende schwärzt und das Erhabene in den Staub zieht.“ Dies verschuldet er insbesondere gegenüber der Weiblichkeit; er duldet kein hohes und reines Bild, er bewirft es mit dem Schmutze der gröberen und feineren Zote. Strauß nimmt ihn hierin ganz als Mann seiner Zeit und erklärt bei Anlaß der Pucelle diesen mäckernden Geist aus dem falschen, aber begreiflichen Extreme des Kampfes gegen den ebenso falschen Idealismus, die ascetische Ansicht der Kirche. Damit soll dieser Zug nicht geschont sein, er ist der widerlichste unter allen Zügen im Antlitz jener Zeit, deren priapisches Lächeln bald genug in das Zucken des Todes unter der Guillotine übergehen sollte; Voltaire ist sammt dem Geschmacke, dem er darin angehört, wirklich stinkend, ekelhaft gemein.

Doch der Anklagepunkt der Frivolität ist es, der uns nun gerade auf die Lichtseite des Mannes herüberführt. In der That: man empört sich über die Gemeinheit Voltaires so, daß man ihn in eine Kloake stürzen möchte; aber indem wir ihn packen, macht er einen so guten Witz, daß wir ihn loslassen und doch wieder anhören, ja er richtet sich hoch auf und — wunderbar! auf einmal steht der Schmutzgesell in einem schneeweißen Lichtgewande vor uns, denn —

Wir müssen nun den Begriff der Frivolität genauer nehmen. Frivolität wird doch wohl bedeuten: an solchem Gehalt, der dem Bewußtsein der Menschheit als

ideal, als unendlich gilt, die endlichen, realen Seiten aufsuchen, dann, wenn man solche entdeckt hat, diese Betrachtung auf das Ganze ausdehnen, keinen reinen Kern übrig lassen und nun die Waffe des Komischen, den Witz in der Weise führen, daß immer aufs Neue der Schein der Idealität in das Licht des Lächerlichen gerückt wird. Und so, meint man, habe Voltaire die Religion behandelt. Dies ist höchst ungerecht, ist große Leichtfertigkeit eines Urtheils ohne Prüfung. Voltaire trug in sich eine reine, volle Begeisterung für den Kern der Religion. Daß er diesen in der Weise der Aufklärung zu eng faßte, dies darf uns schlechterdings nicht beirren. Sein persönlicher Gott, an dem er sein Leben lang festhielt, war freilich ein die Welt von außen leitender, er kennt den ewigen Geist nicht als den, der die Welt von innen bewegt, und daher die Religion nicht als die innigste Vollendung dieser wahren Allgegenwart im menschlichen Gemüth; Recht, Liebe, Duldung, jede Tugend, die er als Wirkung und Probe der Religion fordert, kann er daher auch nur äußerlich an den Gottesglauben knüpfen; sie sind Gebote Gottes und Gott belohnt sie, straft ihre Verletzung. Allein wir haben doch wohl die Menschen nicht nach der Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit der Begriffe zu richten, in denen sie sich Rechenschaft von den großen und ewigen Mächten der Welt und Menschheit geben; wir können doch wohl zufrieden sein, wenn es einem Gemüthe mit dem, was Probstein der ächten Religion für alle Zeit bleibt, ein wirklicher Ernst ist, und gestehen wir es nur, unsere, gewiß so viel tiefere, Religionsphilosophie hat sich nur zu sehr bemüht, gar manchem Dogma und manchem Theile des Gottes-

dienstes, die nur der menschlichen Willkür, Herrschsucht, Scholastik, Absurdität und dem unverbesserlichen Heiden, der in der Menschenbrust sitzt, ihren Ursprung danken, einen gequälten Tiefsinn unterzulegen. Gegen das nun, was er für Verfinsterung des wahren, des wirklich idealen Kernes der Religion hält, führt Voltaire eines Theils — nur eines Theils — die Waffe des Witzes. Ist es nun frivol, wenn ich als lächerlich aufzeige, was ich als lächerlich erkannt habe? Verachtet Voltaire den Dienst der Hostie als Fetischdienst, ist es dann frivol, wenn er sagt: ihr erweist göttliche Verehrung einem Stück Teig, das ihr in eine Büchse einschließt aus Furcht vor Mäusen? wenn ihm der aufrichtige Abscheu gegen das Absurde die Worte eingibt: „was ihr eine Messe nennt, heißt: die Luft mit drei Fingern in vier Theile spalten, sich beugen, sich wieder aufrichten, rechts und links, vor- und rückwärts drehen, Götter nach Belieben machen, sie essen und trinken und zuletzt in sein Nachtgeschirr abgeben"? (s. S. 360). Gewiß nicht vor den Unmündigen, nicht vor dem Volke soll man diese Waffen brauchen; aber Voltaire, ganz Aristokrat, hat ja nie für das Volk geschrieben. Hätte er ins Große und Weite wirken wollen, so mußte er freilich mit andern Mitteln wirken; er verachtet solch reformatorische Thätigkeit nur zu sehr: „man hat nie daran gedacht, Schuster und Mägde aufzuklären, das ist Sache der Apostel," — „was das Pack betrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen."

Das ist nun freilich wieder ein unerfreulicher Zug an dem Mann, aber das Beste haben wir noch nicht ausgesprochen.

Voltaire läßt ja gar nicht blos das Feuerwerk des Witzes sprühen und knattern: eine reine Flamme steigt hinter den spielenden, tanzenden Funken sein ungefälschter Eifer empor und wir erkennen diese Reinheit an der Stimmung in solchen Stellen, an der Kraft und Tiefe des sittlichen Zorns gegen die Verfinsterung der Religion. Je mehr er die Menschenliebe, die Duldung liebt, desto gründlicher haßt er den Haß, den Fanatismus, die Verfolgung. Er sucht auszurechnen, wie viele Millionen Menschen wohl unter den Religionsverfolgungen schon geblutet haben, sein Herz schwillt in heiligem Grimm auf gegen die wilde Scheußlichkeit, welche die Züge der Menschheit verzerrt, wo es den Wuthstreit um den seligmachenden Glauben gilt, der (— durch die Athanasianer und Arianer —) das römische Reich mit „Gemetzel erfüllt eines Diphtongs wegen" und bis auf die Mordscenen in den Cevennen durch die ganze Geschichte der Kirche einen breiten Blutstrom wälzt, „während ein Bischof zu Rom, weich auf einem Ruhebett gelagert, sich die Füße küssen läßt und fünfzig Kastraten ihn ihre Triller hören lassen, um ihm die Langeweile zu vertreiben." Strauß versäumt nicht, zu erinnern, daß es „die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christenthum kehrten; er setzt hinzu: „wenn er den Satz aufstellt: „„wer mir sagt: denke wie ich, oder Gott wird dich strafen, der wird mir bald sagen: denke wie ich oder ich bringe dich um"" — hat dieser Satz an seiner furchtbaren Wahrheit vielleicht etwas verloren, weil es hundert Jahre her ist, daß Voltaire ihn niederschrieb?" — Will man alles beisammen haben, Vol-

taires wirkliche, herzliche Liebe zu einer einfachen menschlichen Religion, seinen Abscheu gegen ihre Verfinsterung in der Kirche, den Wechsel von spielenden Lichtern des Lächerlichen und von blitzendem Zorn, so lese man die Stelle aus der Epistel an Urania, die Strauß (251 ff.) aushebt, und den Dialog „das Mittagsmahl des Grafen von Bulainvilliers," den er nebst dem höchst interessanten Testamente des Pfarrers Meslier, des heimlichen Atheisten und rothen Demokraten, aus dem Voltaire einen Auszug gemacht, im Anhang ganz wiedergibt. Eine beliebte Schlußformel seiner Briefe an Vertraute ist: écrasez l'infame! und er versteht darunter die Kirche ohne Unterschied der Konfessionen als die Trägerin des Aberglaubens und des Fanatismus. So haßt er auch die Theologie: „Die Moral kommt von Gott und ist überall dieselbe; die Theologie kommt von den Menschen und ist überall anders und ist überall lächerlich. Die Anbetung Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Menschen, die verruchte und verächtliche Theologie entzweit sie. Jaget die Theologen fort und die Welt ist ruhig (wenigstens im Punkte der Religion); lasset sie zu, gebt ihnen Ansehen, und die Erde ist überschwemmt mit Blut." Keine Frage, daß all dies graß und schauderhaft erscheinen muß, wenn man das Wahre, das menschlich Gute, das höchst Berechtigte von dem Irrigen, Begriffsarmen und Ungerechten in diesem verschlungenen Knoten nicht von einander zu lösen weiß. Voltaire, ganz im Geiste der Aufklärung, glaubt, es könne eine Religion sich ausbreiten, ohne sich in Dogmen zu verfestigen und ohne in den Dogmen Solches aufzustellen, was dem Verstande widerspricht. Für das Verstandeswidrige

fehlt ihm der Begriff des Symbols und des Mythus; er ist in manchen Stellen nahe daran, ihn zu finden, er spricht nicht immer von absichtlicher Erdichtung, er spricht auch von ehrlicher Schwärmerei und Legenden, aber er dringt nicht zur Klarheit durch, sondern fällt stets wieder in die erstere Auffassung zurück. Also noch einmal: überall die flachen Begriffe der Aufklärungszeit. Aber das ist auch leicht gesagt! Es gehe Einer her und gebe an, wie man es anstellen soll, daß Symbol und Mythus bei einem anständigen Maße stehen bleiben und nicht in jede wahnwitzige, verrückte Absurdität übergehen; wie man es anstellen soll, daß die Menschheit für ihre Dogmen Eifer fühlt und daß dieser Eifer nicht in Haß und Blutdurst gegen Andersdenkende übergeht; er gebe an, wie sich die Religion als ein organischer Körper, ein Staat einrichten soll, ohne, da sie doch im Besitze des Höchsten zu sein glaubt, in gewissem Sinn es auch ist, ein herrschsüchtiger, habsüchtiger, unduldsamer, unverschämter Staat im Staate zu werden, der den wirklichen Staat fressen will; Voltaire meint, es könne eine Religion ihre Segnungen verbreiten, ohne sich als realer Organismus, als Kirche zu konstituiren, also im Grund ohne Aemter: er irrt ja freilich; wenn je der Staat so gut würde, daß er die Kirche in sich auflösen könnte, eine Institution für Kultusverwaltung und höhere Volkserziehung müßte er ja doch gründen; aber es gehe Einer her und gebe an, wie der Staat so gut zu machen zu ist, daß er das durchführt ohne byzantinischen Glaubenszwang von seiner Seite — und wenn er sich über diese Frage vergebens den Kopf zerbrochen hat, so wird er — Voltaire und die

Aufklärer gerecht beurtheilen und sagen: die wußten doch, was sie wollten.

Voltaire hat aber nicht nur geurtheilt, er hat auch gehandelt. Sein Eifer, der nicht ruhte, bis der Urtheilsspruch des Parlaments in Toulouse, durch welchen der unschuldige Calas hingerichtet worden, für nichtig erklärt und die Ehre der Familie hergestellt war, ist ein himmlischer Blick im Zwielicht seines Lebens; dieser Eifer war ein heiliger; es kam kein Lächeln über seine Lippen, bis der Justizmord am Tage war. Ebenso verdankte die von demselben Wahn des Fanatismus mit Tod und Verbannung bedrohte Familie Sirven seinen unermüdlichen Bemühungen die Revision des Prozesses und die Umstoßung des ungerechten Urtheils. Ein dritter scheußlicher Fall war die Verurtheilung der Jünglinge de la Barre und d'Etallonde zu martervollem Tode, weil sie ein Crucifix beschädigt, vor einer Prozession den Hut nicht abgenommen haben sollten; de la Barre wird hingerichtet, d'Etallonde zu retten ist noch Zeit und er findet durch Voltaires Verwendung eine Stelle im Heere Friedrichs des Großen. In seiner Empörung über diesen Akt menschlicher Wuth war es, wo Voltaire an d'Alembert schrieb: „ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die so oft zu Tigern werden.“

Während wir dies nachschreiben, bringen uns die Züge der Eisenbahn die gefangenen Bestien aus Afrika, die Frankreich auf Deutschland loslassen wollte, und lesen wir, wie der Feind Verwundete blendet, tödtet, auf Parlamentäre schießt, die Deutschen austreibt.

Es ist billig, aus der Stelle jenes Briefs noch die

Worte anzuführen: „Wie? in Abbeville verurtheilen Busiris' im Richtergewande Kinder von 16 Jahren und ihr Spruch wird bestätigt und die Nation läßt es sich gefallen. Kaum spricht man einen Augenblick davon und geht dann in die komische Oper. Es ist wohl eine Schande, daß ich in meinem Alter noch so lebhaft empfinde. Ich beweine die jungen Leute, denen man die Zunge ausreißt, während Sie, mein Freund, sich der Ihrigen bedienen, um höchst anmuthige Dinge zu sagen. Sie verdauen also gut, mein lieber Philosoph, und ich verdaue nicht. Sie sind noch jung und ich bin ein alter kranker Mann; entschuldigen Sie meine Traurigkeit."

Muß man dem Manne nicht viel verzeihen?

Doch das ist nicht der einzige Lichtgeist in den Schatten dieses bedeutenden, weitgreifenden Menschenlebens. Voltaire war Forscher. Er hat sich Zeitlebens in redlichem, nie ruhendem Ernste mit philosophischen Fragen bemüht. Die Beweise für das Dasein Gottes, das Uebel in der Welt, — die Aufgabe, es mit der Gottesidee in Einklang zu bringen (Theodicee), — die Frage über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt in Raum und Zeit, über die Natur und Bestimmung des Menschen, die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit haben unablässig sein Denken und seine fliegende Feder beschäftigt. Er ist durchaus von den Engländern angeregt, es sind die Begriffe der Lockeschen Philosophie, des englischen Empirismus und Sensualismus, die seine Ausgangspunkte bilden. Uns liegt hier mehr daran, den Ernst seiner Bemühung, als den Werth ihrer Ergebnisse zu konstatiren; wir beschränken uns darauf, zu sagen,

daß es im Großen und Ganzen der innere Mangel der Aufklärungsbegriffe ist, der ihn zu keinen fruchtbaren Resultaten gelangen läßt, so daß er oft, wenn er nicht mehr weiter weiß, mit einem leichten, witzigen Wort, einem heiteren Bild echt Voltairisch sich aus der Verlegenheit helfen muß. Gerade hier fühlt man recht, wie nothwendig es ist, daß der, welcher eine geistige Persönlichkeit richtig zeichnen und beurtheilen will, zwar Pietät und freundliches Eingehen, aber auch überlegenes selbständiges Denken und Durchschauen mitbringe. Im Wesentlichen können wir jenen innern Mangel auf den Ausdruck bringen: Voltaire geräth mit seinem Denken ins Stocken, weil er überall von der Voraussetzung ausgeht, es müssen zwei sein, wo die tiefere Spekulation eine Einheit von Zweien sieht. Voltaire begreift also z. B. keine innere Zweckmäßigkeit in der Natur, weil er den Geist, der sich überall in ihrer Thätigkeit, ihrem Bauen und Bilden aufdrängt, sich nur außerhalb ihrer in seinem persönlichen Gott vorstellen kann. So läßt er den Philosophen die Natur fragen, wie es komme, daß sie, so roh in ihren Gebirgen und Meeren, in den Pflanzen und Thieren so künstlich sei? „Mein armes Kind," antwortet sie ihm, „willst du, daß ich dir die Wahrheit sagen soll? Man hat mir einen Namen gegeben, der mir nicht zukommt! man nennt mich Natur und ich bin doch ganz Kunst." Hätte er begriffen: die Natur ist Natur und Kunst zugleich, ist unbewußte Kunst, so wäre es ein tiefes, fruchtbares Wort, was er ihr in den Mund legt; Voltaire aber meint: von außen, durch Gott hineingelegte Kunst, und faßt nicht, daß damit nichts erklärt ist, weil ja doch die Natur all das, wozu nach

unsern zu engen Begriffen bewußtes Denken gehört, ohne bewußtes Denken selbst thun muß. Man sieht, wie weit ab jene Zeit noch hinter Forschungen stand, die sich neuerdings auf Grund unserer neueren Philosophie in einer Schrift wie: die Philosophie des Unbewußten von Hartmann, in dem Theile derselben, wo sie noch nicht in ihre pessimistische Mythologie übergeht, so scharf und tief zusammengefaßt haben. Strauß weist Voltaire seinen Cirkel auf mit dem schlicht überzeugenden Bilde: 'er ziehe aus dem Sack seiner Beweisführung Zwei heraus, weil er zwei vorher selbst hineingesteckt habe. Ich setze voraus, daß, wenn die Natur Kunst ist, sie nur von einem Künstler außer ihr so geschaffen sein könne; dann beweise ich, daß in der Natur eine künstlerische Thätigkeit vor sich geht, und schließe, was ich vorausgesetzt: daß außerhalb der Natur ein Künstler sein müsse, der die Kunst in sie legt. Nur in Einem Punkte ist Voltaire kein Dualist, begeht also eine glückliche Inconsequenz: im Menschen trennt er nicht Seele und Leib; das Gehirn, begreift er, hat die Eigenschaft, zu denken; es gibt kein besonderes Seelenwesen: „so viel ich mir auch Mühe gab, zu finden, daß wir unserer Zwei seien, habe ich doch schließlich gefunden, daß ich nur Einer bin." Voltaire war, wie aus allem Gesagten hervorgeht, kein Materialist und diese Inconsequenz macht ihn auch nicht zum Materialisten, denn daß die sogenannte Materie etwas hervorbringen kann, dessen Funktion Geist ist, das eben ist ja der volle Beweis gegen den Materialismus; aber er ist weit entfernt, die tiefe Consequenz seiner guten Inconsequenz zu ziehen: daß nämlich Materie und Form schlechthin untrennbar, daß die

Materie Kraft, Leben, Form in sich selbst trägt und nicht von außen bekommt. Von der Festhaltung der Unsterblichkeit will er nicht lassen, obwohl er die Einheit von Seele und Leib erkannt hat; sie hängt zu eng mit seiner Vorstellung eines lohnenden und strafenden Gottes zusammen; doch schlägt die Klarheit seines Kopfs mit freier und wirklich sittlicher Heiterkeit wieder durch in mehr als einer Stelle, namentlich in einem Brief an eine geistvolle Frau (s. S. 243).

War es dem Forscher, obwohl sein Senkblei nicht sehr in die Tiefe reichte, doch redlich um den Inhalt und dem handelnden Freunde der Menschheit rein um die Sache zu thun, so ist noch ausdrücklich die Rastlosigkeit in all diesen Bemühungen, die nie endende Geschäftigkeit, Vielthätigkeit, Agilität des Mannes hervorzuheben. Voltaire war unendlich arbeitsam; er ruhte nie. Er war kränklich, übertrieb es wohl gern wie alle nervösen Naturen — und das sind alle geistigen —, aber während er sterbend scheint, „vollbringt er die Arbeit von zwölf Lebenden," und — gewiß ein Beweis von einer starken Seele — er verschreibt sich gesteigerte Thätigkeit als Kur gegen Aufregungen und Alterationen. „Was die Geistesfähigkeiten eines gewöhnlichen Menschen gelähmt haben würde," sagt sein Sekretär Collini, „das gab diesem außerordentlichen Menschen nur noch mehr Schwung. Er besaß die Kunst, dem Kummer in der Arbeit ein Gegengewicht zu geben." Voltaire war ein straffer Geist, die Schwungfeder war von gutem Stahl; weit unter der Höhe eines Goethe, theilt er doch dessen geistiges: Vorwärts, Vorwärts! — „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." — Wir möchten hier einen Moment

nicht übergehen, aus dem eine gewisse rührende Größe spricht. Voltaire wird mit der Marquise von Châtelet auf einer nächtlichen Winterfahrt umgeworfen und muß mit ihr im Schnee sitzend warten, bis der Wagen wieder aufgerichtet und die schwere Ladung geordnet ist. Da sitzt er mit seiner Dame, beide klappernd vor Frost, aber sie vergessen alles über der Pracht der funkelnden Sterne und vertiefen sich in ein Gespräch über die Natur und den Lauf der Gestirne, über die Bestimmung so vieler Weltkörper im unendlichen Raume.

Es wäre noch über seine politischen Ansichten zu sprechen. Voltaire hat wohl seine „Briefe über die Engländer“ in die stagnirende Fäulniß Frankreichs geworfen, in der That aber sich die Begriffe von Selbstregierung, von wahrem konstitutionellem Leben, vom Vorzuge des Protestantismus in kirchlicher und sittlicher Beziehung nicht bleibend angeeignet. Er hält das französische Parlament für den Hemmschuh der Monarchie, von welcher er allein die Reform, die Heraufführung des philosophischen Zeitalters erwartet. Er ist für das Volk, namentlich den Bauernstand, nimmt sich mit Wärme seiner Rechte an, aber seine Losung ist „alles für das Volk, nichts durch das Volk.“ Kurz er ist, wie schon gesagt, ganz Aristokrat, ganz Monarchist und könnte sein Frankreich, die Welt ohne Glanz des Hofes sich nicht denken, nicht ertragen; was er einfach und herzlich haßt, ist nur die Hierarchie; er hat keine Ahnung von der Revolution, die gerade er mit heraufgeführt hat.

Wir sind eigentlich im Zuge, Voltaires Lichtseiten aufzuführen, und haben an diese Betrachtung Manches geknüpft,

was freilich nicht eben Licht, sondern Halbschatten und Helldunkel in seinem Erkennen ist; sein guter Wille für das Volk bei aller Aristokratie und allem Absolutismus in der Ueberzeugung führt uns noch einmal auf sein Gemüth, führt uns auf den schönsten, liebenswürdigsten Abschnitt seines Lebens. Wie der Patriarch von Ferney nach und nach ein Dorf schafft, als Wohlthäter, als Vater einer Gemeinde lebt, wie er eine Seitenverwandte Corneilles an Kindesstatt annimmt, erzieht, verheirathet, mit dem Manne bei sich behält und an ihren Kindern seine Herzensfreude wie ein wirklicher Großvater hat, — das ist durchaus ein freundliches, rührendes Bild, ein wahrhaft versöhnendes Schlußbild; Strauß hat die Korrespondenz, worin es sich um die Aufnahme des Mädchens handelt, worin Voltaire dann von ihrem Charakter, ihrer Erziehung, Verheirathung und der jungen Familie berichtet, in der Ursprache beigegeben und jeder Leser wird es ihm danken. Hier steht denn dieser Voltaire in reinem Gegensatze gegen sich selbst, und zerstreute Züge aus seinem ganzen Leben vollenden diesen Widerspruch. Der habsüchtige, in Geldgeschäften sich beschmutzende Mann verzeiht seinem Sekretär Thieriot einen Diebstahl, er theilt mit nobeln Gemüthern die Schwäche, daß er leicht zu betrügen ist, und wenn er nie aufhört, eitel zu sein, so ist er doch läßlich genug, Nebenbuhlern, die ihn in der Liebe verdrängen, und dem untreuen Weibe selbst nicht lang zu zürnen. Doch daß er hier so nachsichtig ist und namentlich der langjährigen Freundin du Châtelet so schnell wieder gut wird, das könnte man auch als eine Gutmüthigkeit ansehen, die bis zur Charakterlosigkeit geht; aller=

dings ist ein gut Theil Unmännlichkeit in dieser Indulgenz, allein die Sache hat doch eine Seite, die das Urtheil auch hierin wieder zu Voltaires Gunsten neigt: er hat nicht genug Interesse für Liebesverhältnisse, um sich viel zu grämen oder dem Nachfolger viel zu grollen, wenn er die Weiber treulos findet. Sein Leben ist in diesem Gebiete nicht korrekt, aber wenn man die Sitten der Zeit und des Landes erwägt, kann es sich noch sehen lassen; die längste Liebschaft — eben die mit Frau von Châtelet — ist doch wirklich auch Freundschaft und von inhaltsvollem geistigem Austausch getragen. Ein Zug, den wir nicht erwähnt finden, ist Voltaires Humor. Er scherzt über sich selbst, seine Schwächen, seine dürre Gestalt. Freilich fließt diese Ader nicht reichlich; sich selbst belächeln können ist eine Freiheit des Geistes, die hoch steht, und Voltaire wäre ein Mensch von mehr Würde, als er es ist, wenn er sich mehr von sich lösen und über sich stellen könnte, aber er wäre auch nicht der ungemeine Geist, der er doch ist, wenn ihm die freie Erhebung des Humoristen über sich ganz fehlte.

Wir haben schon gesagt, daß Strauß den Werth seines Mannes natürlich nicht in seiner Poesie findet. Voltaire hat Phantasiegaben, aber sie stehen ganz im Dienste der Tendenz und des Verstandes; was in diesem Dienste noch athmen könnte, erstickt in der Kompresse des Alexandriners. Die französische Alexandriner-Tragödie ist eine abgethane Sache und Voltaire als Dramatiker von Lessing gründlich besorgt und aufgehoben. Er sucht die konventionelle Form allerdings von einigen ihrer beengenden Schranken zu befreien, namentlich der Handlung mehr Vielfältigkeit zu geben,

den Alexandriner durch Kreuzung der Reime zu beleben, allein im Wesentlichen geräth er doch in das „alte Fahrwasser“ und seine frei verschlungenen Alexandriner-Reime „machen den Eindruck einer schlangenförmig angelegten Pappelallee.“ Er hätte Shakespeare nicht zwar zu einem Hunderttheil als Genie bewundert, im Uebrigen aber für einen Dorfhanswurst erklärt, mit einem Düngerhaufen verglichen, wenn er fähig gewesen wäre, eine wirkliche Ahnung von Leben, Natur und Handlung aus ihm zu schöpfen. Aeußerst bezeichnend ist, daß er sich u. a. höchlich an den Worten der Schildwache im Hamlet stößt, man habe keine Maus rascheln hören; der Eine Zug schon gibt hellen Einblick in die unbedingte Beherrschung des Geschmacks durch die Etikette. — Auch als epischer Dichter ist Voltaire, wo er nicht frivol ist, steifleinener Klassiker, aber die Hauptsache ist auch hier nicht die Poesie, sondern die Tendenz: seine Henriade ist eine Rede für Duldung und Frieden, wie im Grund fast alle seine Dramen. Gerade da, wo er nicht belehren und bessern will, wo er nur spielt, schlägt die poetische Ader am freiesten an: dafür bleiben ihm aber nur die kleinen Formen der poetischen Erzählung, des scherzenden Epigramms, übrig, besonders wo letzteres im Geist anmuthiger Galanterie an Damen gerichtet ist, man lese namentlich das allerliebste Madrigal an Prinzessin Ulrike, von Strauß so hübsch übersetzt, wie alles, was er metrisch und prosaisch wiedergibt (S. 331). Voltaire ist Prosaiker; in der Prosa liegt die Kraft des französischen Geistes und an Voltaire vor allem denkt man, wenn man sagt, die geistreichste prosaische Literatur sei die französische (— nicht die genialste:

da müßte erst von Deutschland und England die Rede sein —). Wir haben hier noch einmal zu unterscheiden: das strengere und das freiere Gebiet. Voltaire versucht sich in der Geschichtschreibung; seine Geschichte Karls XII. ist „nicht viel besser als ein Roman," wie Schlosser urtheilt, aber ein Meisterstück der Erzählungskunst, wie Strauß dem Kritiker Villemain zugibt. Sein „Jahrhundert Ludwigs XIV." verhehlt die schwarzen Flecken nicht, übergoldet sie aber natürlich mit dem unbedingten Vorurtheil, „daß zwischen den Leistungen dieses Zeitalters und zwischen den Sternen nur ein geringer Zwischenraum sei." Wir haben Voltaire mit raschen Schritten in seine redlichen, unmethodischen philosophischen Forschungen verfolgt; hier ist nachzuholen, daß er in seiner Art eine Philosophie der Geschichte schreibt im „Versuch über die Sitten" u. s. w.; es ist der interessante erste Versuch, ohne Einmischung einer transcendenten Ursache im menschlichen Wesen selbst eine Einheit, ein Gesetz, eine Bewegung des geschichtlichen Lebens nach einem Ziele nachzuweisen: er sucht den rothen Faden zwischen dem „Wuste von Verbrechen, Thorheit und Unfällen", findet ihn in der Geschichte der „Meinungen," eigentlich in einem Kerne, der ihr inwohnt, und dies ist ein Drang der Vernunft, der es — nicht weit, doch zu ein bischen Etwas bringt. „Endlich klären sich die Menschen auf, die Gesellschaften kommen mit der Zeit dazu, ihre Begriffe zu berichtigen; die Menschen lernen denken," und aus dem Kandide setzen wir hinzu: „wenn alles auch nicht gerade recht ist, so ist es doch passabel." Nicht so stolz, als Hegels Idee von organischer Entwicklung nach großen Gesetzen! dafür gewiß der Eine Faktor besser

erkannt, als von Hegel: die störende Willkür der Individuen und des Zufalls, wie ihr förderndes Wirken.

Didaktisch ist nun Voltaire freilich auch in den freieren Formen, aber in reiche, bunte, humoristische Erfindung wickelt er seine philosophischen Gedanken ein im Roman, und wir haben schon oben gewünscht, daß uns davon z. B. aus dem Kandide ein farbigeres Bild gegeben wäre. Strauß belobt den „Ingénu" als den besten unter den Romanen, gerade weil er am wenigsten Tendenz hat und menschliches Leben menschlich ergreifend um seiner selbst willen schildert, nicht „Marionetten" vorführt, die am Draht eines Begriffes tanzen müssen.

Das eigentliche Salz Voltaires aber ist in unzähligen Körnern ausgestreut in seinen zahlreichen Flugschriften, entstanden aus zufälligen Anlässen, vom Augenblick eingegeben und ebendaher den glücklichsten Produkten natürlichen Feuers. Voltaire ist wesentlich Publizist; seine Gefechtsart ist die zerstreute; von Busch zu Busch springend, gern Deckung suchend, von stets neuen Seiten anlaufend und umschwärmend, schießt er einen Regen von kleinen Spitzkugeln auf den Feind, oder, wenn man ein Bild vertauschen darf, in unzähligen scharfen Strahlen spritzt er den destillirten Geist der Aufklärung in der Welt umher — der eigentliche Verbreiter, der erste Propagandist dieses ätzenden Fluidums. Seine Spritze und seine Manipulation ist die feinste und eleganteste, die man sich denken kann; wir meinen seinen Stil, von dem Strauß sagt: „Voltaire steht unter den Meistern der Sprache und des Stils in erster Reihe; die Vorzüge seiner Prosa sind überall dieselben: einfache Natürlichkeit, durchsichtige

Klarheit, lebendige Beweglichkeit, gefällige Anmuth. Wärme und Nachdruck fehlen, wo sie hingehören, nicht; gegen Schwulst und Affektation des Stils kam der Widerwille aus Voltaires innerster Natur; wie andererseits, wenn zuweilen Muthwille oder Leidenschaft seinen Ausdruck ins Gemeine herabzogen, die Schuld nicht am Stilisten, sondern am Menschen in ihm lag"; und, da er doch auch im Verse nicht immer der Steifheit des Alexandriners unterliegt, so setzt Strauß hinzu, daß ihm hier die entsprechenden Vorzüge zu Statten kommen für die Fächer der komischen Erzählung und des leichten Gelegenheits- oder Sinngedichts.

Was können wir Besseres thun, als dies Bild des Bilds, diese Skizze vom Gemälde mit den Worten des Verfassers schließen, der, nachdem er ausgeführt, daß es für die Ausbreitung des Geistes der Aufklärung kein besser zugerichtetes, kein leistungsfähigeres Rüstzeug geben konnte, also fortfährt: „Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert, wie mit — seinem Vermögen. Er hat gearbeitet wie Wenige und Arbeit verdient immer Hochachtung. Gewirkt hat er wie noch Wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat, verdient er vor Vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte, weit über ihn hinaus, gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Axt uns Bahn gebrochen hätte. Andere sind nach ihm gekommen, die geleistet haben, was ihm nicht ver-

liehen war; Deutsche, Protestanten haben der Menschheit gegeben, was von dem Franzosen, auf dem Boden des Katholicismus erwachsen, nicht verlangt werden durfte. Wenn es ein richtiger Instinkt des französischen Volks gewesen ist, im Pantheon neben Voltaire als seine ergänzende Hälfte den im Leben ihm so widerwärtigen Rousseau aufzustellen: so wird im Elysium unser deutscher Lessing sich nicht weigern dürfen, den ihm moralisch so wenig achtbaren, poetisch so wenig zusagenden Dichter des Mahomet als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen. Kurz, Gretchen mag an der Physiognomie desjenigen, den sie so ungern in der Gesellschaft ihres Heinrich sieht, noch so viel auszusetzen haben: Faust hat doch Recht, wenn er meint, es müsse auch solche Käuze geben; und daß dem Herrn unter den Geistern, die verneinen, der Schalk am wenigsten zur Last ist, hat er ja selbst gesagt."

Oberschwäbische Zeitbilder.

Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Akten und mündlicher Ueberlieferung dargestellt von Dr. M. P. Mit 6 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Joh. Baptist Pflugs. Stuttgart. Verlag von Albert Koch 1866.

(Anzeige im Schwäbischen Merkur 1866.)

Ein Stück deutscher Brigantaggio, freilich nicht mehr vom großen Schlage; da ist kein bayerischer Hiesel, Konstanzer Hans, kein Hannikel, kein Schinderhannes mehr, es ist flacherer Nachwuchs, es sind keine Wölfe, Tiger, noch gar Löwen, es sind nur Marder. Der lange Krieg hatte das Fortleben des Gezüchtes begünstigt, die Theurung das Ihrige beigetragen, die nahen Gränzen von 6 Ländern (Schweiz, Oestreich, Bayern, Württemberg, Sigmaringen, Baden) boten in jener Südwestecke Deutschlands den willkommenen Wechsel des Schlupfwinkels, die spärliche Bevölkerung, die großen Wälder, die vielen einsamen Höfe (Einöden) erleichterten das Handwerk, indem sie gegenseitige Hülfe der Ueberfallenen und Bedrohten, Nachforschung, Verfolgung erschwerten, und was zur Erklärung noch fehlt, das findet sich in der Unzuläng=

lichkeit und Schwäche der Polizei, die namentlich eine wahre Fertigkeit darin zeigt, gefangene Gauner wieder entspringen zu lassen. — Anfangs will das Buch fast ermüdend dünken. Die drei Banden, deren kurzes Räuberleben beschrieben wird, deren Mitglieder zum Theil von der einen zur andern übergehen, sind sich darin gleich, daß sie den Mord vermeiden, freilich weniger aus Zahmheit, als aus Vorsicht. Diebstahl folgt auf Diebstahl, stets in der Form des Einbruchs, mit blutwenig Wechsel der Methode und der Umstände. Straßenraub ist Ausnahme; es kommen nur zwei Fälle vor. Man fragt sich, ob diese sozialen Trichinen solcher verweilender mikroskopischer Untersuchung werth seien. Humor wenig; einmal gibt es zu lachen, weil ein gestohlener Ochs in Stiefeln bei der Bande eingebracht wird, die ihm zur Verbergung der Spur angezogen sind; ergötzlich ist mitten unter den Söhnen der rohen Natur ein Wirth, der im gerichtlichen Verhör auf durchaus affektirte Weise den Heuchler macht; es ist der Wirth der Gauner-Herberge: Storchenhäusle, wo die dritte Bande schließlich gefangen wurde; er betheuert die Wahrheit seiner Lügen mit den Worten: „wenn ich heut' sterbe, bin ich ruhig und nicht ein Zoll breit soll an meiner Seligkeit mankiren," und nach Vorlesung des Protokolls sagt er: „mich freut nur das Protokoll, das ist mir lieber, als 100 fl.; es ist charmant abgefaßt, ganz so, wie ich gesprochen hab'". — Liest man aber weiter in das gewissenhafte, gründliche Buch hinein, so fühlt man mehr und mehr Interesse und begreift, daß Auslassen schwierig war, wenn einmal auf durchaus historischem Weg ein Gesammtbild gegeben werden sollte. Die Räuber-Existenz wird an-

schaulich, was man sich nur ungenau vorgestellt, wird überzeugend klar. Wie ist es dem Menschen zu Muthe, der sich aus der Menschenwelt ausgestoßen hat, und wie besteht er? Wie lebt die Gesellschaft außer der Gesellschaft? Da muß also z. B. jeder Bissen und Schluck gestohlen, geraubt werden, denn ein Haben, ein ordentliches Kaufenkönnen gibt es ja nicht. Hunger und Durst befiehlt in kurzen Fristen: „man muß wieder etwas holen," wie es in der euphemistischen Sprache heißt; man muß in ein Bauernhaus „hineingehen". Einmal ist zum Schmauße der geraubten Lebensmittel das Salz vergessen, es muß noch einmal eingebrochen werden, um es zu bekommen. Die Kleider gehen drauf, man „kommt von der Montirung"; sie müssen geraubt werden; die Waffen selbst, um den Bürger zu bedrohen, werden dem Bürger entwendet, entrissen. Die Wohnung ist der Wald, Einkehr in die Diebsherbergen kurz, gefahrvoll; ewiges Wandern, eine bange Hetze das ganze Leben. „Wenn ich wieder los werde", sagt der Bregenzer Seppel vor Gericht, „stehle ich gewiß nimmer; das ist ein elendes Leben, man hat nie Ruhe; wenn nur ein Blatt am Baume zittert, meint man, es komme etwas." Man kann sich des Mitleids trotz allem Abschen nicht erwehren, um so weniger, da man von den Einzelnen erfährt, welche Verwahrlosung ihrer Jugend sie in den Pfad des Verbrechens geführt; zu den Ausnahmen gehört der Fall des „einäugigen Fidele", der das Maurerhandwerk gelernt, aber wieder aufgegeben hat, weil es ihm zu „dreckig" war. — Gibt es auch Romantik? Hat Rinaldini auch seine Rosa? Ja, er hat sie, muß sie haben schon darum, weil ihm sonst niemand kocht (namentlich „Knöpflen"),

näht und wascht. Einzelne Beschreibungen geben immerhin etwas für die Phantasie. Da ist Seppels Geliebte, „des Siebers Resel“, ein „hochgewachsenes Weib von 26 Jahren mit frechen braunen Augen und einer Fülle blonden Haars, das in dicken Locken über die Stirne hereinhieng.“ Doch meist sieht es minder poetisch aus; Crescenz, Agnes, Agathe gehören einer Familie an, die den stehenden Namen „die dreckete Parthie“ führt. Auch „Salznase“ lautet nicht sehr anmuthig. Flotter ist die „Günzburger Sephe“ mit den rabenschwarzen Locken, Meisterin in Verschmitztheit, Beredtsamkeit, Kartenschlagen, Lüge, doch treue Genossin des Hauptes der zweiten Bande, des „schwarzen Veri“, dessen jähen Tod sie rührend beklagt. Man ist nach Kräften galant, so lang es keine Händel gibt. Gewöhnlich werden den Weibern die Einbrüche verschwiegen, obwohl sie natürlich wohl wissen, woher die Beute kommt; doch ausnahmsweise müssen sie als Trägerinnen mitwirken; einmal auf rascher Flucht wird eine Schöne empfindlich, weil man sie allein durch Sumpf waten läßt, während man einer andern die Hand bietet, sie verläßt die Bande. Liebesgaben: Uhren, Schmuck, Geld liefert natürlich der Raub. Höchste Blüte des Räuberglücks sind die Freudentage im Wirthshaus zu Michelwinnenden nach reicher Beute: großartiger Räuberball, worauf das stärkste, wildeste, gefürchtetste Mitglied der betreffenden (dritten) Bande, der „Käferen-Hannes“ als Löwe glänzt; die Andern pflegen ihn „Herr Johannes“ zu nennen. Nicht der kleinste Spaß in dieser kurzen späten Jubelzeit ist, daß die „Walburg“ und eben der Herr Johannes bei dem übertölpelten Schultheiß des Orts zu Gast sitzen und sein geräuchertes

Schweinefleisch und Sauerkraut sich schmecken lassen. Bald nachher aber gibt es im Wald eine wüthende Eifersuchts-Scene, da der Käferen-Hannes einen alten Schatz, die „Veron" (Veronika) am Arme des „Fidele" sieht. Er droht wüthend Mord und Todtschlag, läßt sich jedoch durch andere Weiber so ganz besänftigen, daß er, wie später die „Marien-Urschel" vor Gericht bezeugt, „Reden gibt, man hätte sie essen können, so gut." Im Verhör und im Gefängniß fand der Untersuchungs-Kommissär die Weiber hartnäckiger, böser und gegen Rührung verschlossener als die Männer. Zu den schlimmsten und frechsten zählte hier: „das Ottile," die Geliebte Manchers, des „Bometshauser Schneiderle". — Doch das Interesse wächst noch in anderem, ernsterem Sinn. Die Räuber werden frecher und frecher, die Einbrüche verwegener, die Mißhandlungen, Todesdrohungen, wodurch sie von schwachen Weibern, doch auch von überraschten Männern Beute erpressen, wilder, schrecklicher; ein altes Weib stirbt, ein Mädchen wird wahnsinnig in Folge des erlittenen Grauens. Matte Lichter von ein bischen Edelmuth, Mitgefühl, Reue dringen durch das Dunkel der Barbaren-Gemüther. Der menschlichste ist eigentlich der genannte schwarze Veri und höchst naiv, was ein Zeuge als Aeußerung seiner Humanität meldet S. 56: „Der Veri war der bravste Mensch. Er war so kurzweilig, man hat müssen lachen. Er hat, wenn er so im Wirthshause saß, oft sagen können, er thu' den Bauern nichts, wenn er ihnen auch manchmal ein Stück Fleisch nehme. Er bleib' deßwegen doch ein Bauer. Er müsse eben auch wieder etwas zu leben haben. Er hat wohl auch von Einbrüchen geredet, die sie begangen haben, aber

mordiren, hat er gesagt, thu' ich keinen; nur wenn ich kann in ein Kamin kommen (wo die Bauern ihr Rauchfleisch haben), da gehts an.“ Allein Nothwehr führt nun auch zu Blutvergießen, von einer Räuber-Schildwache wird ein Vorübergehender niedergeschossen. Der Nerv der Erzählung spannt sich höher und höher, mit der Frechheit, mit der Größe der Beute wächst die Angst vor der sich sammelnden Macht der mißhandelten Gesellschaft, über die Lichtungen der Wälder wird selbst bei Nacht nur im Sprunge gesetzt. Nun folgt die Wendung, Recht und Gesetz treten in Kraft. Die Gefangennehmung der Häupter der zweiten Bande gewinnt dramatische Farbe durch die Tapferkeit eines Forstpraktikanten Langen, der ganz allein sich ans Werk macht und, als die Hülfe anlangt, schon das Beste gethan hat. Kurz darauf wird durch Streifmannschaft und Militär die dritte aufgehoben, vereinzelte Gauner werden überdieß in großer Anzahl da und dort aufgegriffen und die unzureichenden Gefängnisse der Stadt Biberach sind in Kurzem von 73 Verbrechern und Verbrecherinnen überfüllt. Wie ein banger Traum liegt es nun auf der Stadt; die Bewachungs-Mannschaft ist unzulänglich; dunkle Gerüchte drohen Brandstiftungen zur Befreiung der Gefangenen; wildes Singen, wüstes Geschrei, Pfeifen, seltame Laute, Zeichen, wodurch sie sich über ihre Aussagen im Verhör von Thurm zu Thurm ins Einvernehmen setzen, durchtönen wie dämonische Geisterstimmen die Luft über den friedlichen Straßen. Eines Tages fährt in diese Gewitterschwüle ein wirkliches Gewitter. Im hohen, runden „Siechenthurm“ unterhält sich der schwarze Veri durch seine Gitter mit den gefangenen Weibern im

höheren Stock und ruft: „wenn doch der Blitz auch einmal in das verfluchte Loch hier schlüge!“ Gleich darauf fällt ein furchtbarer Donnerschlag, der Blitz ist in den Thurm, durch alle seine Stockwerke gefahren. Man dringt ein, findet Ziegel, Mauertheile zerrissen, im vierten, im dritten Stock keinen Gefangenen beschädigt, Veris Zelle aber im zweiten mit Rauch, Schwefelqualm dicht erfüllt und den Bewohner mit versengter rechter Seite und Brust, brennendem Hemde todt auf seiner Britsche. Der Blitz hatte das Ende seiner in die Mauer eingelassenen Kette ergriffen und war an ihr fortgelaufen. — Gustav Schwab hat sich durch den blendenden Schein des grellen Ereignisses verführen lassen, die frommen Schlüsse, die er täuschend nahe legt, in einer Ballade voll harter Verse auszusprechen. Die Vorsehung wird sich wohl nicht bemüßigt finden, dem Henker seine Arbeit abzunehmen. Man sollte darauf verzichten, Zufälle zu besingen, die den Zweck zu enthalten scheinen, Böse zu richten, Gute zu retten oder Beides auf einmal. Der Dichter soll nicht den Verstand zu schweren Bedenken herausreizen, ihm nicht die Frage brennend nahe legen, warum in unzähligen Fällen die Verbrecher straflos ausgehen, die Guten elend untergehen. Aristoteles erwähnt den Fall, wie die Bildsäule eines gewissen Mithys in dem Moment umfiel, wo der Urheber seines Todes sie betrachtete, und diesen Schuldigen erschlug; und er empfiehlt Fabeln dieser Art dem tragischen Dichter. Er hat Unrecht aus dem genannten Grunde. Und ebendaraus ergibt sich, daß Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“, so glänzende Bilder die Ballade auch enthält, als unpoetisch im Hauptgedanken erscheinen muß. — Man

wird keine Einwendung gegen diese Sätze daraus entnehmen, daß jener Blitzschlag zu Biberach in dumpfer Verbrecherseele plötzliche Gewissensbisse weckte: einer der Mitgefangenen verlangte schwerere Ketten, ein dunkles Gefängniß, am liebsten das, worin Veri erschlagen worden. Die Andern erschreckt das Ereigniß ohne nachhaltige Wirkung, Einigen gelingen noch Ausbrüche trotz Ketten, Mauern, Gittern; der „Schleiferstoni" sagt zum Richter: „Gewissen? Mein Gewissen ist wie ein Zehentstadel, der hinten und vorn ein Loch hat." Die sämmtlichen Verbrecher erreicht dann die Strafe. Mehrere starben bald an der Schwindsucht, Folge des Waldlebens in Wind und Wetter. Von Maler Pflug, dessen lebendigen Erzählungen der Verfasser Anregung und einen großen Theil des Stoffs verdankt, existiren mehrere Bilder, auch ganze Gruppen und Scenen darstellend, wovon das Buch nur einige Porträtfiguren gibt. Dasselbe stellt sich als weiterer Beitrag neben das Werk von Avé-Lallemant: Das deutsche Gaunerthum. Es wird gewiß nicht nur dem Juristen interressant sein. Die herbe Speise ist nicht ohne Nahrung. Selbst Schiller äußerte noch kurz vor seinem Tode, daß er in leeren Stunden gern Räubergeschichten lese.

Zusatz.

Der Grund, warum ich diese kleine Arbeit zum Wiederabdruck bestimmt habe, ist einfach: weil ich glaube, daß sie ein Bild gibt. — Zugleich bin ich der angezeigten Schrift einen Nachtrag schuldig, der seine Stelle finden wird, wenn im Folgenden das Wirken des Reichsgrafen Schenk zur Sprache kommt.

Es haben aber die Zustände, welche hier geschildert sind, später eine erweiterte Darstellung erfahren durch Jul. Ernst Günthert: „Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten und ersten Tagen des 18. und 19. Jahrhunderts.“ 1874; „Zweite Reihe“ 1877. (Nördlingen. Beck'sche Buchhandlung.) Der Schwabe ist derselbe Maler Pflug, dessen Aufzeichnungen und Gespräche die Quelle der älteren Schrift von Dr. M. P. (Planck) gewesen sind. Daneben hat Günthert noch Chroniken, Archiv-Akten, namentlich die Aufzeichnungen eines Konrektors Krais von Biberach benützt, der zum Theil selbst der städtischen Chronik folgt, zum Theil treulich berichtet, was er erlebt hat. Beiden Verfassern, Planck und Günthert, kommt es zu gute, daß sie doch hauptsächlich aus der mündlichen Mittheilung des wackeren, liebenswürdigen Biberacher Künstlers schöpfen. Der hat weit mehr selbst erlebt, als der Chronist, und so trägt auch die Wiedergabe den Stempel des lebendig Vernommenen. Pflug ist außerhalb Schwabens wenig bekannt; das zweite der Hefte von Günthert charakterisirt ihn näher und zählt seine Bilder auf. Pflug ist weder mit der Farbe,

noch mit der Zeichnung fertig geworden, Umstände und Ereignisse rissen ihn zu bald aus der Schule. Doch weiß man, daß eine gewisse Unbehilflichkeit, Trockenheit der Form und Seichtheit der Farbe überhaupt das Gepräge unserer Malerei in den ersten Jahrzehnten (Pflugs Studienjahre zu München fallen in das erste) des Jahrhunderts bildet; er ist in dieser Unreife also zugleich als Kind seiner Zeit stehen geblieben. Allein durch das unvollkommene Können leuchtet dennoch mit solcher Frische eine Künstlernatur hervor, daß man leicht und gern supplirt, was fehlt. Diese Bilder sind naiv, und das ist doch nicht wenig gesagt —, meist glücklich im Motiv, fest in der Charakteristik, bald streng ernst oder heiter humoristisch, bald rührend gemüthlich in der Auffassung, klar durch zweckmäßige Komposition bei einfachen Stoffen. Die Zeit hatte über die Mängel in der Durchführung ja überhaupt noch sehr wenig Kritik, vollzog daher das nöthige Suppliren unbewußt, so wurde er der Liebling Schwabens und galt für einen Maler erster Bedeutung, einen schwäbischen Teniers, Ostade oder Brouwer. Er ist ganz Oberschwabe und man meint den härteren, breiteren, aber auch volleren, saftigeren, am Altdeutschen gemessen reineren Dialekt unseres alemannischen Oberlands aus seinen Bildern herauszuhören. Ich habe ihn nicht gekannt, sein Wesen muß einen herzgewinnenden Eindruck von Bravheit und Frische gemacht haben. Als sein Biberach, bis dahin freie Reichsstadt, 1803 würtembergisch wurde, und zwar unter dem Kurfürsten, dann König Friedrich, bekam es zu fühlen, was es bedeute, einem zusammenregierten Land anheimzufallen; Pflug verspottet nicht ungern das unterthänige Schreiberland und stellt ihm die unbefangene,

mit dem alten Adel frei verkehrende altbürgerliche oberschwäbische Heiterkeit entgegen. — Er ist Volksmaler, Soldatenmaler und Räubermaler. Das letztere Feld bringt uns auf unser nächstes Thema zurück.

Die Landplage des Gauner- und Räuberwesens ist es denn, welche in den Heften Günthers in vielfältig bereichertem Bilde vorübergeht. Auch die Bande des schwarzen Veri tritt wieder auf, sein Ende in Biberach findet sich noch etwas ausführlicher erzählt. Aber da tauchen noch andere Gestalten auf, als Gauner, die nur ausnahmsweise zu Mördern werden; nicht Marder nur, Wölfe, Bären, Tiger. Der Schrecken der Verbrecher, einst in aller Schwaben Munde, Oberamtmann Schäffer von Sulz, führt den gefangenen Hannikel nebst seiner Bande aus Graubünden her und macht über Mittag Halt in Biberach. Das Wild war ihm in Chur, wo er mit seiner Beute sehr ehrenvoll empfangen worden war und der Kriminalpräsident auf dem Rathhaus eine „flozlange" (— berichtete Schäffer —) Rede über die verdienstvolle That gehalten hatte, noch einmal entwischt und dann nach schwerem Raufkampf wieder eingefangen worden. Von Augenzeugen weiß Pflug über den bayrischen Hiesel (eigentlich zu schreiben Hiasel, von Matthias) und seine Kühnheit, seine blutige Gegenwehr bei der Gefangennehmung zu berichten. Außerdem zieht sich ein breiter Faden von Gauner- und Räuberabenteuern durch das ganze hier gegebene Zeitbild; dieser Faden flicht sich am Schluß um einen Mittelpunkt, ein höchst merkwürdiges Charakterbild. Es ist der „Malefizschenk", wie ganz Oberdeutschland ihn nannte, Franz Ludwig Schenk, Reichsgraf von Kastell u. s. w., seßhaft zu

Oberdischingen an der Donau. Seine Leidenschaft war die Verfolgung des Gauner- und Räuberthums. Er organisirte sein eigenes Kriminaljustiz-Institut, zugleich Zucht- und Korrektionshaus, schloß mit den Nachbarn Verträge über gemeinsames Fahnden und Ablieferung von Verbrechern an seine Anstalt; diese, die „Frohnfeste“ war stets gefüllt; prompt, aber gesetzlich wurden die Prozesse geführt, die Schuldigen zu Gefängniß oder Tod verurtheilt. Günthert beschreibt aktengemäß einen Gerichstag, wo zwölf Züchtlinge auf den Pranger gestellt, vier schwerere Verbrecher hingerichtet wurden. Er gibt das Tagebuch des Scharfrichters, eine lange Liste von Gebrandmarkten, Gestäupten, Gehängten, Geköpften. Von Einzelnen dieser Plagegeister der Gesellschaft, ihren Diebstählen, Raub- und Mordthaten wird Näheres erzählt; sie werden nach den Namen benannt, die sie in ihrer edlen Gesellschaft trugen, — eine hübsche Auswahl von „Kosenamen“: da ist der Buckelte, der Butzenjörgle, der Schinderstephan, der Wannen-Michel, der krummmaulet Marte, der Franzosenhannes, der Wälderliselhannes, der Pfalzerjörgle, der rozig Toni, unter den Weibern eine der schlimmsten, die den Grafen selbst frech bestohlen, die schwarze Lisel. Man darf die blutige Thätigkeit des Grafen nicht sentimental betrachten. Der damalige Zustand ist schon in unserem obigen Artikel geschildert: allgemeine Unsicherheit aus den genannten Ursachen. Der schneidige Mann mit seinem energisch beschränkten Lebenszweck, seinem Kriminalpathos, er steht mit Geißel und Schwert in der Hand als Wohlthäter der von dieser Schmarozerpflanze umschlungenen Menschheit, ja als eine Art Theseus im Kleinen da, der die Lande von Blut-

menschen und Ungeheuern säubert. Sein Walten verlangte Muth und nicht wenig. Tödlich gehaßt von dem Gesindel schwebte er in beständiger Todesgefahr; der rothe Hahn wurde ihm auf sein Schloß gesetzt, es brannte ab und er wohnte von da an im Zuchthaus selbst. Und der grimme, furchtlose Mann war auch menschlich gut. Er verkehrte mit seinen Sträflingen, trug Sorge für Reinlichkeit und Gesundheit, prüfte, wer noch besserungsfähig sei, suchte sie für die Gesellschaft zu retten, ließ verwahrloste eingefangene Kinder unterrichten, zur Religion anhalten, Kinder von Hingerichteten auf seine Kosten erziehen, ein Handwerk lernen, pardonnirte manche zum Tod Verurtheilte, ernährte sie in seinem Zuchthaus, das neben den Beisteuern der Nachbarterritorien zu nicht kleinem Theil auf seine Kosten lief, und that das Mögliche, in den Verwilderten den Menschen zu wecken. *)

---

*) Hier tritt ergänzend ein späterer Aufsatz von M. Planck ein: „Konventionen zwischen dem Reichsgrafen Schenk von Kastell und der Reichsstadt Dinkelsbühl, sowie den Kantonen Schwyz und Appenzell-Außer-Rhoden in Betreff der Ablieferung von Verbrechern in das gräfliche Zucht- und Arbeitshaus in Oberdischingen." Vierteljahrshefte für württembergische Geschichte und Alterthumskunde. Jahrgang 1878 Heft III. Der Verfasser gibt Aktenstücke aus dem Archive von Oberdischingen, das auch Günthert benützt hat: amtliche Schreiben der Behörden, Briefe des Grafen und seines Beauftragten an ihn. Man sieht, wie geschäftsmäßig geregelt hier alles zugieng, man erkennt aus der Bereitwilligkeit der deutschen Stände des Schwäbischen Kreises und der Schweizer-Kantone (auch Zürich tritt bei), welche Wohlthat die energische Thätigkeit des Grafen für die Nachbarn war, man findet, daß in diesem Manne Gewandtheit und Klugheit mit der Kraft vereinigt war ohne Schaden seines Edelsinns, denn natürlich nicht alle Kosten der Unterhaltung seiner Anstalt wurden durch die Beiträge gedeckt, die er stipulirt und die ihm nach etlicher Verhandlung bewilligt werden, und ebenso bestätigt sich des Näheren, was in unserem Text über seine Menschlichkeit gesagt ist.

Das wohlverdiente „Institut“ mußte der neuen Zeit weichen, welche Souveränetätsrechte in kleinen Sphären nicht duldete; es wurde 1808 durch die Krone Württemberg aufgehoben; „die um sich greifenden höheren Mächte“ schreibt der Reichsgraf. An sich schon hart genug für den rechtseifrigen Grafen; aber es geschah überdieß unter höchst ungerechtem Vorwand, der Mann mußte zum schweren Abschied von seinem Lebensinhalt noch eine bittere Kränkung mit auf den Weg nehmen, und dadurch bekommt der Hergang etwas Tragisches. Schreiende Ungerechtigkeiten, Unordnungen, Willkürlichkeiten, Verzögerungen wurden dem in Wahrheit ganz normalen Rechtsverfahren seiner Anstalt in einem Königlichen Reskripte vorgeworfen, er vertheidigte sich mannhaft, wurde aber schließlich dennoch in die Kosten der eingeleiteten Untersuchung verurtheilt, in welcher man selbst seine Züchtlinge als Kläger gegen ihn vorrief.

Dies ist nun aber nur ein Theil des Inhalts der zwei Hefte von Günthert. Die Kriegsstürme der hochbewegten Zeit gehen an Pflugs Vaterstadt vorüber, und gar nicht blos als Schauspiel, sie wird hart gestreift, empfindlich getroffen. Im Jahr 1796 ziehen zuerst die fliehenden „Condéer“ an ihren Mauern vorbei, deren Thore ihnen versperrt werden. Bald folgen vom Rheine her die siegreichen Republikaner, die Soldaten der Freiheit, zerlumpt, mit Beutestücken bepackt, räuberisch brutal; zwischen Feldzeugmeister Latour und Moreau kommt es zum Treffen bei Biberach. Im Jahr 1799 zieht Erzherzog Karl nahe vorüber, seinem Siege bei Ostrach entgegen: „der Prinz Karle kommt“ heißt es, die Bürger eilen hinaus, ihn zu sehen: „er ist grad e Manle,

wie der alt Grotzer“ (— Grotzer ein Biberacher mit ähnlicher Habichtsnase und Unterlippe —) ruft einer. Pflug hat den Erzherzog gemalt, wie er in einem Bauernhause bei Otterswang Kriegsrath hält. Im Frühling 1800 kommt es zwischen Kray und S. Cyr ganz unmittelbar an der Stadt zum Treffen, der Kampf wälzt sich in die Stadt hinein, in den Straßen wird heftig gefochten; die Oestreicher sammeln sich zuletzt auf einer Höhe gegenüber und ihre Artillerie meint so viel Zeit übrig zu haben, daß sie mitunter nach Häusern der Stadt zielen könne, wo französisch republikanisch gesinnte Bürger wohnen: „so, jetzt schickt's wieder ein paar Kugeln dem patriotischen Apotheker zum Gruß!“ befiehlt der Kommandant einer Batterie; aber das französische Grenadierbajonnet stürmt die Höhe und entreißt sie ihnen. — Der Kampf um Ulm mit dem schmählichen Ende, der Kapitulation des General Mack, wettert nahe genug bei Biberach, die Nachbarschaft hat unter dem Haß der in Eilmärschen hinrückenden Franzosen auf alles Oestreichische nicht wenig zu leiden und nicht die letzten sind dabei die Klöster. Pflug kann das Einzelne berichten fast wie ein Augenzeuge; das Ringen um Elchingen, das dem Marschall Ney seinen Namen gegeben, wird lebendiges Bild. Nach der Uebergabe wird Biberach vom Ulmer Magistrat ersucht, Lebensmittel für die von Freund und Feind schrecklich überfüllte Stadt zu senden. Pflug selbst verfügt sich mit einem Proviantwagen dahin, sieht mit Augen das Elend der verrathenen, entehrten, hungernden öſtreichischen Soldaten inmitten der Sieger und sieht, obwohl wegen des Gedrängs nur von ferne, Napoleon auf dem Kienlesberg, wo er die öſtreichische Besatzung defiliren und die Waffen strecken

ließ; mit stillen Flüchen ihren Führer verwünschend, der sie hingeopfert, gebückten Hauptes schleppen die Armen sich am Triumphator vorüber und legen die Gewehre nieder — wer sie nicht im Grimm schon in die Gräben geworfen hat. — Ich erwähne noch das Jahr 1809, die Nähe des Tiroler-Aufstands, der sich ja nach Vorarlberg erstreckte, also Biberach nahe genug berührte, dann den Durchmarsch der Württemberger, die gegen Oestreich zogen, um bei Abelsberg, Eßling, Aspern unrühmlichen Ruhm mit Napoleon zu erfechten. Es genügt, auch hier zu sagen, daß das aus der politischen Geschichte Bekannte, ebenso wie das Kulturgeschichtliche den Reiz des Gesehenen erhält und daß der Sehende mit dem Auge des Malers sieht. Der „Rothmantel“ (Szerezaner) mit Messer und Pistolen im Gürtel, der Schrecken der Einwohner, wo er erschien, der ungarische Husar, der Ulane, der reguläre Tiroler Jäger wie der Scharfschütz in der Juppe, der Kosak und der rothjackige Tartar aus dem Ural (Russen in Biberach nach der Schlacht bei Zürich im Jahre 1799), der geschmückte, ordonnanzmäßige Franzose des kaiserlichen wie der verlotterte des republikanischen Heeres — Kaisergarde und „Löffelgarde,“ — all das Kriegsvolk tritt in hellen Farben auf die Bühne und kreuzt sich gemüthlich, komisch oder roh und wild mit dem friedlichen Bürger. Auch das alte Reichskontingent fehlt nicht. Biberach hatte zum schwäbischen Kreis eine Kompagnie (175 Mann stark) zu stellen, Nördlingen hatte dazu den Hauptmann zu ernennen. Im Jahr 1793 marschirt diese Abtheilung aus, dem Rheine zu, nicht lächerliche Figuren, sondern wohl ausgerüstete stattliche Leute, von weinenden Angehörigen eine Strecke weit

geleitet: man letzt sich noch, ja man tanzt in einem Wirthshaus vor der Stadt, dann folgt der schwere Abschied. Im Jahr 1796 kommt das ganze Korps der schwäbischen Kreistruppen vom Rhein zurück und schlägt ein Lager bei Biberach; ein heiteres Lagerbild thut sich auf, man belustigt sich mit den besuchenden Bürgern. Aber was geschieht? Das Lager wird von östreichischen Truppen umzingelt und das Kontingent entwaffnet. Erzherzog Karl hatte den Befehl gegeben, „weil das Kreisdirektorium mit den Franzosen voreilig Frieden geschlossen habe.“ Man traute diesen Schwaben nicht, befürchtete Neigung zu Frankreich. Fluchend mußten sie gehorchen; sie hatten doch am Rheine redlich und rühmlich an der Seite der Oestreicher gefochten. Ein Dragoner-Rittmeister (von Falkenstein) duckte sich nicht, er jagte in die Stadt, um bei dem östreichischen Kommandanten Einspruch zu erheben, das östreichische Militär versperrte ihm den Weg, da spornte er sein Pferd, daß es mit einem ungeheuern Sprung über einen Brunnen setzte, gelangte zum Kommandanten, trug seine Einrede vor, aber vergeblich. Hierauf sprengt er zurück, läßt schnell zum Abmarsch blasen und führt seine Schwadron fort, aber nicht in die Hände der Oestreicher, sondern heimwärts dem rechtmäßigen Herrn zu.

Nicht minder frisch lebt das Bild entschwundenen Bürgerthums wieder auf. Es ist vor Allem die alte Reichsstadt mit ihren ehrenfesten und derbheiteren alten Sitten, Ordnungen und Bräuchen, ihren Kirchen- und Schützenfesten, ihren Schwörtagen, wo beim Schwure jeder Bürger seine Waffe als wehrtüchtiges Glied der Gemeinde vorzeigen muß. Die Gegend war reich an Klöstern, Pflug behagte sich in

ihrer Schilderung; das katholische Wesen hat noch die plastische Fülle des Mittelalters; Kapuziner und Nonnen, beleibte Prälaten, Flagellanten, Büßer in härenen Kutten, Prozessionen, Umzug holzgeschnitzter, bemalter oder reich bekleideter Bilder auf geschmückten Wagen, „Blutritt“, Wallfahrten: kurz ein volles Bild guten alten Heidenthums, alles gegenständlich mit ruhigem Humor erzählt. In diese gediegene Masse hinein hat sich längst die Reformation geschoben, Biberach ist paritätisch, sorgt für seine Schulen; auf protestantischem Boden schlagen die Ideen der modernen Zeit Wurzel, mit ihnen die Illusionen der französischen Revolution, und bewegtes Parteileben rüttelt die Gemüther; so erfreut man sich des Bildes der „guten alten Zeit“, ohne entfernt für Stagnation gestimmt zu werden. Das Moderne im nivellirenden Sinn dringt ein mit dem oben schon erwähnten Ende der Reichsstadt, der Einverleibung in Württemberg, 1803 noch Churfürstenthum, bald darauf Königreich.

Fragt man, wie es dem Nacherzähler gelungen sei, den Erzähler wiederzugeben, so liegt die Antwort bereits im Gesagten. Der Verfasser hat wohlgethan, nicht nach strenger Disposition zu ordnen, sondern dem ungezwungenen Gange mündlicher Mittheilung und schriftlicher Tagebuch-Aufzeichnung gleich ungezwungen zu folgen, doch hätte er unbeschadet dieses ganz angemessenen Charakters lebendiger Zufälligkeit klarer ordnen dürfen, im ersten Hefte wenigstens, wo die Rücksprünge von Späterem in Früheres, von Gleichem in Ungleiches manchmal verwirren; das zweite Heft gruppirt wenigstens chronologisch bestimmter und sammelt am Schlusse die zerstreuten Gaunergeschichten im kompakter gehaltenen

Bilde des originellen Verfolgers, des Malefizgrafen, zu geschlossener Einheit. Ein paarmal läßt sich, nicht gut stimmend mit dem realistischen Zusammenhang, ein sentimentaler Anklang vernehmen. Doch das ist Ausnahme, die Naivetät des Inhalts bleibt verstanden und bewahrt. Man erkennt die Feder eines Dilettanten, aber so mancher Historiker hat sich die Kunst um den Preis der Frische, des Verständnisses naiver Zustände erkauft, daß wir gerade diesem Stoffe, der Beides recht besonders verlangt, die Dilettanten-Art aufrichtig gönnen. Es gibt eine Geschichte der Stadt Biberach (von Lutz), die Kriege jener Zeit kennt man durch Historiker; aber der Geschichtschreibung soll immer die Memoirenliteratur ergänzend zur Seite gehen und die letztere mag wieder in zweierlei Formen sich theilen, eine kunstmäßigere und eine leichtere, der eine gewisse Unbesorgtheit gut ansteht. Das gibt Fundgruben nicht nur für den Geschichtschreiber, sondern auch für den — Poeten.

So seien denn die zwei Büchlein bestens einem Dichter empfohlen, der Lust hat, einen Roman in dieser Zeit, auf diesem Schauplatz spielen zu lassen, edlere, bedeutende Figuren auf einen unheimlichen, auch unheimlich komischen Hintergrund zu stellen und dadurch seine Fabel gut — ohne falsche Kunstgriffe — zu spannen, dem Zarten und Großen das Wilde zur Folie zu geben. Ich müßte mich lästig wiederholen, wenn ich ihm aufzeigen wollte, was alles, welche Fülle ihm da entgegenkommt. Fast begehe ich diesen Fehler bereits, wenn ich auch nur darauf hinzeige, wie energisch zusammenfassende Figuren in diesem Malefizgrafen, in Vandamme, Ney, Erzherzog Karl, Napoleon, auch im dicken, gewalt-

thätigen Württemberger Friedrich da sich aufdringen. Lebte Hermann Kurz noch, der wäre der rechte Mann für diesen Stoff.

Aber noch etwas! Ich habe noch nichts davon erwähnt, daß auch Kulturgeschichte im höheren Sinn hereinspielt, vertreten in lebendigen Gestalten. Wir sind ja in Biberach! Da ist ja Wieland! Und ganz nahe Warthausen, Graf Stadion, Sophie Laroche! Das spielt allerdings vor Pflugs Zeit; dieser ist 1785 geboren, Wieland lebte als Senator, dann Stadtschreiber und Kanzleidirektor 1760 bis 1769 in seiner Vaterstadt, aber Pflugs Frau hatte dreizehn Jahre lang einer Tochter des Grafen Stadion, gefürsteter Aebtissin des Frauenstiftes Buchau, als Kammerjungfer gedient. Letztere sprach gern und viel von ihrem Vater, seinen Verhältnissen und Umgebungen, Frau Pflug bewahrte dies in treuem Gedächtniß und so hatte unser Maler reichlich Gelegenheit, sich zu ergänzen, was seine Mitbürger ihm von jenen Zeiten zu erzählen wußten.

Nun frage ich, ob der Wieland, der Oberschwabe, noch vor wenigen Jahren Pietist, jetzt zur französischen, angeblich griechischen „Grazie“ bekehrt, dort unter seinen Abderiten, hier im prächtigen Rokokoschloß bei seinem Grafen, der feinen Adelswelt, die da verkehrte, neben der Jugendverlobten Sophie nicht eine kostbare Figur für einen Roman wäre? Und welche Farbenwirkung gewänne man, wenn man ihm den schwäbischen Volksdichter Sailer gelegentlich gegenüberstellte, nicht zu erwähnen den unsaubern Weitzmann, der neben jenem in diesen Heften auftritt. Daß das Bild nicht zu knochen- und muskellos literarisch würde, dafür

wäre gesorgt durch das Gauner- und Räuberthum und den Malefizgrafen. Diese Gegensätze, Salon, Bürgerstube, Wald und Räuberhöhle — Süßes, Zahmfleisch und Wildbret — durch gute Kompositionsmotive ineinanderzuflechten, einer guten Küche würdig zusammenzustellen wäre für ein nach guten Rezepten gebildetes Talent kein überschweres Werk, vielmehr nur angenehme Arbeit. Die Zeiten zusammenzurücken müßte erlaubt sein: so könnte man die bangen Tage hereinziehen, wo die Bande des schwarzen Veri in Biberach gefangen lag, und die Schreckensstunde, wo der Blitz den Hauptmann erschlug. Leider wäre es wohl allzukühn, auch die Kriegsbilder hereinzunehmen; es ist zu allgemein bekannt, daß dies spätere Zeiten sind, und der Poet, so frei er ist, schadet doch sich selbst, wenn er den Verstand und sein Wissen gegen sich zum Widerspruch herausreizt. Ja noch mehr: es sind Kriege der Revolutionszeit; Wieland aber und der Kreis in Warthausen sind Figuren, die noch nicht in diese Luft gestellt werden dürfen, obwohl das Knistern von ferne schon vernehmlich war, als die Crebillons, die Grécourts, als die Chansonisten scherzten, ja vernehmlich genug, als Voltaire seine Funken warf. Aber Voltaire ist nicht Rousseau, vollends nicht Rousseau, der die Lunte an das donnernde Geschoß des Revolutionszeitalters anlegt.

Also Beschränkung! Etwa auch Beschränkung auf den Umfang einer Novelle! Und dem Poeten, der dazu Lust hätte, dem will ich einen Stoff denunziren, den ich absichtlich bisher nicht erwähnt habe und der sich allerliebst zum führenden Faden einer Novelle darbietet. Das ist die köstliche Geschichte vom Pfarrer Brechter. Günthert erwähnt

sie in Kürze (1. Buch 3. Kap.); Wieland erzählt sie selbst, ich erinnre mich nicht in welcher seiner Vorreden, ausführlich findet man sie in der anziehenden, an Beiträgen zum Bilde der Zeit reichen Schrift: Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Professor Dr. Ofterdinger (einem gebornen Biberacher); s. XII. S. 178 ff. Wielands Vater als Senior der protestantischen Geistlichkeit in Biberach ist in dieser Sache thätig gewesen zu Gunsten des wackern Kandidaten, von dem man unmittelbar nach seiner trefflichen Probepredigt erfuhr, daß er mit großem Beifall im Dienst eines fahrenden Wunderdoktors als ausschreiender Hanswurst gedient hatte. Der Hauptgegner des armen Enthüllten war ein Abendprediger Zell — der Priester Strobylos in den Abderiten. Mehr verrathe ich nicht, nicht die Art der Entdeckung, die das eigentlich Komische am Vorfall ist; ein Poet, dem ich Appetit gemacht habe, lese selbst nach; ist er dramatischer Dichter, so wird er finden, daß auch eine rührende Komödie in dem Vorgange steckt und nur gehoben werden darf; auch das wird er finden, daß eine höchst bequeme Lösung des Knotens schon im Gegenstande liegt, und zwar durch den Stellentausch zweier Geistlicher. Novelle oder Lustspiel: wie leicht ist die Fabel so zu wenden, daß Wieland selbst, in wohlwollendem Sinne natürlich, einwirkend in dem Handel auftritt! Und wie leicht sind diese Hergänge mit der Gesellschaft in Warthausen zu verbinden, wie bequem läßt sich der Sturm gegen Brechter steigern, wenn man etwa seinen frühern Prinzipal mit dem Gaunergesindel in Verbindung bringt! Natürlich müßte neben der Begegnung Wielands

mit der Jugendgeliebten, in die sich so viel zarten Reizes legen ließe, eine spannende Liebesgeschichte her: also zum Beispiel des armen Brechter Noth wird hoch gesteigert, weil er in die Pfarrwohnung eine geliebte Braut einzuführen hoffte; nun gebe man etwa dem Helfer in Schwaigern, durch den die berührte schließliche Lösung erfolgt, eine Tochter, welche —

Doch genug, wenn ich nicht selbst komisch werden will als Rathgeber, als öffentlich geheimer Kompositionsrath für Poeten. Bleibt meine Empfehlung unbefolgt, so beruhigt mich das Bewußtsein, Manchem, der die angezeigten Schriften nicht kannte, einen Dienst gethan und zum Schluß die Bemühung meiner Leser noch durch ein spezielles Vergnügen versüßt zu haben, das sie erwartet, wenn sie die comédie larmoyante, die der Stoff Brechter auch unbearbeitet vorstellt, an den genannten Stellen aufsuchen mögen. Ruft aber meine Lockung ein gutes poetisches Kindlein ins Leben, so darf ich mich mit einigem Stolz zwar nicht Vater, aber doch etwa Onkel desselben nennen.

Publizistisches.

I.

Die (vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers.

(Augsburger Allgemeine Zeitung Beilage 1. Mai 1877.)

Vorwort.

Der Artikel spricht gleich zu Anfang seine Zeitbeziehung aus, daher muß auch seine Ueberschrift belassen werden, obwohl jetzt zur Erläuterung daran zu erinnern ist, daß er in einem Zeitpunkt entstand, wo uns der Rücktritt des Reichskanzlers zu drohen schien, doch aber Hoffnung war, daß das Befürchtete nicht eintreten werde.

Recht mit Absicht bringe ich diesen Ausbruch der Entrüstung gegen den furchtbar verbreiteten Fälschungsunfug zum Wiederabdruck. Ich weiß, daß Mancher zwischen Gängen im wissenschaftlichen, humanistischen Felde mit Befremden einem solchen Schritt ins gemein praktische Gebiet begegnen wird. Man soll aber nur wissen, daß unsres Gleichen sich auch um das Leben kümmert.

Verspätet wird man den Wiederabdruck nicht finden. Das Reichsgesundheitsamt ist in Thätigkeit und man spürt

sie, aber noch sind die Vorlagen und Anträge über Wein- und Bierfälschung vom Reichstag unerledigt, ist also im Wichtigsten nicht geholfen und sind die Zustände so, daß meine Worte darüber heute noch gelten. Im Reichstage, wenn er daran geht, wird man wieder die Stimmen vernehmen müssen, die aus dem heillosen Standpunkt hervorgehen: laufen lassen! laisser faire! das Publikum mag selbst zusehen, selbst für sein Wohl sorgen! Die Einrede ist im Artikel beantwortet und braucht dieß Vorwort nichts hinzuzusetzen. Es ist der Standpunkt, der auch im Größeren, im Politischen und Wirthschaftlichen uns so schwer zu Schaden bringt, der unselige falsche Freiheitsbegriff.

Auch die Brau- und Branntweinsteuerfrage wartet noch auf Erledigung; sie steht im engsten Zusammenhang mit der andern, da erhöhte Besteuerung natürlich den Fälschungs-Unfug fördert. Hierüber hat nun aber derselbe Mann, dem wir die Schöpfung des Reichsgesundheitsamts verdanken, Ansichten ausgesprochen, die nach meiner und wohl der meisten Süddeutschen Ueberzeugung zum Uebel führen müssen; er hat sich zu denen gestellt, die den Branntwein schonen, nicht höher als bisher besteuern, das Bier aber stärker belasten wollen. Die Aeußerungen hierüber, wie wir sie aus den Blättern kennen, sind nicht so logisch, als man es von einem so scharfen Geist erwarten sollte. Sie stellen den unmäßigen Biergenuß dem mäßigen Branntweingenuß gegenüber: dort der Bierschlemmer, dumpf, träg, stumpf geworden, hier der tüchtige, mäßige Arbeiter, der sich gegen Ermüdung und rauhe nordische Luft mit einem Glas Branntwein stärkt: — so muß die Entscheidung natürlich gegen das Bier

ausfallen. Ich will dem ersten Theile dieser unlogischen Zusammenstellung noch eine Waffe leihen, geholt aus dem Bierland Bayern. Die Bayern sind einer der gediegensten deutschen Volksstämme, aber ich habe gar oft gedacht, was aus ihnen werden könnte, das würde man erst dann recht sehen, wenn es möglich wäre, ihnen das Vormittagsbiertrinken zu verbieten. Bierfrühtrunk macht auf den ganzen Tag halbschläfrig, dämlich, tosig, und wer's gewohnt ist, wird seine Lebenstage nur in halber Helle des Kopfes zubringen, — ausgenommen höchstens, wer stark arbeitet, marschirt, reitet und so den sopor wieder hinausschafft. Aber die geliehene Waffe hilft dem Branntweinprotektor nichts. Will man logisch verfahren, so muß man mit mäßigem Brantweingenuß m ä ß i g e n Biergenuß und mit unmäßigem Biergenuß u n m ä ß i g e n Branntweingenuß vergleichen. Da stellt sich denn die Sache anders. Das Bier ist ein unersetzlich treffliches Mittel, den Durst zu stillen, man muß das erfahren in Sommerhitze, wo Wasser zu reizlos, magenerschlaffend, Wein zu stark ist, um die nöthigen, kräftigen Schlücke zu erlauben, und Branntwein aus demselben Grunde vollends sich ganz verbietet. Es ist überflüssig, die anderweitigen guten Eigenschaften des Getränks aus Hopfen und Malz zu rühmen, es genügt, zu sagen: nahrhaft. Nun aber der unmäßige Branntweingenuß! Vorauszuschicken: die Verführung dazu, die der dämonische Reiz eines so koncentrirt alkoholhaltigen Getränkes mit sich führt; dann die Sache: man kann nicht von einer Bierpest sprechen, wie man von einer B r a n n t w e i n p e s t spricht. Zu viel Bier macht dumpf, zu viel Branntwein bös, giftig, verbrennt, verkohlt

mit den Eingeweiden die Seele, glüht ihr jedes gesunde Naturgefühl, jede gute Naivetät aus; der Bierschlemmer muß nicht auch verdorben sein, der Branntweinsäufer ist immer auch verdorben. Wo der Branntwein herrscht, da verschwindet in viel kleinerer Distanz vom soliden, gebildeten Bürgerstande das Volk und beginnt der Pöbel, als da, wo Wein oder Bier herrscht. Nicht als wüßten wir nicht sehr gut, welch kernhafte Volksstämme im Norden Deutschlands wohnen, wir kennen Immermanns Dorfschulzen. Aber nicht Branntwein, sondern Bier, dessen Heimat ja eigentlich Norddeutschland ist, hat diese Stämme herangenährt und der Branntwein, wenn er mehr und mehr einreißt, wird ihre Tüchtigkeit brechen; man liest öfters, mit welchen Schlichen und Pfiffen die Brennereien dafür sorgen, und wenn das so fortgeht, wird man bald einen „Dorfschulzen" mit der Laterne suchen müssen. Belastet man nun mit höherer Steuer das Bier und schont mit Erhöhung den Branntwein, so arbeitet man dieser Pest in die Hände und gleichzeitig der Bierfälschung, die man doch bekämpfen wollte.

Es ist wohl nur eine irrige Vorstellung, nämlich eben der bezeichnete logische Irrthum, was den Reichskanzler für den verderblichen und gegen den harmlos gesunden Trank stimmt; allein hinter dem wohl nur Irrenden steht, sich die Hände reibend, der Branntweinbrennende Adel des Nordens. Bei uns sind da und dort adelige, ja fürstliche Häuser im Besitz von Brauereien, ein Gewerbe, das nach unsrer Meinung immerhin besser zum Adel stimmt, als die Brennerei, dann besonders stimmt, wenn er seine Ehre darein setzt, der Niedertracht der Fälschung entgegenzuwirken. Und

so wird, wenn die Begünstigung des Branntweins gegen das Bier im Reichstage durchgeht, dem Süden Deutschlands ein Uebel schwerer Art vom Norden herüberkommen. Es wäre traurig, wenn wir dies demselben Manne verdanken müßten, der den verdienstvollen Schritt gethan hat, ein Amt zu schaffen, von dem wir Schutz unseres gesunden heimischen Tranks gegen Fälschung hoffen.

Wir hätten es noch aus einem tieferen Grunde zu beklagen: es würde alten bitteren Stimmungen des Südens gegen den Norden, die im Weichen begriffen sind, seit das Reich besteht, neue Nahrung geben; der Kampf der Vernünftigen gegen diese Antipathieen würde um ein Gutes erschwert werden, und das Reich ist doch noch nicht so stark, um sich an Stimmungen nicht kehren zu sollen. Noch haben wir nicht ein anderes vom Uebergewichte des Nordens stammendes großes Uebel verwunden: die neue Münze. Wir halten die Gründe, die unsere Reichstagsabgeordneten gegen die Mark vorgebracht haben, nicht für widerlegt, die Berufung auf den Handel mit England nicht für ausschlaggebend, wir müssen heute noch glauben, daß für die Mark entschieden wurde, weil der Norddeutsche seinen Thaler behalten wollte. Unseren Gulden hätten wir gern geopfert, aber nicht einem Gelde, dem es Deutschland nun verdankt, daß alles, was einen Franken kosten würde, wenn man für das Frankensystem entschieden hätte, eine Mark kostet, daß die Vertheurung, die ohnedies aus allgemeinen Ursachen kommen mußte, dadurch noch unerhört gesteigert wurde und mit ihr die Leidenschaft der Verkürzten und Beengten, sich mit unrechten Mitteln zu helfen, die Geldwuth überhaupt, so daß denn hier nicht

die geringste Quelle der moralischen Uebel zu suchen ist, an denen Deutschland krankt. Es ist ein großer Moment, wenn einer Nation das Gut einer einheitlichen Münze geschaffen werden kann; unwiederbringlich schade, wenn er so benützt wird. Nicht einmal zu reden von der Form der Scheidemünze, womit man uns beschenkt hat; es gäbe wohl ein hübsches statistisches Resultat, wenn man z. B. berechnen könnte, wie oft in Einer Stunde im deutschen Reich ein Fünfzigpfennigstück mit einem Zehnpfennigstück, ein Zwanzig- mit einem Fünfpfennigstück verwechselt wird, wenn man die Summe der Verluste feststellen könnte, die daraus entstehen; und dann freilich möchte man wünschen, daß es möglich wäre, die Urheber solcher Münzformen zum Schadenersatze zu verurtheilen. Es ist doch wahrhaftig, als hätte es gegolten, für den Zweck dieser Formenbestimmung die augenlosesten Köpfe zusammenzusuchen, die unfähigsten, sich in die sinnlichen Bedingungen des Verkehrs zu versetzen, die geschicktesten, das Unbequemste zu ersinnen.

Also schlimm genug, wenn uns dorther, woher uns dies kam, auch noch die Begünstigung des Schnapsgifts und daraus folgende unausbleibliche Steigerung der Bierfälschung käme. Wir, die es nicht erfreut, wenn den Pfaffen neue Waffen geliefert werden, gegen das Reich zu hetzen, wir, die wir begreifen, daß der Wohlthat eines Ganzen auch Opfer zu bringen sind, wir hätten einen doppelt schweren Stand, wenn die nöthigen Opfer durch so unnöthige vermehrt würden. Doch treten wir auf diese empfindlichen Punkte nicht weiter ein, nur mit einem Worte sei noch die lastende Justizgesetzgebung erwähnt; bleiben wir beim Thema.

Zur Ergötzung des Lesers noch ein Kuriosum! Ich hatte den unglücklichen Gedanken, in meinem Artikel unter den indirekt schädlichen Mitteln der Bierfälschung Haselnuß-rinde zu nennen, von der ich meinte, sie werde als Hopfen-surrogat verwendet. Nun gibt es eine „Allgemeine Hopfenzeitung, offizielles Organ des deutschen Brauer-bundes.“ Im Namen dieses Brauerbunds verklagte mich nun ein Herr (Braumeister?) Henrich wegen meines „sehr leidenschaftlichen“ Artikels beim Kaiserlichen Reichsgesund-heitsamt in Berlin und wies in seiner Klage nach, daß Haselholzspäne ein ganz unschädliches bloßes Klärungsmittel seien, wobei er sich auf ein Gutachten des Chemikers Pro-fessor Buchner in München berief; dieses Klagschreiben wurde im genannten Brauer-Organ abgedruckt und die Nummer mir gütigst zugesandt. — So kann es gehen! Was ich Halbgifte nenne — jene an sich unschädlichen Stoffe, die aber sämmtlich in der Mischung mit anderen, worin sie Bier vorstellen sollen, eine schädlich medikamentöse Wirkung haben —, davon hätte ich eine lange Liste niederschreiben können, mein Unstern führt mich auf ein Beispiel, das nicht zutrifft, und nun rufen die Herren Brauer: seht da einen Beweis, wie leichtfertig uns die Unwissenheit der Fälschung beschuldigt! Ich habe die Stelle nun gestrichen, hätte sie sehr leicht mit Beispielen ersetzen können, deren Richtigkeit mir von Chemikern bestätigt ist, aber ich überlasse das Eintreten ins Einzelne ebendiesen, den Männern vom Fach. In der That, ich bitte die Chemiker, — diejenigen unter ihnen, die gerne von ihrer Wissenschaft die Schmach des Bundes mit dem Betrug abwenden helfen, — daß sie mich nicht ohne Beistand

lassen. Die Stimme der Oeffentlichkeit muß mitwirken, wenn diese Dinge im Reichstag zur Berathung kommen, und es muß geschehen mit dem Nachdruck der moralischen Empörung gegen die Schandwirthschaft der Fälschung, diesen Schmutzflecken in der Ehre der deutschen Nation.

(Fortsetzung während der nun geschlossenen Session des Reichstags.) Das Obige ist im Juli dieses Jahres geschrieben. Jetzt sitzt ein Reichstag in Berlin, von dem schwerlich zu hoffen steht, er werde das Uebel, von dem wir reden, mit der Strenge packen, die geboten ist. Die Mehrheit der Wahlen ist wahrlich nicht aus Reichsgesundheit hervorgegangen, so wird sich die Mehrheit der gewählten Gesellschaft auch blutwenig für das Reichsgesundheitsamt interessiren. Majoritäten, die aus der Fälschung des Wahren hervorgegangen sind, werden sich schwerlich gegen die Fälschung der Waaren ereifern. Deutschland hat gegen sich selbst, das deutsche Reich hat gegen die Grundbedingungen seines Bestands gewählt. Eine unserer Parteien hat das Volk durch die Schlagwörter von 1848 betäubt. Damals war kein kleiner Theil von Deutschland wirklich schlecht regiert und es war natürlich, daß sich die Vorstellung erzeugte, ein Charakter sei nur, wer opponire. Klare Bürgerrechte waren erst zu erstürmen, falsche Vorrechte niederzureißen. Die ganze Bewegung war aus einer Revolution hervorgegangen. In Revolutionstagen bemächtigt sich der Geister eine Art von Trunkenheit, aus welcher eine tolle und doch begreifliche

Täuschung hervorgeht. Der Zweck ist doch, zu erzwingen, daß besser regiert werde, und die Form dafür zu finden, aber der Wirbel in den Köpfen brütet eine Stimmung aus, deren Inhalt, in das richtige Wort gefaßt, im Grunde lautet: es wäre das Beste, wenn gar nicht regiert würde — was freilich nicht ausschließt, daß die vordersten Schreier in Gedanken hinzusetzen: ausgenommen, wenn wir regierten. Dies ist ja eigentlich die Ursache, warum Revolutionen nicht zu ruhen pflegen, bis das Gegentheil von dem erreicht ist, was sie vernünftiger Weise zu wollen hätten: sie sind Sturm gegen Reaktion und machen neue, größere Reaktion, sie wollen Freiheit und schaffen Unfreiheit, weil sie die Freiheit negativ verstehen. Trotz dieser Begriffsverkehrung und ihren Folgen ist die Stimmung in den Anfängen solcher Sturmzeiten schön wie Frühlingsstimmung. Man ahnt die nahe liegende Verzerrung nicht. Alles scheint möglich. Wie ein seliger Traum kommt es über die Geister; der Zorn, der darin waltet, fühlt sich als ein heiliger Zorn. Die Stichwörter der Freiheit haben etwas Berauschendes, wie die Losung: Einheit aus zerstückelten Theilen! es nicht hat. Sie lassen sich mißbrauchen, die Gemüther in einen Wahnsinnstaumel hineinzuhetzen und ihn zu Tollhausbeschlüssen zu treiben. — Es ist der falsche, der centrifugale Freiheitsbegriff solcher Zeiten, in den sich der deutsche Reichsliberalismus seit Jahr und Tag hinein- oder zurückgearbeitet hat, und diesem Unglück verdanken wir den einen Theil der unseligen Wahlen. Die Generationen, die jetzt wählen, haben kein deutliches Bild mehr von den Hergängen der Revolution 1848 und ihrem Ausgang. Die Losung: Freiheit! Sturm gegen die Reaktion!

war ihnen neu, als die Herren, die seit 1848 nichts haben lernen wollen, in der Wahlbewegung sie hervorzogen, sie wirkte auf die Nerven der nicht durch die alte Erfahrung gewarnten Köpfe wie Belladonna, das Wörterbuch der alten Negation klang wie begeisternde Kriegsmusik und die Benebelten — stimmten ab wie bekannt ist. Die Partei hat wirklich alles gethan, was geeignet ist, die Reaktion, gegen die sie schreien, zu machen; ihr Verdienst ist es nicht, wenn der an die Wand gemalte Teufel nicht kommt. — Im wirthschaftlichen Gebiete lautet der negative, centrifugale Freiheitsbegriff, wie man weiß: laufen lassen! Nicht einmal schützen, denn auch das ist unfreie Schranke, Reaktion! So wenig als möglich Bindung, Verbindung, auch das ist Zwang! Die Atome ganz sich selbst überlassen! Aus ihrer losgebundnen Interessen-Hetze muß sich das Rechte, das Allen Nützliche von selbst herauswerfeln!

Atome, Atomismus: dies ist es. Und atomistisch muß auch der Geist benannt werden, der uns die Wahlen der Schwarzen gebracht hat. Nicht nur darum, weil sie und die Rothen (in den bekannten verschiedenen Farbentönen des Roth) einander hübsch in die Hände gearbeitet haben, was ja ganz gut geht, da der politische Atomismus folgerecht für den Unsinn: freie Kirche im freien Staate schwärmt; der Grund liegt tiefer, er liegt im ultramontanen Standpunkt an sich. Der Despotismus der Kirche will ja keine Gewalt neben sich, welche die Energie hat, die Atome vernünftig zu binden, zu ordnen; die Ordnung, die einzig wahre, soll ihm vorbehalten sein. Er marschirt daher unter der Fahne der Freiheit; er ruft sie aus für Alle, um sich die

Freiheit vorzubehalten, Allen seine Zwangsjacke überzuwerfen. Es war eine besonders traurige Erscheinung bei diesen Wahlen, daß so viele Kandidaten ihr protestantisches Gewissen schnöd und frivol um katholische Stimmen verkauften, viel trauriger noch, als daß Pfaffen ihnen katholische Stimm-Truppen zuführten, denn vom jesuitischen Gewissen erwartet man keine Redlichkeit.

Wäre es nicht so traurig, man möchte wahrhaftig diesem Reichstag einen Aristophanes wünschen. Der große Volkstribun, der Gracchus, Demosthenes oder Kleon, der schon die erste Sitzung mit seiner Rede reinem Feuerstrom beglückt, dann der witzige Marquis Posa des Freihandels, und dann der kleine, feine Herr Centrumsmeister mit der heilig klugen Sehnsucht, das Centrum des Staats in die Kirche zu verlegen: nette Stoffe für den großen Karikaturendichter!

Der Reichskanzler steht im Kampfe gegen den politischen Atomismus. Es ist das zweite große Stadium des großen Mannes. Sein erstes läßt sich ebenso bezeichnen: die Staaten Deutschlands hatten sich als unverbundene, selbständig spröde, scheinfreie Atome zu einander verhalten; ihre Verbindung zu einem Reiche war Besiegung des Atomismus. Derselbe Kampf tritt jetzt in anderer Form auf, er geht gegen den Atomismus im innern Rechts- und Wirthschaftsleben der nach außen geeinigten Nation; der Zeitenlauf bringt es zugleich, daß in demselben Stadium noch einmal die Frage des Kulturkampfs anbrennt. Die Gegner im ersten Stadium waren die Fürsten und Partikularisten, im zweiten sind es die Freiheits-Atomisten in Sachen des Handels und Wandels, im Interessenleben der Nation; im Unklaren bleibt noch,

wie es sich mit den Ultramontanen verhält. An sich, einfach logisch genommen, müßte es eine klarere Gegnerschaft nicht geben, als zwischen dem Schöpfer der deutschen Einheit und denen, die in der höchsten Angelegenheit des Menschen ihre Einheit außerhalb des Vaterlands haben und die Freiheit vorschützen, um diesem herrschsüchtigen fremden Mittelpunkt seine staatsfeindliche Macht zu sichern. Daß beiderlei Gegner mit den Partikularisten im ersten Stadium theils zusammenfallen, theils zusammenhalten, versteht sich.

Es ist nur ganz begreiflich, daß die Atomisten dem Manne, dessen Lebenszweck ist, Einheit, lebendige Einheit, Verband, Gemeinsamkeit zu schaffen, Herrschaft der Vielköpfigkeit zu stürzen, — daß sie diesem das Gegentheil vorwerfen: er wolle nur sein herrisches Ich. Und das Volk hat sich einreden lassen, es sei eine Schande, wenn Ein Mann so viel thue, es hat sich schen machen lassen vor der Zahl 1. Es ist ja wohl ein Unglück, so viel gescheidter und thatkräftiger zu sein, als die Meisten. Die Menschen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verstand und Wille von so Vielen in Einem zusammengefaßt sei; sie hassen ihn und säen Haß gegen ihn. Genie sein, das ist immer ein tragisches Schicksal. Auch ist nur ganz wahr, daß es ohne Gewaltthätigkeit nicht abgeht, wo ein Geist so hoch hervorragt, und nicht ohne Menschenverachtung, wo er so schwer mit dem Kleinen kämpfen muß. Wer könnte sol ch einKriecher sein, Opposition zu verwerfen? Wer der Tropf, einen Menschen für unfehlbar zu erklären? Hier aber lauert hinter der Opposition, die aus Gründen widerspricht, noch eine andere mit dem Vorsatz: Opposition jedenfalls! und dies ist das Uebel.

Der Reichskanzler hat neuestens im einen der Kampfgebiete gezeigt, daß er klar genug ist, nicht zu meinen, er müsse einen schöpferischen Gedanken starrsinnig in der erstgefaßten Form festhalten: er hat den Plan des Unfallversicherungsgesetzes mit der leitenden Idee seines Lebens: organische Verbindung kombinirt und will diese Schöpfung auf Association, auf korporative Genossenschaft gründen. Selbst die Opposition quand même fühlt in ihrem vernunftfähigeren Theile darüber bereits ein „menschliches Rühren“, scheint sich erweichen und die eingeklemmte Hand zum Entgegenkommen öffen zu wollen. In der Tabaksmonopolfrage steht die Hebung eines schweren Anstoßes, der gerade den günstig Gestimmten bereitet worden war, in Aussicht, und so ist es nach mehreren Seiten leidlicher abgelaufen, als man nach den Wahlen besorgt hatte.

Aber ein dunkler Punkt ist leider zurück. Kein Mensch weiß, was im „Kulturkampf“ noch werden soll. Es ist unheimlich, eben schon das lange Dunkel ist unheimlich. Die Nation erträgt in dieser Sache keine Ungewißheit. Denn sie ist in ihrem wahren Kerne protestantisch und zwar nicht kirchlich, sondern rationell protestantisch. Die Deutschen sind die Nation Luthers, aber auch Kants und Lessings. Diese Nation will ihren großen Baumeister nicht in den Zellen der gebundenen Geister wohnend und nicht mehr um diese bekümmert wissen, als durchaus nöthig ist. Sie bedarf ihn im Lichte zu sehen, klar in sich und klare Mittel wählend, sie versteht in dieser Sache keine verborgenen Hinterkulissen. Schon dies ist traurig, daß man auch nur ausstreuen konnte, die deutsche Politik gedenke, dem

Pabst in Deutschland eine Stätte zu öffnen oder gar auf Rückgabe seiner weltlichen Herrschaft hinzuwirken. Solche Lügenschwämme brütet eben der schwüle Schatten der Ungewißheit. Ernstere Folgen sind bereits eingetreten. Ermuthigt durch die Symptome des Rückweichens in Preußen hebt der Ultramontanismus in Oestreich und Bayern mit erneuter Frechheit sein Haupt. Im letzten September mußte ich in Innsbruck hören, wie man über uns urtheilt. Die Landstände waren versammelt und Anträge wurden eingebracht, die in Anspruch auf Abhängigkeit der Schule von der Kirche das Aeußerste von Unverschämtheit leisteten. Ich erfuhr es durch einen Herrn, der eben aus der Sitzung kam und seine Mittheilung mit dem Vorwurf schloß: das danken wir Preußen. Nicht anders ist es in Bayern; dieser Kammer ist aus derselben Ursache der Kamm noch stolzer als vorher gewachsen und in jedem gebildeten Kreise kann man dort dasselbe hören wie ich in Innsbruck, begegnet man demselben Kopfschütteln zu der Haltung der deutschen Politik wie bei allen Helldenkenden in Oestreich.

Wer wäre so naiv, nicht zu wissen oder nicht zu bedenken, daß der Katholicismus noch eine Macht ist, mit welcher der Staatsmann zu rechnen hat! Aber ist das Rechnen Alles? Es ist romanisch, nicht deutsch, auf diesem Felde nur wie mit Brettsteinen oder Schachfiguren zu operiren. Die französische Bildung ist mit ihrer Kirche gründlich fertig und dennoch wird die französische Politik der Anmaßung dieser unverbesserlichen Gegnerin des modernen Staats nie gründlich auf den Leib gehen; man kann sie eben immer wieder zu politischen Zwecken benützen. Der italienische

Standpunkt ist ursprünglich derselbe — „il papato è un cancro che bisogna lusingare“ — aber glücklicher Weise brennt das Uebel dem jungen Staat unmittelbar auf die Haut und brennt noch heißer, seit Pabst und König im selben Raume nebeneinander sitzen, so kommt es, daß Italien, obwohl ungemischt katholisch und obwohl äußerlicher denkend in Sachen der Religion, als wir, dennoch jetzt mehr Schneide zeigt, als die deutsche Kirchenpolitik.

Das deutsche Reich hat als Erbe die große Aufgabe überkommen, im Sinn des modernen Geistes fortzubilden, was die Reformation unvollendet gelassen hat, wie innerlich durch die Arbeit der Geister an Reinigung der Religion vom Wahne, so nach außen durch gründliche Sicherung des Staats gegen die Anmaßung der Kirche des Mittelalters. Diese Aufgabe will Ethos. Berechnung ohne Ethos, wohin führt sie? Zum Paktiren und Nachgeben, und dieses zur gewissen Wiederkehr eben des Nothstands, wogegen der preußische Staat durch die Maigesetze, durch die Civilehe sich Luft verschaffen mußte. Aesthetisirender Hang des „Romantikers auf dem Thron“ war es, was diesen Nothstand herbeigeführt hatte. Jetzt transigiren mit dem Feind, mit seinen Vorposten im Herzen Deutschlands um politische Gegenleistungen negoziiren, dies muß dieselbe Folge haben und die nächste Generation wird sich vor dieselbe Nothwehr gestellt sehen. Wir kennen doch die katholische Kirche genug, um zu wissen: je mehr der berufene Beschützer des Rechts und der vernünftigen sittlichen Bildung nachgibt, um so weniger gibt *sie* nach, denn ihr genügt nichts als alles. Wer läuft, den jagt man. — Die

Versicherungen, daß der Staat in den laufenden Verhandlungen mit dem Pabst seinen Rechten nichts vergeben werde, können uns nicht beruhigen im dauernden unheimlichen Dunkel. Im Reichstag ist der schnöde Bund der Demokratie mit dem Centrum am 12. Januar als grelle Thatsache herausgetreten, — ein Schauspiel, worüber man sich vor Ekel erbrechen möchte; an dieser Versammlung hat das Reich und Preußen keine Stütze im Kampfe mit Rom, vielmehr das Gegentheil: mächtigen Rückhalt und Vorschub im Rückweichen vor Rom. Was von der preußischen Kammer zu hoffen, wird wenig genug sein. Die Gefahr wächst und mit ihr die Besorgniß der Nation und mit ihr der Ernst der Frage, ob in dem großen Staatsmann die Tiefe der Intelligenz mit dem patriotischen Ethos, das ihn in all seinen Kämpfen getragen hat, dasselbe Gleichgewicht wie bisher bewahren und bewähren, ob er der schweren Versuchung widerstehen und schaffen werde, was Deutschlands Wohl und Ehre fordert. —

Er hat kürzlich die reine, von mythischen Wahnbildungen befreite Religion für bloßen fossilen Ueberrest der positiven erklärt. Wir meinen dagegen — nur akademisch, und unser akademisches Denken ist ungefährlich, weil machtlos — wir meinen mit den ersten Denkern unserer Nation: jene Afterformen, in ein System gebracht, haben sich zu Dogmen, Dogmenzwang und Herrschsuchtbau der Kirche verhärtet, zuerst der katholischen, dann, als der Lutherische Geist versteinerte, der protestantischen. Fossil ist die mythisch getrübte, lebendig die rein ethische Religion; die deutsche Politik unterhandelt mit einem Petrefakt, das seinen Tod nun ins vierte Jahr-

hundert überlebt und, wenn man ihm muthig den Ernst zeigt, doch endlich ins Naturalienkabinet sinken wird, wohin es gehört.

Noch ein Wort über die Civilehe sei hinzugefügt, denn zu der Unheimlichkeit des jetzigen Zustands gehört die schwere Sorge, es werde auch in diesem Punkte noch nachgegeben werden. Wer könnte bestreiten, daß die Ehe ein sittliches Band ist und daß diese Wahrheit bei ihrer Schließung feierlichen Ausdruck finden, dem Brautpaar tief eingeprägt werden soll? Die Kirche hat diese Wahrheit in die anmaßende Behauptung verkehrt, daß durch ihre Einweihung die Ehe erst gültig, erst wirklich werde. Dies ist Magie statt Religion; es soll ein mystisches Etwas im Priestersegen sein, das die Ehe festzaubert: ein echtes und höchst belehrendes Beispiel von Fälschung der Religion. Ist diese Fälschung geduldet, so hat die Kirche ein Mittel gewonnen, ihre Weihe an konfessionelle Bedingungen zu knüpfen, eine Ehe, die diesen nicht entspricht, für ungültig zu erklären und durch Vergiftung der Gewissen zu unterwühlen. Davon ist, wie man weiß, der erste Kulturkampf in Preußen, unter Friedrich Wilhelm III., ausgegangen und in diesen Ausgangspunkt steuert man jetzt fröhlich zurück, wenn man nachgibt. Der Staat, wie er ist, hat leider ein anderes Mittel nicht, als die obligatorische Civilehe, und dies führt nothwendig auf eine tiefere, prinzipielle Betrachtung. Die Zweiheit zwischen Kirche und Staat ist überhaupt und an sich falsch, das Verhältniß dieser falschen Zwei daher an sich ein unheilbar ungesundes. Kirche und Staat sind natürliche Feinde, denn die zur Kirche verfleischte Religion will herrschen. Entweder es wird nie Friede oder wir dürfen hoffen, die

jetzigen Wehen seien Vorboten einer Zukunft, wo der Staat seine Aufgabe höher fassen und aus sich eine Anstalt für Pflege der Religion, für höhere Volkserziehung schaffen werde. Das hat, weiß der Himmel, weite Wege und muß doch unser letztes Ziel sein, weil es der einzige Rettungsweg ist. Nicht in alle Ewigkeit können wir uns doch mit dem unerträglichen Uebel abquälen, daß wir diesen Pfahl im Fleische tragen müssen, diesen Körper im Körper, der seinen Anspruch der Alleinherrschaft auf Magie gründet. Magie statt Religion: das ist unser Feind, dem gilt unser Kampf. Modergeruch aus den Grüften des alten Aegyptens streicht durch unsere politische Luft, durchfrißt unser politisches Parteileben; mitten darin steckt eine politische Partei, die keine politische Partei ist, jede politische Frage von nicht politischem Standpunkt faßt, logisch verwirrend durchkreuzt, die wirklich politischen Parteien korrumpirt, indem sie mit Konzessionenschacher Stimmen aus ihnen kauft, und so Parteiverschiebungen schafft, die dem gesunden Menschenverstand und — der Moral ins Gesicht schlagen. Man fühlt den Schweiß der Scham auf der Stirne, wenn man sich denkt, was künftige Jahrhunderte über uns sagen werden.

Das ist nun freilich nicht praktisch gesprochen, dieser Blick in eine Zukunft, deren Bildung über Dogmen, Dogmenzwang, magische Religion hinausgewachsen sein wird, enthält ja freilich keinen Rath für Schritte des Handelns in der Gegenwart. Dennoch glaube ich, daß er das Auge befreit und vor Fehltritten hütet. —

Das Vorwort ist nun länger geworden, als der bevorwortete Artikel über Schutz gegen Fälschung der Nahrungs-

mittel. Ich fürchte nicht, man werde darin einen komischen Abstand finden. Wir verdanken den Kulturkampf der hierarchisch verfälschten Religion. Religion ist doch das erste Nahrungsmittel des Geistes. Eine Parallele zwischen beiden Fälschungen ist wohl nichts Gesuchtes.

(Im Februar 1882.)

Dieser Zusatz zum Vorwort, wie er während der Sitzung der Reichstags geschrieben wurde, mag auch nach Schluß desselben stehen bleiben; wer meinen Ansichten zustimmt, wird wohl auch finden, daß die Anknüpfung an die wechselnden Fälle des Tages ihrem Sinne keinen Abbruch thut. — Der Gegenstand, von dem der Artikel handelt, ist wieder nicht zur Berathung gelangt; um so weniger kann ich letzteren als veraltet ansehen. Es gilt den Zweck, zu wirken. Darf ich hoffen, daß er bei künftiger Verhandlung ein paar Stimmen für strenge Entscheidungen gewinnt, so habe ich ihn nicht vergeblich geschrieben, nicht vergeblich noch einmal hervorgezogen.

Der Widerspruch zwischen den Stellen dieses Vorworts, die vom Kulturkampf handeln, und zwischen der frohen Begrüßung seiner ersten Energie im Artikel selbst (S. 152. 153) mag als Bild des Unterschieds der Zeiten 1877 und 1882 stehen bleiben wie er steht.

Die (vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers war eine sehr schlichte und doch eine solche, von der man meinen sollte: den Reichstag müsse es gedrängt haben, als er sie ihm anzeigte, sie mit hellen Worten der Freude zu begrüßen und die ganze sittliche Bedeutung der anscheinend einfach sanitarischen Maßregel zu bekräftigen. Der Reichskanzler hat am 14. März dem Reichstag angekündigt, daß er dem Reichsgesundheits-Amte den Auftrag gegeben, außer dem Trinkwasser der großen Städte auch Wein und Bier einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Andere Lebensmittel, wie namentlich Brod und Milch, sind wohl stillschweigend mitbegriffen. Als Redner trat nur Herr Reichensperger (Crefeld) auf, und zwar (neben einem nicht hergehörigen Ausfall) mit der Bemerkung: man sollte die Sache der Privatthätigkeit überall vertheilter Komités und der von ihnen zu beauftragenden Chemiker überlassen, wie solches in England der Fall sei. Der Reichskanzler hat die Berufung auf England widerlegt, indem er sagte, gerade dort habe man sich überzeugt, daß die von Privatgesellschaften beauftragten Chemiker den Wünschen der Interessenten meist zugänglicher seien als denen der Auftraggeber, man sei deßwegen auf den Gedanken gekommen, eine Centralbehörde zu errichten, und verfahre nun dort gerade so, wie jetzt in Deutschland.

Ich fragte vor Jahr und Tag ein Reichstagsmitglied, ob denn noch nie die Rede davon gewesen sei, in dieser An=

gelegenheit einen Schritt von Reichswegen zu thun. Ich erhielt die Antwort, er habe einmal mit einem Kollegen darüber gesprochen und dieser habe erwidert: die Ansicht seiner Bekannten sei, daß die Sache den Gemeinden überlassen werden müsse. Auch eine schöne Gegend! Den Gemeinden, in deren Magistraten doch wohl allerorten Bierbrauer und Weinwirthe sitzen, unter denen es zwar gewiß Ehrenmänner gibt, aber — doch zur Sache!

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den Thatbestand zu beschreiben und zu belegen. Nur Interessirte können läugnen, daß unter dem Namen Wein und Bier tagtäglich Meere von Gift in die Adern unseres Volkes sich ergießen. Gift: wir wollen immerhin glauben, daß Gifte im eigentlichen Sinne des Worts, Belladonna, Strychnin, nux vomica, Blei-Essig, Kalk und dergleichen, nur selten das Fälschungsmittel bilden; dieses besteht meist aus Stoffen, die an sich nicht Gifte sind, von denen zum Theil nicht nachgewiesen werden kann, daß sie an sich dem Magen, den Nerven schädlich seien, die aber schädlich werden, weil sie in die Stoffe-Verbindung, woraus reiner Wein und reines Bier einzig besteht, nicht richtig mitaufgehen, weil sie den gegohrenen Naturbestandtheilen dieser Getränke fremd sind und bleiben. Wir wollen solche Stoffe, die, an sich nicht Gift, doch in in dieser Verbindung und häufig genossen schädlich wirken, Halbgifte nennen. Wo aber die Beimischung dieser Halbgifte straflos bleibt, da kann auch der Anwendung eigentlicher Gifte nicht gesteuert werden. Sobald nicht mit unerbittlicher Gesetzesschärfe aufgestellt wird: wer fremde Stoffe in den Wein mischt, wer Bier aus anderem als aus Hopfen

und Malz bereitet, ist ein Betrüger und gesundheitschädigender Fälscher, so ist auch der eigentlichen Giftmischung Thür und Thor geöffnet. Ueber die Halbgiftmischungen ist noch zu sagen: die Trinker fallen davon allerdings nicht sogleich todt um, leider aber kann uns keine Statistik zeigen, wie viele Menschen an Krankheiten sterben, an denen sie nicht gestorben wären, wenn sie nicht jahrelang tagtäglich mit schnödem Surrogatgebräu Magen, Nervensystem und Hirn verschleimt, verdumpft, geschwächt, gelähmt hätten. Am übelsten ist der Theil des Volks daran, der nach der Wohlfeilheit gehen muß, wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß Bier und Wein mit dem Preis immer auch an Reinheit steigen; höchstens etwas mehr Wahrscheinlichkeit ist bei theurerem Preise vorhanden: die Gewinnwuth unserer Zeit weiß keine Grenze: gesteigerter Preis soll reines Getränk verbürgen; die Steigerung genügt nicht, in kurzem heißt es: „Willst du reines, so mußt du noch mehr zahlen!“ Und so geht in unabsehlicher Scala der wilde Schwindel weiter.

Auf das Einzelne mögen andere eingehen. Uns ist es daran gelegen, die Sache von der moralischen Seite zu beleuchten. Daß Lebensmittel gefälscht werden, ist wahrlich schlimm genug, weit schlimmer ist, daß der Begriff der Fälschung gefälscht ist, indem sie sophistisch für etwas ganz Unschuldiges erklärt wird. Sittliche Begriffe fälschen, das ist noch eine ganz andere Vergiftung, als Vergiftung der Mägen, des Blutes, des Marks, das ist Vergiftung der Seelen. Waaren fälschen ist schlimm, die Wahrheit fälschen ist noch schlimmer. Es hat jederzeit Fälscher und Betrüger gegeben, aber Fälschung war Fälschung, Betrug Betrug,

und das Brandmal der Schande stand auf der Entdeckung. Jetzt dürfen die Fälscher und Betrüger schamlos ihre Surrogate in den Zeitungen anzeigen und ausbieten, durch Reisende kolportiren. Auch dies ist in jener Reichstagssitzung zur Sprache gekommen, einzelne Blätter sind genannt worden, es geschieht aber allgemein; den Zeitungsexpeditionen gehen solche Anzeigen ohne Zweifel in solcher Menge zu, daß sie schwerlich nur Zeit hätten, sie zu prüfen, die frechsten zu unterscheiden und zurückzuweisen. Der Fälscher, der Betrüger ist nicht mehr ehrlos, breit darf er mit honetten Menschen am Tische sitzen. Der Jesuiten-Orden hat, wie alle Welt weiß, sich nie ein Gewissen daraus gemacht, im Namen der Religion Dolche und Gifte in Bewegung zu setzen; nicht diese einzelnen Morde aber sind sein ärgster Frevel, das vielmehr ist sein größtes Verbrechen, daß er, wie andere sittliche Begriffe, so auch den des Mordes gefäscht hat, indem er sophistisch lehrte: „der Zweck heiligt die Mittel." Die Folge einer solchen Grundfälschung ist unabsehlich. Wer einen sittlichen Begriff fälscht, hat nicht nur einzelne Verbrechen, zu denen er spitzfindig gerathen, auf seinem Gewissen, sondern unberechenbar viele, deren Zusammenhang mit seinen direkten Frevelstiftungen nicht nachzuweisen ist, die aber daraus entspringen, daß er die Anleitung gegeben hat, mit Scheingründen das Gewissen zu belügen. Daher ist es eine nothwendige, von jedem ehrlichen Mann längst ersehnte Ergänzung des Kulturkampfes im Deutschen Reiche, daß es nun auch den Feldzug gegen die Fälschung des Begriffs der Lebensmittel-Fälschung eröffnet; daher handelt der Reichskanzler rein in der Konsequenz

jenes großen und sittlichen Kriegs gegen die Priesterherrschaft und ihr Lügengebäude, wenn er nun auch gegen diesen gemeinschädlichen Reichsfeind, den Jesuitismus der Fälschung, sein Geschütz aufführt.

Die furchtbar verbreitete Fälschung vorzüglich der Getränke ist ein Theil, eine Seite der tiefen Verdorbenheit, welche jetzt breiter und breiter in unserer Nation um sich frißt. In der That, der physische Ekel, mit dem man die gefälschten Brühen schlürft, ist noch das geringste; viel weher thut der moralische Ekel, den man mit jedem Schluck hinunterwürgt. Nicht mit jedem, nein! aber die Ausnahmen muß man mit der Laterne suchen.

Mitursache der Fälschung der Getränke und der Fälschung des Begriffs der Fälschung sind bekanntlich die Fortschritte der Chemie; Mitursache, nicht Schuld; die Schuld trägt nicht die Chemie, sondern ein Theil der Chemiker. Wenn die Wissenschaft nachweist, daß gewisse künstlich herzustellende Stoffe denen gleichkommen, welche in gewissen Naturerzeugnissen, in gewissen Produkten ihrer Gährung enthalten sind, so erklärt sie damit noch lange nicht für zulässig, in der technischen Behandlung, der wir den Saft der Traube, Hopfen und Malz unterwerfen müssen, jene Stoffe, statt sie eben durch natürliche Gährung sich bilden zu lassen, durch Zuthat von außen zu ersetzen, um dafür das Quantum durch Wasser vermehren zu können. Anzuklagen sind nur die einzelnen Chemiker, die das für zulässig erklärt, ja gerathen haben, und diese freilich haben den Weg gezeigt, mit dessen Betretung alle Grenzen zwischen Redlichkeit und Betrug sich verwischt haben. Bei ihnen ist die Praxis des

Betrugs in die Schule gegangen und, so verstanden, haben wir allerdings eine Wissenschaft im Dienste der allgemein wachsenden Schlechtigkeit.

Gewiß haben wir das Krebsübel, das am sittlichen Mark unserer Nation zehrt, von mehr als einer Seite anzufassen. Die Fälschung der Lebensmittel ist aber ein so wesentliches, so starkes Symptom des allgemeinen Uebels, gleicht so sehr einem Karbunkel, der nicht nur das physische, auch das moralische Blut vergiftet, daß wir keine Zeit mehr verlieren dürfen, auch an diese Seite mit scharfem Messer die Hand anzulegen. Die verdorbene Mehrheit unseres Volkes soll sehen, daß die anständig gebliebene Minderheit endlich Ernst macht, mit dem Schwerte des Gesetzes gegen sie vorzurücken. Dieser starke Ausdruck verlangt nähere Beleuchtung. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Menschen in Mehrheit stets eine blinde Beute der Leidenschaft sind; darum braucht man für die Völker noch nicht bange zu werden, denn der Gegensatz Mehrheit und Minderheit ist flüssig; man muß jederzeit bedenken und festhalten, daß in jedem jener Blinden eine Möglichkeit liegt, in das Lager der Sehenden herübergezogen zu werden; daher darf die genannte Erfahrungswahrheit auch nicht zur Menschenverachtung führen. Sehr schlimm wird es nur, wenn jene Mehrheit in einem Volke sichtbar wächst und wenn ihre Leidenschaften einen gefährlich verschärften und mit dem Arsenik der sophistischen Beschönigung versetzten Charakter annehmen. Unter Minderheit versteht man, wenn von Nation die Rede ist, wie jeder weiß, nicht wenige. Unsere Worte sind also zunächst nicht so hart, als sie scheinen, und wir

brauchen nicht zu versichern, daß wir nicht glauben, Ehre und Gewissen seien in Deutschland ausgestorben; wir zählen Millionen zu uns als Mitbeklagende, wir haben Millionen auf unserer Seite. Sehr sorglich sieht es aber nach dieser Seite dann aus, wenn man befürchten muß, die Minderheit wiege sich unthätig im Werthgefühl ihrer Ehrlichkeit. Ihr Werth liegt doch nur zur kleineren Hälfte in dem, was sie ist, zur größeren in dem, was sie thut. Und lange Zeit schien es, sie könne sich nicht entschließen, gegen die mancherlei Uebel, wie sie jetzt anwachsen, mit Handeln Ernst zu machen, sie beschränke sich auf Vorwurf und Klage, sie verstehe den Freiheitsbegriff falsch und vergesse, daß gegen das Schlechte der Schrecken ins Werk gesetzt werden muß. Dies ist der höhere Zusammenhang, in welchen wir den Akt des Reichskanzlers stellen, dies die Allgemeinheit der Bedeutung, die wir ihm beilegen. Gewiß, wir müssen den Feind auf vielen Seiten angreifen und mit vielen Mitteln, namentlich mit dem ethischen der Volkserziehung. Man wird diesen Zeilen darum, weil sie ein bestimmtes Uebel auf ein tieferes zurückführen, nicht die Pflicht auflegen, auf alles dies einzutreten. Niemand wird bestreiten, daß Volkserziehung nicht alles ist, oder, wenn man will, daß zur Volkserziehung nicht auch Justiz und Polizei mit ihren drastischen Mitteln gehören. Man kann ein Volk auch verziehen, wenn man zu lange säumt, nach diesen Mitteln zu greifen. Genug, es liegt hier einer der schlimmsten Schäden vor, eine Stelle, wo einzuschneiden ist, um fortwühlender Verfaulung zu steuern; es war die höchste Zeit, und daher fällt uns eine Last von der Seele, da endlich von Reichswegen vorgegangen wird.

Unsere Klagen sollen keiner der Nationen, die uns um der neuen, mit dem Schwert erkämpften Stellung willen beneiden und hassen, den Genuß der Schadenfreude bereiten. Sie mögen vor der eigenen Thüre kehren! Kein kleiner Theil der Uebel, die bei uns sich eingenistet, ist von ihnen zu uns herübergekommen, und eben der Ernst, womit wir sie aufdecken, soll ihnen ein Zeugniß sein, daß es bei uns noch Augen gibt, die nach innen sehen, daß es nicht die ganze Nation ist, die blind im Schlamme versenkt liegt.

Als unsere Heere den Feind besiegt hatten und das Reich aufgerichtet war, meinten wir, nun werde die ganze Nation stolz sich emporstrecken, um der neuen Ehre würdig zu stehen und zu schreiten. Wie hatten wir uns getäuscht! Eine sinnlose Menge rieb sich die Hände und rief: „Nun haben unsere Legionen es uns erkämpft, nun wollen wir aber auch recht gründlich gemein werden und so recht lustig im Koth wühlen!“ Schneller reich werden und mehr genießen als Ehre und Gewissen erlaubt, das war ihre Losung. Es folgte, daß Ehre und Gewissen für lächerlich erklärt werden mußten. Es ist hergebrachte Mode bei der Korruption, jede Stimme, die es unternimmt, an die einzig wahren Güter des Lebens zu mahnen, dem Gekrächz absurder Moralprediger und Pietisten gleichzustellen; die Zustände in Amerika sind auf dieser Stufe angekommen und die Deutschen im vollen Zuge, ihnen nachzujagen. Wie die Losung durch die Reihen des süßen, weit hinauf reichenden Pöbels flog, so begann nun die wahnsinnige Jagd der Spekulationswuth, des Gründerthums, des Schwindels jeder Art, und der nothwendig folgende Krach hat lange nicht hingereicht, den wilden

Fieberdurst zu dämpfen. Von jedem braven deutschen Kaufmann kann man die Klage über die unsoliden Zustände in unserem Handel vernehmen. Jeder ehrliche Industrielle wird uns zugeben: das Wort, welches Reuleaux über unsere Industrie ausgegeben hat: „billig und schlecht!“ sagte nur denen eine Neuigkeit, welche die Augen nicht offen hatten. Es ist leider noch sehr schonend; auf einen Theil unserer Industrie und namentlich auf das Handwerk angewandt muß es heißen: „schlecht und theuer!“ Wir können, wir dürfen es nicht läugnen, daß auf diesem Felde dasselbe Frankreich uns beschämt, dessen übrige Frivolität im letzten Kriege zum Ausbruch gekommen und von uns gezüchtigt worden ist. Wir verweisen auf den gedruckten Vortrag von Sybel: „Was können wir von den Franzosen lernen?“ Die Arbeit des französischen Handwerkers ist pünktlicher, gewissenhafter, solider, auch im Stoffe, wenn er ihn hinzugibt, solider und doch billiger als die deutsche. Er handelt sich dabei auch vom Worthalten, und jener Vortrag hat nicht versäumt, es zur Sprache zu bringen. Der französische Handwerker achtet es für Ehrensache, genau die Frist einzuhalten, auf welche er eine Arbeit versprochen hat; bei uns zu Lande darf man sich zehn für eins bei jeder Bestellung darauf gefaßt machen, daß der Arbeiter es für lächerlich, für ungebildet, für kleinlich hielte, sich an sein gegebenes Wort zu binden. Anderes, sehr Schlimmes, verdanken wir freilich unsern westlichen Nachbarn, ohne daß wir darum entschuldigt wären; denn wer heißt uns sie nachahmen? Dies sind Dinge, die im Gebiet der Sitte, der Lebensformen, der Kunst, und namentlich der scenischen, liegen und von denen in diesem Zusammen-

hang besser geschwiegen wird. Denn es ist immer mißlich, den Jeremias, den Bußprediger, zu machen. Die Rolle wird in die Länge so widerlich, als ihr Gegenstand. Man soll von sittlichen Erkrankungen wie von leiblichen nur handeln, um Rath dagegen zu finden, es wäre denn die Rede von gewesenen Völkern, die an der inneren Fäulniß zu Grunde gegangen sind, und allerdings erschrickt man in der Seele, wenn man betrachtet, nach wie vielen Seiten unsere Zustände den römischen gleichen, wie sie zur Zeit der Kaiser geworden waren. Zu den Aehnlichkeiten gehört das Vertrauen auf die Legionen, nachdem der innere sittliche Halt verloren ist. Die Legionen haben aber Rom nicht retten können. Das ist einfach: fressen sittliche Krebsschäden fort, so fressen sie sich endlich auch in die Heere ein. Die Disciplin ruht ja schließlich doch nur auf moralischen Stützen. Glücklicherweise sind wir aber noch nicht in allen Dingen da angekommen, wo Rom in der Kaiserzeit stand. Zu den Beweisen hiefür gehört nicht zum wenigsten eben der Schritt, von dem hier die Rede ist, der manchem nichts scheinen mag, als eine Polizeimaßregel unter andern, und den wir vielmehr als ersehnte Ergänzung anderer Akte, die mehr Aufsehen gemacht haben, so freudig begrüßen.

Große Schwierigkeiten stehen der Operation des Geschwürs entgegen. Die Chemie vermag nicht alle Fälschungen nachzuweisen; wenigstens was das so gesunde und immer mehr sich verbreitende Getränke des Biers betrifft, versichern uns Chemiker, daß im allgemeinen der Gaumen sicherer urtheile als das wissenschaftliche Experiment. Der richtige natürlich; aber da liegt das Uebel. Der Gaumen unserer

Generation ist gerade jenem Trank gegenüber in einem Grad abgestumpft, der den Brauern zu jeder Fälschung den Vorwand leiht, ja sie zur Fälschung ordentlich verführt. Wozu die Mühe und die Kosten, ein reines Bier zu brauen, wenn dem Publikum die ekelsüße Jauche besser schmeckt als das im Anschmack immer herbe, ehrliche Getränk aus Hopfen und Malz? Es verhält sich wie mit dem Kaffee und den Weibern: die Mehrzahl will Cichorie darin; so verlangt die Mehrzahl der Trinker ein Gepansche von angeblichem Bier, das im Anschmack süß ist und im Nachschmack wie Erde und Alaun schmeckt. An diese unbestreitbare Thatsache hängen sich nun die vielen Gegner eines ernstlichen Einschreitens gegen den verbreiteten Betrug. Das Publikum soll sich selbst schützen, sagen sie; volenti non fit injuria; wem das schlechte Bier besser schmeckt als das echte, dem ist nicht zu helfen.

Dieser Grundsatz, wonach der Betrug straflos sein soll, wenn der Betrogene ihn nicht merkt, würde in seiner Konsequenz zur Straflosigkeit jedes Verbrechens führen. Der Falschmünzer z. B. wäre nicht mehr zu strafen, der Staat hätte zu sagen: es ist eure Sache, euch durch die falsche Münze nicht täuschen zu lassen. Freilich muß dieses Beispiel sehr fremdartig erscheinen, da die Falschmünzerei dem Staate an den eigenen Säckel geht, gesundheitsschädliche Fälschung von Lebensmitteln aber nicht. Es wäre einzuwenden, daß Schädigung der Bürger in ihrer Gesundheit dem Staat nicht minder an sein Wohl greift als Falschmünzerei, nur nicht so evident, nur nicht so unmittelbar. Doch wir wollen ein anderes Beispiel wählen. Auch der

Mord müßte straflos sein nach jener Prämisse. Warum hat sich der Gemordete täuschen lassen, warum hat er dem Mörder getraut? so könnte der Staat sagen und, statt zu strafen, seinen Bürgern überlassen, besser auf der Hut zu sein. Dieses Beispiel wenigstens wird man nicht gesucht finden, denn Fälschung der Lebensmittel ist langsamer Mord, geübt an Vielen, an Unzähligen.

Da nun aber die chemische Probe nicht ausreicht, alle Fälschungen der Getränke nachzuweisen, und da der natürliche Gaumen längst selbst schon gefälscht ist, so fragt es sich, welche Mittel zu ergreifen sind, die in diese Lücke treten. Wir nennen eines, welches Praktischere als wir nicht für unthunlich halten.

Man hört von allen Seiten, daß Fälschungsstoffe von Weinhändlern und Bierbrauern bei Apothekern und Droguisten massenhaft aufgekauft werden. Soll es denn unmöglich, mit dem Gesetze nicht vereinbar sein, hier einzugreifen, den Apothekern und Droguisten den Verkauf solcher Stoffe an diese Geschäfte zu verbieten, Einsicht in ihre Bücher zu verlangen? Gewiß fänden Käufer und Verkäufer hundert Wege, das Gesetz zu umgehen, aber wenn auch nur in einem Dutzend von Fällen jährlich eine solche Bestimmung und Maßregel auf die Spur der Fälscher führt, so können — strenge Bestrafung vorausgesetzt — doch jährlich zwölf gewiß wirksame Abschreckungen vollzogen werden.

Strenge Bestrafung: es wird jeder Freund der Gerechtigkeit mit uns übereinstimmen, wenn wir aufstellen, daß unsere Gesetzgebung in diesen Dingen zu lax, zu mild ist. Unseres Wissens stand bis hinein in das vorige Jahrhundert

die gesundheitsschädliche Fälschung der Tod; jedenfalls noch im siebenzehnten; im Jahre 1602 ist in Stuttgart ein Weinhändler, in dessen Getränke Blei-Essig nachgewiesen war, enthauptet worden. So schrecklich waltet nun freilich in unserer zahmen Zeit die Göttin Gerechtigkeit nicht mehr, aber so weich ist sie doch wohl nicht geworden, daß sie für Schurken keine Zuchthäuser mehr hätte.

Einigen verschärften Strafparagraphen müßte natürlich die Bestimmung vorangehen, von der wir oben gesprochen haben; es müßte proklamirt werden, daß es schlechthin Betrug ist, Getränke für Wein und Bier auszugeben und auszuschenken, die Anderes enthalten als Traubensaft, Hopfen und Malz. Hier nun begegnet freilich wieder eine Schwierigkeit, welcher allerdings Rechnung getragen werden muß. Es ist vielleicht zuzugeben, daß der ungeheuren Konsumtion gar nicht genügt werden könnte, wenn es schlechthin verboten und strafbar sein sollte, dem Wein und Bier mit Zusätzen, welche die Chemie als unschädlich betrachtet, namentlich mit Klärungsmitteln, nachzuhelfen. Dies ist ja einer der Punkte, von denen die furchtbare Fälschungsseuche ausgegangen ist; es hat sich die Vorstellung verbreitet, künstlichen Wein, künstliches Bier müsse so erlaubt sein zu verkaufen, wie künstliche Mineralwasser. Der eingeräumten Thatsache steht nun aber mit gleicher Wahrheit unser obiger Satz gegenüber: läßt man einmal irgendeine Beimischung zu, so ist eine Grenze zwischen unschädlich, schädlich, schädlicher und absolut schädlich nicht mehr zu ziehen; das Gesetz muß mit scharfer Definition durchgreifen oder es bleibt wirkungslos. Wie ist aus dem Widerspruch dieser Sätze herauszukommen? Das

Beispiel der Mineralwasser zeigt den Weg. Es ist erlaubt, künstliche zu bereiten, zu verkaufen, aber der Erzeuger und Verkäufer handelt widergesetzlich, er betrügt, wenn er sie für echte verkauft. Man stelle die Bestimmung auf, daß die Verkäufer von Bier und Weinen, die künstliche Zusätze enthalten, ihre Waare danach benennen müssen, d. h. eben mit dem Namen: künstlich. Sprechen sie an, daß ihre Zusätze unschädlich seien, so wird ja — wir fassen sie an ihrer eigenen Logik — diese Benennung dem Absatz keinen Eintrag thun. Die Aufgabe der chemischen Prüfung wird dann zwei getheilte Felder vor sich haben: Weinhandlungen, Brauereien und Wirthschaften, die, wenn sich überhaupt irgendein Zusatz in ihren Getränken findet, straffällig sind, weil sie dieselben für echt verkaufen, und andere, die es nur dann sind, wenn ihnen schädliche Zusätze nachgewiesen werden. Die zugegebene Schwierigkeit der Nachweisung bleibt freilich stehen, aber mit Beihilfe der früher genannten Maßregel gegen den Verkauf von Surrogaten muß doch in manchen Fällen die Entdeckung des Betrugs, falscher Waarenbezeichnung und ebenso auch schädlicher Fälschung gelingen, und wir haben schon gesagt, daß bereits viel gewonnen ist, wenn man, obwohl nicht allen, doch einigen Gift- und Halbgiftmischern auf die Spur kommt und sie exemplarisch straft.

Noch eine Seite der eingedrungenen Gewissenlosigkeit ist hervorzukehren, die dem handelnden Gesetze doch einen Anhalt darbietet. Es gilt für ganz unschuldig, dem gefälschten Sudelgebräu falsche Namen zu geben, von Städten genommen, die durch Bierbereitung berühmt sind. Man tauft: „Erlanger, Münchener, Nürnberger, Pilsener Bier“ u. s. w.

Der Hintergedanke ist: es soll bedeuten Bier in der Art gebraut, wie es in den genannten Städten üblich ist, wobei man das Publikum gemüthlich im Glauben läßt, es sei von dorther importirt. Also echt jesuitische reservatio mentalis, also zur Fälschung noch Lüge, und der lügnerische Fälscher, der fälscherische Lügner gilt eben auch noch als Ehrenmann, sein biederer Mitbürger setzt sich neben ihn, als ziemte sich nicht, daß er aus jeder anständigen Gesellschaft infam hinausgeworfen würde. Die Polizei hat nun freilich keine Zeit, tagtäglich auf den Eisenbahn-Aemtern nachzuforschen, um Falschangaben auf die Spur zu kommen, aber das eine- und anderemal könnte sie doch eine solche Razzia vornehmen und, nicht ohne Aussicht auf den Erfolg, einigen Ehrenmännern auf die Spur zu kommen, deren drakonische Auszeichnung denn auch wieder einen heilsamen Schrecken verbreiten würde.

Wir kehren zu unserem Hauptsatze zurück: es handelt sich nicht bloß um die Gesundheit, sondern um die Ehrlichkeit und um die Ehre, den guten Namen der Nation. Wir Deutschen haben immer für schwerfällig, langsam und für Trinker gegolten, dagegen hatten wir den Ruhm, daß man bei uns noch etwas mehr Ehrlichkeit finde als bei andern Nationen. Jede Nation hat ja ihre Fehler, ihre Laster und ihre Vorzüge. Ein leidig großer Theil der unsrigen beeilt sich jetzt, zu handeln, als hätten wir uns zu schämen, daß man uns neben unsern Schatten doch jenen Vorzug einräumt, als gälte es dafür zu sorgen, daß es von uns heiße: sie nehmen alle fremden Laster an und unterscheiden sich von andern Völkern nur noch dadurch, daß sie mehr trinken und plumper, gemeiner sind. Soll es aber denn gar so eine

Schande sein, wenn wir noch etwas vor andern voraus haben? Gar so rühmlich modern, wenn wir die Laster anderer Völker vereinigt mit den unsrigen ohne einen Vorzug in uns darstellen? Wenn es noch ein bißchen mehr Schamhaftigkeit, mehr Redlichkeit bei uns gibt?

Noch ein Wort von verdorbener Mehrheit und anständiger Minderheit, weil man ja doch immer in ein Wespennest sticht, wenn man so etwas sagt! Es bleibt ja jedem Leser unbenommen, sich zu dieser Minderheit zu rechnen, wenn sein Gewissen Ja dazu spricht. Empört es dich, einem Volk angehören zu sollen, worin der Betrug so weit im Schwange geht: um so besser. Je mehr deren sind, die es empört, um so tröstlicher, denn um so mehr darf man vertrauen, daß die Minderheit nicht klein sei. Ein Freund des Vaterlandes hat finstere Stunden in gegenwärtiger Zeit. Das Schlechte macht sich wachsend breit im Vordergrunde, das Gute wirkt still und weniger sichtbar. Man muß sich oft mit erschwertem Nachdenken darauf besinnen, wie mancher ehrliche Arbeiter, Fabrikant, Kaufmann, wie mancher ehrliche Beamte geräuschlos thätig um mäßigen Lohn zwischen seinen Wänden sich im Stillen abmühen mag, während auf dem lauten Markte die Menge von Schelmen sich umtreibt. Wir haben, dem Himmel sei Dank, auch noch eine Wissenschaft. Eine Nation die noch forscht, ist nicht verloren. Aber sie forsche auch nach den Sitzen der sittlichen Krankheit, die in ihren Massen umschleicht und schamlos zu Tage tritt, und säume nicht, neben der ärztlichen, d. h. volkspädagogischen Behandlung das Uebel auch schonungslos chirurgisch in Angriff zu nehmen.

Dieselbe starke Hand, welche einst einen gleich großen

Schandfleck, die Spielhöllen, ausgetilgt, hat jetzt das Eisen an die Eiterbeule der Fälschung gelegt. Glück zu! Nur recht tief geschnitten und gebrannt!

II.

Zwei Artikel über eine gesellige Unart.

Vorwort.

Wer über den Wiederabdruck dieser zwei Artikel aus der Tagespresse den Kopf schüttelt, dem dürfte ich entgegenhalten, er werde sein Urtheil festgestellt haben, eh' er den zweiten recht gelesen, aus dem zu ersehen ist, wie doch der kleinste Ausgangspunkt auf Bedeutenderes, auf politisch Bedeutendes führen kann. Auch der dortige Hinweis auf den Zusammenhang mit der Moral wird wohl nicht unrichtig sein. Doch ich gestehe, daß diese Gründe allein mich nicht zu der Aufnahme bestimmt haben. Es darf doch jeder Schriftsteller auch sein Urtheil über die Qualität seiner Arbeiten haben. — Ich überlasse dem Leser, aus diesem Satz weiter zu schließen, und bitte ihn, die Sachen nicht bloß auf den Stoff anzusehen, sondern auf die Behandlung des Stoffs. Ich darf nicht fortfahren; schon dies Wenige kann eitel scheinen — es fragt sich nur: wem? Ich hoffe: denen nicht, von denen man beurtheilt zu sein wünscht.

Erster Artikel.

Ueber Podoböotismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn.

Ein Seufzer an die Verwaltung.

(Stuttgarter Neues Tagblatt Dezember 1879.)

Eisenbahnfahren kann überhaupt nur ein sehr kindischer Mensch für ein Vergnügen halten; kommt noch das besondere Leiden hinzu, von dem hier ein traurig Lied gesungen werden soll, so wird es vollends zum Martyrium.

Wir haben unser Billet erstürmt, unser zwischen Koffergebirgen gebanntes, auf „Behandlung" harrendes Gepäck aufgegeben, sind eingestiegen, haben einen Eckplatz erwischt, verfügen also mit einiger Freiheit über das nächste Fenster und können es gegen einen Zugnarren hüten; wir sitzen, uns gegenüber etwa ein sichtlich ordentlicher, bescheidener Mensch, mit dem wir in Frieden zu bleiben hoffen; der Kondukteur ruft noch einmal die Richtung aus — und nun kanns losgehen. Aber da ist in der letzten Minute noch ein junger Mann eingestiegen und sucht sich einen Platz. Sieht aus, als könnte er sein: Reisender in Cigarren, Tuchen, Droguen, Weinbouquets oder Bier-Kouleuren, vielleicht auch Tourist, der seine Reisen literarisch ausnützt, oder so etwas. In seinen Augen, wie er so dasteht und umschaut, leuchtet Herrscherblick, in seinen Zügen ist etwas, das da sagt: ich bin Praktikus im Reisen, ich kenns und kanns, den letzten Rest von Schüchternheit, der sich im Gemüthe des unerfahrneren Menschen birgt, ich bin ihn los. Ausdruck unbedingter Sicherheit. O, man sieht ihm auf den ersten Blick an: da gibts etwas mit den Füßen! Dieses Gesicht

sagt stillschweigend: „den Unverschämten will ich sehn, der mir verwehrt, auf diesen Polstersitzen mit den bestäubten Stiefeln umzurutschen.“ Stiefel, Sohle, Absatz guckt ihm eigentlich schon aus dem Gesicht heraus, etwas gewisses staubig Ledernes, Schuhnägeliches wohnt auf Stirn, Nase, Mundwinkeln und Kinn. — Er setzt sich — mir schief gegenüber — und der Platz neben mir ist unbesetzt — da hat er also freies Feld — Fußtummelplatz — o weh!

Man ist wenige Minuten gefahren, so fängts an, stufenweise. Eine Ungeduld, ein Kitzel, ein Reiz zur Kinder-Unart prickelt ihm in den Beinen, sie zappeln, sie geben nicht Ruhe. Jetzt schlägt er ein Bein übers andere: erste Form der Ungezogenheit. Wo Leute nebeneinander und einander gegenüber sitzen — vollends eng, wie im Waggon — da geht dies ja nicht, darf nicht sein. Darum nicht, weil jeden Moment die gehobene, schwebende Fußsohle das Knie des Nachbars mit Berührung bedroht. In England freilich ist dieser Unfug Sitte, überall, in jedem Raum, in allen Ständen, selbst in den höchsten; der Lord schlägt neben der Lady im Salon, im Konzertsaal das Bein über und sie duldets. Nun, von englischer Zucht haben wir nachher noch ein Wort zu reden.

Zurück zu unserem Mann! Es ist ein Mann des Fortschritts.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten.

Zunächst wechselt er mit den Beinen, schlägt nach dem rechten das linke über oder umgekehrt, dann setzt er vorerst nur die Fußspitze an die Vorderseite meines Nebensitzes, dann rückt er aufwärts und jetzt legt er den einen, dann auch den andern Fuß neben mich auf das Polster.

Angelangt an diesem Stadium unserer Leidensgeschichte, wollen wir uns doch das Kapitel der Schicklichkeit, um das es hier sich handelt, etwas näher ins Auge fassen.

Ein Eisenbahnwagen mit seinen Sitzen ist zwar kein Wohnzimmer oder Salon, aber doch nicht so sehr von einem solchen verschieden, daß da erlaubt sein könnte, was in diesen als Ungezogenheit, als rohe, grobe, wüste Unsitte zweifellos verpönt und ausgeschlossen ist. Auf die Stelle, wo Menschen, gebildete Menschen sitzen, gehören ein für allemal keine Füße, keine Schuhe, Stiefel mit ihrer Wichse und ihrem Sohlen-Staub oder gar -Koth. Berühren und beschmutzen sie, neben mich gelegt, auch nicht meine Kleider — was aber doch jeden Augenblick droht und auch oft genug geschieht —, schon der Anblick ist beleidigend, ekelhaft, empörend, wie jeder Anblick einer Ungezogenheit. Eine Reise von Stunden, von halben, ganzen Tagen kann uns dieser bloße Anblick verbittern, vergällen. Es hauste einmal einen halben Tag lang mir schief gegenüber in einem Koupé-Wagen ein Herr, der keinen Nachbar hatte, weder neben sich, noch gerade gegenüber, der also über die Abtheilung, worin er saß, allein verfügte. Er zog einen Haufen Zeitungen heraus und fieng an zu lesen; dabei nahm er, sich drehend, dehnend, reckelnd alle Stellungen an, die ihm beliebten, legte die Füße auf die Polster gegenüber, setzte sich halbliegend der Länge nach und bohrzte mit den Kanten der Absätze auf dem Polster seines eigenen und des Nebensitzes herum, kurz, that alles, was ersinnlich war, die Tuch-Ueberzüge zu beschmutzen, zu verschweinigeln, zu zerschinden. Es begreift sich wohl, daß es nicht angenehm ist, sechs Stunden lang zu fahren,

eine ohrfeigenwürdige Büberei vor Augen, und dieser Büberei wehrlos zusehen zu müssen.

Der Liebenswürdige war unverkennbar ein Semite, aber die Japhetiten machen es ja nicht besser. Besonders angenehme Mitreisende sind die schon erwähnten Herren Engländer, eine Nation, die bekanntlich die schroffsten Widersprüche in sich vereinigt, die feinsten und die gröbsten Manieren, und zwar mitten in der guten Gesellschaft. Von den Amerikanern zu schweigen, in deren Städten man die offenen Fenster eines Kaffee-Hauses mit Reihen von Stiefelsohlen besetzt sehen kann: es sind Lesende, welche die Füße auf die Fenstersimse stemmen. — Ein Exemplar aus Albion hatte ich erst kürzlich zu genießen. In München stieg nach mir ein ältlicher Herr ein, säuberlich angethan, die Glanzhandschuhe fehlten nicht, die er auch auf der ganzen Fahrt anbehielt; Gesichtstypus englisch, ließ auf einen Reverend schließen, Züge wie gebügelt, weich, sammten. Kaum sitzt das Herrchen, so liegt schon sein einer Fuß auf dem leeren Sitz gegenüber, und zwar dieser Fuß nicht in Glacé-Handschuh steckend, sondern in einem mächtigen, dicksohligen, stark benagelten, staubigen Gebirgsschuh. Der Fuß mußte jedoch zurückgezogen werden, denn der Platz wurde von einem jungen Mann eingenommen. Dieser knüpfte alsbald mit dem Britten ein englisches Gespräch an; die Rede des Letzteren zeugte von feinstem Schliff, klang zart, fein, dünn wie bloßes Lispeln: der denkbar vollste Gegensatz gegen sein Fußgebaren und seine Schuhe, deren Ursprung sich übrigens jetzt aufhellte, denn er erzählte, er komme von Tirol: es waren also wirklich Gebirgsschuhe von irgend einem Künstler in

Schwaz, Zell oder Imbst. Der Nebenplatz des würdigen Herrn war frei und ebenso der nächste weitere Platz nach der Zwischenlehne der zwei Abtheilungen einer Koupéseite; was thut er? Er zieht nun seine langen Füße in dieser Richtung herauf und legt sie so, daß sie noch über genannte Zwischenlehne hinüberragen und hier sich an einem Ueberzieher reiben, den ein Jüngling, mir gegenüber im letzten, im Eckplatz sitzend, neben sich gelegt hatte. Was thut der Jüngling? Er bringt bescheidentlich seinen Paletot in Sicherheit und beschwert sich nur leis bei mir über die Unart. Ich aber hatte keinerlei Recht, einzugreifen, denn ich saß auf der andern Seite und hatte in die Dinge, die drüben vor sich giengen, nichts dreinzureden; hätte ich es dennoch versucht, so war leicht zu wissen, was ich erreicht hätte, denn mehreremale sah der Kondukteur den Unfug und that nichts. Die Ankunft Abends in Ulm befreite mich von dem Anblick; der Herr Reverend wird wohl mit seinen Nagelschuhen noch hübsch herumgearbeitet haben die Nacht hindurch.

Bin ich nicht bloßer Zeuge, sondern geht der Unfug mich direkt an, so dulde ich ihn nicht, folge, was da wolle. Darüber habe ich schon heftige Szenen bekommen; am glimpflichsten lief es immer ab in Italien. Dort herrscht der Unfug stark, aber der Italiener ist höflich genug, auf Beschwerde nachzugeben, der Engländer läßt es lieber bis zum Boxen kommen. In Frankreich, das ich wenig kenne, wird man wohl im Kollisionsfall auf Artigkeit rechnen dürfen, wie jenseits der Alpen; in Deutschland macht man in verschiedenen Himmelsgegenden verschiedene Erfahrungen. Noch leidlich stehts in unserem Süden, speziell in Württemberg ist

durch die langen Wägen der Unfug auch weniger begünstigt; da hier je nur Zwei sich gegenübersitzen, also das Feld für Fußrecklümmel kleiner, da der Kondukteur öfter gegenwärtig ist, so liegt alles einfacher. Gegen Norden nimmt das Uebel zu mit der Art von Zuversichtlichkeit und Selbstgewißheit, welche die nördlicheren Stämme verhärtet, mit der Vermehrung der Kommisvoyageurs, der Englishmen und mit der Koupé-Wägen-Einrichtung. In östlicher Richtung macht sich bald die östreichische Menschenart fühlbar, die in solchen Dingen der Ungesetzlichkeit stark ergeben, doch meist ziemlich traktabel ist, naiv staunt, wenn man sie aufmerksam macht, doch nicht lang streitet, sondern weichgibt.

Es sind die gebildeten Stände, die sich das Vorrecht dieses Unfugs anmaßen. Nimmst du auch die erste Klasse, du wirst dich nicht vor ihm sichern. Der Baron, der Graf, der Fabrikenkönig, der Millionär auf den Sammetpolstern macht es nicht besser, als das reisende Haus, der artikelschreibende Tourist, Korrespondent, der Interviewer, der Kouponsschneider drüben auf den Tuchpolstern. Es ist Unsitte der Gesitteten, Ungezogenheit der Erzogenen, Unbildung der Gebildeten, Rohheit und Grobheit der Feinen, es ist Böotismus in attischem Land (si parva licet —). Willst du wirklich sicher fahren, so mußt du in die dritte Klasse sitzen. Dort riecht es nicht eben fein, dort kannst du neben einen Kerl in Hemdärmeln zu sitzen kommen, aber diese Rohheit hast du nicht zu befürchten. Sie fließt aus der Unbescheidenheit, welche eine Begleiterin des falschen Selbstgefühls vermeintlicher Bildung zu sein pflegt. Sie ist so eingerissen, daß sie nur ganz als selbstverständlich gilt, ist ein Unrecht, das als Recht angesprochen wird.

Das ist nun aber denn doch hart, daß man in die dritte Klasse. fliehen muß, um vor einem Unfug sich zu schützen, vor dem das Gesetz alle Klassen schützen sollte!

Und hiemit wollen wir zum Schuß und Schluß übergehen durch die Frage: Wie ist es denn zu erklären, daß diese offenbare Ungesetzlichkeit aufkommen konnte? Die Eisenbahn-Verwaltungen können doch nicht dulden wollen, daß man ihre Polster mit Sohlen und Absätzen zerreibt, daß der frühere Passagier dem folgenden einen bestäubten und beschmutzten Sitz hinterläßt, daß Stiefel und Schuh des Nachbars Kleider streifen. Es ist offenbar so gekommen: man glaubte, gewisse Billigkeits-Konzessionen machen zu sollen, zunächst für Nachtfahrt. Es schläft sich bequemer, wenn man die Füße ausstreckt; dagegen wollte man nicht unbedingte Härte ausüben. Also — Ausnahmen! Zwischen Tag und Nacht liegt der Abend, die Grenze ist nicht genau zu bestimmen. Dem Abend geht die Dämmerung voran, dem Sonnenaufgang die Morgendämmerung. Die Stunde nach Mittag ist auch eine träge Stunde, Mancher bedarf einer Siesta. — So entstanden und häuften sich die Zulassungen, die Ordnung bekam eine Bresche, die Bresche wuchs, die Grenze zwischen Erlaubt und Verboten war verwischt, alles wurde schwankend, die Diensthuenden (zur Zeit der Anfänge vielleicht auch manchmal durch ein „douceur“ erweicht) wurden in der Ausführung einer Instruktion, die ihnen ursprünglich doch gewiß streng gegeben war, unsicher, nun findet, wer sich über den Unfug beschwert, bald Hilfe bei ihnen, bald nicht; *wenn* sie einschreiten, sieht man doch, daß sie sich ungern mit der Sache befassen, daher entschließt

man sich ungern, sie anzurufen, vollends in den Koupéwägen, wo sie zudem selten erscheinen, wo man sie schwer herbeibekommt.

Was folgt? Nun, das folgt, daß man mit den Zulassungen, mit den Ausnahmen ein Ende machen, daß man die Linie straff bestimmen, daß das Gesetz mit scharfem Schnitt wieder durchschneiden muß. Dies ist keine Härte, keine Grausamkeit. Wer auf der Fahrt schlafen kann, kann auch sitzend schlafen. Wir können den Grad von Bequemlichkeit, den wir zu Hause genießen, nicht in Wägen ansprechen, die für Alle sind. Wer aber durchaus glaubt, liegen zu müssen, für den gibt es ja Schlaf-Koupés. Die Eisenbahn kann einmal keine Rücksicht nehmen. So wenig der Säumige ansprechen kann, daß sie mit der Abfahrt auf ihn warte, so wenig kann der Bequeme ansprechen, daß sie ihre Polster seinen Füßen überlasse.

Soll nun aber das Gesetz in Kraft treten, so muß es sichtbar, öffentlich geschrieben stehen. Es ist und bleibt nicht in Kraft, wenn es erschwerender Umstände bedarf, um seinen Schutz zu erringen, wenn man mit dem Uebertreter erst lang disputiren, den Kondukteur herbeirufen muß, der nicht zur Hand ist, wenn man warten muß, bis er, und dann dennoch nur eilig und flüchtig, beim nächsten Halt an der Wagenthür erscheint, wenn man endlich erst nicht sicher ist, ob er energisch abhilft. Also ein Anschlag in jedem Wagen, ein Anschlag, der mit großer Schrift deutsch und jedenfalls auch englisch besagt: Es ist unter allen Umständen verboten, die Füße auf die Polster zu legen! Dann bedarf es nur eines Hinzeigens mit dem Finger und

der ausgestreckte Flegel muß pariren, wenn er nicht Unannehmlichkeiten, strengen Rügen, Strafen bis zur Ausweisung aus dem Zuge sich aussetzen will. Dann kann auch der nicht direkt Berührte, der bloße Zuschauer eines Füße-Unfugs, der in einer anderen Abtheilung des Koupés oder auf einer andern Seite des Langwagens vor sich geht, gegen den Anblick, der ihm als Anblick schon eine ganze lange Fahrt verbittert, für den Anstand, für die Sitte mit Erfolg auftreten, seinem empörten Ordnungssinn Luft machen.

O Württemberg, gutes Ländchen! Mit Recht respektirt in der Welt um der Ordnung willen, der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Dienstes in deinen Verkehrsanstalten! Mit Recht respektirt um so mancher guten Einrichtung willen, mit der du vorangegangen! Erwirb dir auch dies Verdienst! Die Welt wird dir folgen und danken!

Philonomos.

Zweiter Artikel.

Podoböotinmus, „Punch“ und Reichskanzler.

(Dasselbe Blatt, Januar 1880.)

Der Londoner „Punch“ hat kürzlich (29. November 1879 S. 251) den Artikel des „Neuen Tagblatts“: „Podoböotismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn“ u. s. w. mit einem Gegen-Artikel beehrt. Aufschrift: Mind where you put your feet; Inhalt: das sei wohl eine häßliche Gewohnheit, die Füße auf die Waggon-Polster legen; doch wenn nur kein Volk sich schuldig machte, seine Füße auf geheiligtere

Dinge, als auf diese Polster zu setzen! „Bedenke Einer, auf was alles eben jetzt Fürst Bismarck seine Füße setzt! Und so derbe Stiefel, wie er sie trägt, und so unsauber, als sie zu Zeiten sind! Herr φ möge sich einmal von der Eisenbahn umschauen! — Doch Punch, in seinem insolenten insularischen Freiwesen (freedom), vergißt, daß die Polizei-Zuchtruthe im Salz bereit liegt für die Rücken aller Derer, die freventlichen Scherz gegen den ehrwürdigen Reichskanzler sich erlauben, dessen Wille Gesetz ist, unbekümmert um Gerechtigkeit für den Gegner, und dessen Warnruf für seine Kritiker in der Presse kurz, scharf, entschieden, ist: Shut op or be shut op!“ (etwa: das Maul gesperrt oder ins Loch gesperrt!)

Das ist ja nun sehr witzig; Herr „Punch“ gönnt sich, was sonst einem Redner oder Schreiber aus Zerstreutheit passirt: μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, Abschweifung in ein anderes Gebiet, denn die symbolischen Kanonenstiefel des Reichskanzlers haben doch mit den sehr realen des Eisenbahnrutschers, z. B. mit den benagelten Gebirgsschuhen des Herrn Reverend, von dem wir erzählt haben, wahrhaftig rein nichts zu schaffen und ebenso nichts die Eisenbahn-Ordnung und -Sitte mit dem Preßgesetz. Wir danken dem Witzblatt aufrichtig für diesen Absprung, er ist Wasser auf unsere Mühle, weil er das Geständniß enthält, daß es keinen Witz zu Stande brachte, der die Sache träfe, um die es sich handelt. Wer nichts vorzubringen, wer keine Gründe hat, der spielt das Gespräch gern in ein anderes Kapitel. Wir, denen es um die Sache zu thun ist und die wir daher bei der Stange bleiben, sind aller Pflicht enthoben, dem munteren Pritschen-

mann auf seinem Seitensprung zu folgen. Nur so beiläufig haben wir uns kurz besonnen, auf was alles denn der deutsche Reichskanzler seinen Fuß schon gesetzt habe, aber uns nicht erinnern können, daß er ihn je gesetzt hätte auf den Nacken des armen Chinesen, um Krämerpack im Opiumgifthandel zu schützen, noch auf den Nacken halbnackter Zulus,*) um einen länderfreßgierigen Magen zu überfüttern, bis er endlich bersten wird. Der Reichskanzler ist sich ohne Zweifel auch wohl bewußt, daß wir kein Söldner-Heer haben, sondern ein Volksheer, das ihm in solche Kriege nicht folgen würde, wenn er sie je wollen könnte. — Dem Naiven ist viel erlaubt, also auch dem Engländer, Politik und Recht so zusammenzustellen, als ob es niemand einfiele, dabei zu fragen, wie denn beide in England sich zu einander verhalten. — Was die Polizei-Fuchtel betrifft, so mag der freiheitstolze Insulaner zu Hause sich der schönen Freiheit erfreuen, unbehelligt von diesem Strafwerkzeug ein freier Lümmel sein und bestaubte Stiefel hinlegen zu dürfen, wohin er mag; wir kontinentale Sklaven denken unfrei genug, aufrichtig zu wünschen, daß man ihm, wenn er diese edle Sitte des freien Mannes zu uns herüberbringt, mit einer recht gesalzenen Ruthe darüber haue oder noch lieber mit der neunschwänzigen Katze.

Damit wären wir denn wieder bei der Sache. Uns ist es einfach ernst mit ihr, und darum ist es uns eben recht, daß diese Stimme von jenseits des Kanals uns Anlaß gibt, noch einmal darauf zurückzukommen.

---

*) „und Boers" wäre nachzutragen.

Die hiesigen Gegner beschweren sich sämmtlich über Verwechslung von anständigem Gebrauch und unanständigem Mißbrauch eines natürlichen Rechts. Etwas mehr Logik, bitte ich! Niemand hat gesagt, es wäre einem ordentlichen, anständigen Menschen nicht zu gönnen, daß er die Bequemlichkeit genieße, seine Füße auf die Polster der Wagensitze zu legen. Ein solcher wird ja vorsorgen, daß er keinen Nachbar inkommodirt, berührt, nichts beschmutzt; er wird es halten wie zu Hause, wo er, falls er die Füße auf Sopha oder Sessel legen will, irgendwie verhütet, daß er seine Möbel verunreinige oder beschädige, und wo er gewiß nie die Füße neben einen Gast hinstreckt. Die Einfalt selbst aber sollte erkennen, daß, wenn man dies dem Anständigen, dem Gesitteten einräumt, durch die offene Bresche dieser Freiheit die Unanständigen, die Ungesitteten einbrechen, die ebendasselbe auf rohe, freche, beleidigende, empörende Art thun, und daß es kein Mittel gibt, diese Konsequenz abzuhalten, weil der Kondukteur nicht Zeit hat, nicht häufig genug gegenwärtig ist, um auf die Grenzlinie zwischen Säuberlich, Anständig und Unsäuberlich, Unanständig zu achten und scharfe Einhaltung dieser Grenze durchzuführen. Man versuche einmal, sich vorzustellen, die Verwaltung ergriffe einen Ausweg, um die in Rede stehende Bequemlichkeit dennoch zu gestatten. Der Anständige wird die Füße nie auflegen, wenn nicht so viel freier Raum ist, daß niemand dadurch belästigt wird. Will man es nun gesetzlich erlauben, so muß auch gesetzlich dafür gesorgt werden, daß es nur in diesem Fall geschehe; es muß also vorgeschrieben werden, daß, wer diese Bequemlichkeit genießen will, zwei, ja eigentlich drei Plätze zahle, denn auf den Zufall,

daß diese frei seien, kann sich ein Reglement nicht einlassen; oder man muß jedem Zug Wägen mit entsprechender Einrichtung, Schlafwägen beigeben und jeder, der auch nur die Füße auflegen, nicht einmal ganz zum Schlafe sich ausstrecken will, muß das theure Billet für einen Platz in diesen Wägen lösen. Da nun dies nicht geht, was folgt? Das folgt, was wir aufgestellt haben: die Nothwendigkeit eines unbedingten Verbots, eine Nothwendigkeit, die nicht angenehm, die aber leider darin begründet ist, daß die Mehrheit der sogenannten Gebildeten roh ist und eine Freiheit, die man den Gesitteten gestattet, von dieser Mehrheit mißbraucht wird.

Aber so sind die Menschen! Greift man einen eingefleischten Unfug an, der Einigen Bequemlichkeit, Unzähligen Last und Aerger bringt, so schreit es an allen Enden und Ecken auf: „Was? wie? Ich soll das nicht mehr genießen dürfen? Mir soll das nicht mehr gestattet sein?“ Mir! Ich! Und der Ich vergißt, daß es auch andere Ich gibt, die erträglich leben und reisen wollen, daß er mit andern zusammenlebt, zusammenreist, kurz, daß er Mitmenschen hat, daß es sich um Soziales handelt. Setzen wir nun gar hinzu: alles Soziale fällt auch unter den Standpunkt der Moral, weil bei allem Sozialen Einschränkung des Egoismus zur Pflicht wird: wie werden diese Gesichter grinsen, höhnen: „neue Moral! Eisenbahnmoralprediger! Polster-Kapuziner!“ Kein Kurzkopf ist so von der Natur vernachlässigt, um nicht witzig zu werden, wenn er höheren Zusammenhang sehen soll, wo seine spannenlangen Gedanken ihn nicht suchten, kein Bildungsnaturbursch,

kein Lümmel mit Konversations-Lexikon-Kultur so unkundig der gemeinen Ironie, daß er nicht seine wulstigen Lippen verzöge und blöckte: „Der φ hat sich einmal wieder verhauen: schießt mit Kanonen auf Mäuse! Schade, daß der sonst in geistigen Regionen sich bewegende Mann sich mit diesen Dingen befaßt, so ungeschickt fehlschießt; er kommt herunter! Ein Todter, ja, das ist etwas Anderes, an dem ist's löblich, wenn er nach recht vielen Seiten ausschaut und nihil humani a se alienum putat!“ — Der edle Sohn der „Jetztzeit“, Thurmhutbedeckt, Manschettenkorrekt, Ulsterumwallt, Apoll mit prozentgewichtigem Weltblick, hört in einer Gesellschaft den Namen Justus Möser nennen. Er schlägt seinen Pierer, Brockhaus, Meyer auf und liest, der Mann habe sich mit Literatur und Geschichte, ebenso aber heute mit Bauernwirthschaft, Spinnstuben, Gesinde-Behandlung, ja Dungstätten, morgen mit frechen Fratzen-Moden befaßt und gegen Unsitte jeder Art geschrieben, und er liest weiter, daß diese Vielseitigkeit des Interesses etwas Gutes und Rechtes gewesen sei: da glaubt er's nun, weil ein längst festgestelltes Urtheil vorliegt, und er schwätzt es nach. Sieht aber ein Lebender, ein Mitsohn der herrlichen „Neuzeit“, ähnlich nach mehr als Einer Seite sich um und drängt ihn die Seele, auf diesen und jenen faulen Fleck im Leben der Sitte zu tupfen, da quackt es im Froschteich: oho! und der ganze Chorus quackt nach.

Daß es aus der schlammigsten Tiefe noch anders heraufklingt, ist nur natürlich. Wer die Pflugschar in die verhärtete Kruste alten, breiten Unfugs setzt, der reißt mit der nächsten Bodenschichte immer auch weiter unten sitzen-

des ekelhaftes Gewürm an die Oberfläche. Da erscheinen dann die anonymen Schandbriefe. Ich habe deren aus verschiedenen Zeiten eine hübsche Sammlung. So käme denn eine andere, bösere Unsitte noch zur Sprache, aber sie ist es nicht werth, dabei zu verweilen, gehört nicht in den Zusammenhang. Es ist bestritten, daß die Gewohnheit, gegen die ich geschrieben, eine gesetzlich zu verbietende Unsitte sei; es ist nicht bestritten, daß es verächtlich, also mit dem Wort Unsitte viel zn schwach bezeichnet ist, anonyme Briefe zu schreiben, sie enthielten denn Gutes und der Urheber verschwiege seinen Namen aus ehrenwerthen Gründen. Es kann zwar sehr wohl Beides zusammentreffen und ich bezweifle nicht, daß meine namenlosen Briefsteller zugleich Fußrecklümmel sind, aber persönliche Identität ist nicht an sich auch sächliche und logische. Hier genügt, zu sagen: die Beehrung mit anonymen Briefen ist mir allemal das sichere Zeichen, daß die Pflugschar eingeschnitten, daß man etwas geschrieben hat, das wirkt, und daß man Recht hat.

Carl Gustav Reuschle,

Philosophie und Naturwissenschaft.

Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß. Bonn, Emil Strauß 1874.

(Jenaer Literaturzeitung 1874.)

Vorwort.

Den folgenden Journal-Artikel habe ich für den Wiederabdruck auf einigen Punkten erweitert. Was zu Reuschles Vergleichung zwischen Strauß und Lessing gesagt ist, schien mir schärfer und klarer gestellt werden zu müssen; die Frage des Atoms, insbesondere die Auffassung desselben als eines beseelten, schien mir im Verhältniß zu ihrer prinzipiellen Wichtigkeit kürzer als billig weggekommen zu sein; endlich hielt ich für Pflicht, jetzt mehr über Karl Planck zu sagen, als zur Zeit der Abfassung des Artikels. Kleinerer Zusätze nicht zu gedenken.

In einer Beziehung hat die ursprüngliche Arbeit hiedurch wohl eben nicht gewonnen; das Verhältniß der Theile ist aus dem Gleichgewicht geschoben, sie trägt nicht mehr ganz den Charakter des Journal-Artikels, weckt durch theilweises gründlicheres Eingehen den Anspruch auf noch viel

gründlicheres, namentlich auf mehr Berücksichtigung der betreffenden Literatur (ich nenne namentlich die der Descendenz-Theorie) und kann doch diesen Anspruch nicht befriedigen, denn da hätte sie müssen eine Abhandlung, ja ein umfangreiches Buch werden. Der einsichtige Leser, der es weiß, welch schwieriges Ding es um solche Ueberarbeitungen ist, wird diese Ungleichmäßigkeit mit Nachsicht beurtheilen und bei näherer Prüfung sich wohl überzeugen, daß ich zureichende Gründe hatte, den ursprünglichen Text nicht lieber ganz umzustoßen und an die Stelle einer Anzeige etwas völlig Neues zu setzen. An Frische, an Raschheit der Bewegung hätte sie auf jeden Fall verloren, was sie an Gleichmaß und relativer Vollständigkeit etwa gewonnen hätte.

Seit dieselbe erschienen, ist der Verfasser der besprochenen Schrift dem Manne nachgestorben, dem er durch sie ein Denkmal seiner Verehrung gesetzt hat. Durch tückischen Zufall, schwere Verwundung bei einem Fußbad, haben wir vor der Zeit eine unserer hervorragend feinen Intelligenzen verloren. Man wird finden, daß das Lager, worin er heimisch war, Mathematik und Naturwissenschaft, in gewissen philosophischen Fragen, so lebendig auch sein philosophisches Interesse war, es ihm in einigen Punkten angethan hat; in den höchsten Angelegenheiten des Geistes stand er hell und fest zu unserer Fahne. Und Karl Planck, auch er zwar nicht mehr in der Mitte der Mannesjahre, aber noch mitten in der Kraft des besten Wirkens, auch er ist tragisch hingegangen. Geisteskrankheit ergriff den Schwergeprüften, so unverdient fast Ignorirten, und es war noch eine Wohlthat, daß ein anderer, gewöhnlicher Krankheitsanfall dem größeren

Leiden mit dem Leben rasch ein Ende machte. — Die Manen des Ersteren werden nicht fordern, daß ich die polemischen Stellen mit ihrem stellenweise humoristischen Anstrich tilge. — An das Ganze dieser Arbeit knüpfen sich nun für mich so unmittelbare Gefühle ernster und starker Art, daß ich um so weniger mich getrieben finden kann, ihr eine nur objektive Form zu geben.

Ein wohlbekannter Name, selbst ein Repräsentant des Bundes zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, erscheint hier am Grabe des Mannes, dessen Verlust Deutschland betrauert, und legt ein wahres Denkmal der Pietät darauf nieder, eine Schrift, die eine Reihe von Ehrenzeugnissen für den Verstorbenen mit dem Prädikat abschließt, er nehme den ersten Platz unter den Philosophen ein, welche ans Werk gegangen sind, die lang getrennten Bahnen der Philosophie und Naturwissenschaft in Eine Linie zu vereinigen: den ersten, weil er das wirklich spekulativste unter den Ergebnissen der neueren Naturforschung, die Descendenztheorie, seiner Weltanschauung einverleibt habe.

Die kleine Schrift ist von einer durchaus wohlthuenden Frische und Lebendigkeit: der Sinn herzlicher Verehrung und der Geist des regsten Interesses der Wissenschaft treffen in ihr zusammen; sie ist warm und macht warm; man sieht, sie ist in Einem Gusse rasch niedergeschrieben, und man nimmt dafür einige Lässigkeiten im Satzbau, einige Härten im Tonfall leicht in den Kauf: wo Feuer ist, da ist doch immer auch Stil.

Der Verfasser schildert Strauß zuerst als theologischen Kritiker, Stilisten und künstlerischen Biographen, als Philosophen und führt dabei die Parallele mit Lessing, die oft gezogen worden ist, in einer Weise durch, daß bedeutende neue Lichter auf die einzelnen Seiten der Vergleichung fallen. Ich verweile bei einigen Punkten.

Reuschle geht von den Wolfenbüttler Fragmenten, von Reimarus aus und zeigt dann, wie Lessing, sein Herausgeber, an Freiheit und Tiefe des Blickes hoch über ihm stand. Es ist bekannt, daß Lessing (wie Herder) an einigen Stellen nahe daran streift, den Begriff des Mythus zu entdecken und auszusprechen. Als Strauß sein Leben Jesu schrieb, war dieser Begriff gefunden. Wir verdanken diesen Schlüssel zum Verständniß aller Religionen den aufeinanderfolgenden und zusammenwirkenden Arbeiten eines Heyne, Gabler, Schelling, Creutzer, Baur. Ich gestehe, nicht zu wissen, wer das Wort: Mythus ist unbewußte Umdichtung einer geahnten Wahrheit in Personen und Handlungen, zum erstenmal ausgesprochen hat; von Schritt zu Schritt klarer ausgebildet und theilweise auf die Erzählungen nicht nur des alten, sondern auch des neuen Testaments angewandt hat Strauß diesen lösenden Begriff schon vorgefunden. Er war aber der Erste, der es wagte, ihn auf alle Berichte und Auffassungen des neuen Testaments anzuwenden, welche dem Naturgesetz, dem geschichtlichen Kausalzusammenhang widersprechen, namentlich auf die stärkste aller Wunder-Erzählungen, die man am meisten sich gescheut hatte anzutasten, die von der Auferstehung Christi. Ist nun, wer dies geleistet hat, ein Entdecker zu nennen? So scheint mir die Frage gestellt

werden zu müssen. Verdient Strauß das große Prädikat, so steht dies sein Verdienst so hoch über allen seinen übrigen Verdiensten, daß zwischen den letzteren, so bedeutend sie auch sind, und jenem eine Gleichung nicht zu ziehen ist. Strauß ist Kritiker, künstlerisch zeichnender Biograph, gewandter Stilist und Polemiker, man kann ihn einen Philosophen nennen, wenn man darunter nicht den Begründer eines neuen Prinzips und Systems versteht, aber wenn in jenem Punkte sein kritisches und philosophisches Talent so zusammengetroffen sind, daß er Entdecker genannt werden kann, so ist und bleibt dieß sein eigentlicher Ehrenname und ich finde nicht, daß in der Literatur, die sich nun schon ziemlich reich über ihn gesammelt hat, dies Eine und Wesentliche mit der nöthigen Schärfe herausgestellt wäre. Und ich glaube, die Frage ist zu bejahen: er ist ein Entdecker. Alle die Männer, denen wir diesen stolzen Namen beilegen, hatten ihre Vorläufer, denen nur noch ein Schritt fehlte, um das Geheimniß, dem sie auf die Spur gekommen, ganz zu enthüllen und für die Welt ganz nutzbar zu machen. Diese vergißt man; wer den Schritt vollzog, dem bleibt der Ruhm. Die Größe des Ruhms hängt ab von der Größe der Wohlthat, welche der Menschheit durch die Entdeckung gebracht wird. Ich frage nun, ob es nicht eine Wohlthat von unendlichem Werth ist, daß wir aus folgenden Alternativen erlöst sind: entweder die Schriften des neuen Testaments wollen Wunder berichten oder nicht; im ersteren Fall sind die Verfasser entweder Betrüger oder sie berichten Wahrheit und dann ist Naturgesetz und Vernunft umgestoßen; im zweiten Fall müssen wir uns abquälen, mit den Rationalisten den greiflich klaren

Wortsinn geschmacklos durch sogenannte natürliche Erklärungen zu verdrehen, zu mißhandeln. Die Konsequenz in der Anwendung des Mythusbegriffs ist das große Expediens, das uns aus der Pein dieser Wahl befreit hat. Die jetzigen Generationen wissen kaum mehr, was sie darin für eine Wohlthat besitzen und wem sie dieselbe verdanken. So geht es aber mit allen großen Entdeckungen; wir fahren auf der Eisenbahn, auf dem Dampfschiff, wir benützen den Telegraphen, ohne der Namen Watt, der Namen Gauß, Weber, Morse zu gedenken; wir lassen Bücher drucken und es geht gut, wenn wir einmal des Jahres uns Guttenbergs erinnern, wir erbeben nicht mehr bei einem Gewitter und fragen nicht nach den Physikern, die es zuerst als Natur-Erscheinung erklärt haben, wir wissen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, und nur, wer soliden Schul-Unterricht genossen, nennt sich die Namen Copernikus, Galilei und Keppler. Das ungemeine Expediens schließt aber ein zweites von noch unabsehlicherer Wirkung in sich: einen weiten, großen Schritt zur Läuterung der Religion von dem, was nicht Religion ist, zur Erfüllung dessen also, was Lessing wollte und auf diesem Punkte noch nicht ganz leisten konnte. Zur falschen Art des Glaubens gehört es unbezweifelt: glauben, daß ein Buch etwas schlechthin Anderes sei, als alle Bücher, und es daher von einer Prüfung ausschließen, der wir alle andern unterwerfen. Man steht noch in einem ungeheuern Widerspruch, wenn man gewagt hat, an den Hauptbestandtheilen des falschen Zusatzes im Wesen der Religion, des Mythischen nämlich, zu rütteln, deren stärkster Träger die Urkunde ist, und wenn man gleichzeitig

dieser Urkunde entweder noch eine unvergleichbare Autorität beilegt oder wenigstens noch nicht weiß, wie man von dieser Autorität sich befreien soll, ohne die rein menschliche Achtung zu verletzen, welche die Urkunde doch verdient. In dieser Klemme befand sich noch Lessing — nicht ganz, doch halb und halb —; wir verdanken es Strauß, daß wir Beides vereinigen können. Die freie Anwendung des Mythusbegriffs involvirte zugleich den freien Fortschritt der kritisch-historischen Studien über die Entstehung der Schriften, die vor Strauß im Gange waren; nach dieser Seite wurde Strauß durch Baur ergänzt, dessen Forschungen er in die späteren Ausgaben seines Lebens Jesu aufnahm.*) — Nehmen wir die Vergleichung mit den großen Entdeckern im astronomischen und technischen Gebiete noch einmal auf, so ist zu sagen: diese übertreffen Strauß an Breite der Wirkung, er sie durch die Höhe des Gebiets, dem seine Entdeckung angehört. Jene Entdeckungen sind für Alle, diese kann nie für Alle sein, wiewohl die Minderheit, die dem Entdecker den reinen Dank zollt, der allen Wohlthätern der Menschheit gebührt, noch zu ungeahnter Größe wachsen wird. Die Mehrheit bedarf in alle Zukunft des Mythus, aber daß er auf einen möglichst kleinen Rest reduzirt werde, müssen wir ihr gönnen und wünschen. Reuschle vergleicht Strauß und Lessing auch nach ihrem Verhalten gegen die „Halben". Denkt man sich aber Lessing bis dahin vorgeschritten, wo Strauß stand, so wäre er ohne Zweifel darin doch milder gewesen. Die Mehrheit bedarf die Halben, um in jener Reduktion gefördert, um so weit in der Läuterung

*) Das Verhältniß von Baur und Strauß ist mit besonderer Feinheit und Klarheit besprochen von Wilh. Lang. (Im Neuen Reich 1874. I.)

der Religion vorwärts gebracht zu werden, als sie überhaupt kann. Die Straffheit vergibt sich nichts mit einem theilnehmenden Seitenblick auf dies langsame und gelinde Werk des praktischen Lebens.

Bei diesem Punkte ist etwas zu verweilen. Lessing ist allerdings so mild nicht, als man ihn gewöhnlich nimmt, wenn man, im Hinblick auf seinen Nathan, kurzweg die Losung Toleranz an seinen Namen knüpft. In der Sache selbst war er so schneidig wie man es nur sein kann und wie es alle scharf denkenden Geister sind, die zwischen Wahrheit und Wahn die straffe Linie ziehen. Diese Linie ist bei Lessing der „breite Graben", welcher das Wesen der Religion von allen den Zuthaten trennt, die ruhig der Kritik überlassen werden können, weil sie nicht zum Wesen gehören. Solche Geister hassen den Wahn, müssen ihn hassen, weil sie das Licht lieben. Ja die wahre Toleranz setzt diese Schärfe mit ihrem Haß voraus. Man sehe die Sache genauer an. Um die Befangenheit in dieser oder jener Form des Wahns, d. h. in diesem oder jenem Umkreis mythischer Religionsvorstellungen, schonend mild zu beurtheilen und zu behandeln, darf ich nicht selbst in einem solchen Umkreis befangen sein; diese Befangenheit wird nothwendig zur Leidenschaft gegen Andersdenkende, denn sie kann nicht anders, als die entgegenstehende Religionsform für schädlich, höchst schädlich halten; ist es ja doch das Heil der Seele, um was es sich handelt. Frei von dieser Befangenheit und ihrer Leidenschaft kann nur sein, wer über allen diesen Formen in der reinen, der mythuslosen Religion steht; ihm sind diejenigen, die im Mythus stehen, Einer wie der Andere, Kinder, welche

Mitleid, schonende Behandlung ansprechen. Er haßt den Wahn, aber nicht den unschuldigen, unmündigen Theil seiner Träger, nicht das Volk, das es nicht besser wissen kann. Gilt der Haß Menschen, so können das nur die Hüter des Wahns sein, die es besser wissen könnten, aber nicht wissen wollen, die sich schuldhaft im Wahn verhärten und die Unmündigen darin erhalten oder aus Interesse dies thun, ohne auch nur den Wahn ernstlich zu theilen. Man muß Lessings „Antigöze" lesen, um zu erkennen, daß der Mann nicht ohne Weiteres so ein Mann der Milde war, sondern im Prinzip ein Mann der Schneide und in der Stellung zum Pfaffenthum ein Mann des gründlichen Haßes. Dagegen aber also Mann des rein menschlichen Mitleids gegen die unschuldig blind Befangenen; predigt er nun diesen Toleranz und bleibt doch unsere Behauptung wahr, daß diese gegen die ebenso blind Befangenen duldsam nicht sein können, weil jeder des Andern Wahn für sehr schädlich halten muß, so heißt dies nichts Anderes als: er sucht sie auf den Standpunkt *seiner* Unbefangenheit, seiner *reinen* Religion zu erheben. Nathan glaubt an die Wunder *seiner* Religion nicht, er sucht diese Klarheit auf Daja überzutragen und Nathan kann den Fanatismus im Patriarchen nur gründlich hassen.

Nun fragt es sich, wie diese schneidige Gesinnung sich gegen die „Halben" verhalten werde. Zu Lessings Zeit gab es solche, gab es das, was wir jetzt freisinnige Theologen nennen, noch nicht, d. h. Leute, die den Mythus bis zu irgend einem Punkte fallen lassen, bei diesem Punkt aber Halt machen, als stünde ein Polizeidiener dahinter und

riefe: bis hieher und nicht weiter! Strauß haßte diese gerade erst recht, und es ist an sich begreiflich, denn man kann denjenigen, der den Muth der Wahrheit hat, aber nur halb, mehr hassen, als den, der ihn überhaupt nicht hat. Aber zwei Momente sprechen gegen diesen Haß auf die Halben, ein allgemeines und ein spezielles. Das allgemeine ist bereits genannt: als Kirchendiener müssen uns die Halben willkommen sein, weil sie thätig sind, jene Reduktion zu fördern; ist der straffe Denker gegen die Unmündigen tolerant, so muß er auch tolerant sein gegen die, welche diesen doch um ein Stück Wegs vorwärts zur Mündigkeit führen. Die ganz Klaren können nicht Kirchendiener sein, das Volk bliebe in den Händen der ganz Finsteren, wenn die halb Klaren nicht wären und seiner sich annähmen. Man vergleiche hiezu, was ich über die angefeindete Halbheit, namentlich auch über die wohlthätige Halbheit der Reformation anderwärts gesagt habe (Krit. Gänge N. F. H. 6 S. 223—226). — Das spezielle Moment tritt hervor in besonderen Lagen der Parteien und ihrer Machtstellung; man kann es das politische nennen. Strauß' Schrift „die Ganzen und die Halben" war vorzüglich gegen Schenkel gerichtet, dessen Uebergang ins freisinnige Lager ein großer Gewinn für die Partei in Baden war und sie ans Ruder brachte. Strauß nahm keine Rücksicht auf diese Lage; radikale Geister richten gern ihr Auge unerbittlich nur auf das Ansich der Sache, arbeiten für eine unbekannte Zukunft und sehen über die Stunde und ihr Interesse weg. Lessing nun wäre in derselben Lage ohne Zweifel billiger gewesen, aber stehen bleibt, daß er im Prinzipiellen schneidig, durchschneidend

war wie alle die scharfen, klaren Geister, die dem Ding auf die Wurzel gehen.

Die ungemeine Verwandtschaft zwischen beiden Männern in der beredten polemischen Schlagfertigkeit führt den Verfasser weiter zu einer Vergleichung nach der Seite des künstlerischen Talents. Um in der Kunst, die Strauß als Biograph gezeigt hat, ein relatives Aequivalent für Lessings Bedeutung als Dichter zu finden, holt er mit einer allgemeineren Bemerkung aus, und zwar zunächst mit einer Digression über die Eintheilung der Künste. Dies veranlaßt auch mich zu einer kleinen Digression. R. hält die alte Eintheilung der Künste in bildende und lautende aufrecht, weil die Poesie wie die Musik sich doch im Medium des Tons und der Zeit bewege. Allein die Dichtkunst legt ja das Schöne nicht so in den Ton wie die Musik, der zur Sprache artikulirte Ton dient ihr als Vehikel für die Schönheit der Vorstellung, mit dieser aber ist der Phantasie die gegenständliche Welt aufgethan, während die Musik keine Gegenstände, nur Gefühle ausdrücken kann; indem der Dichter uns Gestalten vorführt, öffnet er dem innern Auge den Raum wieder, der das Medium ist, worin die bildende Kunst darstellt. Dies ist doch ein Unterschied von so entschiedener Stärke, daß er durchgreift und nicht erlaubt, den Eintheilungsgrund aus dem Medium des Lautes und der Zeit darum zu nehmen, weil die Poesie zunächst darin mit der Musik zusammentrifft. Dies also nebenher! — Wenn R. dann fordert, daß die Kunst der Geschichtschreibung und die Kunst der dichterischen Naturbeschreibung neben der Rhetorik als Auslauf der Poesie in das Gebiet der Prosa,

des Praktischen, Zweckmäßigen, in die Aesthetik hereingezogen werde, so hat er Recht. Uebrigens hätte er bei seiner Einräumung, daß die historische Kunst, die Strauß als Biograph entwickelt hat, allerdings nicht als ausreichendes Aequivalent für Lessings große Leistungen als Dichter gelten kann, wohl etwas mehr verweilen dürfen. Als Entdecker ist Strauß der Größere, Lessing aber stellt sich durch seinen Nathan auf einen gleich hohen, wenn nicht noch weit höheren gegenüberstehenden Gipfel. Er nimmt sich aktiv der Unmündigen an, die Strauß wohl auch bedacht hat, wie z. B. in seiner Schrift: Vergängliches und Bleibendes im Christenthum, aber nicht so warm, nicht als Dichter, Lessing faßt sie mit sanfter, unmerklich starker Hand im Elemente des Sinnlichen an der Brust; er stellt sich auf die Bühne als „seine Kanzel“, wendet sich an den Nerv des Auges und Ohres und bezwingt durch die Macht des Symbols ungezählte Tausende, welche der nackten Wahrheit unzugänglich blieben. Es kann hier die Untersuchung nicht aufgenommen werden, wie es Lessing bei einem doch nur mittleren Grade des poetischen Talents zu einer Leistung gebracht hat, die der Leistung des ganzen Genie's nahe kommt. Gewiß ist nur, daß zu jener Concentration seiner anschauenden und erfindenden Kräfte, woraus der Nathan entstand, wesentlich ein sittliches Element, die Liebe zur Menschheit, also eben selbst die Religion mitgewirkt hat. Es ist eine Summation seines beschränkten Maßes von Phantasiebegabung (wie seines fein komponirenden Verstandes) mit einer Kraft des Herzens, die einzig in ihrer Art bleibt. Strauß hatte jedoch Herz genug, diese unvergleichlich schöne Verbindung von Kräften gründlich zu verehren und zu

bewundern, wie sein gedruckter Vortrag über den Nathan bezeugt. — Zu nennen wäre aber noch sein „Poetisches Gedenkbuch“, allerdings erst zwei Jahre nach Reuschles Broschüre erschienen; es zeigt kein volles, aber doch ohne Frage ein volleres Talent im Lyrischen, als Lessing es hatte, so daß hier noch eine Kompensation weiter eintritt gegenüber Lessings großer dramatischer Schöpfung. — Auf einen Zug der Verwandtschaft beider Naturen, der auch in der Prosa sich zeigt, möchte ich hier noch aufmerksam machen: beide lieben das Gleichniß, keiner die Metapher; die eingestandene Vergleichung mit einem Wie entspricht beiden mehr, als der kühne Schein der Vertauschung; höchst zutreffend und überzeugend ist bei beiden die Wahl der Bilder; beide spinnen das Bild gern aus und beide mitunter zu weit und beide deßwegen, weil das Bild einem verständigen Belehrungszwecke dienen muß.

R. vergleicht am Schlusse dieser Vorbetrachtung beide noch speziell als Philosophen. Keiner von beiden war als Philosoph Erfinder; beide waren nicht ohne Tiefsinn, doch mehr scharfsinnige, unterscheidende, als tiefsinnige Geister, in beiden war die Ahnung, die Vorahnung großer Gedankenreihen, die im Geiste des schöpferischen Philosophen dem Begriff und Beweis vorangehen muß, nicht so mächtig, daß sie ihnen die Präzision und Konzision erschwert hätte. Beide hatten ihre Stärke da, wo an der Hand philosophischer Bildung die Kritik an große Aufgaben geht; dies Zusammentreffen der beiden Funktionen: Philosophie und Kritik zu vereinigter Wirkung hat aber bei Strauß in dem ungleich bedeutenderen Akte seiner großen Entdeckung darum gemündet,

weil er doch weit mehr Philosoph war, als Lessing. Daß wir nicht recht wissen, wie Lessing als Philosoph dachte, daran war freilich auch seine Zurückhaltung schuldig; allein er hätte weniger hinter dem Berge zu halten vermocht und wir hätten deutlicher erfahren, wie weit er sich eigentlich Spinoza näherte, wenn der Drang in ihm stärker gewesen wäre. Ich glaube nicht, daß Lessing, hätte er auch in unserer Zeit gelebt, eine Dogmatik zu schreiben fähig gewesen wäre, wie Strauß sie geschrieben hat; und dadurch hebt sich wieder der Gipfel, auf welchem er steht, gegenüber jenem, den Lessing mit seinem Nathan erstiegen hat.

Nun aber ist der Zweck dieser Schrift, den Geistesbruder Lessings als Philosophen noch auf eine ganz andere Höhe zu stellen. Dies ist bereits angegeben: eine Bedeutung einziger Art in der Philosophie soll ihm zuerkannt werden als dem Ersten, der die ungemeinen Fortschritte der neueren Naturwissenschaft in sie aufgenommen hat. R. beginnt nun diesen Haupttheil seiner Schrift mit allgemeinen Bemerkungen über das Verhältniß zwischen beiden Gebieten; er zeigt auf, wie die Opposition der Naturforscher gegen die Philosophie, eine Nachwirkung der natürlichen Reaktion gegen die Konstruktionen der Naturphilosophie, im Schwinden begriffen, ja ein philosophischer Zug in die Naturwissenschaft selbst eingetreten sei, er nennt die Männer, denen sie diese Vertiefung dankt, unter den Deutschen einen Helmholtz, Dubois-Reymond, Liebig u. a., unter den Außerdeutschen namentlich Darwin; man erinnert sich hiebei einer Reihe trefflicher Artikel von der Hand des Verfassers selbst; er durfte nicht nur an jene frühen in den Jahrbüchern der

Gegenwart: „Die Physik und die Naturphilosophie," sondern auch an mehrere spätere in der deutschen Vierteljahrsschrift, namentlich: „Kant und die Naturwissenschaft" erinnern. Hierauf gibt er in raschen, kurzen und doch ganz klaren Zügen einen höchst belehrenden Ueberblick über die Hauptergebnisse der neueren Forschung in Physik, Astronomie und Naturgeschichte (Biologie).

Betrachtet man mit dem Interesse des Philosophen die großen Resultate der neueren Physik, wie sie hier ein Freund der Philosophie im Lager der Naturforscher an uns vorüberführt und beleuchtet, so muß man sich mit Staunen sagen, wie die Empiriker, schlechthin ohne philosophiren zu wollen, ganz auf ihrem reinen Erfahrungswege eine philosophische Entdeckung um die andere gemacht haben. Es ist, als hätte der Geist Heraklit's, seine Losung: alles Leben ist ein unendlicher Fluß, oder als hätte der Geist Hegels sie geführt: der Geist Hegels, d. h. was in Hegels Denken ewig wahr bleibt, wenn auch längst seine logische Weltkonstruktion abgethan ist. Und was bleibt denn wahr? Das bleibt wahr, daß er keine festen Klötze im Bewußtsein duldet, d. h. keine Vorstellung von einer Vielheit von Substanzen, die als undurchdringliche Monaden bei aller Wechselwirkung doch fremd gegen einander wären, daß er lehrt: die Welt ist in ihrem Wesen lebendiger Prozeß und nichts Anderes. Der Verfasser zeigt, wie die Physik eine Vorstellung um die andere von besonderen Stoffen, materiellen Prinzipien und von besonderen „Kräften" los geworden ist und, wo sie sonst solche annehmen zu müssen glaubte, nur verschiedene eigenthümliche Bewegungen eines und desselben Wesens

entdeckt hat. Es ist eine Reihe von Zurückführungen und durch sie die Herstellung eines inneren Zusammenhangs, wo keiner zu sein schien. Er hofft, es werde auf diesem Wege der Reduktion auch die Chemie mit ihren jetzt noch geltenden sechzig bis siebzig „Elementen" noch Fortschritt auf Fortschritt machen und, wo sie solche Urstoffe sah, nur verschiedene Zustände eines und desselben Stoffs durch verschiedene Gruppirung der Moleküle entdecken. Also Modi, wo sonst Substanzen, („Hypostasirungen" nennt es Reuschle mit philosophischem Namen), und also — vielleicht zuletzt — nur Eine Substanz? Wir wären auf gut Spinozischem Wege. Doch ich verfolge ihn noch nicht und nenne zunächst nur an des Verfassers Hand die Reihe der Zurückführungen in der Physik: der Galvanismus erschien zuerst als eine neue Naturkraft und wurde dann unter der Elektrizität begriffen, der Magnetismus auf die Elektrizität, diese auf jenen reduzirt, der Magnetismus zugleich als eine allgemeine Naturkraft erkannt, welche sich wie die Elektrizität auf alle Stoffe erstreckt. Es folgen die großen Entdeckungen vom Licht; Leibniz nahm noch einen besondern Lichtstoff an, das Licht ist jetzt als bloße Bewegung, Schwingung begriffen, auf deren Geschwindigkeitsunterschieden die Unterschiede der Farben beruhen; supponirt wird dabei der unwägbar feine, elastische Aetherstoff, was wir noch für spätere Fragen zurückstellen; J. R. Mayer macht die große Entdeckung, daß die Wärme eine Wirkung der Bewegung ist, und hiermit ist diese mit dem Licht auf Eine Ursache zurückgeführt. Aus dieser Entdeckung ergibt sich die unendlich bedeutende Erkenntniß von der Erhaltung der Kräfte: die Welt ist ein perpetuum mobile, in welchem sich Bewegung

beständig in Wärme, Wärme in Bewegung umsetzt; die Bewegung ist allgemein, die Moleküle jedes Körpers sind in beständiger Bewegung, daher ist auch die Wärme allgemein, es gibt keinen absolut kalten Körper; aber auch ein Verhältniß der Farbe zur Wärme wird erforscht, — natürlich, da Farbe und strahlende Wärme beide auf Schwingungen beruhen: der Raum, in welchen das Farbenbild des Spektrums fällt, wird erwärmt und diese Erwärmung nimmt zu bei den lichtvollen Farben (Gelb, Roth) und nimmt ab bei den lichtarmen (Blau, Violett): wie höchst merkwürdig für die Aesthetik! Wir meinten nur symbolisch zu sprechen, wenn wir jene Farben warm, diese kalt nannten, und siehe, es war keine bloße Vergleichung! Entdeckt wird ferner, daß im Licht auch chemisch wirkende „aktinische“ Strahlen enthalten, oder vielmehr, daß solche mit den größeren Schwingungs-Geschwindigkeiten verbunden sind, also mit den kälteren Farben zunehmen. Weiter: es wird eine innere Verwandtschaft der Körper mit dem Licht entdeckt: es besteht eine Sympathie und Antipathie zwischen ihren inneren oscillatorischen Molekularbewegungen und zwischen den Schwingungen, die als Licht (Farbe) und Wärme wirken; jeder Körper absorbirt vorzugsweise diejenigen Strahlen, welche er selbst, wenn er der Herd der Strahlung ist, aussendet; die Uebereinstimmung beruht auf der spezifischen Molekularstruktur der Körper. Die Analogie bei dem Schall bildet die wohlbekannten Erscheinungen von der Sympathie der Töne. Ein besondrer Fall des großen Prinzips ist auch der zuerst von Kirchhoff aufgestellte Satz, auf welchem die Spektralanalyse beruht, daß ein Gas (oder Dampf) genau

diejenigen Strahlen absorbirt, die er selbst aussenden kann. Haben solche Prinzipien nicht ein wahrhaft philosophisches Gepräge? — Noch nicht genug Einheiten: auch die Elektrizität wird auf die Wärme, hiermit auf das Licht zurückgeführt, denn sie erzeugt Wärme und Wärme erzeugt Elektrizität, und endlich entdeckt man, daß beide in verschiedener Wechselwirkung mit dem chemischen Prozeß stehen.

Der Verfasser zeigt dann im zweiten Abschnitt auf, wie derselbe philosophische Zug der Vereinfachung in die Astronomie eingedrungen ist, schon seit Newton freilich, durch den wir wissen, daß die Gravitation nicht nur auf unserem Planeten, sondern im Universum waltet. Neu aber und ein ungeheurer Schritt ist die chemische Untersuchung der Weltkörper durch die Spektral-Analyse; durch sie ist die Natur der Kometen entdeckt, ist erkannt worden, daß die Sonne ein weißglühender fester oder flüssiger Körper sein muß, umgeben von einer mit Dämpfen aller Art gesättigten Atmosphäre, daß sie die meisten der chemischen Elemente enthalten muß wie die Körper unseres Erdballs. Der Solaranalyse folgte die Stellaranalyse und das allgemeine Ergebniß dieser kosmischen Chemie ist, daß im Weltall wie Einheit der Kraft, so auch Einheit des Stoffes herrscht. In der Frage möglicher Zerstörung von Sonnensystemen durch Zusammensturz der Planeten mit ihrer Sonne wollen wir dem Verfasser nicht weiter folgen; das Weltall ist nach seiner Ueberzeugung vor Stillstand gesichert, auch wenn dieses Ereigniß eintreten sollte; zu der Vorstellung eines allgemeinen Endes der Welt konnte die Physik und Astronomie nur in ihrer völligen Absonderung von der Philosophie

gelangen; der Verfasser erfreut sich ja eben jedes neuen Schrittes zur Versöhnung beider Gebiete und kann schon darum von Scheinschlüssen, die zu einer Annahme führen, welche jedem Begriffe von Raum, Zeit, Endlichkeit und Unendlichkeit Hohn spricht, sich unmöglich blenden lassen.

Der dritte Abschnitt: „die Philosophie in der Naturgeschichte“ handelt nun vom Darwinismus. Diese Theorie ist es, mit welcher nach der Ueberzeugung des Verfassers der philosophische Geist auch in die Biologie eingedrungen ist. Den Uebergang von der Astronomie bildet der Satz: die Astronomie hat entdeckt, daß in den kosmischen Verhältnissen der Erde wie in der anorganischen Natur auf ihr nichts unveränderlich ist; durch die Descendenz- oder eigentlich Transmutationstheorie ist diese Wahrheit auch in die Biologie einführt: die Arten oder Typen der organischen Welt, so konstant sie relativ sein mögen, sind nicht unveränderlich. Da nun ihre Entstehung und Veränderung aber auf bestimmte Ursachen: Zuchtwahl, Anpassung, Kampf um das Dasein und Vererbung zurückgeführt wird, so ist hiermit nun auch das Reich des organischen Lebens unter das Gesetz der Kausalität gestellt; die Annahme von Schöpfungs-Akten oder von Entwicklungs-Rucken von innen heraus zerreißt die Kette ihrer Kontinuität, der Darwinimus erhält sie. Diese Einbegreifung in die Allgemeinheit (des Kausalgesetzes) ist zugleich Rettung der Einheit: alle Formen sind aus Einer Urform, der Zelle geworden. Ganz läge die Einheit der Natur uns vor Augen, wenn sich beweisen ließe, daß auch diese Urform des Organischen aus dem Unorganischen hervorgehe oder einst hervorgegangen sei; dieser Her-

vorgang, die Urzeugung ist ein Postulat, auf die Idee der Einheit der Natur und die Kontinuität der Ursächlichkeit zu wohl begründet, um dem bisherigen Mangel an Beweisen geopfert werden zu dürfen.

Am Schlusse dieses Ueberblicks nimmt der Verfasser Stellung gegen den Begriff der Zweckmäßigkeit in der Natur, gegen die Teleologie; er entscheidet sich für den Satz des reinen Kausalismus: was nur durch Ursache und Wirkung entstanden sei, erscheine dem Menschen, nachdem dieser als Gattung sich ausgebildet, hintennach als zweckmäßig und komme ihm gerade so vor, wie wenn in der Natur die Vorstellung eines Zwecks vorangegangen wäre.

Hierauf geht er mit der Ueberschrift: „Die Naturwissenschaft in der Philosophie“ wieder zu Strauß über und vindicirt ihm also, wie schon gesagt, die Bedeutung, der Erste gewesen zu sein, welcher die Resultate der Naturwissenschaft in die Philosophie aufgenommen habe, indem er das speculativste derselben, die Lehre von der stufenförmigen, faktischen, rein kausalen „Entwicklung“ der organischen Arten bis zum Menschen in seiner ganzen Tragweite erfaßte und seiner Weltanschauung einverleibte. Er erklärt sich mit Strauß gegen Ed. v. Hartmann; das „Unbewußte“ sei nur dasselbe, was in der alten Ansicht der persönliche Gott, ein Zwecke setzendes Wesen, das der „natürlichen Entwicklung“ substituirt werde. Der Verfasser möchte nun die Philosophie, die sich auf jenen Grundlagen aufbaut, die Philosophie des Universums nennen. Die Philosophie unterscheide sich, sagt er, immer wesentlich dadurch von der Naturwissenschaft, daß sie auf ein Absolutes zurück- oder hinausgehen müsse, und dies

könne für die neue Philosophie nur das Universum, das Weltall als solches sein, gedacht als schlechthin unendlich nach Raum und Zeit, nach Kraft und Stoff, ohne Anfang und Ende, bei allem Wechsel sich selbst gleich. Er verfolgt dann noch in raschen Schritten die Entwicklung, durch welche Strauß an diesem Ziel anlangte; er begleitet ihn durch die Zeit der Romantik und des Mysticismus zunächst bis zu seiner Hegelschen Periode, erkennt in Hegels System den Monismus als seine Wahrheit, wirft ihm aber vor, daß es sich im Kreise drehe, weil der Geist zugleich Ausgangspunkt und Zielpunkt, Alpha und Omega, Wurzel und Frucht sein solle. Daß der Geist überhaupt Resultat der Natur sei, könne die neue Philosophie herübernehmen, daß aber der Geist zugleich Ursache, Grundlage sein solle, sei ein Hysteron-Proteron, das sie abstreifen müsse. Er nennt dies idealistischen Monismus, dagegen die „Philosophie des Universums“ realistischen Monismus. Schließlich bezweifelt der Verfasser nicht, daß die Abstammungstheorie ein ausreichendes Fundament für den Aufbau der Ethik sei. Er nennt sie im guten Sinn aristokratisch: sie zeigt, wie der Mensch seine Würde selbst errungen hat und wie daraus von selbst folgt, daß er sie zu bewahren und weiterzubilden hat. Ebenso wohlbegründet sei auf diese Grundlage die Religion; das Abhängigkeitsgefühl, worin ihr Wesen bestehe, bleibe in seiner vollen Reinheit, da der egoistische Wunsch wegfalle, durch übernatürliche Mittel sich mit demselben abzufinden. „Die Erfahrung, daß es im Universum gesetzmässig hergeht, führt zu der Ueberzeugung, daß es“ (diesem Ausdruck sind wir schon einmal begegnet) „so ist, wie

wenn es von vornherein auf den Geist angelegt wäre, und die dadurch in dem Einzelnen angeregte Gesinnung läßt dieser auf seine Umgebung zurückwirken."

Ich habe oben gesagt, Strauß habe seine eigentliche Stärke nicht in der Philosophie, sondern auf dem Punkte gehabt, wo sie mit der theologischen Kritik zusammenfällt. Und den Beweis davon sehe ich darin, daß er die Weltansicht, die sich auf ihren neueren Erforschungen die Naturwissenschaft aufgebaut, in die Philosophie herübergenommen hat, wie sie ist, mit Haut und Haaren. Ich sehe darin nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche. Dies ist der Satz, den ich nun zu beweisen habe.

Ich schicke voraus, daß ich nicht von einer Bekämpfung der Darwinischen Theorie ausgehe. Ich bin zwar eigentlich nicht ganz davon überzeugt. Es wird mir z. B. immer noch etwas zu schwer, zu glauben, daß man das Auge vom Sehen, das Ohr vom Hören bekomme. Das ungemeine Gewicht, das auf die Zuchtwahl gelegt wird, will mir auch nicht einleuchten. Bei dem Menschengeschlechte wenigstens, und wenigstens wie es jetzt ist, wird es von der Erfahrung nicht bestätigt. Schopenhauer hat ihr geradezu widersprochen mit seiner Deduktion der Liebe aus einem nach Zuchtzwecken wählenden, durch eine Illusion das gewählte Individuum zum Ideal erhebenden Gattungs-Instinkt. Die Erfahrung besagt, daß die Liebe vielmehr in der großen Mehrheit der Fälle gerade in diesem Sinn wenig zweckmäßig in ihrer Wahl verfährt; warum ein Individuum gerade in dieses und kein anderes sich verliebt, dies ist so unerklärlich, als warum es diese oder jene Lieblingsspeise

hat, die ihm vielleicht sehr unzuträglich ist; was hier den Philosophen am meisten interessiren muß, ist die Erscheinung, daß mit dieser blinden wahllosen Wahl und Illusion die höchsten Seelenkräfte in Blüte treten; doch dies gehört nicht in unsern Zusammenhang. Weit glaubwürdiger als die große Bedeutung, die von Darwin der Zuchtwahl beigelegt wird, erscheint mir diejenige, welche er der Anpassung zuerkennt; hier muß das Hauptgeheimniß, die Hauptquelle der Formveränderungen liegen und hieran knüpft sich das wichtige Moment, dessen Bedeutung Moriz Wagner geltend gemacht hat: die Wanderung, welche Anpassung an veränderte Bedingungen des Wohnorts mit sich bringt, hiemit neue Formen, die durch Vererbung konstant werden, also neue Arten begründen. Diese nun, die Vererbung, ist natürlich das andere Hauptmoment in der ganzen Theorie und auf diesem Punkte liegt ihr Hauptverdienst; wie immer die erste Entstehung neuer Formen zu erklären sein mag, ihre Fixirung zu bleibenden Typen muß auf Vererbung beruhen, aber auch abgesehen davon, außerhalb der Descendenztheorie ist die Hinlenkung des Interesses und Forschens auf diesen Punkt ein nicht genug zu schätzender Gewinn, den die Naturwissenschaft, insbesondere auch die Anthropologie dem berühmten Engländer verdankt. — Wir kommen auf den Darwinismus noch einmal zurück; hier ist nur noch zu sagen, daß es ein Anderes ist, sich skeptisch zu ihm verhalten, ein Anderes, ihn geringschätzen, ja verdammen, der Beleidigung der Menschenwürde anklagen. Wer nicht in der Schöpfungstheorie befangen ist, d. h. das Denken über die Werdung der Natur und ihrer Reiche von sich wegschiebt, der

kann Darwins Gedanken nur groß finden. Es ist keine Schande für den Menschen, von der Pike auf gedient zu haben; war sein Anfang niedrig, so ist sein Aufsteigen um so rühmlicher; hat er seine Menschheit erst erringen müssen, so darf er stolzer darauf sein, als wenn sie ihm vom Himmel zugefallen wäre. Der Erdenkloß der Bibel ist gerade auch nichts Vornehmes und das Geschenk der Seele durch Einblasung von außen kein Besitz der Seele. — Längst war von der Wissenschaft ein Stufenplan, eine Vorbereitung der höheren Organismen in den niedrigeren, kurz eine Einheit erkannt; in einem feinen Geiste steigt der Gedanke auf: wie, wenn diese Verwandtschaft eine genetische, ein wirkliches Hervorgehen des Einen aus dem Andern wäre? Er geht daran und sucht es nachzuweisen. Diese Idee ist nur höchst genial zu nennen, auch wenn sie im Wege ihrer Durchführung nicht Recht behalten sollte. Und stehen bleibt auf alle Fälle der Satz, daß es bei Entstehung der Arten und so wohl auch bei dem Hervorgang des Organischen aus dem Unorganischen nur kausal zugegangen sein kann.

Die bedeutendste der Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie entsteht nun, wenn man, beim Unorganischen angelangt, weiter und weiter, von Reduktion zu Reduktion fortgeht und bei der Frage nach einem Letzten — oder Ersten — anlangt. Die Kausalität ist das allgemeine Bewegungs- und Werdegesetz in der Natur, ein Nexus ohne Lücke, eine unzerreißbare Kette. Nun aber haben wir damit nur ein Wie? noch kein Was? Was ist es denn, das in dieser Kette der allgemeinen kausalen Vermittlung läuft? Was ist das Innerste, worauf die Naturlehre zurück-

kommt? Nennen wir dies Letzte, Erste oder Innerste, vorerst Substrat; gebrauchen wir diesen Ausdruck, obwohl sich zeigen dürfte, daß er einen falschen Begriff enthält.

Die Physik operirt mit der Hypothese von Molekülen und kann sie nicht entbehren, wie bekannt. Der Molekül, selbst schon „transmikroskopisch" klein, ist noch „kolossale Masse" gegen die „excessive Kleinheit der Theilchen", woraus der Aether besteht. Und dieses unendlich Kleine — oder noch hinter ihm, noch unendlich kleiner? — was ist es? Es ist das Atom; so heißt die Antwort.

Reuschle und Strauß haben die Atom-Hypothese der neueren Naturwissenschaft einer ausdrücklichen Kritik nicht unterworfen, gerade auf diesem Punkte aber begegnen sich Philosophie und Naturwissenschaft so, daß die letztere ihr Geschäft an die erstere abzutreten hat. Ja man kann sagen, in der Frage des Atoms liege die Frage des Welträthsels, in ihr scheiden sich die Grundansichten über das Wesen der Welt.

Die große Mehrzahl der Physiker nimmt an, das Atom, das supponirte Letzte, Innerste der Körperwelt, sei Stoff, sei Masse. Dies ist eine Wahndichtung, von mehr als Einem Philosophen als solche aufgezeigt, dialektisch zerrieben, gerichtet, vernichtet; ich erwähne Adolf Steudel (Philosophie im Umriß*) I. Thl. 1. Abtheilung S. 335—372. 478—507). und Ed. von Hartmann (Philosophie des Unbewußten

*) Dieses noch immer nicht nach Verdienst beachtete Werk ist jetzt vollendet. Seine Methode ist vorherrschend ein Fortschreiten auf Grund der Kritik vorhandener Philosopheme und verbreiteter Vorstellungen des gewöhnlichen Bewußtseins. Er schließt mit einer durch Klarheit ausgezeichneten Kritik der Religion.

Abschnitt V die Materie als Wille und Vorstellung). Stoff ist theilbar, Masse ist zerlegbar. „Ἄτομον“ heißt aber doch: Untheilbares, also kann es nicht Stoff sein. Das Letzte, woraus der Stoff besteht, soll etwas sein, was, weil untheilbar, nicht Stoff sein kann, und dieses Letzte soll doch Stoff sein. Dies ist contradictio in adjecto, Unsinn. Das Atom ist unendlich klein: das heißt entweder: es ist vor lauter Kleinheit Nichts, oder es heißt: jede kleinste Form desselben ist in eine noch kleinere auflösbar zu denken; damit ist dasselbe gesagt, wie vorhin: das Atom ist kein Atom, d. h. kein Untheilbares; es ist gleichgültig, ob man einfach setzt: Atom oder ob man nach der Größe seiner Kleinheit fragt. Kurz, man kann nicht ausgedehnt und nicht ausgedehnt zugleich sein; das Atom ist Materie und keine Materie, ein Ding, das kein Ding ist.

Dies führt direkt auf die Grundfrage nach Wahrheit oder Unwahrheit im Begriff der Materie an sich. Er ist unwahr, er löst sich auf, weil er einen Widerspruch enthält, denn unendliche Theilbarkeit ist ein Widerspruch: nach jeder Theilung bleibt ein Etwas, dieses Etwas zerfällt wieder und so fort ins Unendliche. Die Materie ist ein unendlich theilbares Untheilbares. Die Materie muß sich finden, packen lassen, weil sie sinnlich ist, die Materie läßt sich nicht finden, packen, weil, so oft man sie gefunden, gepackt hat, das Gefundene wieder entschlüpft: ein Gespenst, das Fangens mit uns spielt.

Bleibt es nun auch wahr, daß die Physik der Annahme von transmikroskopisch kleinen Körpern nicht entrathen kann, so ist es also dennoch grundverkehrt, hinter diese noch zurück-

gehend die Welt auf das Atom oder, wenn man fälschlich schon das Molekül Atom nennt, auf das sogenannte Uratom zu bauen. Die Wissenschaft muß bekennen, daß sie hier vor einem Dunkel steht, das sie nicht zu lichten vermag. Was wir Materie nennen, ist Kraft, die, um das zu erbilden, was wir Körperwelt nennen und woraus an der Spitze der Naturreiche als seine Wahrheit der Geist aufsteigt, sich in zahllose kleine stetige Aktionspunkte auseinanderlegt, die man Moleküle und mißbräuchlich Atome nennt, Aktionspunkte, welche auf die menschlichen Sinne eine Wirkung hervorbringen, die uns nöthigt, ihnen Räumlichkeit, Dichtheit, Schwere u. s. w. beizulegen. Die Sinnenwelt ist ein Kräfteleben, das in solcher Weise agirt, daß es, in unendliche Kleinste sich theilend, durch dieselben den vollen Schein annimmt, den wir Körperlichkeit nennen, es ist voller Schein, scheint jeden Augenblick und ist nicht, — ein μὴ ὄν. Die Materie ist ein Ding, das nur insofern ist, als. Was „als?“ Nun: als der eine der extremen Pole des Einen und Selben absoluter Gegensatz des andern scheint. Ich stoße mir eine Beule an einem Stein, vergesse, daß der Widerstand des Steins gegen meinen Kopf eben auch Kraft ist, wie das, was meinen Kopf bewegt, und nenne nun den Stein Materie. — Neue Schwierigkeit, gleiches Helldunkel entsteht, wenn man nun näher nach der Natur dieser supponirten Kleinsten forscht; so nenne ich sie, weil kein rechter Name sich findet; die Frage nach einer Form derselben kann man nur dann höchstens aufwerfen, wenn man den Begriff Atom ganz fern hält. Untersuchen, ob das Atom rund („Kraftkugel“!) oder eckig sei, ist nun erst ganz eine contradictio

in adjecto. Hat man sich den Begriff der Materie in den der Kraft aufgelöst, so bietet sich als nächste Auskunft der Name Kraftpunkte oder Dynamiden dar, der denn auch bekanntlich vielfach gewählt worden ist. Ihr Geschäft ist, sich in Körper- und Aether-Atome zu unterscheiden, sich zu sogenannten chemischen Elementen, weiter zu chemischen Körpern, weiter zu sogenannt eigentlich materiellen Körpern zu vereinigen. Die allgemein wirkenden Kräfte der unorganischen Natur, Anziehung, Abstoßung, Cohäsion, Schwere, Bewegung (um die letztere vorderhand nur so mitaufzuzählen) treten in Thätigkeit. Der Unterschied der Körper beruht auf der Aggregation, Art der Verbindung, Lagerung, Configuration, Summiruug der Moleküle und Aether-(„Atome“ darf man nicht mehr sagen, also nur:) Kleinsten. Es entsteht endlich die organische Zelle. Diese entwickelt sich höher und höher durch Theilung, Häufung, gesteigerten Rapport zwischen den vereinigten Zellen bis zu dem Vollkommenheitsgrade, wo die Empfindung, dann höher und höher, wo Bewußtsein, wo der Geist aufgeht.

Nun entsteht die Frage: wo ist eigentlich das agens dieser Leistung zu suchen?

Wir nehmen jetzt nicht die Antwort auf, welche mit der Mehrzahl der Atomisten Reuschle auf diese Frage gibt; wir sind mit der Dynamidenlehre aus unserem ursprünglichen Zusammenhang herausgetreten, um ihn mit Nächstem wieder aufzufassen. Die Dynamidenlehre stellt eine Immanenz auf, die nicht wie der Atomismus Stoff und Kraft nur nebeneinander setzt. Aber wie ist diese Immanenz zu bestimmen? Die Kraft in den „Kraftpunkten“, diesen geheim-

nißvollen letzten Einheiten ist Streben, Streben nach immer höheren Formen, bis das Organische zum Geistigen entwickelt ist; dies schließt in sich Vorstellung, Erzeugen eines inneren Bildes von dem, was werden soll, und Willen, dies Werden zu bewirken; die „Atome" (den Namen behält man trotzalledem bei) werden zu vorstellenden Willensakten. Dahin hat sie Ed. von Hartmann konsequent gesteigert und hiemit die Materie überhaupt in Vorstellung und Willen aufgelöst. Nun aber die Schwierigkeit! Sind diese unzählichen seelischen Kraftpunkte das, was die Monaden des Leibniz sind, d. h. jede dieser Einheiten eine gegen die andere geschlossene Welt für sich, nicht eine gegen die andere offen, also ohne Verkehr untereinander, dann ist es unbegreiflich, wie sie sich zur Herstellung der harmonischen Ordnungen miteinander verständigen sollen. Wir haben hiemit eine Vielgötterei, Droßbach nennt die Atome wirklich Götter, auch Büchner sagt, das Atom sei der Gott, dem alles seine Entstehung verdanke; es sind Götter von unendlicher Zahl, es ist mehr als Polytheismus: Myriotheismus oder vielmehr Anarithmotheismus; da aber diese Götter nichts voneinander wissen und wollen, so müssen sie trotz ihrer eigenen Beseeltheit zur Herstellung der harmonischen Formenwelt von außen angehalten werden, es braucht hiezu über ihnen noch einen obersten Gott, und wir hätten so daneben die prästabilirte Harmonie und den Theismus. Hartmann ist strenger Monadolog; er sagt, in welchem Grade mit dem Vorstellen und Wollen der Kraftpunkte Bewußtsein verbunden sei, darüber können wir so gut wie nichts wissen, so viel aber mit Bestimmtheit behaupten: „wenn die Materie" (d. h. was

wir Materie nennen) „ein Bewußtsein hat, so ist es ein atomistisches Bewußtsein und zwischen den Bewußtseinen der einzelnen Atome ist keine Kommunication möglich." Aber was er nicht statuirt, das ist der Folgesatz, nämlich eben das genannte logische Ergebniß. Vielmehr was geschieht? Er sagt: „wir werden schließlich die Frage zu berücksichtigen haben, ob wir bei unserer jetzigen Auffassung der Atome als Willensakte dieselben noch als viele Substanzen ansehen dürfen oder nicht vielmehr als Erscheinungen Einer Substanz, ob also jedem Atom ein gesonderter, selbständiger, substantieller Wille — selbstverständlich dann auch mit gesondertem Vorstellungsvermögen ausgerüstet — entspricht, oder ob diesen vielen gegeneinander wirkenden Aktionen und Thätigkeiten ein einziger identischer Wille zu Grunde liegt. Nachdem wir als das räumlich Reale nur die Opposition, das Widerspiel der Aktionen erkannt, die Kräfte selbst aber als etwas schlechthin Unräumliches begriffen haben, verschwindet jeder Grund dazu, Wille und Vorstellung im ewig Unräumlichen in eine zahllose Vielheit von Einzelsubstanzen zu zersplittern, und zwingt vielmehr die Unmöglichkeit des Aufeinanderwirkens solcher isolirten und berührungslosen Substanzen zu der Annahme, daß die Atome wie alle Individuen überhaupt bloße objektiv-reale Erscheinungen oder Manifestationen des All-Einen seien, in welchem, als in ihrer gemeinsamen Wurzel, ihre realen Beziehungen zueinander sich vermitteln können." Was heißt nun dies? Entweder: die Prämisse, die Verschlossenheit der Atome (Monaden) gegeneinander wird ernstlich wieder umgestoßen, sie sind offen gegeneinander, und dann wozu

noch so unendlich viele Weltseelen? Es genügt an Einer, die Hypothese von den beseelten Atomen fällt. Oder: es führt doch auf etwas, wie die Lehre von der prästabilirten Harmonie. „Vermitteln sich“ die Kraftpunkte ihre Wechselbeziehung nur aus ihrer gemeinsamen Wurzel, dem All-Einen, so bleibt ihre Vielheit und innere Verkehrlosigkeit stehen und das „Vermitteln“ klingt zwar lebendiger, als prästabilirte Harmonie, die immer nur mechanisch gedacht werden kann, aber welches Geschäft nun, wenn dieselben, obwohl sämmtlich Manifestationen des All-Einen, doch für ihren Verkehr und Zusammenwirken — wie sollen wir sagen? — beim All-Einen die Ordre und die Mittel holen sollen! Welcher ungeheure Umweg! Also abermals: wozu dann noch die unendlich vielen isolirten Kraftpunkte, wenn jeder derselben zu jeder Aktion, wie einst der östreichische General beim Kriegsrath in Wien, den Plan beim Absoluten holen muß, mag auch die Expedition unendlich schneller gehen als zwischen der Hofburg und dem Kriegsschauplatz? Im Ernst: haben die Kraftpunkte zwar jeder einen Willen für sich, aber keiner einen Willen zu gemeinsamem Wirken, so kommt dies doch nur von außen über sie, also im Grunde, so wenig diese Theorie das Wort hat, mechanisch wie im Theismus, der es freilich auch nicht Wort hat, daß das göttliche Lenken von außen eine mechanische Vorstellung ist.

Hiemit genug über die Atomenlehre. Sie löst sich auf, mag man das Atom als ein Materielles fassen oder als (selbständigen, verkehrlosen) beseelten Kraftpunkt. Was stehen bleibt, ist, wie schon gesagt, ein Dunkel, das schwerlich je gelöst wird: die Wissenschaft findet sich, wenn sie

die Natur in ihre letzten erkennbaren Bestandtheile verfolgt, vor die Annahme transmikroskopisch kleiner — sagen wir etwa (höchst mangelhaft und angreifbar): Urformen — gestellt, durch welche, oder durch deren Verbindungen das Wesen aller Dinge jenen Schein annimmt, als wäre es das, was wir gemeinhin Materie nennen.

Wir treten auf den Punkt zurück, auf dem wir standen; wir haben, um die verschiedenen Ansichten über das Atom zusammenzunehmen, vielfach vorgegriffen. Wir standen vor der Aufnahme der Dynamiden-Hypothese bei der gewöhnlichen cruden Ansicht von dem Atom, und müssen dieselbe nun erst in ihre Konsequenzen verfolgen. Danach ist also das Atom Atom und doch Materie. Materie ist das X, von dem sich weiter nichts sagen läßt, als: es ist das Passive, das Substrat, worauf ein Aktives wirkt, um die Körperwelt, die Natur, höher den Geist (wo solcher zugegeben wird) hervorzubringen. Dies Andere heißt die Kraft. Wir haben den Ausdruck Substrat oben gebraucht und sogleich einen Zweifel dabei ausgedrückt. Dort bezeichneten wir damit „das Letzte, Erste oder Innerste“, was unter dem Kausalnexus verborgen ist, — „was die Welt im Innersten zusammenhält, — alle Wirkenskraft und Samen;“ allein er will sich zu dieser Bedeutung nicht eignen, denn er besagt wörtlich: das darunter Ausgebreitete, führt also schon mit sich die Vorstellung, das Innerste der Dinge sei Stoff, d. h. Undurchdringliches, Dichtes, Todtes. Ist nun die Grundlage der Welt ein Todtes, die Welt aber doch offenbar nicht ein Lebloses, so muß ein Zweites, Bewegendes, Lebendiges hinzugenommen werden, dies Zweite wird denn als „Kraft“ neben

den Stoff gesetzt. Hiemit sind zwei Prinzipien aufgestellt: Stoff als Substrat und Kraft als Agens, welches auf das Substrat wirkt. Die Kraft weckt aus dem Stoff in der organischen Welt Empfindung, Bewußtsein, Geist; läßt der Atomgläubige doch zugleich den Geist in seinem Werthe gelten, so füllt sich das zweite seiner Prinzipien, die Kraft, mit diesem hohen Begriff, aber es bleibt doch nachhinkend, denn das Atom, der Stoff behält als Undurchdringliches, als letzte Grundlage den Werth eines Prinzips. Wie sich beide Prinzipien zu Einem verbinden sollen, ist unersichtlich. Es ist und bleibt ein bloßes Und — Stoff „und“ Kraft. Oder sagen wir, wie die Atomisten es gewöhnlich ausdrücken: kein Stoff ohne Kraft, keine Kraft ohne Stoff, — sie bleiben doch nur äußerlich verbunden; wer ausspricht: ich habe zwei untrennbar Verbundene, der erklärt doch damit nicht, wie die Zwei verbunden sind, noch weniger kann er behaupten, er habe gesagt, sie seien eigentlich Eines. Kurz, er ist Dualist und von seinen zwei Prinzipien kommt das eine (Kraft, höher: Geist) nur nachträglich hinzu, verliert also die Hälfte der Bedeutung eines Prinzips. Ich erlaube mir, meinen Ausdruck (Krit. Gänge N. F. H. 6.) zu wiederholen: der (den Geist doch anerkennende) Materialismus habe anderthalb Prinzipien. Monismus ist er einmal gewiß nicht. Es ist hinkender Dualismus, Dualismus mit zwei Beinen, einem langen, materialistischen, und einem kurzen, nachschleppenden, das man ungefähr ein idealistisches nennen kann.

Wie ist es nun mit der Kausalität? Neben der Kraft (und dem Stoff oder Atom) ist sie hingestellt wie ein drittes Absolutes. Die Vermittlung scheint zunächst einfach diese

zu sein: die Kausalität ist das Gesetz, die Form, worin die Kraft sich bewegt. Da wäre die Kraft der innere Grund der Kausalität, sie wäre es, welche sich diesen Bewegungs-Modus setzt. Allein so kann der Atomist nicht sagen. Umgekehrt vielmehr bringt nach seinen Voraussetzungen die Kausalität die Kraft hervor. Durch die Aggregations-Verhältnisse von Atomen werden die Kräfte geweckt, stufenförmig so, daß die physikalischen, organischen, auf höchster Stufe die geistigen Kräfte entspringen. Die Aggregations-Verhältnisse — mit ihnen der (unerklärliche) Verkehr, Rapport unter den Atomen — sind Wirkung der Kausalität, also ist diese nicht der Modus, sondern der Motor, Sollicitator, Wecker, eigentlich die Quelle (?) der Kraft. So wird die Kausalität zu einer Art von mystischem Gott neben dem Atom, das auch einer ist, und da trotzdem, daß sie im Stoff die Kraft erst weckt, neben dem Stoff auch diese, die Kraft, als ein Wesen für sich aufgestellt wird, so ist mehr als Dualismus vorhanden, wir haben eine Art von Trinitarismus: die Dreieinigkeit Stoff, Kraft, Kausalität; aber man kann nicht sagen, diese Drei seien Eins. — Die Atomisten haben versäumt, sich mit der Kritik des Kausalitätsgesetzes zu beschäftigen. Dasselbe ist eine Aussage über die Form des Geschehens, wonach dieselbe eine mechanische ist. Wir sind gewohnt, mechanisches und dynamisches Geschehen zu unterscheiden. Soll das Gesetz von Ursache und Wirkung auch auf das zweite dieser Gebiete anzuwenden sein, so müßte demnach erst vorher der unterscheidende Begriff des Dynamischen geleugnet, widerlegt werden. Doch nein! Wir haben nicht bestritten, daß die ganze Welt im Kausalitäts-

gesetze sich bewegt; nur das widerstreitet dem Begriffe des Dynamischen, daß dieses Gesetz als erschöpfende Erklärung darauf angewendet wird. Aber auch auf das Gebiet des nur mechanischen Geschehens angewendet, geht ja das Kausalitätsgesetz nicht auf den Grund. Grund und Ursache ist zweierlei. Aus dem Satz: jede Ursache hat eine Wirkung und umgekehrt kann ich nun und nimmermehr erklären, warum nicht immer nur dasselbe ist, warum aus dem Einen Neues und Anderes entsteht. Kausalität ist inhaltslos, der Begriff Atom gibt ihm keinen Inhalt und der Begriff Kraft, nur so äußerlich neben das Atom hingestellt, auch nicht. Der Grund ist das innen heraus Treibende, lebendig Wirkende, das Innere des ohne ihn leeren, nichtssagenden kausalitätsmäßigen Geschehens. Dynamisch ist in seinem Grunde auch das mechanische Geschehen. Es wäre den Atomisten zu empfehlen, daß sie z. B. läsen: Schopenhauer: Ueber die vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde; Planck: das Kausalgesetz in seiner rein logischen und in seiner realen Form; Ad. Steudel: Philosophie im Umriß, Erster Theil S. 413 das Kausalitätsgesetz.

Also trotz der Hinzunahme der „Kraft“ eine rein mechanistische Weltansicht. In der That: eine andere als diese ist auf das Atom nicht aufzubauen. Die Kausalität scheint etwas Besseres zu sein, als der Wirbel der antiken Atomenlehre, weil sie ein Gesetz ist. Allein da sie eben ohne Weiteres vorgefunden dasteht, da sie, selbst inhaltslos, ganz unschuldig das Inhaltvolle des wirklichen Kräftelebens weckt, so ist sie dennoch nicht mehr, als ein Zufälliges, also nicht mehr, als der Wirbel der alten Atomisten.

Strauß hätte sich von dieser Konsequenz Rechenschaft geben müssen, wenn er nicht unterlassen hätte, den Begriff Atom genauer zu prüfen; er hat doch den Mythus in der Religion als Mythus erkannt: der Mythus vom Atom ist leichter zu erkennen. Die Naturwissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkt hat es ihm dadurch angethan, daß sie das unbezweifelte Verdienst hat, die Kontinuität des Kausalzusammenhangs in allen Naturreichen als unverbrüchliches Gesetz erkannt und auf vielen Stellen mit nie dagewesener Evidenz aufgezeigt zu haben. Dieses Verdienst ist auch in gegenwärtiger Beurtheilung bereits freudig anerkannt. Aber Strauß hat darüber die Einseitigkeit und die eigentlichen Konsequenzen der jetzt herrschenden Ansicht übersehen. Es könnte bei der strengsten Festhaltung dieses Gesetzes noch von Entwicklung die Rede sein, aber es kann nicht, wenn es so festgehalten wird, daß dadurch der Begriff einer innern Triebkraft ausgeschlossen ist, die der äußern Kausalität entgegenkommt. Durch diese Ausschließung wird die Ansicht mechanisch; die Ausschließung aber kommt daher, daß man das Atom zu Grunde legt oder, wie man will, das Atom wird zu Grunde gelegt, weil verkannt wird, daß die Kausalität zwar eine Wahrheit, aber nur die halbe Wahrheit ist. Versuchen wir eine Natur uns zu denken, unter deren ununterbrochener Kausalkette nichts läuft, als das Atom, und sehen wir von den aufgedeckten innern Widersprüchen des Atomismus augenblicklich ab, so müssen wir die Vorstellung einer Werkstätte vollziehen, worin ein Etwas in immer neue Formen getrieben wird, das dem Treibenden, dem Hammer mit einer innern, ihm eigenen lebendigen Kraft absolut so

wenig als Eisen und Erz entgegenkommt. So entstehen Nägel, Klammern, Stangen, so entsteht in Ewigkeit keine organische Welt. Mit dem allgemeinen Nexus der Kausalität ist nichts erklärt, wenn man auf die eine Seite das schlechthin Todte, auf die andre das Gesetz der Ursache und Wirkung stellt. Das Wahre kann nur sein: dieselbe Natur wirkt mit einer ununterbrochenen Kette von Reizen auf ein Gegenüberstehendes, das, weil von derselben Natur produzirt, diesen Reizen mit innerer Entwicklungsfähigkeit entgegenlebt. Gewiß kein Auge ohne Licht, kein Ohr ohne Schall, aber kein Licht und kein Schall hätte in irgend einem Wesen ein Auge und Ohr geschaffen, wenn nicht in diesem eine Triebkraft dem Licht, dem Schall entgegengekommen wäre. Man kann die blos äußerlich kausalistische Ansicht auch pragmatisch nennen; bloßer Pragmatismus aber ist bloße Lehre von Hergängen, wo doch Wesen zu erklären ist. Darwin ist durch und durch bloßer Pragmatiker, davon liefert sein neueres Werk über den Gefühlsausdruck bei Thieren und Menschen schlagende Beispiele. Warum reibt sich die Katze am Menschen, wenn sie schmeicheln will? Antwort: weil sie als Junges im Nest sich mit den andern Jungen zusammenliegend gerieben und ihr dies wohlgethan hat, weil sie also nun dem Menschen dieselbe Annehmlichkeit erweisen will. Warum senkt der Hund Schwanz, Ohr und Augenlider, wenn er traurig ist? Antwort: um das Gegentheil von Freude zu bezeigen, da er in der Freude umgekehrt den Schwanz hebt u. s. w. Wie Darwin hier vom Hauptpunkte, um den es sich handelt, von der unbewußten Symbolik nichts weiß, so weiß er in der Abstammungslehre nichts

von einer innern Bildkraft der Natur, ohne welche die äußere Kausalität niemals Formen zu schaffen vermöchte. Bildkraft ist nur ein anderes Wort für innere Zweckmäßigkeit; Bilden bedeutet doch nicht bloß: Auswirken schlechtweg, sondern Auswirken einer Gestalt, deren Bild, ehe sie da war, der wirkenden Kraft in einer uns unerforschlichen Art von Ahnung als ihr Ziel, ihr Zweck vorgeschwebt haben muß. Dagegen erhebt sich nun der bekannte große Einwurf, daß eine Seelenfunktion angenommen wird, wo doch eine Seele, wie wir solche allein kennen, noch nicht ist, d. h. in allen unbewußten Naturgebieten, den leiblichen Organismus des Menschen miteingeschlossen. Wir kommen darauf im Weiteren noch zurück und sagen vorerst nur: ist dies mystisch, bleibt dieser Begriff in einem Halbdunkel — und freilich bleibt er! — so ist dieses Halbdunkel doch etwas heller als die Sage vom Atom und ihre pechrabenschwarze Nacht. Kommen wir ohne Mysticismus nicht aus, warum soll das mystische Atom besser sein, als die mystisch ahnende und bauende Natur? Soll es aber bei dem Atom bleiben, so rede man nicht von Entwicklung! Hier entwickelt sich nichts, alles wird nur herausgerieben, herausgewetzt, erstoßen, erhämmert.

Nun zu der Frage von der Konstanz der Arten! Sollen sie ins Unendliche variabel sein, dann leuchtet wiederum ein, daß von Entwicklung nicht mehr zu sprechen ist. Entwicklung ist ein Herauswickeln aus einem Keime, welches von Versuch zu Versuch fortschreitet, bis das Bild, das als Möglichkeit im Keime lag, wirklich geworden ist, dann aber stillstehend die gefundene Form als bleibende festhält. Ueberhaupt jeder Begriff kommt ins Schwanken, wenn wir die

Typen, die nun seit so vielen Jahrtausenden auf unserem Planeten bestehen, und vor Allem, wenn wir unsern eigenen Menschentypus für immer noch veränderlich halten sollen. Wir können dann unsern Gedanken, ja unseren Denkgesetzen, unsern Gefühlen, den Idealbildern unserer Phantasie, die doch nichts anderes sind, als läuternde Nachbildungen von Formen der uns bekannten Natur: wir können keinem dieser festen Halte unserer Seele mehr trauen. Alles ist in Frage gestellt; auch unsre sittliche Welt, denn ihre Basis ist der Menschentypus wie er besteht. Ja wir müssen, wenn nicht das reine Irrsal eintreten soll, allerdings annehmen, daß, wenn auf andern Weltkörpern die Natur sich zu beseelten organischen Wesen entwickelt, diese von uns nicht schlechthin verschieden seien. Auf dem entferntesten Planeten wird niemand sich bedanken, wenn er eine Ohrfeige bekommt; will sagen, daß dort passiv passiv und aktiv aktiv sein muß wie bei uns hier, will sagen, daß die Kategorien des Denkens dort gelten müssen, also auch die Gehirne im Grunde dieselben sein müssen wie hier; vielleicht phantasiereicher, vielleicht rascher denkend, vielleicht auch dummer, aber den unsrigen analog nach ihren Denkgesetzen. Und wenn unser Planet untergeht? Er wird ja gewiß nicht ewig sein; wenn es aber wahr ist, daß die jetzt bestehenden Typen das Endziel der organischen Entwicklung auf ihm sind, so hat ihr Untergang nicht die tödtliche Bedeutung, wie wenn sie nur vorübergehende Versuche gewesen wären. Sie bleiben dann zeitlos wahre Gedanken, von denen wir annehmen dürfen und müssen, daß sie wesentliche Glieder in einem noch größeren und universalen Entwicklungsgang seien, welcher in andern Gestal-

tungen auf andern Planeten das Wesentliche und Wahre in ihnen bewahren wird; dies ist eine Hypothese, um nichts kühner, als irgend eine Vermuthung über das, was wir glauben und nicht wissen. Zeitlos also und zeitlos auch trotz der allmählichen Entstehung durch die successive Reihe der Kausalitäten sind im angegebenen Sinn als wahre Gedanken des Weltalls die uns bekannten Typen, Gattungsformen unsres Planeten. Hier müssen wir auch auf die Vererbung zurückkommen. Die Festhaltung eines Gattungsstempels unter allen Zufällen, denen Keim, Zeugung, Fötus unterliegt, versteht sich weniger von selbst, ist etwas Wunderbareres, als man gewohnt ist anzunehmen, und bewährt sich dieser Stempel als so mächtig, daß er ungezählte Jahrtausende lang seine Gattungen vor Alteration bewahrt und nur untergeordnete Neuzüchtungen erlaubt, so ist er Idee im platonischen Sinn, nur natürlich mit Abzug der bekannten hypostasirenden Phantasie-Zuthat Platos. Der richtig verstandene, d. h. auf die Bedeutung, nur die Hälfte der Wahrheit zu sein, reduzirte Darwinismus kann nun so mit dem richtig verstandenen Platonismus zusammenbestehen; auf diese Formel hat sehr treffend Liebmann (Philos. Monathefte IX) die Frage reducirt.

Fechten wir aber nicht gegen Windmühlen? „Der Darwinismus behauptet ja keine Variabilität ins Unendliche!“ Allerdings, er glaubt die Konstanz mit der Wandelbarkeit vereinigen zu können. In der vorliegenden Schrift Reuschles kommt die Frage (dem Zusammenhang gemäß) in Beziehung auf die Menschengattung zur Sprache und wird angenommen, daß diese keine andern Fortschritte der Perfektibilität mehr machen

werde als innerhalb des Typus, wie er jetzt, nach Ausbildung der Sprache und Vernunft besteht; „der Kulturmensch braucht sich keine neuen körperlichen Organe mehr zu erwerben, er braucht sich nicht mehr über sich hinaus zu züchten, wohl aber in immer höherem Maße über das Thier hinaus —"; der Verfasser zitirt aus Helmholtz: „einen nahezu festen Zustand scheinen die jetzt lebenden Wesen erreicht zu haben u. s. w." In einem späteren Journal-Artikel*) spricht er den allgemeinen Satz aus „die Art wird sich konstant erhalten, wenn das Ziel der Anpassung erreicht ist und die äußern Verhältnisse sich konstant gestaltet haben." Das Ziel? Woher ein Ziel, wenn nur die blinde Kausalität wirkt? Wenn die Dinge nicht auf ein festes Bild angelegt sind, welchem sie sich zubilden, in welches sie hineinwachsen sollen, in welchem ein: bis hieher und nicht weiter! gegeben ist? Es bilden sich Arten höchst verschiedener Art unter den gleichen Anpassungsbedingungen: warum, wenn doch ein Urbild ihres Typus nicht besteht, soll sich eine Art auch nach scheinbarem Abschluß ihrer Form nicht dieses oder jenes Organ, um das sie eine andere Art zu beneiden hat, noch aneignen können? Der Mensch wünscht sich gar sehr und gar nicht nur aus leerem Gelüste weiterreichende und mehr Organe, die er sich auch als möglich denken kann, ohne daß Grundgesetze wie die Schwere aufgehoben werden. In der Schrift über Strauß folgt unmittelbar auf die Sätze von Konstanz der Arten die schon angeführte Erklärung gegen die Teleologie. Steht es damit im Einklang, wenn

*) Augsb. Allg. Zeitg. Beilage, 26. Januar 1875 „Zum Darwinistischen Streit."

der angeführte Artikel von Ziel spricht? Ja oder Nein? Ist keine immanente Zweckmäßigkeit in der Natur, so ist nicht abzusehen, wie sie einen Typus als Resultat ihrer Verwandlungen festhalten soll; walten blinde Gesetze über die Verwandlungen, so können wir nie wissen, ob irgend eine Form bleibend ist. Ziel ist entweder kein leeres Wort, dann enthält es den Begriff Streben, Streben aber setzt Zweck voraus und hiemit ist die ganze bloße Kausalitätstheorie umgestoßen, oder diese bleibt stehen und „Ziel“ ist ein leeres Wort.

Die Sache verlangt es, daß wir an dieser Stelle auf die moralische Welt hinüberblicken. So wie in unabsehlich langem Gang und Kampf die jetzigen Gattungstypen der organischen Welt erarbeitet sind, ebenso die sittlichen Begriffe, die wir nun als Mächte, als feste Grundsäulen der sittlichen Welt anerkennen. Nichts, auch in dieser Sphäre nichts ist nur von innen gekommen, es brauchte unendliche Erfahrung, bis der Mensch z. B. fand und feststellte, daß ohne Eigenthum, Recht und Gesetz das Zusammenleben unmöglich sei. Diese Begriffe oder besser diese nun lebenskräftig hoch über aller Willkür bestehenden Ideen sind also ebenfalls in der Zeit auf dem Wege der Kausalität entstanden. Der Kausalität von außen ist dabei von innen die Fähigkeit und der Trieb zur sittlichen Bildung entgegengekommen. Nachdem aber diese fundamentalen Stützen des Baues der sittlichen Ordnung aufgeflanzt sind, stehen sie zeitlos fest so gut, als wären sie ewig gestanden. Zu untersuchen, wie ihre Quader gegraben, gehauen, gesetzt worden seien, ist Interesse der Geschichte, Anthropologie

u. s. w., die Ethik aber beweist sie aus innern, zeitlos wahren Gründen und fragt nicht nach ihrer Entstehung im Lauf der Jahrtausende und in der Reibung unendlicher Kämpfe. So steht eine zweite Welt über der physischen, ein moralischer Gattungstypus über dem physiologischen. Beide sind sich darin gleich, daß zeitlos feststeht, was in der Zeit geworden ist. Wir bedürfen einer Korrektur des Zeitbegriffes, wie ich auch im 6. Heft der Krit. Gänge schon gesagt habe; dort in dem Zusammenhang, wo von der innern Zweckmäßigkeit und im Gegensatz von der Zweckmäßigkeit expost die Rede war. Dies leitet zu einer weiteren, überblickenden Betrachtung.

Wir sehen also jetzt von dieser Höhe des Universums, wie wir Menschen es kennen, wieder hinab auf das, was uns als seine Basis erscheint. Dabei sind wir weit entfernt, zu vergessen, daß der Gegner mit uns ganz einverstanden auf derselben Höhe steht. R. tritt mit gutem Grunde denen entgegen, die da glauben, der „Materialismus“ — diesen Namen acceptirt er S. 56, während er, wie oben gesagt, sonst setzt: realistischer Monismus — läugne den Geist. Er sagt, nur die Behauptung, daß die Seele eine selbständige immaterielle Substanz sei, werde ebenso geläugnet wie die jetzige Physik die Hypothese von einem Lichtstoff in Abrede stelle. Er hat nur ganz vollständig Recht; die Seele wird selbst zum Körper, wenn sie neben und außer demselben ein selbständiges Wesen sein soll: durch das Neben und Außer ist sie selbst als Räumliches gesetzt; wie sie zum Körper kommen, E i n s mit ihm sein, ihn durchdringen kann, ist dann rein nicht mehr einzusehen. Liest man doch wirklich

in psychologischen Schriften die Frage erörtert, auf welchen Punkten sich Seele und Leib berühren! „Der Dualismus ist vielmehr materialistisch, — die letzte Quelle der Seelenhypothese ist am Ende dieselbe, welcher die Wesen entstammen, mit welchen die alte Naturreligion alles Lebendige und Bewegliche ausgestattet hat.“ Gut, eine Seele neben dem Körper gibt es nicht; ebendas, was wir Materie nennen, wird also auf der uns bekannten höchsten Stufe seiner Formung, im Gehirn, zu Seele und die Seele entwickelt sich zu Geist. Es gilt, einen Begriff zu vollziehen, der für den trennenden Verstand ein reiner Widerspruch ist. Jenes Etwas, die sogenannte Materie, dessen Theile räumlich auseinander liegen, produzirt auf dieser Stufe eine Potenz, deren Aktionen ein Ineinander sind, die in ihrem Auseinandergehen in Vielheit von Gedanken bei sich bleibt, die das Eine im Vielen, das Allgemeine denkt, die fähig ist, die körperliche Form, deren höchstes stetiges Produkt sie ist, freiwillig zu tödten: der Selbstmörder denkt den Entschluß, sich eine Kugel durch das Hirn zu jagen, mit demselben Hirn, das er zerstört; niedrige Triebe, erregt durch Phantasiebilder unseres Hirns, bekämpfen wir mit Gedanken, Willensbestimmungen, die wir in und mit demselben Gehirn erzeugen. Der Mensch, die Natur als Mensch steht hoch über sich und tief unter sich, in ihm übertrifft die „Materie“ sich selbst. — Darin wären wir also einverstanden. Auch das Werden des Menschen aus Thierform erschreckt uns beide gleich wenig; davon ist oben die Rede gewesen. So einverstanden also sehen wir hinab nach der Basis. Und diese reiche Welt mit ihrer Geister-Krone soll aus Stäubchen auf-

steigen, die Nichts sind? Wir haben es auf alle Weise versucht, einen Sinn im Atom zu finden, und haben es nicht vermocht. Nein! Das ist ein talentloser Junge, das Atom, aus dem kann selbst der Kampf ums Dasein keinen Menschen herausprügeln. Der Verfasser selbst will das Universum als Ring, als Kreis anschauen. Der Ring hat ein Loch, einen Bruch, wenn wir dort Atome, hier Geist haben. „Die Philosophie eines Strauß, wie materialistisch oder naturalistisch sie ist, wenn es sich um die im Universum wirkenden Ursachen handelt, ist ebenso idealistisch, wenn es den Triebfedern und Zwecken des menschlichen Handelns gilt." Ein Stück Materialismus, ein Stück Idealismus und Ethik, die Wahrheit der Welt Atom und Mechanismus, der Mensch in der Täuschung, innere Zweckmäßigkeit zu sehen, wo keine ist, ein System der Pflichten und Tugenden auf seine Gattungsidee, auf die Idee der Persönlichkeit gründend, während die Gattung variabel bleibt oder ihre Konstanz nur im Widerspruch mit den Prämissen halbwegs postulirt wird, — dies ist kein Universum; sondern eine Sammlung, ein Conglomerat von Widersprüchen. Und die Religion? Kann ich auf eine bewußte Täuschung, auf ein „Wie wenn" Respekt, Vertrauen und Pietät gegen das Universum bauen? Abhängigkeitsgefühl, Schrecken und Schauer vor der ungeheuern Maschine, das wohl, aber ist dies Religion? Die wahre Konsequenz der mechanisch-atomistischen Weltansicht wäre nicht Religion, sondern Pessimismus. Es ist eine schöne Inkonsequenz, wenn er nicht auf sie gebaut wird. Die Lehre vom Unbewußten aber trägt Keime in sich, die nur richtig entwickelt und in ihren Folgen zusammen-

gefaßt werden dürften, um nicht zum Pessimismus, sondern zu einem vernünftigen Optimismus zu führen, und es ist schwer begreiflich, wie Hartmann einem so guten Bau ein so krummes Dach aufsetzen mochte.

Zu diesem Knäuel von Widersprüchen gelangt man also durch die Setzung des Atoms. Der Verfasser hat in seinem ersten Theile so lebendig gezeigt, wie die Naturwissenschaft eine „Hypostase" um die andere entfernt, einen angeblichen besondern Stoff um den andern in Bewegungs-Arten aufgehoben hat, warum nicht auch fort mit diesem letzten Stoff, dem Urstoff, und kühn vorwärts zu der Idee: Alles ist nur Bewegung? Die Mathematik spricht von Funktion und man darf sagen, sie sei auf dem Wege, diesen Begriff bis dahin zu erweitern, daß sie in der Funktion das Wesen der Welt erkennt. Setzen wir dafür in der Sprache der Philosophie: Bewegung. Ihr erwidert: es muß doch ein Was sein, das bewegt wird? Wohl, auch ich habe meine Beurtheilung mit der Frage begonnen, was im Wie (der Bewegung) das Was sei; aber nur, um schließlich zu zeigen, daß das Was auch das Wie sein muß. Denn nun erhellt doch: wir beide wollen keine Zwei als Grundwesen der Welt, wollen keine Dualisten sein, — was folgt? Daß dasselbe, was bewegt, auch das Bewegte ist. Was folgt weiter? Was sich auf unserem Gange längst gezeigt hat: daß es streng genommen keine Materie gibt, das folgt! Es folgt, daß das ewig Eine sich in ein scheinbar schlechthin Anderes, genannt Stoff, umsetzt, um an ihm als Bewegung thätig zu sein und es in ewigem Prozeß immer aufs Neue und in immer höheren Formen in Bewegung

aufzuheben, daß es sich verdichtet, um aus der Verdichtung sich als freies Leben zu entbinden, die Verdichtung als bloße Maske fallen zu lassen. Ihr müßt für den Aufbau der Naturwissenschaft ein Substrat haben; ganz recht, der Weltgeist selbst muß es haben. Er selbst bedarf eine Supposition, um die Natur real zu konstruiren, die ihr ihm theoretisch nachkonstruirt. Was gewinnt ihr aber, wenn ihr dies Substrat, diese Supposition, diesen nothwendigen Schein des Körperlichen als Wahrheit des Atoms erklärt? Was wir gesehen haben: Widersprüche! Ihr verfallt — es muß abermals wiederholt werden — in den Dualismus: Materie und Geist. Steudel nennt es einfach eine falsche Alternative. Ihr wollt Monisten sein, zugleich durchaus nicht den Geist leugnen; ihr setzt euch aber auf dem Gegenpol des Geistes fest und so bleibt nichts, als ein „theils, theils“ oder ein „übrigens doch auch.“

Nun aber haben wir ja natürlich die Einwendung zu erwarten: „und ihr setzt euch auf dem andern Pol der Alternative fest, dem Geist“, und so erwächst der schon angeführte Vorwurf eines Hysteron-Proteron; „was Resultat der Bewegung ist, der Geist, ist bei euch zugleich Ursache der Bewegung“. Wir haben zu antworten: und ihr habt zu einer Wirkung keine Ursache, denn wie soll aus dem Atom der Geist ausschlüpfen? wie oben herauskommen, was unten nicht vorbereitet war? Ein Ganzes, worin oben Geist erscheint, kann nicht unten geistlos sein. Ich acceptire den Vorwurf. — Causa sui! Ja das ist es! Das Wort Hysteron-Proteron habe ich selbst schon gebraucht, habe in einem öffentlichen Vortrage den Geist das Hysteron-Proteron der

Materie genannt. Wir müssen hier zuerst das Prädikat: falsche Alternative noch einmal ansehen. Ist die Welt Bewegung und durchaus Bewegung und setzt diese Bewegung immer aufs Neue das Feste, das wir Stoff nennen, um es in Form zu verwandeln und in Geist aufzuheben, so kann doch in Wahrheit Stoff und Geist (als höchste Form) nicht von gleicher Dignität sein. Die eigentliche Potenz der Bewegung muß der Geist sein. Der Stoff ist, wie ich ihn bereits genannt, Maske des Geistes, nicht der Geist die Maske des Stoffes. Die Bewegung aber ist ein ewiger Kreis. Nur der Geist, wie wir ihn am lichten Tage der Menschenwelt kennen, folgt aus und nach dem, was Materie genannt wird. Er könnte daraus nicht hervorgehen, wenn er nicht vorher darin wäre. Er gibt sich ewig aufs Neue den Schein, als fange er von vorn an, und ist doch ewig aufs Neue aus seinem aus sich projicirten Gegentheil hervorgegangen. Hier gibt es kein Vorher und kein Nachher, es ist ein zeitloser Kreis, und so gelangen wir zu dem Satze zurück, daß die Zeitform keine Geltung mehr hat, wo es letzte Instanzen gilt.

Wir sind auf diesen entscheidenden Punkt schon geführt gewesen bei der Frage über die Entstehung und Konstanz der Arten; dort war die Rede von einem Bilde, das in einer uns unerforschlichen Art von Ahnung der Natur vorgeschwebt haben müsse, — sagen wir etwa: wie der Biene die Form der Zelle, die gebaut werden soll; es wurde zugegeben, die Annahme sei mystisch, und gesagt, wir werden darauf zurückkommen. Gewiß, es geht über unsere Begriffe, Geist anzunehmen da, wo kein Gehirn ist, Geist, wenn auch

nur dunkel, unbewußt, aber instinktiv sicher. Mag man die Auskunft in dem unbestimmteren Wort Zielstreben suchen wie K. E. v. Baer, diese große Autorität auf der Seite des wahren Entwicklungsbegriffs, mag man es wagen, dies Geheimnißvolle wirklich als Phantasie zu bezeichnen, die Phantasie als objektive plastische, die ganze Natur bauende Macht zu fassen wie Froschammer: das Dunkel bleibt. Ebendiese Noth ist es im Grunde, die zur Annahme der Beseeltheit der Atome geführt hat, und wir haben gefunden, daß auch damit nicht geholfen ist. Da gibt es denn keine Rettung, man muß sich das Dunkel gefallen lassen, wenn man nicht aus dem Monismus, in welchem man doch zu stehen glaubt und behauptet, heraus und in den Dualismus fallen will. Man kann nicht Atomist, konsequent reiner, d. h. innere Zweckmäßigkeit der Natur absprechender Kausalist sein und gleichzeitig dem Geist wahre Realität zusprechen. Wir kommen hier auf oben bereits ausgesprochene Sätze zurück und fassen alles noch einmal dahin zusammen —: „Monismus“: mit diesem Namen beliebt man neuerdings die atomistisch-kausalistische (mechanistische) Ansicht zu bezeichnen — unrichtig, denn er besagt wesentlich Prinzip-Einheit und drückt den Gegensatz gegen die Standpunkte aus, die eine Mehrheit von Grundwesen der Welt aufstellen. Das Letztere thut unbewußter oder ungestandener Maßen der Theismus, denn neben einem persönlichen Gott gewinnt die Welt eine Selbständigkeit, welche man durch die Begriffe oder vielmehr unhaltbaren Vorstellungen: Schöpfung und lenkende Vorsehung vergeblich abzuhalten sucht. Bewußter und gestandener Maßen nimmt eine Vielheit von Grundwesen

Herbart an durch seine Lehre von den „vielen Seienden“ — man kann sie (barbarisch) etwa Polyismus oder Polyontismus nennen. Die Philosophie sucht aber, indem sie die Wahrheit der Dinge sucht, nothwendig auch Einheit aller Dinge. Denn sie ist doch Vernunft-Denken und demgemäß ihr Grundstreben, die Trennungen des bloßen Verstandes aufzulösen und an ihre Stelle nur Unterscheidungen zu setzen. Also: Einheit des Prinzips, Aufstellung des Satzes: es ist nur Ein wahrhaft Seiendes oder Grundwesen der Welt, dies ist Monismus. Und im Monismus scheiden sich nun zwei Ansichten, die sich in reinem Dilemma gegenüberstehen. Die eine sagt: es ist nur Ein Grundwesen und dieses ist der Geist. Die andere: es ist nur Ein Grundwesen, und dieses ist die Materie, der Geist ist nur Schein, eine Art von Exhalation des Stoffes. Hiebei sehen wir davon ab, daß auf diesem Standpunkt die Materie unter der Hand in eine Vielheit (von Atomen) zerspalten wird, daß neben sie die Kausalität als ein allmächtiges Prinzip tritt und außerdem noch die (dunkle) Kraft als eine Potenz neben die sogenannte Materie gestellt wird, daß also die Einheit eigentlich zerfällt, wir lassen alles dies zusammen als eine Einheit gelten und nennen also die ganze Ansicht materialistischen Monismus. Nur das lassen wir nicht gelten, daß dieser Standpunkt zugleich den Geist in seinem Werth festhalten, das Reich des Geistes, Ethik, Kunst, Religion als grundwesentlich seiende Wahrheit statuiren kann, ohne in Dualismus zu verfallen. Da hilft also nichts: wer wirklicher Monist sein will, muß entweder für den Materialismus oder Idealismus sich entscheiden; und wenn das Erstere, so muß

er den Geist leugnen, wenn das Zweite, so muß er sich entschließen, zu glauben, daß in der Welt der Geist da ist, ehe er da ist, d. h. in all den Existenzsphären, wo es noch kein Organ für ihn, kein Gehirn gibt. Reuschle bewegt sich in einer Inkonsequenz, die man von anderem als logischem Gesichtspunkt beloben muß, die aber vom logischen betrachtet Inkonsequenz bleibt. — Den Geistmonismus haben wir hier Idealismus genannt; das erstere Wort wäre wohl vorzuziehen, denn das letztere kann auch die Ansicht bezeichnen, welche der Natur, allem Objekt die Realität abspricht; der Geistmonismus spaltet sich selbst wieder in zwei ganz verschiedene Ansichten: die eine spricht der sogenannten materiellen Welt nicht die Realität ab, sondern nur die Substantialität; die Dinge sind nach ihr nicht blos subjektiver Schein, sie sind ein Etwas außer uns, aber die Wahrheit dieses Etwas ist nicht der Stoff; man mag sich dafür unsern wiederholten Ausdruck: voller Schein oder Maske gefallen lassen; (vergl. zu diesem Punkte den scharfsinnigen Aufsatz: Idealismus und Realismus in der Schrift: Zur Analysis der Wirklichkeit. Philosophische Untersuchungen von O. Liebmann). Die andere Ansicht ist der subjektive Idealismus, der die Dinge wirklich für bloßen Schein in unserem Bewußtsein erklärt; davon nachher noch ein Wort. Unser Standpunkt ist der erstere, ist jene Form des Geistmonismus, die man auch objektiven Idealismus oder Real-Idealismus nennen könnte; freilich ist es etwas Prekäres um solche Benennungen, sie setzen eben ihre Erläuterung voraus.

Reuschle nun will die Inkonsequenz, die sein Standpunkt enthält, den Dualismus nicht zugeben, er verharrt

einfach in seiner Scheue vor dem Satz: Geist in der Natur schon außer und vor dem Geist in seiner eigentlichen Form, wie er sie im Denkorgan sich baut; „wir kennen" wiederholt er einfach „außer dem Menschen, der erst am Schluß der Entwicklung erscheint, keinen Träger von Zwecken und Ideen" (so im oben angeführten Zeitungsartikel). Was ich als Antwort hierauf am meisten betone, ist meine obige Bemerkung über die Nothwendigkeit der Korrektion des Zeitbegriffs, ist die Aufstellung: zeitloser Kreis.

Und Strauß? Hat diesen Punkt so wenig streng aufs Korn genommen, als die Frage des Atoms. Seine kritische Schärfe hat sich hier nicht als philosophische Schärfe erwiesen. Als er niederschrieb, der Mensch sei vom Thier nur dem Grade nach verschieden, nahm er es sehr ungenau. Zu diesem Satz ist zu sagen: ja und nein. Ich habe den Punkt schon berührt Krit. Gänge N. F. B. 2 S. 220. Zunächst vergaß er dabei den alten grundwahren Satz, daß graduelle Unterschiede auf einer gewissen Höhe des Grades in wesentliche umschlagen; so ist der Mensch Thier und zugleich nicht Thier. Aber die Wesentlichkeit des Unterschieds hebt die Einheit der Stufenlinie nicht auf. Dasselbe, was unorganischer (sogenannter) Stoff, was Pflanze, was Thier ist, wird König all dieser Wesen, wird Mensch. Was in ihm Mensch wird, muß vor ihm in jenen Formen, obwohl latent, vorhanden sein. Das ist die Dialektik des Universums.

Nun wäre von der andern Form des Geistmonismus, vom subjektiven Idealismus, von Fichte noch ein Wort zu sagen. Kant nannte das Welt-Substrat das Ding an sich,

Fichte das Nicht-Ich. Das Ich setzt ein Nicht-Ich, um thätig sein zu können. Das Atom der Materialisten ist einfach Fichtes Nicht-Ich. Wie? werden sie sagen, wir bauen auf dem Atom mit Hilfe der Kausalität die Natur auf, das unverrückbar feste System ihrer gesetzmäßig geordneten Erscheinungen, und diese Basis soll das Fichtesche Phantom sein? Die Antwort ist einfach: das hat Fichte auch gewußt, daß die Natur eine feste, gesetzmäßige Ordnung ist, hat es stricte abgeleitet aus dem Begriffe der Thätigkeit des Ich; das Ich muß sich eine strenge Naturordnung gegenüberstellen, um, ihren Gesetzen sich fügend und doch auf sie wirkend, als wahrhaft freies Ich aus dem Kampf mit diesem seinem Widerlager hervorzugehen. Hat er das sehr ungenügend angefangen, ist sein Versuch, auf das Nicht-Ich eine Natur zu bauen, nur ein Versuch: gut, so wäre ja vielleicht unsere Aufgabe, mit den jetzigen Ergebnissen der Naturkunde ausgestattet seine Philosophie zu revidiren. Was seinem Systeme den Schein des Wahnsinns gibt, ist das Mißverstehen seines „Ich". Der Laie glaubt immer wieder, bei dem Ich an Hinz und Kunz denken zu dürfen oder zu sollen, da doch das Ich das Ich in allen Ich ist. Die Frage ist nur, ob man den Geist vor dem Geist, den Geist in der Natur Ich nennen darf; Fichte nennt ihn Nicht-Ich, hat aber ja das Ich als das Setzende mit darin. Dies ist der Punkt, von welchem Schelling seinen Ausgang nahm.

Ich breche ab, um längst Bekanntes nicht zu wiederholen, nicht in einen Vortrag über Geschichte der Philosophie zu gerathen. Es ist Zeit, noch einmal zu bekennen, daß

ich mir sehr bewußt bin, an einem Räthsel herumzutasten. Wir grübeln, müssen grübeln, sollen grübeln und bringens nicht heraus. Wir stehen vor einem Geheimniß. Gewiß wissen wir nur das Negative: der Theismus erklärt nichts. Schöpfung aus Nichts, Erhaltung und Leitung von außen, — dies ist ein Ungedanke; ist es darum, weil es zum Dualismus führt, oder einfach darum, weil die Dinge doch Alles selber thun, selber verrichten müssen. Auch ist es ein Irrthum des Religiösen, wenn er meint, an seinem persönlichen Gott doch etwas so recht Festes zu haben, woran er sich halten könne und wogegen die Ur-Einheit des Pantheismus eine leere Abstraktion sei. Angenommen, das Absolute sei Person, so ist ja in dieser Person wieder von dem Umfang aller ihrer Geistesthätigkeiten, Eigenschaften, Gemüthsbewegungen zu unterscheiden die Einheit derselben, und diese wäre reines Ich, reiner Akt des Ich, an welchem der Fromme eben auch einen palpabeln Halt wahrhaftig nicht besitzt. Die Ur-Einheit des Pantheismus aber scheint nur leer, wenn man sie von allem dem, dessen Einheit sie ist, durch eine reine Abstraktion wieder trennt, wenn man aus ihrer ewigen Bewegung die ganze reiche Welt wieder wegläßt, welche sie aus sich und in sich bewegt. Auf dieser Abstraktion ruht der Nihilismus Schopenhauers und seiner Schule. —

Noch etwas Unbeweisbares, noch einen Glaubens-Artikel müssen wir zu der Annahme eines Denkens vor dem Denken, eines Denkens ohne Denker allerdings hinzunehmen: ist das Weltall ein zeitloser Kreis in dem Sinne, wie wir gesagt, so kann es nie eine Zeit gegeben haben, noch jemals geben,

wo aus dem Etwas, das wir Materie nennen, nicht Geist aufgestiegen ist und aufsteigen wird. Wir müssen also glauben, daß es persönliche Wesen immer gegeben hat und geben wird.

Wir glauben auch noch einiges Andere, z. B. eine sittliche Weltordnung, für die wir doch keinen persönlichen Träger und Hüter haben. Wir stehen also mit unserm Glauben vor mehr als Einem Geheimnisse, wir wandeln durch eine Reihe von Sphinxen. Es ist ein wesentlicher Zug der Religion, ich meine der ganz mythenfreien Religion, wie wir sie ansprechen, daß ihr der Mysticismus des Geheimnisses bleibt. Religion ist Gefühl der Unendlichkeit, hierin ist eingeschlossen, daß das Einzelwesen sich bewußt ist, nie alles zu umfassen, zu begreifen. Gewiß ist die Religion nicht darin erschöpft; der Schauer vor dem Geheimniß, das Bewußtsein, nur ahnen zu können, gehört so zu sagen zu ihrer theoretischen Seite, ihr Grundwesen ist eine reale Durchschütterung des ganzen Menschen, wie ich solche in den Bemerkungen gegen die bloße Auffassung derselben als Abhängigkeitsgefühls in Kürze näher zu bestimmen gesucht habe (Krit. Gänge H. 6 S. 209). —

Nach allem Diesem kann ich also eine richtige Herübernahme der Naturwissenschaft in die Philosophie nicht zu den großen und unsterblichen Verdiensten des Verstorbenen zählen. Wir haben die schwache Seite, die er mit jener theilt, namentlich im Unterlassen philosophischer Prüfung der Atom-Hypothese gefunden. Dies führt in gerader Linie auf einen neueren Philosophen, dessen Ideengang als fortlaufender Protest gegen den Atomismus bezeichnet werden kann; ich meine Karl Planck. Hätte er die koncise Klarheit eines

Strauß in der Darstellung seiner Gedanken gehabt, wie anders stünde es um die Verbreitung seiner Gedanken! Es mag versucht werden, noch in Kürze die Grundzüge seiner Philosophie hervorzuheben.

Man kann das Urtheil über die Atomenlehre auch so formuliren: sie sucht das Ganze aus den Theilen zu erklären. Das Atom soll aber freilich nach ihr ebensosehr auch nicht Theil, sondern schlechthin selbständiges Etwas sein, dem jedes innere Verhalten zu Anderem, also auch jede Willigkeit, ja Fähigkeit, sich als Theil in ein Ganzes zu fügen, völlig abgeht; daher bringt die Atomenlehre auch niemals ein Ganzes zusammen. Sofern sie aber doch meint, ein solches zusammenzubringen, wird sie nothwendig Grundlage einer mechanischen Naturansicht. Uns beschuldigt sie, daß wir die Theile aus dem Ganzen erklären. Die Wahrheit ist aber, daß es das natürliche Geschäft der Philosophie ist, auch hier eine falsche Alternative zu erkennen. Weder ist das Ganze vor den Theilen, noch sind die Theile vor dem Ganzen. Man kann nun als Grundzug von Plancks Philosophie, die auf jedem Schritte die mechanische Naturanschauung bekämpft, dies bezeichnen, daß er die Falschheit der Alternative aufweist. Er beginnt damit, daß die Ausdehnung, die Grundeigenschaft der Realität, eo ipso auch die Zusammenfassung, und zwar in ihrer ersten, ursprünglichsten Form als Schwere in sich schließt. Er sagt, die subjektive Natur des Denkens, wonach wir uns das Erste nur als Außereinander der Theile und nicht auch als Einheit, als Ineinander des Außeneinander vorstellen: dies sei es, wodurch wir uns die Lösung des Welträthsels versperrt

haben. Realität ist durchaus nur Ganzes von Theilen, die von einer Einheit beherrscht sind. Wir fallen immer in die falsche Abstraktion, die Theile auseinanderzuhalten, denken nur ihren Unterschied, nicht aber, daß derselbe real nur als Einheit ist; das Grundgebrechen unseres Denkens ist das Isoliren. Es ist kein Etwas außer im Zusammenhang. Zusammenhang aber führt hinüber und herüber, ist kein Ruhendes, sondern ein Laufendes. Von da ergibt sich also für Planck der Satz, der sich auf unserem Gang aus der Kritik des Atombegriffs, des Stoffbegriffs ergeben hat: das Wesen des Universums ist Bewegung, Bewegung ohne sogenanntes Substrat, denn solches wäre todter Stoff, den es nicht gibt. Soll das Universum als Eines begriffen werden, so ist das Bewegende als in der Wurzel identisch mit dem Bewegten zu fassen und entsteht nun die Aufgabe, den Modus der Bewegung zu suchen, der diesen Gegensatz in sich stetig erzeugt und löst. Dann ist die Frage, ob der Begriff, den sich die Philosophie von diesem Modus bildet, gleichmäßig taugt, wie die unorganische Welt, so das organische und geistige Leben zu erklären, ob der Schlüssel an die Pforten des untersten und obersten Daseins gleich gut paßt. Bewährt er sich in dieser Weise, so wird man sagen dürfen, der Philosoph, der ihn gefunden, sei dem Geheimniß alles Daseins näher gekommen, als andere, und mir will es scheinen, diese Bedeutung sei dem Prinzip, das Planck aufstellt, allerdings zuzuerkennen. Man kann nicht sagen, Planck stelle nur mit andern Worten dasselbe auf, was Hegel die Diremtion des Begriffs nennt. Es ist neu, daß Planck gezeigt hat, eine Grund-Einheit der Welt sei

überhaupt anders gar nicht zu denken, als so, daß die Diremtion von Anfang mit darin enthalten ist. Nicht steht hier der Philosoph mit dem subjektiven Denken einer Grund-Einheit der Welt dem Wirklichen gegenüber und sucht zu erforschen, wie diese Grund-Einheit sich in die unendliche Vielheit zertheile, er kennt schon in seinem Denken diese Lostrennung der Pole nicht, er weiß sich nicht anders als stehend in einem Ganzen, das ohne seine Theile gar nicht gedacht werden kann. An die Stelle früherer Terminologieen, wie Identität der Idealen und Realen, Begriff und seine dialektische Diremtion, setzt daher Planck die Bezeichnung Wirklichkeit. Bewegung klingt in der That noch zu leer, Planck setzt dafür Wirken, reines Wirken. Den Modus der Bewegung nun hat der bisherige Pantheismus bald als ein Emaniren, bald ein sich Theilen, Scheiden, immer so zu sagen in linearer Form zu fassen gesucht, Planck greift zu einer andern Symbolik — und nur Symbolik ist es ja doch, was die Sprache mit ihren Mitteln uns bietet — — nämlich zum Bilde des Kreises, des Centrums und der Peripherie. Das reine Wirken ist stetiges Ausgehen von Centrum in Pheripherie und ebenso stetiges Zurücknehmen der Peripherie ins Centrum, intensive stetige Zusammenfassung; sagen wir in Kürze: Ausbreitung und Koncentrirung. Es kann nicht fehlen, daß immer auch andere Ausdrücke wie Theilung, Scheidung, Zerlegung gebraucht werden, aber um so viel der Kreis mit Mittelpunkt, Radien, Peripherie eine lebendigere Form ist als gerade Linie und ihre Verästung, um so viel erscheint Plancks Terminologie dem Räthsel des Universums näher, als jene, und das erste Zeugniß hiefür

findet sie in der Form der Welkörper und ihrer Bewegung im Planetensystem. Es ist schon angeführt, wie die allgemeinsten Grundeigenschaften der Körperwelt, die Ausdehnung und die Schwere, aus diesem Weltgesetz als peripherische Ausbreitung und deren Zusammenfassung, Rückführung ins Centrum begriffen werden. Ebenso faßt Planck Wärme und Licht als Hinüberwirken und Hineinscheinen des Centrums in seinen Umkreis, in die peripherischen Theile; dieses bereits lebendigere Verhältniß ist ihm ein Hauptbeweis gegen die Naturansicht, welche nur selbständige Theile und daher keine lebendige Einheit kennt, denn solche bleiben (bildlich und real) ewig kalt und finster gegeneinander. Darin ist kein Widerspruch gegen die physikalische Erklärung. Liegt die Ursache beider Erscheinungen in der Bewegung, so kann Planck sagen, der innere Sinn ebendieser Bewegung und aller Bewegung sei dasselbe peripherisch koncentrische Leben im Weltall, das in seinen höchsten Bildungen als Seele und Geist erscheint. Nicht für jeden seiner Sätze über die unorganische Natur will ich damit eintreten, zu einem Endurtheil braucht es gründlichere physikalische Kenntnisse, als ich besitze; aber ich glaube, daß sein Gang im Großen und Ganzen durch keine Resultate der empirischen Wissenschaft widerlegt werden kann. Das Axiom: Einheit im Weltall muß Wahrheit haben, und hat es Wahrheit, so müssen schon die untersten, allgemeinsten Bedingungen, Formen, Kräfte des Naturdaseins nicht etwa blos poetisirend als analoge Sinnbilder des Organischen und des Geistes aufzufassen sein, sondern was im Fundament Planetenbildung, Schwere oder Anziehung, Centripetalkraft, planetarische Bewegung,

Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus u. s. w. ist, muß als dasselbe zu begreifen sein, was auf den höheren Stufen als Lebens-Einheit des organischen Gebildes, als empfindende Selbsterfassung, Seele, Bewußtsein, Geist auftritt; die seelische und geistige Welt muß sein das Offenbarwerden des Sinnes der ganzen Natur. Es kann geschehen, daß der Philosoph, von dem wir freilich Naturkenntniß verlangen, sein Ziel im Auge da und dort dennoch zu kühn schreitet und konstruirt, ohne genug die Thatsachen gefragt zu haben, aber dies Ziel kann ihm keine Naturforschung umstoßen. Ist doch die aufsteigende Stufenform der Naturreiche unleugbar vorliegende Thatsache trotz den je auf höherer Stufe auch wieder abwärts führenden Treppen. Ich kann hier nicht verfolgen, wie tief und überzeugend Planck in diesen Stufen die wachsende Vertiefung der peripherisch-koncentrischen Allbewegung aufweist; ihre Vertiefung steigt mit dem Reichthum der peripherischen Theilung, was nur Theil war, wird Glied, Vielheit von Gliedern zu relativer Selbständigkeit entlassen, aber nur um so intensiver zusammengefaßt, bis als tiefste Koncentration der Geist auftaucht. Er wurzelt im Naturgrund und ist frei von ihm, Freiheit vom Naturgrund ist die letzte Konsequenz des Naturgrunds selbst und es kommt zu Tage, daß die Bewegung des reinen Wirkens schon als naturbauende das Streben zum Geist ist. — Abermals muß hier auf unsern obigen Satz von der nothwendigen Korrektion unseres Zeitbegriffs verwiesen werden. Das „Vorher“ und „Nachher“ ist es, was unser Denken verwirrt und den Verfasser der Schrift über Strauß in den Dualismus hineinführt. In ihrer Vorstellungsweise drückt es die Religion

so aus: vor Gott gibt es kein Vorher und Nachher; darin ist metaphysische Wahrheit.

Nun wäre weiter zu zeigen, wie sich das Prinzip dieser Philosophie bewährt, wo sie den Menschen in seinem Einzeldasein durch die Stufen des natürlichen und des seelischen Lebens verfolgt und dann zu den Sphären des privatsittlichen und höher des öffentlichen Gesammtlebens, des Rechts-, Gesellschafts-, Staats- und des religiösen Lebens aufsteigt. Planck hat seine in verschiedenen Schriften ausgesprochenen Ideen vor seinem tragischen Ende in dem Werke: „Testament eines Deutschen. Philosophie der Natur und der Menschheit“ (nach seinem Tode mit pietätsvoller Sorgfalt herausgegeben von seinem Freunde K. Köstlin) zusammengefaßt und vorzüglich nach der Seite der Religion weiter entwickelt. Es ist hier nicht der Ort, in die ganze Fülle und Tiefe dieses Werkes einzugehen, wie wäre sie auch in Kürze wiederzugeben? Nur Hauptpunkte sind noch anzudeuten.

Als durchgehende Tendenz ergibt sich aus allem, aufzuweisen, daß der handelnde Mensch nicht der Natur widersprechende, sondern ihr Leben, wie es hier aufgefaßt ist, in Geistform wiederholende Ordnungen zu bauen hat. Naturgemäßheit, Natürlichkeit in diesem tieferen Sinn ist Grundbestimmung. Darin ist zunächst enthalten, daß der Mensch auch mit den nothwendigen Schranken der Natur versöhnt leben soll, denn Freiheit ist ja nicht Freiheit von diesen. Nicht über die Endlichkeit seufzen und jenseitige Ziele suchen, sondern sich in die Naturordnung ergeben: diese Forderung stellt daher Planck als Vordersatz an diesen Theil seiner inhaltsvollen Schrift. Es folgen die wichtigen Ergebnisse —:

Haben wir Plancks Philosophie als einen fortlaufenden Protest gegen den Atomismus bezeichnet, so ist nicht anders zu erwarten, als daß mit vollstem Nachdruck dieser Grundzug in seinen Gedanken über das soziale Leben zu Tage treten werde, nun zugleich als Protest gegen einen Standpunkt, der noch so breit in den praktischen Gebieten unsere Zeit beherrscht. Man wird sagen müssen: die Mehrheit der Köpfe steckt noch in den seichten Verstandesbegriffen von Gesellschaft und Staat, die das vorige Jahrhundert, das Aufklärungszeitalter kennzeichnen. Die Auffassung lautet: zuerst sind die Einzelnen, sie sind das wahrhaft Seiende, dann kommt der Staat als nothgedrungene Beschränkungsform, welche diese vielen Seienden sich auferlegen, damit die Freiheit jedes Einzelnen mit der Freiheit aller Andern zusammenbestehen könne. Darauf wurde der Rechtsbegriff in der weitesten Bedeutung des Wortes begründet und die Moralphilosophie pflegte ebenfalls „die Pflichten gegen Andere“ nur sehr oberflächlich und äußerlich anzuknüpfen und aufzureihen. Der so konstruirte Begriff des Gemeinlebens der Menschen, der Völker bringt es mit sich, daß der Staat mit seinen Ordnungen im Grunde als wesentlich Beschwerliches gefühlt wird. Zugleich gilt es für Tugend und Weisheit, ihm mit der Grundstimmung des Verdachtes gegenüberzustehen. Der ächte Volkstribun, wenn er einem Polizeidiener begegnet (ohne dessen Wachsamkeit er täglich ausgestohlen würde), so sagt er: da haben wir's: der Polizeistaat! — Hegel hat umsonst gelehrt, der Staat sei der objektive Geist; freilich nicht ganz unverdient wurde seine Lehre zum überwundenen Standpunkt, weil er den Staat büreaukratisch verstand; aber wahr bleibt doch, daß der Einzelne

außer dem Rechtsverband des Staates ein bloßes Scheindasein hat, daß also dem Werthe nach zuerst der Staat kommt, dann erst die Einzelnen kommen. Eine Philosophie dagegen, die nur ein Zusammen kennt, ist durch ihr Prinzip davor bewahrt, in diesen großen Sphären vom Theildasein auszugehen, den Staat und die Gesellschaft als nothdürftige nachträgliche Verbindung von Einzelwesen mit ihren Privat-Interessen zu betrachten. Unser Staat ist noch ein System von Klammern, das mit knapper Noth eine „Privaterwerbsgesellschaft" zusammenhält. Planck zeigt nach allen Seiten, wie arm und öd noch die Zustände sind, die auf jenem trennenden, zerstückenden Bewußtsein ruhen. Erneuerung, Wiedergeburt des sozialen Lebens im weitesten Sinn ist das Ziel, nach dem sein Denken und Wollen mit allen Kräften hinstrebt; diese Philosophie drängt aus der Abstraktion heraus und mündet ins Leben mit einer Energie, wie es noch keine gethan. Planck entwirft das Bild eines Ganzen, in dessen Gliederleben die Einheit waltet wie Wärme und Licht in der unbeseelten Natur. Es ist nicht möglich, hier auf seine Haupt-Idee: Aufbau des Staats auf einem System von Berufsgenossenschaften, einzutreten und zu prüfen, wie viel des Realisirbaren sie enthalte, wie viel über die bereits bestehenden korporativen Formen hinaus noch zu organisiren möglich sei; negativ ist so viel gewiß, daß unsere Zeit bitter genug zu erfahren bekommt, wohin ihr Grundsatz: möglichst unbedingte Freigebung alles Erwerbs führen muß. Hierin, wie in andern Dingen, ist unser soziales Leben durchaus ein noch zu verbindungsloses, unzusammenhängendes; mehr organischer Zusammenschluß nach allen Richtungen

bleibt eine Losung von unzweifelhafter Wahrheit.*) In einem Theile dieser Abschnitte zeigt sich allerdings ein Idealismus, zu dem auch der frei Blickende, der die Wahrheit des Uebrigen einräumt, den Kopf schütteln wird; ich erwähne die Vorstellung, im organischen Berufsstaat werde die bürgerliche Gesellschaft sich mit dem vernünftigen und sittlichen Rechtsbewußtsein so durchdringen, daß an die Stelle der erblichen die Wahlmonarchie treten könne. — Planck erweitert seinen Gedankenkreis zum Internationalen und gelangt zu der Forderung eines Völkerverbands in Form einer Staatenordnung mit oberster Rechtsgewalt, mit einem Völkerkaiser. Es geschieht in der Konsequenz seines Prinzips; einen phantastischen Traum kann man es nicht nennen, denn logisch folgt, daß das centrale Einheitsleben der Welt, der Natur wie der Menschheit, dahin fortschreiten soll, daß es, wie die Sonne Planeten beherrscht und beleuchtet, so nicht nur Ein Volk, sondern Völker zum höheren Wohle vereinigt und hiemit erst wahrhaft universal wirkt. Den Beruf zu dieser Schöpfung erkennt Planck dem deutschen Volke zu, „das am meisten den gleichmäßig menschlichen Sinn" zeige, also fähig sein werde, den Völkern eine oberste Rechtsgewalt zu geben, die „am unmittelbarsten den Sinn für das gleichmäßige

---

*) (Anmerk., Januar 1882.) Merkwürdig genug ist, daß neuerdings der deutsche Reichskanzler in Verbindung mit dem Plane des Unfallversicherungsgesetzes den Gedanken korporativer Schöpfung aufgenommen hat. Was der Philosoph auf der Linie streng abstrakten Denkens aus seinem Grundbegriffe das „Zusammen" abgeleitet hat, das drängt sich als das praktisch Angemessene dem genial empirischen Blicke des Staatsmanns auf, und so treffen, von grundverschiedenen Punkten ausgehend, beide zusammen.

Recht des Ganzen vor sich hat." Dies ist viel schöne Hoffnung; vor der Hand haben wir leider ein anderes Centrum in Deutschland, als das Centrum, welches Deutschland für die Nationen werden soll; Geister, die schnurgerade der Begriffe-Konsequenz folgen, können nicht dieselben sein, welche die Dinge darauf ansehen: wie soll man es anfangen, welche Mittel finden, der Selbstsucht der Einzelnen und der Völker so etwas abzuringen? Es fehlt überhaupt ein Abschnitt über das physische und moralische Uebel, worin der Aufruhr der Kräfte gegen die Einheit dargestellt und den Wegen nachzugehen versucht würde, die der Weltgeist einschlägt, den Feind seiner Zwecke, die Blindheit und Selbstsucht zu besiegen.

Planck, in seinem Sinne ganz Realist, ist doch nach dieser Seite ganz Idealist. Er vertraut einfach der Idee, daß sie sich durchringen werde, macht zwar starke Ausfälle gegen das Verkehrte und Schlechte, untersucht aber nicht, durch welche Praxis es zu bekämpfen sei. Das ist ein Mangel, aber nur niedrige Seelen werden die Geister verlachen, die wenig Vorstellung von der Gemeinheit der Welt haben.

Daß die Religion nicht im Glauben an Dogmen, sondern in selbstloser Liebe und Thätigkeit bestehe, haben Andere vor Planck, hat am klarsten Lessing gesagt, aber noch keiner hat wie er schon in der Natur, im Ursprung der Dinge das Vorbild der Religion aufgezeigt. Hier im vollständigsten Sinne trifft es zu, daß auf der höchsten Stufe menschlichen Verhaltens sich wiederholt, was in der noch nicht individualisirten Natur Anziehung, Wärme und Licht ist; eben das Centrum, das seine peripherischen Theile anzieht, in sie hineinscheint und hinüberwirkt, ist jetzt das über

den Naturgrund erhobene, zum Universalen, zur Menschenliebe ausgeweitete Herz; so ist die Religion der Schluß der Natur. Planck nimmt sie identisch mit der Sittlichkeit. Nach der gewöhnlichen Auffassung wäre so zu unterscheiden: die Ethik stellt das Sollen auf, die Religion ist die Quelle der Verwirklichung dieses Sollens, denn sie nur als innerste Brechung der Selbstsucht gibt die Lust dazu, die Sittlichkeit ist somit allerdings der einzige Prüfstein der Religion. Aber Planck stellt sich über den Unterschied beider Sphären. Er hält sich überhaupt nicht beim Sollen auf; das Opfer der peripherischen, atomistischen Selbstsucht ist ihm ja ursprüngliches Wollen und Ziel der centralen Einheitsbewegung im Universum, die Religion also Weltmacht. Dies ist freilich nicht die Religion, wie sie jetzt noch verstanden zu werden pflegt: nur subjektives Gefühl und zwar ein solches, welches das Ideale im Transcendenten sucht, ein nach Jenseits gerichtetes Sehnen. Planck bekämpft in immer neuen Wendungen die Trennung des Idealen (in diesem Gegensatz des Geistlichen) und Weltlichen. Man hat zu Zeiten des Rationalismus viel von der natürlichen Religion gesprochen und dabei immer noch auf das Jenseits gewiesen; die wahre natürliche Religion ist diejenige, welche das Diesseits durchdringt, welche das Weltgesetz des Zusammen, des centralperipherischen Wirkens in der höchsten und reinsten Form realisirt. Es erhellt aus allem, daß man das Plancksche Buch auch Religionsphilosophie nennen könnte. Das Ganze befaßt sich unter den Religionsbegriff. Er beginnt mit der Religion, leitet unter diesem Standpunkt seine Lehre von der Natur ein, wissend, daß es falsche Religionsbegriffe sind,

die uns das wahre Wesen der Natur verfinstern, und er schließt mit ihr, denn das Bild der erneuerten Menschheit, wie er es entwirft, ist das Bild der verwirklichten wahren Religion. Es wird wieder Lärm geben, Gerede von Atheismus und Unglauben, wenn dies „Testament eines Deutschen" bekannt werden wird. Vernünftige werden es anders sehen und zugleich mit herzlicher Rührung den Zukunftsgesichten dieser reinen, einsamen, hohen Mannesseele folgen. Er war eine Natur und weil er es war, ist das Bild der Welt, wie es vor seinem innern Auge steht, naturvoll. Sein Leben war Sehnsucht nach diesem Bilde, daß es wirklich werde. Er fühlte sich wie ein Prophet in der Wüste und krankte an dieser Sehnsucht. Je weniger die Welt ihn anhörte, desto tiefer grub sich das Bewußtsein, ein verkannter Reformator zu sein, — rein von windiger Eitelkeit, ein heiliger Stolz, um so mehr ein bohrender, fressender Lebensschmerz. Daß man seine Stimme nicht hören wollte, davon trug einen Theil, nur einen Theil der Schuld seine Darstellung; sie ist beredt in ihrer Art, fließend und doch ungemein bemühend; hierüber habe ich mich in der Anzeige seiner Schrift: „J. Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung" ausgesprochen (Krit. Gänge N. F. Heft 6). Seiner philosophischen Methode wirft man vor, sie sei zu sehr Konstruktion; allein wie induktiv der Philosoph beginnen mag, er muß an einen Punkt gelangen, wo er konstruirt, ebendadurch unterscheidet sich ja die Philosophie von Naturwissenschaft und Geschichte, von allem Historischen im weitesten Sinne des Worts. Planck verfährt in manchen Partieen in dieser bedingten Weise induktiv genug und zeigt eingehende

Naturstudien. Es ist jedoch schon oben zugegeben, daß er immerhin auch mehr als zulässig konstruirt. Dabei geht es nicht ohne stärkere Phantasie-Einmischungen ab, so wenig als bei irgend einem produktiv philosophischen Talent. Da und dort wird Planck von dem leitenden Gedanken Centrum und Peripherie zu Vorstellungen fortgezogen, die sich schwer vollziehen lassen, so z. B. im naturphilosophischen Theile da, wo er gegen die Descendenz-Lehre, übrigens mit so gutem Grunde, für die richtige Entwicklungslehre kämpft; verstehe ich ihn recht, so denkt er da an unmittelbare Eingriffe des Erd-Centrums, die kaum begreiflich sind. Seine ethisch politischen Zukunfts-Ideen lassen sich zum Theil an wie Visionen und schwerlich wird sie die Zukunft in ihrem Umfang bestätigen, wiewohl sie als Anschauungen eines tiefern und ausgezeichnet edlen Geistes ihren inneren Werth für immer behalten werden. — In einem bestimmten, nicht dem gewöhnlichen Sinne des Worts wäre ihm allerdings mehr Induktion zu wünschen, wenn man nämlich darunter Methode des Einführens überhaupt versteht: Ausgehen von geläufigen Begriffen, sich in den Leser versetzen, seine vorauszusetzenden Vorstellungen kritisch auflösen, Standpunkte, Sätze anderer Philosophen aufführen, widerlegen und so zur Aufstellung des Eigenen übergehen; gleich was den Anfang betrifft, so scheint mir immer, Planck hätte besser gethan, damit zu beginnen, daß er den Leser zuerst überhaupt auf den Standpunkt des Pantheismus geführt, nun den Spinozischen Begriff Substanz als unhaltbar aufgezeigt und in den Begriff Bewegung übergeleitet hätte. Doch dies kann hier nicht verfolgt werden. — Der abweisende Theil seiner Ansichten über Religion

ruht auf den kritischen Forschungen der Tübinger Schule, vorzüglich des Verfassers des Leben Jesu. Planck selbst war ursprünglich Theolog und hat an diesen Forschungen selbständig Theil genommen. Dies führt uns auf den Gegenstand unserer Besprechung zurück.

Dem Manne, womit sich Reuschles Schrift beschäftigt, D. Fr. Strauß, bleibt der Ruhm eines wohlthätig befreienden Entdeckers im Religionsgebiet, der Ruhm eines geistreich dialektischen Polemikers, eines Künstlers in der biographischen Geschichtschreibung, eines edlen Förderers der humanistischen Bildung; der besprochenen Schrift über ihn bleibt das Verdienst, diese Bedeutung klar ins Licht gestellt, ebenso klar und in bündiger Kürze die Resultate der neueren Naturwissenschaft vorgeführt zu haben, und der schöne Vorzug, daß man sie um ihrer Wärme, Frische, Liebe willen lieben muß, auch wo man sie bekämpft. Ich habe Parallelen zwischen der Descendenz-Theorie und der moralischen Welt, zwischen dem Atomismus und der politischen gezogen: es bedarf keiner Verwahrung, daß ich weit, weit davon entfernt bin, damit etwas Persönliches zu meinen und auch nur den kleinsten Schatten auf Männer zu werfen, deren Verlust die Wissenschaft, die Bildung beklagt.

Mein Lebensgang.

(„Die Gegenwart,“ November und Dezember 1874.)

Ich bin den 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, der damaligen zweiten Residenzstadt des Königreichs Wirtemberg*) geboren. Den Charakter der Stadt, wie er sich lange erhielt und erst jetzt allmählich schwindet, hat Justinus Kerner in seinem „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ geschildert; es sind mir noch einige der Originale in Erinnerung, die das köstliche Buch aufführt. Mein Vater war Archidiakonus („Oberhelfer“), ein freigesinnter Theologe, Rationalist nach damaligem Stande der Wissenschaft, ein klarer und wohlwollender Mensch und fester Mann, der seine Kinder mit liebender Strenge erzog und namentlich zur Pünklichkeit anhielt; eine tüchtige Tracht Schläge für eine versäumte Bestellung ist mir in dankbarem Gedächtniß geblieben. Er ist früh, erst 45 Jahre alt, in seinem Dienste gestorben; der Lazarethtyphus raffte ihn weg, er hatte sich durch den Schauer vor Ansteckung und den Rath besorgter Freunde nicht abhalten lassen, an Kranken- und Sterbebetten im überfüllten Militärhospital seine Pflicht zu thun. Es war im

*) So schrieb man bis zur Regierung Königs Friedrich, der die falsche Form Württemberg einführte, weil ihn Wortspiele mit Wirth verdrossen.

Januar 1814; ein Todfeind Napoleons (ich bewahre noch ein Gedicht voll flammenden Grimmes), vom tiefsten Schmerz erfüllt über die Schmach des Rheinbundes, hatte er noch die Schlacht bei Leipzig, das Ende des verabscheuten Bündnisses, den Zug des deutschen (und russischen) Heeres nach Frankreich erleben dürfen. Russische Reiterei zog im Spätsommer durch; ein Theil nahm auf einige Zeit Standquartier in Ludwigsburg; ich sehe die Straßen meiner Vaterstadt noch von fremdartigen Gestalten belebt, Kosaken, Kalmuken, Kirgisen mit Köcher und Bogen reiten über den breiten Marktplatz, wir selber hatten zwei donische Kosakenoffiziere mit Gefolge im Hause; ich weiß noch, wie ihre Bedienten meiner Mutter den Teig des Weihnachtsgebäcks wegaßen. Dunkle Tage folgten bald auf diese Kinderfreuden. Nach des Vaters Tod wurde das Haus wegen der ansteckenden Krankheit abgesperrt, er mußte ohne jede Begleitung begraben werden. Geraume Zeit später folgte, nachdem das Grabdenkmal vollendet war, das die Stadt dem tief betrauerten Todten errichten ließ, die Bestattungsfeier am Grabe.

Die Mutter zog mit ihren drei Kindern, deren ich das jüngste war, nach Stuttgart, ihrer (wie des Verstorbenen) Heimat. Ich besuchte hier das Gymnasium; unter meinen Lehrern nenne ich Roth, später Gymnasialdirektor in Nürnberg, zuletzt als Prälat wieder in Wirtemberg; ich verdanke seiner Strenge eine feste Grundlage im Lateinischen; das Griechische wurde lässiger betrieben. Es war noch ganz die alte Lateinzeit, es herrschte die Kompositions-, die Hebdomadarmethode und alles war eigentlich auf die Zustutzung

zum „Landexamen" gestellt. Den Stand des Realunterrichts zu charakterisiren genügt es, wenn ich anführe, daß mir nie ein Lehrer eine Landkarte gezeigt, mich auch nur mit den Himmelsgegenden bekannt gemacht hat; Geographie kam im letzten Kurs des mittleren Gymnasiums vor; sie bestand darin, daß ein Professor Oetinger, solider Philolog, widerwillig mit diesem Fach für unsere Klasse beauftragt, nach Ablauf der Hälfte der einzigen hiefür bestimmten Wochenstunde halbschläfrig im Lehrsaal erschien und uns aus Alexander von Humboldt einiges über die amerikanischen Prairien und Urwälder vorlas; wo Amerika liege, wie sollten wir es wissen, die wir nicht wußten, nicht erfuhren, was die deutschen Haupströme seien, ja woher und wohin auch nur der Neckar fließe!

Ich habe das „Landexamen" erwähnt, die damals noch so hochwichtige Angelegenheit des Landes Wirtemberg; es war die Prüfung zur Aufnahme ins „Kloster". Ich bitte, über diese Dinge die niedliche Novelle von Hermann Kurz: „Die beiden Tubus" (Novellenschatz, Serie III, Bd. 6) nachzulesen; übrigens ist es wohl bekannt, daß in unserem Lande die Theologie in ungemeinem Mißverhältniß zu anderen Fachwissenschaften durch Stipendien begünstigt ist; sie sind so reich, daß, wer das Landexamen besteht und in eines der Seminarien aufgenommen wird, seine Studien vom vierzehnten Jahre an fast ohne Zuschuß der Eltern vollenden kann. Es ist eine Schöpfung des edeln Fürsten, Herzogs Christoph, verdienstvoll, wohlthätig für die alte, von weltentfremdender Wirkung für die neue Zeit; sie hat lange dem Lande ein theologisches Gepräge aufgedrückt, hat Talente

gespornt, gepflegt, geleitet, aber auch so einseitig, in so engen Banden, daß viele derselben nur durch Kampf, Bruch, Sprengung zu ihrem wahren Ziele gelangten.

Mein Wunsch war eigentlich, Maler zu werden. Die Mutter, eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie, stand in freundschaftlicher Verbindung mit Künstlerfamilien, ich durfte mit ihr die Werkstätten Eberhard Wächters und Hetschs besuchen. Alles Bild entzückte mich. Ein Italiener hängte seine „Holgen" (so hießen hier die Bilderbögen, der Name weist auf früheren holländischen Handel mit Heiligenbildern in Deutschland, die Schweizer sagen: Helgen) im überbauten Gange des noch stehenden Restes der alten Stadtmauer auf („unter der Mauer"), das war die einzige Kunsthandlung des damaligen Stuttgart, hier stand ich täglich in staunende Betrachtung verloren. Auch Dannecker wurde besucht, ich sah sein schwächstes Werk, seinen Christus, entstehen, aber da stand die Schillerbüste, das Modell der Ariadne, und am nahen See des Parkes sein schönes Nymphenpaar. Weil ich eben von Kunst rede, so sei noch erwähnt, daß der Held des Stuttgarter Theaters damals Eßlair war, den ich in einigen seiner Hauptrollen bewunderte; von Poeten steht mir Uhlands Erscheinung aus jener Zeit noch klar vor Augen, wiewohl ich nicht ahnte, welcher Dichter in der ersten Blüte seines Talents sich jugendlich vor mir bewegte, als ich ihn im Garten eines nahen ländlichen Pfarrhauses auf den Platten der Beeteinfassung im blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, in Suwarowstiefeln mit Zöttelchen balanciren sah; er war unser Vetter wie der Epigrammatist Haug;

Matthisson, damals Oberbibliothekar in Stuttgart, ist mir im Gedächtniß geblieben, wie er auf der Königsstraße wandelt mit einer Katomiene, der man nichts weniger als den sentimentalen Zuckerbäcker der Poesie ansah. — Eberhard Wächter war es, der meiner Mutter am entschiedensten abrieth, mich nach meinem Wunsche Maler werden zu lassen; er wußte es freilich aus bitter schwerer Erfahrung, was das Wort besagt: Kunst geht nach Brod. Allerdings konnte man nicht wissen, ob die Neigung des Knaben auch wirklicher Beruf sei, denn die Kritzeleien, die ich im Privatunterricht nach der alten Methode des Nachzeichnens von Vorlegeblättern fertig brachte, lieferten keine Probe, und ohne Beweis vorauszusetzen, daß etwas vom Geiste Peter Vischers in mir stecke, wäre doch eine allzukühne Hypothese gewesen, auch angenommen, die Tradition, daß wir von ihm abstammen, die allerdings mit einem kleinen silbernen Crucifix als seinem Werk in der Familie überliefert ist, wäre urkundlich bewiesen, wie sie es nicht ist, da in Nürnberg die Zunftbücher verschwunden sind. Da war aber noch ein anderes Hinderniß; hätte das Talent auch unzweifelhaft sich angekündigt: wie die Mittel für eine Künstlerlaufbahn erschwingen? Die Mutter war sehr arm; ich bin unter dem Drucke der Noth aufgewachsen, und so ist es im Grunde einfach die Armuth, die mich in die theologische Laufbahn führte; es waren die Klöster mit ihren Stipendien, welche die rettende Hand boten; wie mein Bruder wurde auch ich für das Seminar bestimmt. Ich schied nicht eben leicht von meinem Wunsche, doch auch nicht so schwer, daß ich von widerwilligem Gehorchen reden dürfte. Der geistliche Stand galt noch für den ersten und

schönsten, der Vater war ja Geistlicher gewesen, und hinter unsern Großeltern, weltlichen Beamten, zählt der Stammbaum mehrere Seelenhirten; wir waren mit manchen Pfarrerfamilien verwandt, ich hatte ein gar freundliches Bild von der Idylle des Landpfarrerlebens in mich aufgenommen und wie konnte ich etwas ahnen von künftigen Konflikten? So bestand ich denn mein „Landexamen“ und gieng mit vierzehn Jahren durch die dunkle Pforte in die dunkle Zukunft; die „Einlieferung“ (so lautete die herkömmliche Bezeichnung) geschah im Herbst 1821; die Fahrt über die schwäbische Alb wurde von meiner Mutter gemeinschaftlich mit Kaufmann Strauß von Ludwigsburg unternommen, der seinen Sohn Fritz hinführte, und bald empfiengen uns die Räume des alten Klosters Blaubeuren.

Von den Licht- und Schattenseiten dieses Seminarwesens überhaupt, von dem Leben in Blaubeuren, der höchst malerischen Natur des Felsthales, den Lehrern, dem Vorstand, den Kameraden hat Strauß in seinem „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild u. s. w.“ eine einläßliche Darstellung gegeben, auch mein Aufsatz „Dr. Strauß und die Württemberger“*) (Kritische Gänge, ältere Sammlung) beschäftigt sich mit diesen Verhältnissen, ich kann mich daher hier auf wenige Zusätze beschränken. Unterricht und Studienleitung in diesen Klöstern legen in unsern künftigen Theologen einen berühmt soliden Grund humanistischer Bildung, sind aber auch zu einseitig humanistisch; einer unserer

*) Ich muß gelegentlich sagen, daß ich jenen Aufsatz durchaus nicht mehr nach seinem ganzen Inhalt vertrete; es spricht eine Stammeseigenliebe aus ihm, der man noch eine große Enge der Erfahrung ansieht.

Lehrer trug Mathematik vor, ein Repetent Geographie Deutschlands, ein anderer gab französische Lektion, später ein dritter Physik; aber niemand sagte uns eigentlich mit der nöthigen Eindringlichkeit, daß dies Dinge seien, die ein gebildeter Mensch wissen müsse; wir dachten eben, wir werden einmal Pfarrer und brauchen das nicht, es war bei der Mehrheit Mode, in diesen Stunden nicht Achtung zu geben, und der Unterricht war zu wenig dialogisch, um unsere Aufmerksamkeit zu überwachen. Wir lernten die alte Welt kennen, nicht die neue, nicht die unsere, nicht die Natur und ihre Gesetze; daß es an Intensität des Seelenlebens nicht fehle, dafür war durch unsere trefflichen Lehrer Baur und Kern gesorgt, aber daß der Geist nicht nur nach der Höhe, sondern auch nach der Nähe und Weite wachsen müsse, wurde nicht begriffen. Baurs Persönlichkeit ist oft geschildert, namentlich neuerdings wieder vortrefflich durch Wilhelm Lang („Baur und Strauß“. Im neuen Reich 1874, I.); doch nur wer ihn mit großen Schritten auf- und niedergehend damals vortragen gehört hat, kennt ihn ganz; es kam, wenn er zu hohen Gegenständen übergieng, wenn er uns z. B. in der alten Geschichte vom Orient nach Griechenland herüberführte, etwas wie ein Wehen von oben über ihn, ein Schüttern, ein inneres Sausen, von dem seine klangvolle Stimme, seine Hand erzitterte, sein ernstes, stark gewölbtes Auge heller leuchtend rollte und seine hohe Gestalt höher erschien. Baur war eine anima candida im großen Stile; es war schwer, gemein zu werden, wenn man unter dem Einflusse dieser keuschen Mannesseele stand. Wie viel wir auch unserm Lehrer Kern verdanken, ist in den genannten

Schilderungen nicht vergessen, doch nicht genug hervorgehoben, wie angemessen sein Unterricht in Logik und Psychologie im letzten Jahre uns auf das akademische Studium vorbereitete. Der Vorstand („Ephorus") war, wie man aus jenen ersieht, ein seltsames Original, doch erfuhren wir durch seinen geschmacklos lebhaften Vortrag wenigstens etwas von der neueren Geschichte, auch hielt er fest darauf, daß wir fleißig turnten. Wir waren Teutoniker; Fels und Wald erklang von den Liedern Jahns, Follens, Arndts, Theodor Körners; man übersehe nicht, daß erst sechs Jahre seit den Befreiungskriegen verflossen waren. Wir trugen altdeutsches Haar, altdeutschen Rock und offenen Hals, am Sonntag freilich war uns im ersten Jahr noch Cylinderhut, Frack und kurze Hose vorgeschrieben; ich weiß noch den Tag, wo diese zopfige Kleiderordnung aufgehoben wurde: es war der 15. Juni 1821; wir feierten die Befreiung durch ein Autodafé, wobei die kurzen Beinhülsen auf einem Holzstoß verbrannt wurden. Auch die Periode der Sentimentalität war ja damals noch lange nicht abgelaufen und so kam auch hierin unserer Jugend die Zeitstimmung entgegen. Klopstock war unser Mann und Schillers empfindsamste Partieen unser Element; wir waren sehr verliebt und eines der vorgeschrittensten Gemüther kam auf den Gedanken, den Namen der Geliebten auf ein Zettelchen zu schreiben und dieses zu fressen; eine Idee, die starke Nachfolge fand, obwohl es nicht besonders schmeckte. Auch die Romantik der Freundschaft blieb nicht aus; Liebesbriefe wurden selbst während des Unterrichts im Kollegiensaale

gewechselt; schmollte man einander, war man entzweit, so gieng ein Trauern, ein Weinen an, als wäre eine Heloise, eine Lotte verloren; um so seliger war die Versöhnung. — Freundlich standen uns mehrere Häuser des Städtchens offen, unser starker Appetit wurde gastlich bedacht, wenn wir kamen, und seine reichliche Stillung hinderte uns nicht, für die Töchter, wo es solche gab, uns gefühlvoll zu erwärmen. Es wurde gesungen, getanzt, Pfänder gespielt und hiebei die Gelegenheit zu Küssen nicht versäumt: die Zeit und Sitte war noch unschuldig wie wir. Es konnte nicht fehlen, daß Liebschaften daraus erwuchsen, und läßt sich denken, mit welchem Aufwand von Sehnen und Thränen sie geführt wurden; in Einem Fall wurde ein bleibendes Band geknüpft, das zu einer glücklichen Ehe gediehen ist. Doch die Mehrzahl schwärmte für ein entferntes Ideal, meist irgend eine Pfarrtochter, am heißesten dann, wenn es ganz Ideal war, d. h. vom Verehrer gar nichts wußte. All dieses „Freudvoll und Leidvoll" hielt uns im Geringsten nicht ab, Fohlenmuthwillen jeder Art zu treiben, aus kolossalen „Kloben" verbotener Weise zu rauchen, unter Karcergefahr zu kneipen, nächtlichen Maskenball zu halten, Körners Nachtwächter im Hörsaal zu spielen, kurz: beständigen Krieg gegen die Klostergesetze zu führen, uns untereinander und vor allem unsern Ephorus höchst komisch zu finden und mimisch wiederzugeben, überhaupt im Elemente des Gelächters zu schwimmen. Doch genug, man kennt die Jugend.

Der Musik muß ich hier noch gedenken. Wir hatten nicht nur Gesang-Unterricht, es wurde eine Kapelle gebildet, die Instrumente wurden nach Auswahl des Musiklehrers

vertheilt und an mich kam das Waldhorn. Die Lektionen des Unterlehrers begannen. Die erste fiel glänzend aus, ich fand den Ansatz leicht und blies nach wenigen Versuchen die Skala richtig. Die Probe guten musikalischen Gehörs war geliefert, ich wurde sehr gelobt. In der zweiten Stunde gieng es an die Noten, ich sollte ihre Namen, die Zahlenverhältnisse ihres Werthes lernen; schlechthin verblüfft und verstockt stand ich vor der Entdeckung, daß so etwas auf Zahlen beruhe, fragte und fragte nach Gründen, statt das gegebene System als Thatsache hinzunehmen, und ärgerte mit meinem Grübeln den puren Praktikter so, daß er endlich Notenheft und Waldhorn hinwarf, mich aufgab, fortlief. Jahrzehnte später, als ich endlich ganz die traurige Lücke fühlte, nahm ich wieder Unterrichtsstunden, bei dem trefflichen, der Welt durch seine Kompositionen und Verdienste um das Volkslied wohlbekannten Silcher in Tübingen. Auch dies kam bald wieder ins Stocken, da sich erwies, daß ich über die Brücke der mathematischen Grundlagen schlechterdings nicht hinüberzubringen war. — Dies ist die Geschichte meiner Bildung in der Musik. Ich bewahre noch als traurig komisches Andenken das Waldhorn-Mundstück. Ich bin denn für mein ganzes Leben auf einen fatal gespannten Fuß mit dieser Dame zu stehen gekommen; ich bin ihren Reizen gar nicht verschlossen, aber weil ich sehr wohl weiß, daß eine Kunst nur der ganz fühlt, der Einiges von ihr versteht, so beunruhigt sie mich wie Fragen an einen Examinanden, der nichts weiß. Ein andermal, wenn sie einfach faßlich und rührend ist, packt sie mich zu stark, zu pathologisch. Musik, so viel Musik, als man braucht, um Musik zu verstehen,

verstehend zu genießen, muß man in einem Alter zu lernen anfangen, wo man das Technische noch einfach als ein Gegebenes sich gefallen läßt und blind gehorsam, fraglos sich einprägt und befolgt, was vorliegt. Weit hätte ich es freilich nie gebracht; ich bin aufs Auge organisirt und halte es nicht lang in einem Element aus, das zwar an sich bestimmt, verglichen aber mit der sichtbaren Formenwelt (wie mit der Welt der Wortsprache) unbestimmt, schwebend ist. Wo man sich in Gespräch ergehen möchte, aber Musik sich aufdrängt und das Gespräch stört, wird sie mir wahrhaft hassenswerth. Ganz Unrecht werde ich jedenfalls nicht haben, wenn ich sage: ihr schönster Theil ist jedenfalls Kürze.

Im Jahre 1825 gieng es nun ins „obere Seminar" nach Tübingen. Auch über die Universitätsjahre, die äußeren Lebensbedingungen, unter welchen sich die Studien bewegten und die Erkenntniß fortschritt, die Studien selbst, die Lehrer und die Wege des Privatstudiums darf ich auf die oben genannten Quellen verweisen, die nur auf einigen Punkten zu ergänzen sind. Ueberschaue ich das Ganze dieser Zeit, diese fünf Studentenjahre (denn so lange blieb damals eine Promotion, d. h. Alterklasse), so steht im Grund kein heiteres, steht ein Bild gedrückter Zustände vor mir.

Man lernte, aber es gab keine wahre Jugendheiterkeit. Wir waren eben in einem Kloster und hiemit doch eine Art von Mönchen. Dieses Kloster hielt nicht wie die alten Räume in Blaubeuren eine auf 42 beschränkte Zahl heiterer Knaben zusammen, unser brüderlicher Humor, unser sentimentaler Herzensaustausch zerfuhr und zerstäubte im Gedränge von drei älteren Promotionen, mit denen wir

kasernenhaft zusammenlebten. Die Räume waren nicht eben düster, aber unsauber, unreinlich und die Zusammensperrung von Söhnen gebildeter Familien mit unerzogenen, roheren Naturen war in dieser Mischung verschiedener Altersklassen und dieser größeren Anzahl von Ställen fühlbarer und von schlimmerer Wirkung, als in dem stillen Kloster, dem „niederen Seminar". Ich hätte gern den Studenten gemacht; immerhin konnte damals das Verbindungswesen der deutschen Universitäten noch einen Reiz üben; es war noch nicht der chinesische Zopf wie jetzt, die noch junge Burschenschaft nährte als Vertreterin des allgemeinen, d. h. des vaterländischen Gedankens einen belebenden Gegensatz zwischen diesem und dem Partikularismus, dem reinen Vergnügungszweck der sog. Korps, man glaubte noch redlich, das Vaterland frei und einig singen zu können, es war Feuer und Schwung in unsern Irrthümern, man nahm das Duell ernst und es war daher seltener, als jetzt, das Studentenwesen war noch nicht die Hochschule der querelle de l'Allemand, zu der es herabgesunken ist. Aber meine Armuth, die Klausur und die übrigen Klostergesetze sperrten mir die Wege; es war uns z. B. durch ein Verbot der Hauboden verschlossen; was ein Mann können soll: reiten, fechten, schießen mußte ich spät im Mannesalter nachlernen; das Bewußtsein, als „Stiftler" von den „Stadtburschen" über die Achsel angesehen zu sein, lastete wie Blei auf uns. Wir suchten dagegen einen Halt in dem Bewußtsein des wissenschaftlichen Ernstes unserer Studien und so entstand jene Mischung von Gefühl des Drucks und von gesteigertem Selbstgefühl, den man das Stiftlersgeschmäckchen nennt. Nun war schon in den letzten

Zeiten meines Aufenthalts in Blaubeuren jener Zustand über mich gekommen, den auch die Schilderung in den ält. Kritischen Gängen erwähnt: die Melancholie, die nicht auszubleiben pflegt, wo ein tieferes Seelenleben in dunkel gährender Entwicklung begriffen ist. Ich bewahre noch manche Gedichte aus jener Zeit, voll Klagen über Verlust des kindlichen Glaubens, über das allgemeine Nichts, voll Sehnsucht nach dem Tode. Dieses Schwarz wurde nun unter der Düsterheit der neuen Umgebungen noch schwärzer und ich gieng fleißig mit dem Gedanken des Selbstmords um. Ich hatte keine Ahnung, daß mein Brüten über dem Nichts als ein dunkles, tiefes Sichregen des Denktriebs zur Grundfrage der Philosophie führe und somit die Anforderung zur philosophischen Arbeit enthalte. Ich habe vorgegriffen, als ich soeben vom stolzen Gefühl unseres geistigen Strebens als einem Gegengewicht gegen die Trübheit unserer Verhältnisse sprach. Ich ließ vorerst die Flügel hängen, ich war faul. Die Philosophie trat mir im ersten Jahre in Form einer Vorlesung von Sigwart über Anthropologie entsetzlich langweilig entgegen. Hauptsächlich aber war dieses Jahr noch der Philologie gewidmet und Tafel der Professor, den wir hörten. Er ist von Strauß geschildert, ich füge dem Bilde bei, daß die Art seines Vortrags diese war: Pindars Oden-Anfang Χρύσεα φόρμιγξ —: „χρύσεα, m. Herren, χρύσεα, d. h. golden, von Gold, nicht vergoldet, — golden, von Gold!“ Zu dem Wort ὁδὸς: „ὁδὸς Weg, Straße, via, strada, chemin, street, Weg, Straße“ u. s. f. Die klassischen Dichter Homer, Sophokles waren in Blaubeuren von Kern geschmackvoll lebendig, Herodot von Baur mit echtem Verständniß seiner

hohen Naivetät behandelt worden, nichts wäre nun natürlicher gewesen, als daß der Zug des jugendlichen Geistes mich zu fortgesetzter und intensiverer Beschäftigung mit den Klassikern geführt hätte. Ich konnte ahnen, daß die Art meiner Begabung mich dahin weise, den Zug zum prüfenden Denken und den Zug des Phantasielebens in mir zu vereinigtem Wirken zu rufen, indem ich kritisch-ästhetische Behandlung der Werke der Dichtkunst mir zur Lebensaufgabe erwählte, dann die bildende Kunst in den Kreis meiner Betrachtung zöge und zur Wissenschaft des Schönen aufstiege. Allein wie konnte mir damals ein solches Licht auch nur als dämmernde Ahnung aufgehen! Der absurde philologische Lehrer stieß mich ab; im Griechischen war ich grammatisch nicht recht fest geworden — Folge der erwähnten lässigen Behandlung dieser Sprache im Gymnasium und Ursache eines Mangels an Neigung zu ihr, der mich abhielt, mit meinen Freunden Strauß und Märklin in das philologische Seminar einzutreten, das eben jener Tafel, ein ungleich besserer Instruktor, als Kathederlehrer, im persönlichen Umgange munter, ja witzig, leitete und in gutem Gang erhielt. Auch verlangte meine Natur, die mir einst den Wunsch eingegeben hatte, ein Maler zu werden, daß mir eine bildliche Anschauung zu Hülfe komme, wenn ich wahre Lust fühlen sollte, tiefer in die antike Welt einzudringen; ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen. Von Kunstgeschichte mit Anschauungsmitteln wußte aber damals rings um uns keine Seele, auch von Archäologie überhaupt nicht, nicht einmal der Name dieser Wissenschaft kam mir zu Ohren; einige Abgüsse von Antiken sind viel später erst aufgestellt worden, nachdem Walz (übrigens

auch ein sehr trockener Kopf) Professor der Philologie und Archäologie geworden. Ich erinnere mich, daß nach langer Zwischenzeit, als ich Tafel die Aegineten nannte, der gelehrte Mann nichts davon wußte. Verlorene Kunde gieng unter uns um, ein Architekt Heigelin lese Aesthetik. Dieser geistvolle Mann, der eigentlich den Grund zur Blüte unserer Architekturschule in Stuttgart gelegt hat, knüpfte, damals in Tübingen angestellt, wirklich allgemeine ästhetische Betrachtungen an den Vortrag seiner Fachwissenschaft. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, warum wir stumpf und fern blieben. — In der Kenntniß der deutschen Dichterwelt suchte man vorzuschreiten, so weit man bei der Enge der Weltvorstellung und dem Mangel an Hilfe und Leitung vermochte; Goethe blieb, mit Ausnahme des Götz und Werther, natürlich unverstanden. Dieser Name führt mich auf einem weniger geraden Wege, als man wohl vermuthet, zu den Naturwissenschaften. Es war im ersten Sommer Physik vorgeschrieben; wir hörten sie — noch immer ohne Begriff vom Werthe der Naturkenntniß — nur gezwungen, denn in den Kollegien saß ein Famulus und kontrolirte unsern Besuch; — nebenher sei hiezu bemerkt, daß es auch dieser, jetzt längst nachgelassene, Zwang war, der lähmend auf unser Streben wirkte. In diesen Stunden nun las ich Goethes Iphigenie; ich weiß noch gut, wie zwischen die völlige Fremdheit, womit dem unreifen Sinne dieses Kunstwerk entgegentrat, schwache Strahlen der ersten Ahnung einer reinen, ideal beseelten Formwelt aufdämmernd eindrangen. Davon aber fehlte, wenn ich etwa zu der Luftpumpe, an der uns eben der gute alte Bohnenberger einige Erscheinungen zeigte, von

meinem Orestes und Pylades verdrossen aufsah, natürlich die entfernteste Vermuthung, daß mein Dichter und die Physik vielleicht etwas miteinander hätten zu thun gehabt. Einem modern urtheilenden Menschen muß das ganze Bild unserer Studienlaufbahn, wie es auch in der Biographie Märklins von Strauß vorliegt, als ein wahres Nachtstück trüber Spekulation in weltfremden Mönchzellen erscheinen. Dann aber würde er gründlich den unbedingten Werth der Philosophie verkennen.

Er sollte mir endlich aufgehen. Ich verdanke es den Aufsätzen, die wir im Seminar unsern Repetenten einzureichen hatten. Ich habe von dieser Einrichtung, von der Leitung der Studien durch die Repetenten überhaupt, im oben angeführten Aufsatz der älteren Kritischen Gänge gesprochen und indem ich hinzusetze, daß eine solche Wohlthat den Studirenden aller Fakultäten zu wünschen wäre, muß ich hier die Klage über die einseitige Begünstigung der Theologie durch die großen Stiftungen im Lande Wirtemberg wiederholen. Der Jüngling ist in dem Alter, in welchem er die Universität betritt, nicht so mündig, um gefahrlos ganz sich selbst überlassen zu werden; Klausur und Legalitätszwang aber sind schlechte Mittel, ihn zu hüten; wären alle Fakultäten mit jenen Mitteln dotirt, würde man in allen junge Männer anstellen, die durch Repetitorien, Aufsätze, halbjährliche Prüfungen die Studien leiten, würde man den Genuß der Stipendien davon abhängig machen, ob der Studirende dieser Leitung sich ordnungsmäßig fügt, so wäre ein Zwang ohne Zwang gewonnen, welcher der jugendlichen Willkür einen Damm setzte. — Das erste Thema, das

mich reizte und anzog, war eine Untersuchung über das δαιμόνιον des Sokrates, das zweite über die Grundzüge der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, das dritte über das Wesen des Bösen; das Interesse, der Forschungstrieb, die Selbstthätigkeit war geweckt, ich war nun im Zug und bin von da an ein fleißiger Student gewesen. Mit den Lehrern sah es allerdings dürftig aus, Eschenmeyer ist oft charakterisirt, bei Sigwart wurde nun Geschichte der Philosophie gehört und die Partie über Kant war, wie ledern auch immer die Behandlung, doch so eingehend und klar, daß sie eine Welt von Fragen in mir weckte. Wer nun aber weiß, welchen Weg die deutsche Philosophie von Kant durch Fichte zu Schelling nahm, der wird sich nicht wundern, auch mich und meine Freunde auf ihm zu finden. Bereitwillig wiederholte die jugendliche Mischung von Phantasie und Denken den Sprung des Identitätsphilosophen in das Absolute; wie schwach aber die Begründung sein mochte, der Dualismus war einmal überwunden, ich war und blieb Monist, Pantheist. Von Hegel erfuhren wir vorerst so viel wie nichts. Zu welchem phantastischen Mysticismus Schelling den Grund legte, wie sich darauf — neben dem Mißbrauch des Fichteschen Ich zur Beschönigung ihrer „Ironie" — die romantische Schule stützte, ist bekannt. Strauß warf sich nun uns voran in die mystische Naturphilosophie, den Magnetismus, die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik. Man darf die Zeit nicht vergessen, Tieck wurde noch bewundert; „Aufklärung ist Seichtigkeit!" diese Losung war ausgegeben und beherrschte mit ihrer Halbwahrheit die geweckteren Geister. Es zupfte mich wohl etwas, aber ich

wußte nicht, was? und gieng eben zögernd, unbewußten Vorbehalt im Innern, auch so mit im eleusinischen Zuge; doch führten mich nicht die Wunder der Somnambülen, nicht der Ruf Just. Kerners, sondern die Weinlesfeste und alte Familienbekanntschaften nach Weinsberg, denn mein Vater war früher dort Diakonus gewesen. Ich habe aber damals J. Kerner kennen gelernt und herzlich liebgewonnen. Der Mann war eine „Natur", er bildet den Mittelpunkt meiner Erinnerungen aus jenen heiteren Tagen der Herbstfeier. An sein Somnambulismuswesen konnte er glauben mit dem halben Hintergedanken, das Ding könnte vielleicht auch anders sein, also glauben und dunkel nicht glauben, es war psychologisch möglich, da er selbst mit seinem Humor unbewußt frei über sich schwebte. Die Seherin von Prevorst habe ich nur einmal gesehen und gesprochen, sie war im wachen Zustand und erzählte mir von den Geisterbesuchen wie von Dingen, die sich von selbst verstehen. .

So kamen wir in die Theologie hinüber. Mein erstes Wort muß eine Klage sein, wenn ich die drei Jahre übersehe, die ich in dieses Studium gebannt war. Mein größter Schaden war die Gewissenhaftigkeit der Legalität. Ich muß ein gutes Drittel der besten Jugendzeit als verloren betrachten, vergeudet in dummem Fleiß an Stoff, der meinem Geist und Leben keine Frucht getragen hat. Ich habe bei dieser Klage natürlich nicht die Theologie im Auge, wie sie unzweifelhaft wissenschaftliche Elemente enthält, sondern als eine Qualbemühung, zu halten, was nicht mehr zu halten ist, und brauche nur zu erwähnen, daß ich sogar unter der Marter der Vorlesungen des redlichen und beschränkten

Dr. Steudel über Dogmatik ausgehalten, ja nachgeschrieben habe! Hätte ich in derselben Zeit neuere Sprachen getrieben, ja nur Romane gelesen, wie viel besser hätte ich gethan!

„Ein Drittel“ — wenn es nicht allzukomisch ist, Unberechenbares auf Zahlen zu bringen —: so blieben also schöne zwei Drittel übrig; von diesen ist das eine negativer, das andere positiver Gewinn. Der negative: ich habe durch das Studium der Theologie hinter die Koulissen, ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten gesehen; dies ist ein Vortheil, der durch keine andre Art wissenschaftlicher oder weltmäßiger Befreiung des Denkens ganz ersetzt wird. Wer recht zusieht, wie die Kirche geworden ist, muß auch begreifen, daß sie einst vergehen wird, und die Geschichte der Dogmen ist die Geschichte ihrer Auflösung wie ihrer Entstehung. Jedes Dogma ist ein Konvolut aus einem Gedanken, der ein Problem der Philosophie ist, und einem Stück Mythus; der erste Bestandtheil löst nach und nach den zweiten auf und schält sich heraus. — Die Theologie besteht auf den Universitäten als Fakultät und wird noch lange bestehen. Sieht man sie näher an, so fallen ihre Theile an Zweige einer andern Falkultät auseinander. Die Exegese gehört zur Philologie, die Kirchengeschichte zur Geschichte, Dogmatik und Dogmengeschichte zur Religionsphilosophie, die christliche Moral, da es doch nicht zweierlei sittliche Wahrheit geben kann, zur Ethik. Lauter Aufgaben der Philosophie. Die Theologie scheint eine eigene Fakultät zu fordern nur weil die falsche Unterscheidung zwischen geoffenbarter und natürlicher Wahrheit so hartnäckig festsitzt, und sie sitzt so fest, weil mit ihr der magische Nimbus des

Priesters, die Anmaßung der Zaubermacht steht und fällt. Kommt je eine Zeit, wo die falsche Unterscheidung sich auflöst, so ist der „Geistliche“ einfach ethischreligiöser Volksredner und Volkspädagog oder einfach das Letztere, denn das Erstere ist darin einbegriffen. Die Pädagogik ist aber ebenfalls ein Zweig der Philosophie, und soll von dem, was jetzt noch als Theologie eine Fakultät für sich bildet, noch etwas Besonderes übrig bleiben, so ist es die Aufgabe, künftige Volkserzieher heranzubilden; dies Besondere begründet aber keine eigene Fakultät, sondern eine Sektion der philosophischen. Darf eine Zukunft gehofft werden, die begriffsgemäß ordnet, so wird diese Fakultät drei Sektionen haben: die naturwissenschaftliche, die eigentlich philosophische (mit der philologischen und historischen) und die pädagogische. So, wie es jetzt noch steht, lernt der Theolog gerade von dem, was er vor Allem lernen soll, am wenigsten; die „Pastoral-Theologie“ ist das fünfte Rad an dem Wagen, worin er zum Examen fährt.

Dies ist ein Traum von einer ungewissen Zukunft. Doch ist schwer zu glauben, daß sich die Menschheit ewig mit dem Gegensatz von Staat und Kirche, d. h. mit dem unheilbaren Zwist im Körper der Gesellschaft schleppen werde.

In der Zeit, von der die Rede ist, war ich natürlich noch weit entfernt, so weit zu denken, sondern stak selbst noch fest in dem Konvolut von geahntem Gedanken und geglaubtem Bilde, woraus das Dogma besteht; brauchte ja selbst unser verehrter Baur, der nun mit Kern nach Tübingen versetzt war und diese Fächer vortrug, noch lange Zeit, bis ihm das Auge kritisch frei und hell wurde, und stritt er

noch mehrere Jahre später, als wir die Universität schon verlassen hatten, mit Möhler nicht blos um den ethischen Kern des Protestantismus, sondern gut theologisch auch um seine Dogmen. Das jetzige Geschlecht — ich meine den Theil, der klar sieht, — weiß gar nicht mehr, wie fest die Vorstellungen saßen, wie schwer und langsam das Herauswachsen vor sich gieng und welcher Unterschied ist zwischen der Zeit, da Strauß die freie Anwendung des Mythusbegriffes auf das Neue Testament entdeckt hatte, und jener, da dies ungemeine Expediens noch nicht gefunden war. Wir waren Pantheisten geworden, aber, wie gesagt, im Stile Schellings; daß aus dem Prinzip des Pantheismus mit eiserner Konsequenz die Ausschließung des Wunders aus dem Gange alles Geschehens, die Gesetzmäßigkeit desselben als unzerreißbare Kette sich ergebe: wie konnten wir das erfassen, da es der geniale Philosoph selbst nicht erfaßte? da seine Geisteslehre eine mystische Physik und seine Naturlehre eine mystische Psychologie war und sein Absolutes sich vorbehielt, in beliebigen Momenten geisterhaft in den Naturzusammenhang einzubrechen? Allein still und unbewußt gieng doch etwas in uns vor sich, worin die spätere Losschälung sich vorbereitete; ein leise wachsendes Merken mußte sich doch einstellen und was noch nicht Einsicht war, rührte sich wenigstens als humoristisches Vorgefühl, wenn z. B. die Welt von Absurdität und geistloser Künstlichkeit in den rationalistischen wie den supernaturalistischen Wundererklärungen und Widersprüchevertuschungen in der Exegese und Synopse an uns vorübergieng.

Der andere große Gewinn war die stetige Rückkehr zur

Philosophie, welche die theologischen Fragen als Nöthigung mit sich führten. Insbesondere gab das Studium Schleiermachers Anstoß zu erneuter Beschäftigung mit dem nicht phantastischen Pantheisten, mit Spinoza. Wir sind, wie bekannt, in die Zeit gefallen, da jener scharfe und feine Geist das große Werk der unvermerkten Auflockerung der Theologie durch dialektische Einschmuggelung der spinozischen Philosophie vollzog. Ich darf sagen, daß ich ihm bald auf die Schliche kam, und zwar erinnere ich mich namentlich, daß mich die subtilen Verhüllungen seiner wahren Ansicht, welche die persönliche Fortdauer nach dem Tode ausschloß, in der Lehre seiner Dogmatik von den letzten Dingen nicht zu täuschen vermochten. Ich gestehe, daß, so fleißig ich ihn studirte, so viel ich aus ihm lernte, er doch nie eigentlich mein Mann war. Seine Dialektik übte keine Illusion auf mich, weil ich einsah, daß sie als eine von außen arbeitende Schraube zur Befestigung von Denkresultaten diente, die er auf anderem Wege gefunden; in seinen Reden und Monologen widerstand die Selbstbespieglung des göttlich autonomen Ich meiner Art zu fühlen, und sein gräcisirender Stil ist mir immer affektirt erschienen. Darum verkannte ich natürlich seine Bedeutung nicht, er war auch mir eine Größe, aber keine angenehme; die Mischung herrnhutisch angewehter Frömmigkeit mit diesen Elementen, mit griechischer und spinozischer Philosophie und mit der narzißartigen Selbstbeschauung des Ich, war eben gar nicht meine Liebe; in Einem aber that es der Mann mir an, und dies ist ein neuer Beweis für die Langsamkeit des innern Befreiungsprozesses. Schleiermacher rettet, wie man weiß, die Gott-

menschheit Christi durch den Begriff der Urbildlichkeit. Das nahm und hielt mich gefangen, es fehlte noch immer die Scheidung zwischen philosophischer und geschichtlicher Wahrheit. Ich erinnere mich noch eines Gesprächs mit meinem Freund Märklin, worin ich hartnäckig den Zweifeln gegen diese Vermengung widerstand, die in ihm schon aufgegangen waren und die er mir vortrug.

Endlich tauchte Hegel an unsrem Horizont auf, es war spät, gegen den Schluß der Studienzeit. Wohl hatte ich schon lang von ihm sagen hören und hatte es mich im tiefsten Geiste beschäftigt, daß er, wie ich vernahm, vom Nichts ausgieng, das, identisch mit dem bloßen Sein, das Werden gebären solle. Das war mir eine große Botschaft, denn das Brüten über dem Nichts hatte sich stets wieder eingestellt; ich dachte immer: das wird dein Mann sein, der wird dir Licht bringen. Ich begriff noch lange nicht, daß das Nichts, das mir so viel Noth machte, nichts Anderes sei, als die Einheit der unendlichen Fülle und Vielheit der Welt, wenn man sie zur Abstraktion erhebt, d. h. eben vom Weltinhalt trennt, dessen Einheit sie ist; ich begriff aber auch noch nicht, daß wir das Geheimniß des ewigen Uebergangs der Einheit in die Vielheit nie enträthseln werden, daß die Philosophie nur Eines gewiß weiß: so kann es nicht zugehen, wie die positiven Religionen es sich erklären; daß sie sich bescheiden und damit trösten muß, einzelne Blicke in das Centrum der Dinge zu thun, auf deren Erkenntniß sie angewiesen ist, und daß sie trotz diesen Schranken das Edelste und Höchste bleibt, was der Mensch treiben kann. Ich nahm mir vor, Hegel aufs eifrigste zu studiren, aber

für jetzt war das Examen zu nahe; Strauß und mehrere seiner Freunde ließen sich dadurch nicht abhalten, gemeinsam die Phänomenologie zu lesen, ich kann mich nicht mehr entsinnen, was mich von der Theilnahme abhielt; es wird eben Isolirtrieb, Eigensinn gewesen sein. Was aber das Verhältniß der Philosophie zur Religion betrifft, so entlehnten wir nun von Hegel jenen Standpunkt, der uns so lange noch als eine höchst zulängliche Auskunft erscheinen sollte: die Religion als Vorstellung hat in bildlicher, symbolischer Form denselben Inhalt, den die Philosophie in der Form des Wissens als Begriff hat. Auch Strauß hat sich, wie man weiß, lange mit dieser Täuschung getragen. Ich finde zu meiner Verwunderung, daß ich noch 1841 in einem Aufsatz „Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit“ (er kam in den Jahrb. d. Gegenw. und ist in den Krit. Gängen ält. Samml. abgedruckt) ganz getrost und naiv sage, da sei nun eine Philosophie gekommen, die doch das edelste und zugleich gelindeste Mittel der Abhilfe in derlei Schwierigkeiten gefunden habe, indem sie den ganzen Gehalt des Glaubens anerkenne und nur u. s. w. Nun aber, wohlgemerkt, die Unklarheit war eine doppelte: daß die Religionsvorstellungen nur so ganz harmlos als Bilder für Ideen zu betrachten und zu verwenden seien, dies war nur die eine unserer Täuschungen; wie weit die blos symbolische Wahrheit in diesem Bilderkreis sich erstrecke, auch dies war uns noch in Nebel verhüllt; ein Theil dieser Bilder konnte doch auch geschichtliche Wahrheit sein; die Zweifel eines Freundes an der Gottheit Christi, die ich oben erwähnt

habe, blieben noch Zweifel; erinnere ich mich recht, so habe ich damals auch die Auferstehung noch für eine Thatsache gehalten. Mit diesem Recepte ganz zufrieden gieng ich denn nun dem Examen und durch diese Pforte dem Kirchendienst entgegen.

Inzwischen war Uhland Professor geworden und las Geschichte der altdeutschen Dichtung, leitete auch praktische Uebungen in Poesie, Stil, Beredtsamkeit. Es war zu spät für mich, ich hospitirte, so oft ich konnte, die Vorbereitung auf das nahe Examen ließ nicht zu, daß ich im Zusammenhang hörte, und so floß der gesunde Quelltrank, gereicht in körniger Granitschale von diesem Grund- und Kernmanne, nur in unterbrochenen Schlücken in die dürstende Seele. Die damals moderne Poesie hatte uns natürlich nicht stumpf gefunden; Tieck war in neuer Gestalt, als Novellist, aufgetreten, Heine hatte der Romantik neue Glut und zugleich zersetzendes Gift eingegossen, er packte uns wie alle Welt, von einem Abschluß des Urtheils war natürlich noch keine Rede. Den wahnsinnigen Hölderlin habe ich einigemal besucht, ohne noch ganz zu erkennen, welch' ein Geist in ihm zertrümmert vor mir stand.

Das Examen wurde flott bestanden: I a; ein früher errungener Predigtpreis, eine Silbermedaille, war mir — ich muß meine Schmach bekennen — vom guten Universitätspedell — Payer hieß der Unvergeßliche — aus ihrer Kunstform hilfreich in brauchbares Silber für die immer leere Börse umgetauscht worden.

Ich wurde nun Vikarius im Dorfe Horrheim. Es war ein Original von Pfarrer, in dessen Dienst ich trat, herzgut,

gastfrei, rechtgläubig ohne allen Fanatismus, Freund des Scherzes, soweit nicht seine Kränklichkeit, mehr noch Hypochondrie ihn abhielt. Diese gab ihm unter Anderm ein, er könne die Berührung der Haut mit Stahl nicht ertragen, daher er sich wochenlang nicht rasirte und mir beim ersten Eintritt in das Haus mit einem Kinn voll starker Bartstoppeln entgegenkam, was zu der Pudelkappe mit viereckigem Boden und großem Blechschild, die er aufhatte, seltsam genug ließ. Er behauptete Erstickungsanfälle zu bekommen und bekam sie daher auch richtig, wenn er im Freien gehend Gewitterwolken aufsteigen sah. Meine Jahresbesoldung (neben Wohnung und Kost) betrug 90 Gulden — splendid, denn das Gewöhnliche war nur 80. Eines Tages unternahmen zwei seiner Töchter einen Gang nach einem benachbarten, etwa zwei Stunden entfernten Ort, ich erbot mich zum Kavalier und sie nahmen die Begleitung unbefangen an, nicht ahnend, was dabei in meinem Innern vorgieng im Bewußtsein, daß meine Baarschaft ganze 6 Kreuzer betrug, während ich doch am Reiseziel nicht konnte zulassen wollen, daß sie auf Erfrischung verzichteten oder solche selbst bestritten. Ich beredete den Vater, ein Stück mitzugehen; wir waren nicht ganz halbwegs, als Wolken aufstiegen, er wurde es nicht sogleich gewahr, ich bot eine demosthenische Beredsamkeit auf, ihn über die Hälfte der Wegstrecke hinüberzuplaudern, bald aber merkte er und wollte umkehren; nun sagte ich ihm, er habe ja jetzt weiter zurück, als vorwärts zu unserm Ziele, allein es blieb noch der Anstand, daß er mit seinem Bartstoppelfeld und seiner polnischen Sackkappe doch nicht wohl in eine fremde Ortschaft einziehen könne; ich rieth,

durch eine Hintergasse daselbst einzudringen und sich in einem abgelegenen Wirthshaus zu bergen, er ließ sichs gefallen, die Töchter machten ein paar Einkäufe, fanden sich dann mit uns zusammen, der Alte ließ munter auftragen und man war recht heiter. Abends wieder zu Hause fand ich ein Päckchen vor, worin mir eine gute Tante ein Pfund Rauchtabak und 48 Kreuzer schickte, die in meine Börse fielen wie Regen auf vertrocknetes Land. Es war ein dies faustus. — Ich könnte auch noch vom Geiste erzählen, der im Pfarrhaus umgieng; der Pfarrer glaubte daran wie die ganze Gemeinde; von unerklärlichen mitternächtlichen Geräuschen hätte ich zu berichten, müßte aber das Wunder trocken rationell aus Scharrbewegungen des Spitzhunds auf einem wackligen Stuhl erklären.

Ich predigte, katechisirte, reichte das Abendmahl, taufte, traute. Noch im Jahr 1870 hat mich ein altes Ehepaar mit Rührung begrüßt, das ich kopulirt habe. Mein Morgenstudium war, wenn ich die Enten und Hühner aus dem Fenster gefüttert hatte, Hegel und immer Hegel; der Abend aber wurde den Musen geweiht, ich bekenne verschämt diesen geheimen Umgang; doch, er wurde später der Welt eingestanden; unter den Gedichten, die unter dem Namen Treuburg im Jahrbuch schwäb. Dichter 1836 erschienen, stammen ein paar aus jener Zeit (so „Pfarrers Abendspaziergang“) und die zwei Novellen, die ebendaselbst stehen, Geschöpfe kindlicher Unreife, sind damals begonnen.

Ein Jahr darauf, Herbst 1831, wurde ich zum Repetenten im Kloster (niederen Seminar) zu Maulbronn ernannt; die Promotion war frisch eingetreten, rothbackige Knaben,

an denen ich meine Herzensfreude hatte und mit denen ich nicht nur griechisch (Jakobs) und lateinisch Excipiren traktirte, sondern auch den Macbeth nach Schiller las und rührig turnte. Die berühmten Klostergebäude brachten den ersten Reiz des Interesses für die Architektur. Mit meinem Kollegen Rau, einer urkräftigen, grundehrlichen Natur, jetzt auch schon unter den Todten, schloß ich mich gern reisenden Künstlern an, die Kreuzgang und Kirche besichtigten, und wir staunten, wenn wir sie sagen hörten: „das ist nun später, das ist angesetzt," denn wir wußten vom Unterschiede der Stile Null; es kam einmal ein alter Baurath nach Maulbronn, auf den wir uns stürzten, um von ihm Unterschied und Zeitfolge von Byzantinisch (so sagte man noch für Romanisch) und Gothisch zu erfahren; er belehrte uns, jener sei der spätere Stil. Wir hatten, im Turnus mit den Professoren, auch zu predigen; Rau konnte den Predigtstil nicht finden, wir flickten seine Predigten miteinander zusammen und so konnte die Andacht nicht groß sein, wenn ich dann in der Kirche das zur Hälfte eigene Werk anzuhören hatte, ja ich mußte einmal angesichts meiner Seminaristenheerde mühsam einen schändlichen Lachkrampf bezwingen. Das Doktordiplom wurde um diese Zeit mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik errungen, im Sommer dann die zweite theologische Prüfung, das „Dienstexamen", bestanden, ich rutschte um eine ganze Klasse (also in II a), denn hier examinirten nicht Universitätslehrer, sondern Konsistorialräthe, Kirchenmänner, die scharf auf den rein gelehrten Theil hielten, den ich schon stark verschwitzt hatte und für den mein Gedächtniß immer schwach war; ich bin wirklich mit dieser so

absolut werthvollen mechanischen Geisteskraft traurig schlecht ausgestattet.

Im Herbst 1832 wurde nun die hergebrachte Magisterreise unternommen. Ganz erfahrungslos, ganz weltunkundig, schüchtern und wieder lebhaft zutraulich wie ein Kind, voll Sinn für Form und ohne jede Formbildung, aber auch herzlich unblasirt zog ich mit 25 Jahren in die Welt. Ich hielt mich zuerst drei Monate in Göttingen auf. Dort traf ich meine Mutter und Schwester. Meine Mutter war eine geborene Stäudlin, einer ihrer Brüder jener Gotthold, den man als jugendlichen Rivalen Schillers kennt, er hat frühe sein Leben durch Selbstmord geendigt; einer Schwester von ihr gelten Hölderlins Gedichte: Freundeswunsch, an Rosine St. und: an eine Rose, ihre Anmuth und Schönheit gewann ihr alle Herzen, sie ist als Braut Ludwig Neuffers, des Dichters und Uebersetzers, gestorben; meine Mutter und eine Tante hörte ich öfters von der herrlichen Erscheinung des jugendlichen Hölderlin noch in späten Tagen mit Bewunderung sprechen; gelegentlich sei hier erwähnt, daß ich jene öfters von Hegels Unbeholfenheit erzählen hörte, die sie in einer gemeinschaftlichen Tanzstunde einst zu fühlen hatte. Einer ihrer Brüder nun war der Theologe Stäudlin in Göttingen; dieser nahm meine Schwester, um der Mutter ihre Lage zu erleichtern, in ihrem vierzehnten Jahre als Pflegekind zu sich, sie verheirathete sich dort an Professor Hemsen, auch einen Theologen, von der Insel Föhr gebürtig, verlor frühe den Mann und ich fand sie nun als Wittwe mit drei Kindern; Onkel und Tante waren gestorben; meine Mutter war schon vor mehreren Jahren ebenfalls nach

Göttingen gezogen und so war mir denn diese Stadt eine zweite Heimat geworden. Daß ich aber im eigenen Lande seit Jahren die Mutter hatte entbehren müssen, dies hat mir, so schmerzlich es war, vielleicht doch auch gut gethan. Ich bin zwar schuldig, ihr zu bezeugen, daß sie uns nicht verwöhnt hat, doch das Jüngste wird ja immer leicht verzogen, verweichlicht, und ich weiß Manche, die als Männer so hilflos blieben, daß sie nicht einmal packen konnten, weil ihnen einst das Mütterchen alles gethan. Uebrigens hatte mich ja das Seminar schon frühe vom Mutterhaus entfernt, in Blaubeuren hatten wir uns rauh und hart gehalten, und die steilen Felsen dieses Albthales sehe ich heute mit Schwindel an, wenn ich unseres waghalsigen Kletterns gedenke. — Aber wie stand es nun um mein Geistesleben? Immer noch gleich metaphysisch. Ich habe von meinem Göttinger Aufenthalt Unglaubliches zu bekennen. Jakob Grimm las deutsche Grammatik, Otfried Müller Archäologie, und ich hörte sie nicht. Ich war wie in einen Hexenkreis gebannt, es gab für mich nichts außer Philosophie, alle Kraft und Zeit sollte schlechtweg der Erforschung des Welträthsels gewidmet sein, ja mir schien, man sei nicht mündig, z. B. nicht berechtigt, zu heirathen, so lange man sich nicht wenigstens das Dunkel der Frage über Freiheit und Nothwendigkeit gelöst habe; was aber Archäologie eigentlich sei, hatte mir noch immer kein Mensch gesagt. Ich saß zu Hause über meinen Büchern und lief nur in die Vorlesungen Wendts über Geschichte der Philosophie, worin ich blutwenig Neues hörte. Doch begieng ich einen Diebstahl an meiner nur dem ewig Einen gelobten Zeit; ich fand in der Bibliothek des Hauses die

Werke Shakespeares in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck; ich kannte bis dahin nur den Macbeth und Hamlet; ich fieng an zu lesen, konnte nicht widerstehen und eine neue Welt gieng mir auf, ich sah staunend in dies feuerrothe, von milchweißen Strahlen himmlischen Aethers durchschossene Nordlicht. Goethe war mir in der Zwischenzeit näher getreten und doch eigentlich noch fremd geblieben. Der Hauptgrund davon lag natürlich in meiner Jugend, ich war noch lange nicht reif für ihn; doch hat er auf meine Art von Phantasie auch nachher, als ich seine Milde, seine an klassischer Sonne gegohrene Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt, wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten, leidenschaftlichen, brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine wetterhafte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abstoßen und durch die er seiner Zeit ihren Tribut zahlt; kurz, er wurde und blieb mein Liebling. So gewann ich doch etwas für immer, was ich nicht gesucht hatte, während ich so heillos einen andern Gewinn verscherzte, den ich hätte suchen sollen. Selbst die persönliche Bekanntschaft mit Otfried Müller und den Brüdern Grimm brachte mich nicht auf die Fährte. — Auch Ewald lernte ich kennen, er war damals noch ein bescheidener und vernünftiger Mann.

In der zweiten Hälfte des Winters (1832/33) gieng es nun nach Berlin. Immer noch war die Losung: Philosophie vor Allem! Sie war mein Privatstudium, ich hörte bei Henning Logik, bei Gans Philosophie der Geschichte,

hospitirte bei Michelet; um philosophische Fragen, um Hegel vor Allem drehten sich am liebsten die Gespräche mit den zwei Jugendfreunden aus der Seminarzeit, die ich in Berlin antraf, Märklin und Binder, dem jetzigen Direktor des Studienraths, den kürzlich die Pietistenpartei vergeblich in seiner Stellung zu erschüttern gesucht hat. Doch daneben wurde die Dichtkunst nicht vergessen, ich hörte bei dem sinnigen Hotho über Goethe als Dichter und mein Zug zum Gebiete des Schönen gab sich die festere Gestalt, zwar noch lange nicht eines Lebenszweckes, doch eines einzelnen Vorsatzes: ich hatte die Aussicht, Repetent am Tübinger Seminar zu werden, diese jungen Beamten haben gesetzlich die venia docendi, ich kam in jener Zeit auf den Gedanken, dieses Recht zu einer Vorlesung über Goethes „Faust" zu benützen. Bei Schleiermacher hätte ich Aesthetik hören können und — ließ es nach einer Hospitirstunde bleiben. Er gieng in dieser Stunde von der Plastik zur Malerei über und sagte, dieser Uebergang sei deutlich im Relief gegeben, da doch die Farben im Gemälde, wenn man genau hinsehe, körperliche Erhöhungen zeigen, also bereits eine Art Relief darstellen. Ich zweifle freilich, ob eine einzelne aberwitzige Bemerkung mich fortgetrieben hätte, wenn mir der Mann sonst nach dem Herzen gewesen wäre. Meine Unlust zu ihm war aber inzwischen verstärkt worden durch den Empfang, den ich bei ihm gefunden, als ich ihn besuchte. Ich führte mich mit einem Briefe von dem Theologen Lücke in Göttingen ein; möglich, daß es ein wohlmeinender Uriasbrief war, der mich als hartgesottenen Hegelianer mehr seiner Korrektion als seiner Güte empfahl; er hieß mich nicht sitzen, richtete einige Fragen

an mich und empfieng dann einen Lieutenant mit so absichtlich in Kontrast gesetzter Freundlichkeit, daß ich mich rasch verabschiedete. Eigentlich war es gerechte Strafe des Himmels für die Thorheit, zu meinen, man müsse berühmte Männer aufsuchen auch dann, wenn man eine Neigung zu ihnen nicht fühlt, einen Rapport nicht begehrt. Uebrigens war es meinem Freund Märklin just ebenso gegangen (vergl. Strauß L. M., S. 78). Die Theologie wurde in Berlin wie auf der ganzen Reise bei Seite gelegt; mich interessirte sie nur noch, so weit sie zur Religionsphilosophie führt, für die nächste Lebensstellung, die, wie gesagt, in Aussicht stand, blieb sie mein offizielles Fach und die weitere Zukunft lag mir im Dunkel. Eifrig besuchte ich das Museum und lernte durch Anschauung, was man ohne Vorkenntnisse, ohne Rath und Leitung lernen kann. — Ich weiß noch, daß ich damals den zwei Freunden nicht wenig zusetzte mit dem stets wiederholten Andringen, wir sollten eben auch in die Welt hinein. Wie das anfangen, wußte ich natürlich selbst nicht. Etwa auf Bälle? Tanzen zu lernen war den Stiftlern großmüthig erlaubt gewesen; wir hatten aber den Unterricht bei einem achtzigjährigen Franzosen, einem alten Karlsakademieschüler genossen, der sich, wenn er einen Pas vormachte, an einem Strick halten mußte, welcher aus einem an der Decke befestigten Kloben herabhieng; von den neuen Tänzen, Polka, Masurka, Galopp wußte der Künstler nichts und so gedieh unsere Bildung in den Künsten Terpsichores nicht über Française, Walzer und über den Hopswalzer hinaus, eine orchestische Form, welche sich damals noch der socialen Achtung erfreute. Ich erlebte später, als ich den ersten größeren

Ball besuchte, ein ganzes Drama innerer Bangigkeiten und Spannungen. — Inzwischen sorgten in Berlin freundliche Familienkreise dafür, daß wir vor der Hand einen zwar kleinen und stillen, aber recht guten und schönen Theil der weiten Welt kennen lernten. Die Häuser Hitzigs und Frorieps waren uns mit gastlicher Güte geöffnet; dort lernte ich Chamisso und Kugler kennen, hier Felix Mendelssohn und Frorieps Vater, der aus den Kreisen von Weimar herüberkam. Adolf Schöll, alter Kamerad noch aus Gymnasiumszeiten, gieng in diesem Hause mit mir aus und ein. Bei Gans, Hotho, Marheinecke, Vatke, damals Privatdozent, fanden wir ebenfalls gastlichen Empfang und freundliches Entgegenkommen. Vom Theater ist mir nichts Bedeutendes im Gedächtniß, Ludwig Devrient war gestorben, die Crelinger erinnere ich mich nicht in einer großen Rolle gesehen zu haben.

Am Ende des Wintersemesters machte ich die Rückreise mit den zwei Freunden gemeinschaftlich bis Dresden; dort hörten wir Tieck den Faust und Macbeth vorlesen und sahen die Gemäldesammlung noch im alten Lokal, der Besuch mußte noch erkauft werden, es war sehr kalt, da gab es kein verweilendes Anschauen, das nachhaltig wirken konnte; doch verfehlten auch so die berühmten Perlen der Gallerie nicht ihren tiefen Eindruck. Auch die Mengssche Gypssammlung wurde natürlich nicht versäumt; doch ist es mir mit der Antike ergangen wie anderen, die hoch über mir stehen: ich lernte sie nur langsam fühlen und ganz erst dann, als ich sie in ihrer Heimat sah. — Ich trennte mich nun von den Freunden und wandte mich nach Prag und Wien.

Für die böhmische Reise hatte ich die alten Sagen des Czechenvolkes in Hageks Chronik nachgelesen, ich kam zum ersten Male in nicht deutsches Land, der Reiz des Fremdartigen, der Zauber jener Sagenbilder umwob mir die Lande und die malerische Hauptstadt mit dem Lichtglanz eines wunderbaren Traumes. Prag war übrigens noch nicht deutschfeindlich, wie jetzt, sondern eine zutrauliche, gemüthliche Stadt, schon in Böhmen emfieng mich östreichisches Behagen, östreichischer Humor und Naivetät. Nach Wien gieng es per Stellwagen; ich war sehr gewarnt, nicht zu politisiren, staunte daher nicht wenig, als ein mitfahrender Lieutenant aus Theresienstadt, bei dem ich alsbald die Erfahrung der bekannten Affabilität des östreichischen Offiziers machte, ex abrupto anfieng: „aber Sie, der Börne, des is e Mördkerl“; er versicherte mich auf mein verwundertes Fragen, daß diese und andere verbotene Bücher sich in allen Regimentsbibliotheken finden. Nun giengen wir stark in das Zeug; ich war, wie man sich vorstellen kann, nicht kalt geblieben in der Bewegung der dreißiger Jahre; ich habe davon, von der Polenbegeisterung, von den Polendurchzügen, die auch Maulbronn berührten, nichts erzählt, weil nichts zu melden war, als was alle Welt bei der Berührung eines jugendlichen Gemüths mit großen Wendungen im politischen Leben sich denken kann; ich habe in diese Sphäre erst einzugehen, wenn wir an das Jahr 1848 gelangen. — Wer Wien damals sah und jetzt wieder besucht, kennt es nicht mehr. Es war noch eine Idylle, vor Allem wohlfeil und man weiß, daß Wohlfeilheit nicht blos die Börse angeht, sondern als Bild einfacher Zustände auf die Grundstimmung wirkt, der Speise-

zettel und die großen Portionen nebst den fabelhaft billigen Preisen verbreiteten wohligen Frühlingsduft über den süddeutschen Pilger, der von den kargen Schüsseln der Berliner Restaurationen kam; Herz und Magen giengen auf; in Kaffee-, Wein- und Bierhäusern saß noch der behagliche, dicke alte Wiener und eine unbekannte Welt von Humor quoll mir in Raymunds Stücken und Spiel entgegen; Nestroy stand noch in seiner ersten, unverdorbenen Periode; ich lachte in diesen Lustspielen, daß mich das Zwerchfell schmerzte. Wie viel Geist bleibt in Deutschland latent für die Welt! Steht ein Raymund an Gewalt und Fülle der komischen Phantasie unter Molière? Aber all sein Reichthum ist an den Dialekt gebunden und schon hiemit lokal gebannt, eine Spezialität der Bühne und Literatur. Vom Burgtheater ist mir die alte Schröder als Medea in Grillparzers Tragödie unauslöschlich vor dem innern Auge geblieben; da sah ich zum ersten Male großen Stil, aber die Kunstsprache kannte noch nicht die Unterscheidung der Stilgegensätze, und wofür noch kein Wort besteht, das wird, wie es auch im Gefühle nachwirken mag, nicht fruchtbar für die Erkenntniß. Noch im ersten Bande meiner Aesthetik sucht man vergeblich eine allgemeine ästhetische Grundlegung für den großen Unterschied der Stilrichtungen, der in aller Kunst so prinzipiell wichtig ist; erst die folgenden Bände führen diesen grundwesentlichen Punkt nachträglich in das System ein. — Die Heimreise machte ich von Linz an zu Fuß durch das Salzkammergut, dann das Ziller- und Innthal bis Innsbruck. Ich sah zum ersten Mal Hochgebirg, Bergvolk, das noch Race hat, und Trachten von malerischem Stil. Die Gegenden

waren noch nicht so zerreist wie jetzt. Ich habe wohl an mehreren Stellen meiner Schriften später die ungemeine Wirkung dieses ganz neuen Eindrucks auf mein Vorstellen und Fühlen erwähnt. Sie haftete so in mir, daß ich von da an niemals in meinem Leben Hochgebirg und moderne Welt, moderne Sitten, anspruchsvolle Gasthöfe, Beutelschneiderei der Bevölkerung beisammen habe ertragen lernen, daß beim Anblick der Zerstörung der idyllischen Zustände im Gebirg durch die eindringende Reiseflut der Städter mich immer ein stechendes Gefühl wie Eifersucht überkommt, als müßte ich zusehen, wie ein frisches schönes Landmädchen von einem Stutzer verführt und verderbt wird.

Mein letzter Aufenthalt war in München. Die Gemäldesammlung war noch in den alten Räumen über den Arkaden, die Fresken in diesen größtentheils vollendet, in der neuen Residenz fand ich Schnorr mit den Nibelungenbildern beschäftigt, wagte es, ihn anzureden, und erhielt freundlichen Aufschluß über seine Intentionen, die Glyptothek stand und die Wandbilder von Cornelius schmückten bereits die bekannten Säle. Es will mir nicht gelingen, mich auf klare Unterscheidungslinien in der Kunstfreude zurückzubesinnen, in der ich schwamm, als ich alle diese Schätze sah. Ich habe ebendaher, als mich der Leser nach Wien begleitete, von dem Eindruck der dortigen Gallerien geschwiegen. Unbewußt muß sich damals die Wendung meines Sinnes zu der Welt der reinen Formen als seiner eigentlichen Heimat entschieden haben; allein dies Entzücken verband sich noch immer nicht mit dem Begriffe eines Lebenszweckes, es blieb daher Genuß der Betrachtung, allgemeine schwungvolle

Hebung des Innern mit wohl schwachen, der Erinnerung entschwindenden Ansätzen zum Studium. Ich hatte ja z. B. noch gar keinen Rahmen, den Schulen und Meistern ihre geschichtliche Stelle anzuweisen, noch keinen Anhalt, den Unterschied der Stile aus einem Entwicklungsgang durch kulturhistorisch und ethnologisch bedingte Epochen und aus diesem Standpunkt auch das Fremdartige und Abstoßende, z. B. das Dürre und Harte der deutschen Meister, die überfetten Formen eines Rubens zu begreifen. Aber ein gutes Theil der Unbefangenheit, die man sich auf diesem Wege erwirbt, wurde mir vorerst durch die Harmlosigkeit der lieben Natur ersetzt und ich glaube sagen zu können, daß ich nichts Gediegenes sah, was mich nicht hoch erfreute. Den Streit über Inhalt und Form gab es noch nicht und so schwelgte ich ohne Skrupel, ob stoffartig oder nicht, im Ganzen. Völlig klar aber hebt sich mir aus dem Helldunkel der Erinnerung der Eindruck von Rottmanns Fresken hervor. Was in ihrem Anblick mir aufgieng, habe ich anderwärts zu oft und nachdrücklich gesagt, um es hier zu wiederholen. Die Skulptur begann endlich, mich wärmer anzunehmen; am meisten hat sich mir der Moment eingeprägt, wo ich vor der Rondaninischen Meduse stand. So weiß ich auch noch, wie mich der Anblick der Aeginetengruppen beglückte; hier war es freilich leicht, den noch unfreien Theil der Formengebung von dem gleichzeitig weit vorgeschrittenen, seiner knospenden Anmuth, seinem warmen Gefühl des Fleisches, dem Feuer und der Kraft seiner Bewegtheit zu unterscheiden und den raschen Entwicklungsgang der griechischen Kunst zu ahnen. — Unmöglich wäre es gewesen, in

München zu verweilen und Schelling nicht zu besuchen; ich bedurfte als entfernter Verwandter keiner Einführung, wurde freundlich empfangen und auf den Abend eingeladen. In gespannter Hoffnung, trotz dem Familienthee etwas von dem neuen Potenzensystem zu erfahren, klopfte ich zur genannten Stunde an; man war ausgeflogen, hatte mich vergessen: eine nette neue Lehre für mich, berühmte Männer nicht aufzusuchen, wenn man noch eine Null vor der Welt ist.

Im Juni nach Hause zurückgekehrt, mußte ich alsbald das Amt antreten, zu dem ich bereits ernannt war: aus Luft, Licht, Gebirg und Kunstwelt führte der Weg wieder ins Kloster, ich war nun Repetent im Stifte zu Tübingen. Doch begann jetzt ein ungleich frischeres Leben für mich in diesen Räumen, als der Seminarist es hier geführt hatte. Ich traf unter den Kollegen meine Freunde Strauß, Märklin, Binder wieder an und es entwickelte sich ein Austausch, dem ich ein unberechenbares inneres Wachsthum verdankte. Der Erstere hatte schon seine vielbesuchten, wirkungsreichen philosophischen Vorlesungen gehalten und koncentrirte jetzt alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung des „Leben Jesu“. Die Illusionen, die uns Schleiermacher und Hegel noch gelassen, habe ich oben aufgezeigt. Daß die eine derselben fiel, dies verdankten wir Strauß; es war die Zeit, wo ihm die Ausdehnung des Mythusbegriffs auf das Ganze aller neutestamentlichen Wundererzählungen aufgegangen war, der Gedankenverkehr mit ihm hat uns von der Täuschung befreit, als ob einige unter den Symbolen aus dem übernatürlichen Bilderkreise der religiösen Phantasie doch zugleich Thatsachen sein könnten. Die andere Illusion blieb noch

stehen, wir glaubten noch immer, der Geistliche könne mit dem Vorbehalte, daß ihm selbst nur Symbol sei, was dem Volke als wirklich seiendes Wesen oder Thatsache gilt, getrost vor dieses treten, aus der Schale des Bildes ihm die Wahrheit eingießen, die es in Gedankenform zu fassen nicht fähig sei. Im Ganzen und Großen hat Strauß wesentlich schärfend auf meinen Geist gewirkt. Die Kräfte waren in ihm klarer auseinandergesetzt, Denken und Phantasie war in mir dunkler ineinander verflochten; Strauß war vor allem ein unterscheidender Geist. Was Märklin uns allen war, welches Charakterbild in ihm uns vorleuchtete, hat Strauß in der genannten Monographie, in diesem Monumente der Freundschaft, bleibend ein für allemal hingestellt. Wir standen in den Jahren des vollen jugendlichen Schwunges, Strauß hatte noch nicht erfahren, wie der Eiterbiß der kirchlichen Verfolgung thut, Märklin noch nicht, wie es einem Geistlichen ergeht, der in unsern Konsistorialkirchen und halb pietistischen Gemeinden mit jener Unterscheidung und innern Zurechtlegung durchzukommen glaubt, wir waren getragen von heiterem und stolzem Vertrauen, in der Hegelschen Philosophie, die wir zur wachsenden Herrschaft bei der studirenden Jugend führten, die wirkliche Wahrheit zu besitzen, sahen mit frohem Uebermuth auf das Veraltete und Mittelmäßige in unserer wissenschaftlichen Umgebung und unser geselliges Leben sprudelte von Humor. Wesentlich förderten mich bestimmte amtliche Aufgaben; neben den einzelnen Repetitorien in der Dogmatik hatte ich einen sogenannten philosophischen locus, ein durch ein Halbjahr fortlaufendes Repetitorium, zu geben, wobei man jedoch frei

und selbständig vorgehen konnte; der Gegenstand war die praktische Philosophie; ferner waren Aufsätze zu geben und die Ausarbeitungen zu prüfen, am Schlusse des Semesters hatte man zu examiniren. Im zweiten Sommer führte ich den erwähnten Vorsatz aus, über Goethes Faust zu lesen. Ich behandelte den Gegenstand natürlich noch Hegelisch spekulativ und unkritisch enthusiastisch, aber da die Natur doch gescheidter zu sein pflegt, als der in Abstraktionen gebannte Geist, so war doch Leben in meinen Vorträgen und da die Jugend dies gar wohl spürt, so fanden sie großen Anklang.

Ich Herbst 1834 geschah etwas höchst Komisches, worin aber die Schicksalshand gar ernst zu spüren war. Ein paar Kollegen kommen mit einem Blatt zu mir und gehen mich an, ich solle zu zwei andern kollegialischen Namen noch den meinigen als Unterschrift fügen. Auf dem Papier stand geschrieben eine Meldung um das Diakonat Herrenberg (Städtchen 3 Stunden von Tübingen entfernt, dem Schwarzwald zu gelegen). Die Sache verhielt sich so: herkömmlich werden den Repetenten die bessern geistlichen Anfängerstellen zugetheilt; geht eine solche auf, so pflegen sich drei darum zu melden; unter drei Gemeldeten wird jedesmal einer ernannt, und so kann es nicht fehlen, daß immer ein Repetent in diese Stellen schlüpft. Ich erklärte meinen Kollegen, ich könne nicht unterzeichnen, denn ich wolle durchaus nicht Helfer werden, wiewohl ich nicht wisse, was ich sonst werden wolle. Nun bewiesen sie mir, daß aus den und den Gründen ganz unzweifelhaft die Wahl den ersten, im äußersten Fall den zweiten Unterzeichneten treffen müsse, den

dritten aber gar nicht treffen könne; die Unterschrift sei rein pro forma nöthig, damit kein magister communis (Nicht-repetent) sich in die Stelle einschmuggle. Ich war so unvorsichtig, meinen Namen herzugeben, ein unerwarteter Zufall, den ich nicht mehr anzugeben weiß, lenkte die Wahl von den zwei über mir stehenden Namen ab; ein Kollege stürzt mit dem Donnerwort auf mein Zimmer: du bist Helfer von Herrenberg! und im September hatte ich mein Dekret.

„Nicht mit sechs Hengsten bringt man mich nach Herrenberg" war mein Entschluß und Ausruf. Der Unstern hatte die heilsame Wirkung, die Selbsterkenntniß zur Reife, das Bewußtsein, daß ich innerlich von meinem bisherigen Stande bereits geschieden sei, zur Klarheit zu bringen. Ich fühlte die reine Unmöglichkeit. Der Prozeß der innern Loslösung von Theologie und Kirche hatte still in mir gegraben und war vollzogen, ehe ich mir davon Rechenschaft gegeben. Ein unfehlbares Symptom war eingetreten: ich schämte mich an meinem Stande. Ich gieng mit dem Kollegium, so sehr ich die Einzelnen liebte und ehrte, nicht gern durch die Straßen, wenn es zur gewohnten Stunde aus der Klosterpforte zum Spaziergang auszog in langen blauen Röcken und ziemlich gleichmäßig mit soliden Bambusstöcken versehen. Aber wie nun mein unglückliches Glück mir vom Halse schaffen? Man hielt mein Sträuben für Wahn- und Starrsinn, ein Doktor der Theologie sagte, man werde mich schon mit Gewalt (Soldaten oder Landjägern) nach Herrenberg bringen, den Hergang meiner Bewerbung konnte ich nicht wohl verrathen, mein Gesuch um Enthebung konnte

sich auf nichts berufen, als darauf, daß in der Zwischenzeit zwischen der Meldung und der Ernennung ein völliger Wandel in meiner geistigen Neigung, in der Richtung meiner Studien eingetreten sei; hätte man aber je eine solche innere Umwälzung begriffen, so hätte man mir doch wirklich nicht glauben können, daß sie in so gar kurzer Zeit entstanden und verlaufen sei; der Minister sprach von Frivolität; in meiner Noth wandte ich mich an den Staatssekretär des Königs, Minister von Vellnagel, meinen Verwandten, gestand ihm die Geschichte meiner Meldung und bat ihn um Hilfe. Ich trat nach Abgang dieses Bittschreibens eine kleine Fußreise an, denn es war Vakanz und alles flog aus; ich mußte die Ungewißheit auf meine Wanderung mitnehmen; wenn ich so des Weges gieng, sah ich oft meinen Schatten an in Zweifelsqualen, ob nun das der Schatten eines Helfers sei oder nicht; im Irrenhaus in Zwiefalten erlöste mich ein Tobsüchtiger, der mich erkannte, denn er war Schuster in Tübingen gewesen, aus meinen Finsternissen; er war gerade im vernünftigen Zustand und verkündigte mir, daß ich meines Helferamts enthoben sei; er hatte es soeben im „Schwäbischen Merkur“ gelesen. Nach meiner Rückkehr traf ich einen Brief von dem freundlichen Herrn Vetter, der mir seine wohlwollende Verwendung bei dem König und ihren Erfolg meldete; es hieß darin: „Sie wurden dem König als ein etwas feuriger junger Mann geschildert“. So war ich denn erlöst, aber wie weiter? Vorerst beschloß ich, ferneren Gebrauch von der Berechtigung zu Vorlesungen zu machen, und arbeitete eine zweite aus, über Aesthetik. Ich fand damals den Uebergang vom Schönen zum Erhabenen, von

da zum Komischen, den ich später in meiner Schrift über das Erhabene und Komische entwickelt habe. Die konkrete Kunstlehre fiel natürlich noch mager aus; was ich z. B. über die Säulenordnungen vorbrachte, war aus Sulzers Theorie der schönen Künste und Wissenschaften geklaubt; man vergesse nicht, daß zu Otfr. Müllers Handbuch, aus dem ich nun endlich doch lernte, was Archäologie ist, der Bilder-Atlas noch fehlte, und bedenke, daß rings um mich nicht Rath noch Hilfe war; ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt. — Im Jahre 1836 erschien das oben genannte Jahrbuch schwäbischer Dichter, worin ich als „Treuburg“ figurire; findet man den Namen affektirt, so darf ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß es der Ehrenzuname eines Ahnvaters ist, der zu Melacs Zeiten als Geißel nach Frankreich gieng. Unter den Gedichten, die zu den alten Lukubrationen neu hinzugekommen waren, darf ich am ehesten den „Wasserfall“ nennen, entstanden aus Eindrücken der Salzburger Reise. „Faustische Stimmen“ und „Stille“ sind Töne aus den schon erwähnten Schwermuthsstimmungen, aus denen man ersieht, daß ich mich mit dem Nihilismus trug lang ehe Schopenhauers Schriften bekannt wurden; von dem freilich schon 1819 erschienenen Buch: „die Welt als Wille und Vorstellung“ wußte ich so wenig, als die Meisten. Wie „der Wasserfall“, „die Hyazinthe“ und „Was sich in Cannstatt“ u. s. w. in diesem Jahrbuch, so zeigen auch ein paar lyrische Beiträge zum „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1834“ von Chamisso und G. Schwab, („Wunder“ und „das Kätzlein“), daß diese Seelenschatten nicht ohne Lichtstreifen waren, welche Aufhellung versprachen.

Die Novellen: „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ und „Cordelia“, waren in Maulbronn fertig geworden, sie sind mir wenigstens Uebung in der Kunst des Erzählens gewesen. — Der Hauptinhalt des Jahrbuchs ist von Eduard Mörike. Ihn hatte ich als Knabe früh aus den Augen verloren, denn drei Jahre älter zog er aus unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt schon 1818 ins Kloster Urach (sein Gedicht: „Besuch in Urach“ zähle ich zu seinen schönsten); in Tübingen studirte er noch ein Jahr mit mir, aber ich kam nicht in seinen Kreis; erst seit wir ausstudirt hatten, traten wir uns näher und wurden aus den zwei Landsleuten Freunde. Er las mir eines Tages einen großen Theil aus dem Manuskripte seines „Maler Nolten“ vor; es ist mir eine unvergeßliche Stunde; Mörike war damals Vikar, später, in seinen besten Jahren, Pfarrer auf dem Lande, zuletzt Lehrer der deutschen Literatur am Katharinen-institut in Stuttgart. Seiner lyrischen Ader, voll, rein, ächt, wie wenige, war die idyllische Stille günstig; seine epische, die so viel versprechend in jenem Romane sich ankündigte, konnte in der Ferne von der Welt wohl zu kleineren phantasie- und humorreichen Erfindungen, nicht zu größeren, umfassenden Lebensbildern gedeihen, und so weit, als die Verhältnisse ihn hinderten, sich im Weiten umzuschauen, muß ich ihn zu den Opfern unserer wirtembergischen Klosterbahnen zählen; aber auch so hat er des unbedingt Schönen genug geschaffen für die Unsterblichkeit.*) Was ich ihm

*) (Anmerkung 1882.) Als ich den obigen Satz niedergeschrieben, blieb mir das Gefühl, daß hier die Wahrhaftigkeit, wie sie selbst gegen den Freund, ja gerade recht gegen ihn Pflicht ist, noch einen Zusatz

verdanke, brauche ich nicht auseinanderzusetzen; eine wirkliche Dichternatur unter den Lebenden zum Freund haben, dies ist ein Gut, dessen Werth keines Rühmens bedarf.

Nun aber stand die Frage: was werden? immer noch unbeantwortet am Horizont. Wenn man bedenkt, daß heute noch nicht alle unsre Universitäten einen Lehrstuhl für Aesthetik und deutsche Literatur haben, so wird man eher begreifen, daß vollends damals, wo ein solcher, wenn ich nicht irre, nirgends errichtet war, mir der Gedanke nicht von selbst kam, in diesen Fächern als Privatdozent mein Glück zu versuchen. Es bedurfte erst eines Anstoßes. Ehe dieser kam, gedieh die innere Abblätterung des Kirchlichen bis zu dem Grade in mir, daß ich, als eines Sonntages mich die Reihe traf, in der Stadtkirche die „Kinderlehre" (Katechese) zu halten, und zwar über die Himmelfahrt Christi, mich einfach für insolvent erklärte. Die Kollegen bestritten mir heftig eine solche Berufung auf innere Unmöglichkeit, aber ich blieb starr und so entschloß sich denn endlich doch eine edle Seele unter ihnen, das Opfer für mich zu bringen. Meine letzte kirchliche Funktion war die Austheilung des Abendmahls in der Spitalkirche. In der Zerstreutheit meines

erfordre; beengt von den gesteckten Raumgrenzen gelangte ich nicht dazu, den Punkt genauer zu bestimmen. Mörike hat qualitativ Unsterbliches gedichtet, aber quantitativ hätte er dessen mehr schaffen können und sollen; der Umstand, daß ihn sein Lebensgang von ausgedehnterer Weltkenntniß abschloß, entschuldigt ihn nicht genügend, auch Kränklichkeit nicht, die in der That nicht sehr von Belang war. Er gab sich zu gern der Beschaulichkeit hin, die dem Dichter so natürlich ist, ihn aber auch leicht vergessen macht, daß er berufen ist, nicht nur zu schauen, sondern auch der Welt zum Schauen hinzugeben, was er schaut. — Seine Manen werden mir diesen Zusatz und seine Verspätung verzeihen.

Widerwillens wurde ich nicht gewahr, daß der Küster den Kirchenrock vergaß und mir das bloße Kirchenhemd über den Frack anzog; nach vollendetem Werke feierlich zur Sakristei zurückschreitend bemerkte ich erst die seltsame Unvollständigkeit meiner Gewandung; glücklicher Weise war sie wohl den Spitalleuten entgangen und ich der einzige Zeuge der Komik in meinem Abgang von der Bühne der Kirche.

Der Anstoß kam. Ein reiner Zufall hat mich auf meinen Weg geführt. Eines Tags sagte Strauß zu mir: Du, da hat sich Einer als Privatdozent für deutsche Literatur gemeldet; ich meine, das könntest du auch. Und ich: „So? Ja, das ließe sich ja versuchen". Der Gemeldete war Adelbert Keller; es war nicht feindselige Nebenbuhlerhandlung, daß ich neben ihm auf den Plan eilte, sondern die eiserne Nothwendigkeit, denn da war auf der weiten Welt kein anderer Rath. Die verschiedenen Fächer haben sich später naturgemäß zwischen ihm und mir friedlich vertheilt.

Mit leichtem Entschlusse verließ ich denn vermögenslos, wie ich war, eine Laufbahn, die ein gesichertes Brod mir vor den Mund hielt; gar Mancher nannte meinen Schritt verrückt und mit meiner besorgten Mutter hatte ich einen schweren Kampf. Ostern 1836 verbrannte ich die Schiffe hinter mir, disputirte im folgenden Winter über einige Thesen, die meiner gleichzeitig erschienenen Schrift über das Erhabene und Komische entnommen waren, und schlug mit meinem Schildknappen, dem jetzigen Prälaten von Gerock, den ich unter den Studirenden zum Respondenten für mich erkoren hatte, mich so ordentlich durch, daß die Sache ganz vergnüglich ablief.

Von da an ist mein Leben öffentlich und ich kann mich kürzer halten. Zuerst habe ich eine Gunst des Glückes zu erwähnen. Schon im Jahre 1837 wurde ich zum außerordentlichen Professor ernannt; Eschenmeyer war gestorben, ich erbot mich neben meinen Fächern auch zu philosophischen Vorlesungen; mein verehrter, wohlwollender Lehrer Baur war in jenem Jahre Rektor und konnte mein Gesuch mit Berufung auf den Erfolg meiner ersten Vorlesungen als Repetent und Privatdozent so kräftig unterstützen, daß die Gegner im Senate nicht durchdrangen. Ich habe jedoch nur zwei philosophische Vorlesungen gehalten: zuerst eine Darstellung des Hegelschen Systems, später Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. An dieser zweiten machte ich die Erfahrung, daß ich in der Philosophie nicht produktiv sei; ich hatte einzelne selbständige Gedanken vorzubringen, begründete die Umstellung gewisser Theile des Hegelschen Systems, aber eine fruchtbare prinzipielle Idee zu einem Neubau auch nur wesentlicher Haupttheile gab mir der Geist nicht ein. Daß die Art von Metaphysik, die nach der naturwissenschaftlichen Induktion nicht umschaut, sich mit Hegel eigentlich ausgelebt hatte, erkannte die Zeit nicht und ich nicht. Aber dies geschichtliche Punktum — oder besser Semikolon — hätte, falls ich es auch erkannt, mich nicht über mein Unvermögen getäuscht; ich sah ein, daß ich nichts mehr zu sagen habe, wo Anschauung und Phantasie nichts mehr zu sagen hat, daß ich aber allerdings mit Hilfe der Philosophie über das Gebiet, worauf die Natur mich gewiesen, mehr zu sagen habe, Tieferes und Klareres, als wer ohne diese Führerin, ohne ihre Disciplin, wer ohne Dialektik, ohne

den Sinn der Einheit, des Unterschieds und des Flusses zwischen beiden, den nur die Pilosophie ausbildet, an Stoffe der äußern und innern Erfahrung geht. So wurde mir die Philosophie zum Schlüssel, zum Werkzeug, aber sie blieb mir treu noch in ganz anderem Sinne, in jenem, den ich schon oben angedeutet habe. Nicht die Summe dessen, was man durch Philosophiren herausbringt — sie ist klein genug —, aber das Philosophiren gibt dem geistigen Auge einen Sehwinkel, dessen Werthe kein Werth irgend eines Gutes auf der Welt gleichkommt. Und erwähne ich auch nur den Gewinn an Genuß im Elemente des Komischen, den es abwirft, wenn man mit geübter Denkkraft zuhört, wie sich die Menschen in Verstandes-Distinktionen verwirren, so habe ich dem, der das kennt, schon übergenug gesagt. Es wird nicht zu stolz gesprochen sein, wenn ich hinzusetze, daß der Hintergrund solchen Gewinns für die humoristische Betrachtung doch wohl erhabener Art sein müsse, da der genannte Sehwinkel nur von einer Stellung in der Höhe herrühren kann. — Ich werde hier nicht verfolgen können, wie ich aus Hegel allmählich herauswuchs. Zur Zeit, als der erste Band meiner Aesthetik erschienen war, schrieb mir Strauß: mir steckt Hegel nur noch wie ein wackeliger Zahn im Munde; es war bei mir noch ein nur etwas erschütterter Stockzahn, erschüttert jedoch allerdings, wie jeder finden wird, der nicht nur auf die Knochen, sondern auch auf das Fleisch des Buches sieht. Doch niemals so habe ich mich von Hegel befreit, daß ich ihn nun einfach für abgethan hielte. Abgethan ist die logische Konstruktion des Weltalls, abgethan die Dialektik, die ihre Bewegungen für Weltbewegungen hält

und aus dem Begriffe die Natur herausspinnt; nur daß die Philosophie an die Stelle dieses als falsch erkannten Herausspinnens noch nichts Besseres zu setzen vermocht hat; denn wenn doch der Monismus die einzig wahre Weltansicht ist, wenn also Natur und Geist an sich Eines sein müssen, wer hat denn bis jetzt erklärt, w i e sie Eines sind, wie die Natur aus dem Geist oder wie der Geist aus der Natur kommt, wie und warum es so ist, daß beide als ein so furchtbarer Gegensatz erscheinen? nicht abgethan ist Hegels Dialektik, sofern sie lehrt, die Welt als eine flüssige zu betrachten, die Entwicklung und den Widerspruch zu begreifen. Hegel hat die Endlichkeit, die blos relative Giltigkeit der sämmtlichen Reflexions-Unterscheidungen aufgewiesen wie kein anderer Philosoph, und dies bleibt unvergänglich im unbedingten Werthe. Es bestraft sich in den jetzigen Kämpfen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie schwer genug, daß man meint, ihn zum alten Eisen werfen zu dürfen; man behandelt Gegensätze, die im innersten Grunde der Dinge keine absoluten sein können, als absolute, wie wenn nie ein Hegel das abstrakte Entweder Oder durch sein Weder Noch, sein Sowohl Alsauch widerlegt hätte. Dies angewandt eben auf den Grundgegensatz aller Gegensätze, den der Natur oder schließlich der Materie und des Geistes, so sind die Materialisten und die dualistischen Idealisten k o m i s ch gegenüber der Klarheit, welche das Denken aus Hegels Dialektik schöpft. Aber auch von einer gewissen Seite seiner Ethik hat keine neuere Wendung der Philosophie mich ganz trennen können. Hegel hat allerdings falsche, unfreie Konsequenzen aus seinen Prämissen von der streng objektiven Natur der Pflicht, des

Gesetzes, des Staates gezogen, aber ich glaube, daß diese Prämissen Recht haben gegen den üppig wuchernden Individualismus der Zeit. Eine der Früchte dieser Zeitrichtung ist der Pessimismus. Wenn der Alte noch lebte, möchte ich gerne zusehen, wie er über die Blasirten käme und ihnen — schwerlich sehr höflich — einschärfte: arbeitet, statt zu brüten, so werdet ihr euch aus dem Rachen des Ungeheuers Zeit und des Weltelends ins Ewige erheben, oder, wenn ihr doch arbeitet, warum arbeitet ihr, die Lust und den Segen der Arbeit zu untergraben?

Im Sommer 1839 trat ich die Reise nach Italien an, im Frühling 1840 fuhr ich nach Sicilien über und von dort über Malta nach Griechenland; ich kehrte im Herbste dieses Jahres zurück. Ich werde nicht wiederholen, was Tausende über die Frucht der Anschauung der klassischen Länder geschrieben haben. Im Ganzen und Großen genügt es, zu sagen, daß ich gar nicht wüßte, wer der ist, der noch übrig bleibt, wenn ich es vermöchte, von mir auszuscheiden, was ich dieser Reise verdanke. Italien hat es mir angethan wie unzähligen Anderen, es trieb mich immer wieder hin, ich bin noch acht Mal dort gewesen, habe auch da und dort etwas über diese Besuche geschrieben, war aber, wie billig, immer weit entfernt, eine eigentliche Reisebeschreibung herauszugeben. Sehr wenig vorbereitet zog ich damals aus, man kennt die Armuth der Literatur jener Zeit über Italien und seine Kunstgeschichte. Fr. Kuglers eben erschienene Geschichte der Malerei und Otfried Müllers Handbuch der Archäologie waren fast mein ganzes Vorstudium. Statt aller anderen Lücken meines Kennens will ich anführen, daß mir die vor-

raphaelischen Schulen und Meister nur Namen waren. Wenn ich jetzt nach Italien komme, wünsche ich immer, noch einmal einen Fiesole, Dom. Ghirlandalo, Perugino, Fr. Francia zum ersten Male sehen zu können. Das Entzücken über die rührende Unschuld, innige Anmuth und herrliche Naivetät dieser Quatrocentisten hätte mich zum Nazarener gemacht, wäre nicht sonst dagegen gesorgt gewesen. Doch ich muß abbrechen, sonst könnte ich kein Ende finden, müßte von den großen Cinquecentisten, von den späteren Meistern, von der Antike, von Land und Leuten schreiben, wie alles das auf mich gewirkt, und es würde doch nichts zu Tage kommen, als ein neues Beispiel der Tränkung, Umbildung, Befruchtung nordischer, subjektiver, zu sehr nach innen lebender Menschennatur durch die große, freie, objektive Natur des Südens, der klassischen Kunst und der Renaissance. „Subjektiv“: auch ich trug ja nicht wenig des trüben Wesens in mir um, das „über sein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu späh'n, still in Betrachtung versinkt“. Man weiß, wie die Größe Roms den staunenden Gast anfangs bestürzt und niederschlägt, dies summirte sich in den ersten Wochen auch in mir mit dem kranken Ueberschuß von Innerlichkeit im nordischen Naturell und so wandelte ich recht melancholisch durch die Straßen und Ruinen; aber dann erlebte auch ich, daß der Geist sich aufrichtete, die Kleinheit seines grüblerischen Ich vor einer so erhabenen Welt vergaß, hingab, hinwarf und die ausgeweitete Seele gesund und heiter wurde. Nach fleißiger Tagesarbeit, emsigem Laufen und Schauen genoß man muntere Abende in einer ächt römischen Osteria und würzte den Trunk auf gut studentisch mit fröhlichen

Gesängen. Ich kann die braven Kameraden, Künstler und Kunstfreunde nicht aufzählen, nur der Verstorbenen sei kurz gedacht: des alten Reinhardt, der, in den achtzig noch frisch, die feste Grundsäule unseres Cirkels bildete, Schirmers aus Düsseldorf, Reinicks aus Dresden, des talentvollen Bildhauers Kümmel aus Hannover, des dicken, geistvollen, sprudelnden Rahl aus Wien. Anselm Feuerbach, der Archäolog, kam in jenem Winter an; ich sah mit ihm die Villa Ludovisi und vergesse nicht den stöhnenden Laut des Entzückens, mit dem er vor die Juno-Büste trat; auch Otfried Müller war gleichzeitig in Rom, ich sah ihn jedoch nur in den Sammlungen, er lebte in einer Anstrengung, deren Unablässigkeit ihn bald nachher in Griechenland getödtet hat.

Auf der Ueberfahrt nach Sicilien erlebte ich zum ersten Male einen Sturm; er dauerte vierundzwanzig Stunden; ich war so glücklich, nicht seekrank zu werden, also das große, einzige Schauspiel mit klaren Sinnen betrachten zu können. Als ich mich endlich in meine Koje niedergelegt, war mir beschieden, noch einmal Prediger zu werden. Ein Kapuziner jammerte und weinte so unerträglich, daß ich ihm vorhalten mußte, ob denn er, der vom täglich Sterben täglich sich und anderen vorpredige, sich nicht schäme vor mir, dem Weltmenschen, den er ganz ruhig sehe? Natürlich blieb meine Erbauungsrede ohne Erfolg. — Nach der Ausschiffung klärte sich das Wetter auf und ich durfte Palermo mit den unvergleichlich schönen Formen des Monte Pelegrino im Glanze der Sonne und des tiefblauen Himmels genießen. Die Reise durch die Insel machte ich mit einem Russen, Baron Chludow (ob er wohl noch lebt?), unter schweren Strapazen

durch fast beharrliches Unwetter: bald Scirocco, bald tagelange Scirocco-Sturzregen, bald Sturmwind waren gegen uns verschworen, die Wege großentheils in Moräste verwandelt, in welche die Maulthiere öfters bis an die Brust einsanken, die Flüsse angeschwollen und, da vielen die Brücke fehlte, der Durchritt sehr schwierig und gefahrvoll. Diese Uebel trübten, wie sich versteht, nicht wenig den Blick und die Stimmung; doch war uns vergönnt, wenigstens die Hauptpunkte unserer Reise, Segest, Selinunt, Girgenti, Syrakus bei freundlicherer Laune des Wetters mit ungestörten Sinnen bewundernd zu schauen. Taormina lag nicht auf unserer Linie, hätte uns der Himmel begünstigt, so hätten wir den Umweg natürlich nicht gescheut; wen schmerzte es nicht, dieser Stelle der Welt nahe gewesen zu sein und sie nicht gesehen zu haben? — Die Räubergefahr war damals nicht so groß wie jetzt, doch mahnte unser Maulthiertreiber Stefano an manchem Abend zu vorsichtiger Eile und nöthigte uns, gegen die müden Saumthiere die puntarella zu gebrauchen. Er ist später von Räubern ermordet worden; „was macht Stefano?“ fragte ich acht Jahre nachher Cavallari, den in der Kunstliteratur wohlbekannten Architekten von Palermo; hier hatte ich ihn kennen gelernt und sah ihn nun 1848 in Frankfurt wieder, er kam von Göttingen, wohin er sich als politischer Flüchtling gewendet und als Docent habilitirt hatte; jetzt amnestirt, berührte er auf der Heimreise die Mainstadt; man kennt in Parlermo die einzelnen Fremdenführer, so erhielt ich denn die Auskunft: „è ucciso dai ladri, il povero“. Die Strapazen und Gefahren waren in Griechenland noch ganz andere als in Sicilien;

ich erwähne sie, weil es heilsam ist, auch Solches durchzumachen; es ist ein gesundes Stahlbad für ein Studirstubenleben; man sollte jeden Gelehrten einmal hineinstoßen, ihn auch nur einmal versuchen lassen, wie es thut, ein paar Wochen lang ohne Bett und Stroh auf Erde oder Brettern zu schlafen. — Von Syrakus nach Malta, von da nach der Insel Syra fuhr ich im herrlichsten Wetter und werde namentlich die wunderbaren Mondnächte nicht vergessen, die stets am Schiffe spielenden Delphine und den schönen, bleichen, schlanken jungen Mönch, der mich in unsern nächtlichen Gesprächen zur katholischen Kirche zu bekehren suchte. Er gestand ehrlich und liebreich seine Absicht und ich sehe ihn noch vor mir, wie er, da ich ihm die Hoffnung genommen, im Mondschein die Arme erhebt und seufzend ausruft: „mi fa dolore, perchè avrei tanto desiderio, di rivedervi nel paradiso!“ Ich kam am Ostermontag in Athen an bei kaltem Regen, der auf dem Hymettus und Pentelikon als Schnee niederfiel. Doch bald klärte sich das Wetter und am Dienstag darauf beleuchtete die Sonne Griechenlands die Akropolis und malerische Gruppen tanzender Griechen am Theseustempel; es ist ein nationaler Festtag und geht die Ueberlieferung, daß dieser Tanz von Theseus eingeführt sei und das Labyrinth von Kreta darstelle. Ich darf im Erzählen und Schildern dieser ersten Tage nicht fortfahren, denn so eben entsinne ich mich, daß ich bereits im Zuge bin, zu wiederholen, was ein Aufsatz in den Jahrbüchern der Gegenwart („Populäre Archäologie“ 1844) schon gebracht hat. Dieser bricht ab, wo man ein Bild der Akropolis und der Aussicht von ihrer

Höhe erwartet.*) Seither ist über diese wunderbare Stätte, ist über Griechenland überhaupt so viel geschrieben, daß es mir nicht schwer fällt, in einer biographischen Skizze, die nicht zugleich Reisebeschreibung sein will und soll und die noch so Manches zu berichten hat, mich auf Weniges zu beschränken. Wenn ich vorerst hinzusetze, daß ich das Starke, Strebende, Denkende, die Schnellkraft in jenem begabtesten aller Völker nun auch aus der Natur seines Landes begriff, welche viel gedrängter, als die italienische, das Herbe, Steinige, Steile, streng und scharf individualisirte Formen an das Lachende, Weiche, sanft Geschwungene schiebt, — auch darauf darf ich nicht eintreten, denn es ist besprochen in meiner Aesthetik (Lehre vom Naturschönen). Es wird erlaubt sein, noch anzuführen, daß ich einige Theile der Reise in Vorträgen vor größerem Zuhörerkreis zu verschiedenen Malen, in Tübingen, Zürich, Stuttgart behandelt habe; ich erwähne es zum weiteren Beweis, daß ich darum, weil ich kein Buch darüber geschrieben, nicht meinte, die Früchte dieses Lebensgangs für mich behalten zu dürfen. In die Zeit des ersten Aufenthalts zu Athen fällt das heitere Festmahl, das die Universität dem vor mir angekommenen Otfried Müller auf „Platos Akademie“ im attischen Oelwalde gab und wozu ich miteingeladen war; es gieng sehr munter zu bei dem gebratenen Lamme, das zuerst unzerlegt feierlich um den Tisch getragen wurde; man

*) (Anmerkung.) Der Aufsatz ist mit der Ueberschrift: „Aus einer griechischen Reise“ mit Weglassung des Anfangs und Endes, dagegen mit Hinzufügung eines neuen Stücks („Ritt von Lamia auf den Othrys“) in das erste Heft der gegenwärtigen Sammlung aufgenommen.

sang alte Studentenlieder, Gaudeamus igitur und andere, die meisten Professoren hatten in Deutschland studirt. Wir ahnten nicht, daß so bald darauf Gott Apollo den Ehrengast mit seinen versengenden Pfeilen tödten werde. Von Deutschen traf ich in Athen noch Hansen, Roß, Urlichs; die Abende brachte ich heiter mit deutschen Offizieren zu; zwei derselben waren mit Griechinnen verheirathet, die uns gern griechische Lieder sangen und mich gewöhnlich mit καλὲ διδάσκαλε (guter Lehrer) begrüßten; einer der lustigsten im Kreise war Tiedemann, beliebt und sehr geachtet bei allen Kameraden; neun Jahre nachher stellte ihm in der Ferne seine bewegliche Phantasie den badischen Aufstand als einen idealen Kampf vor, führte ihn als Kommandanten in die Mauern von Rastatt und in den Tod. Er hatte sich inzwischen auch mit einer Griechin vermählt und man hörte ihn in seiner letzten Nacht bitterlich um seine Kinder weinen. — Ein Landsmann, Doktor Röser, Leibarzt des Königs, meldete mich ohne mein Vorwissen bei diesem zur Audienz; jugendlich schön stand Basileus Othon in seiner griechischen Nationaltracht vor mir neben der reizenden Blondine, seiner Gemahlin; 1858 habe ich ihn wiedergesehen im Glaspalast zu München, noch in griechischem Kostüm, das Angesicht von Erfahrungen und Sorgen zerfurcht und welk, noch später als vertriebenen König im fränkischen Civilkleide. Unter Griechen war es Professor Philippos, mit dem ich in freundschaftlichen Verkehr kam. Ein Glücksstern führte mir zum Begleiter auf der Reise im Festlande den Professor Göttling von Jena, den wohlbekannten Philologen zu, eine der liebenswürdigsten Naturen, die ich im Leben kennen gelernt habe; Gemeinschaft

mit einem solchen Mann in Mühsal und Gefahr auf heißen Ritten durchs wilde Land, aber auch Gemeinschaft im Entzücken der Anschauung so erhabener Bilder: dies muß wohl Freundschaft gründen. Zugleich war mir vom größten Gewinn, mit einem Philologen zu reisen, der ganz anders als ich mit Kenntnissen ausgerüstet war. Eines Abends, als wir, verspätet von Dawlia (Daulis) aufgebrochen, bei rauhem Wind in die Felsthäler des Parnasses hineinritten, hielt Göttling plötzlich sein Pferd an: „halt, hier muß die τρίοδος sein!“ Wir waren an dem Scheideweg angekommen, wo nach der finsteren Sage Oedipus seinen Vater erschlagen hat. Dieser Moment und die folgenden Nachtstunden gehören unter die Erinnerungen, die sich mir am stärksten eingeprägt haben. Wir ritten nun den Weg, den der Unselige von Delphi herab nach Theben gewandelt ist, aufwärts durch rauhes Gestein in der finsteren Schlucht, in deren Tiefe der Pleistos rauscht, wir wußten, daß eine grausame Klephtenbande in jenen Gegenden spukte; in einem einsamen, leer stehenden Khani wollten die drei Agogiaten (Pferdebesitzer, die mitlaufen), Leute, denen nicht zu trauen war, durchaus übernachten, ich war entschieden dagegen; die zwei Chorophylaken (Gens d'armes) stimmten mir bei, — wir sind nie ohne dieses schützende Geleite gereist, das uns ein Ferman des Oberst Rosner verschaffte, eines Bayern, dessen großes Verdienst in Schaffung dieses Korps auch von den Griechen hoch anerkannt war —; Göttling aber, immer vor Allem human und häufig nicht hart genug für solche Situationen, wollte sich vom Mitleid mit den ermüdeten Leuten erweichen lassen; wir setzten unsern Willen durch, die Ago=

giaten ließen uns im Zorn mit ihren Pferden ziehen und traten in die Hütte ein; nach einigen hundert Schritten kamen sie doch nachgerannt; einer von ihnen, ein Alter mit ächt neugriechischem Raubvogelprofil, riß sein Fes herunter, warf es vor dem einen Chorophylax, einem Manne von antiker Schönheit, einem wahren Achill, zu Boden, trat darauf — ein Zeichen der Verwünschung — und verfluchte den König; der Wächter zog aus und gab ihm eine so volle Ohrfeige, daß er fiel; ich sehe ihn noch im Mondschein über den Rasen hinkugeln; es wirkte und man zog friedlich weiter; das Gestirn beschien unsern Weg, seit wir aus der stundenlangen Schlucht heraus waren, und nun wurde es leicht, die verdrießliche Scene, Gefahr und Müdigkeit zu vergessen, denn jetzt erschienen schimmernd im Lichte des Schnees, der sie noch bedeckte, die zwei Gipfel des Parnasses auf dem schwarzblauen Grunde des griechischen Nachthimmels. Wir übernachteten im hohen Gebirgsdorf Arachowa, sahen am andern Morgen Delphi und tranken aus der kastalischen Quelle.

Zu den großen Erinnerungen der Reise gehört denn ferner der Ritt von Lamia auf das Othrysgebirge, von dessen Höhe wir den Olymp sahen; Göttling hat den herrlichen Tag beschrieben (Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Alterthum B. 1) und nicht versäumt, zu erzählen, wie uns dort oben im Kloster Antinizza der alte Papas mit dem langen Silberbart bewirthete, wie wir das gebratene Lamm im Rebengrün am Boden sitzend schmausten, mit Wein in silberner Schaale bedient von malerisch national gekleideten Horophylaken (Grenzwächtern), im warmen Gespräch

mit Oberst Perrhaibòs, dem alten Türkenkriegshelden, wie wir mit kriegerischem Geleite in der herrlichen Nacht wieder nach Lamia hinabritten, während feuerroth der Mond hinter dem Oeta aufstieg, dort, wo einst Herakles aus Flammentod zu den Göttern aufschwebte.*) Man mag sich denken, welche Bilder vor unserer Seele schwebten, als wir den Grabhügel des Leonidas und seiner Spartaner bestiegen. Wir sind dann dem euböischen Meerbusen zugeritten, haben Chalkis und dort den Philhellenen Oberst Fabricius besucht und unser letzter Halt auf dem Rückwege war Marathon.

Vom Peloponnes habe ich nur Epidaurus, Nauplia, Tirynth, Argos, Mykene, Korinth gesehen, ich entbehrte meinen lieben Begleiter Göttling, der ihn schon bereist hatte. Einzeln reisen ist in Griechenland äußerst schwierig, und, wenn man es nicht wagen will, sich auf die Begleitung des Agogiaten zu beschränken, sondern Reisediener (der zugleich Dolmetscher ist) und Gensdarmen mitnimmt, sehr kostspielig, in beiden Fällen ungemüthlich, da man sich nicht aussprechen und mittheilen kann. In Nauplia, von wo ich die Reise

*) Ich habe also diesen Tag (vergl. Heft 1 dieser Sammlung und die Anmerkung S. 305 im gegenwärtigen Heft) nun dennoch auch erzählt. Den Grund, warum ich es mir nicht versagen wollte, gibt eben der Zusatz im ersten Hefte: „Ritt von Lamia auf den Othrys“ an. Man wird es nicht unstatthaft oder beschwerlich finden, wenn zwei dasselbe erzählen, das sie miteinander erlebt haben, auch bedarf es keiner Versicherung, daß von einer Absicht, die lebensvolle Beschreibung Göttlings zu übertreffen, nicht die Rede sein kann. — Der nächstfolgende Text dieses Lebensgangs enthielt im ersten Druck einige Züge zur Beschreibung des Thermopylenpasses, dann des Schlachfelds von Marathon. Dies ist jetzt abgekürzt, weil ich den Besuch beider Stätten im ersten Heft, eben im Zusatz zu dem Artikel: „Aus einer griechischen Reise“ ebenfalls erzählt habe. Am folgenden Tage gieng es durch die Thermopylen.

nach Patras antrat, gab mir Oberst von Hitz (später General in Bayern) einen Unteroffizier der Artillerie, der italienisch sprach und nach Korfu, seiner Heimat, in Urlaub reiste, als Führer und Beschützer mit; ich hatte ihm dafür Zehrung und Pferd zu zahlen. Hinter Mykene, im felsigen Paß Treton, nicht weit von Nemea, zeigte mein kriegerischer Hort eben nicht den Muth, den ihm die Nähe der Herkulesthaten hätte einflößen sollen; es war nicht geheuer, dort waren grausame Räuberthaten vorgefallen, seit die Wildheit des Klephten sich mit dem Hasse gegen den Fremden verband; der Korfiot sah immer ängstlich umher, fragte mich, ob ich Waffen habe, und öffnete, da ich nur zwei Terzerole bei mir führte, seinen Koffer, worin er außer dem Säbel, den er trug, noch einen zweiten bewahrte, den er mir nun übergab, — natürlich alles gleich Null, wenn wir überfallen worden wären, da die Klephten nur in überlegener, wohlbewaffneter Mehrzahl angreifen. Endlich gelangten wir an einen Posten von Chorophylaken, ich zeigte meinen Ferman vor und bekam zwei Albanesen, wildfremde Kerle mit Türkenbunden, die auch griechisch nicht sprachen, zu Begleitern bis Korinth. Ich schweige von dem tragischen Bilde der Stätte, wo einst alle Herrlichkeit der Welt vereinigt war. Die Fahrt im Segelschiff auf dem korinthischen Meerbusen war nicht lange auszuhalten: Windstille, Gluthitze, dann Gegenwind, daher stieg ich in Vostiza aus und hatte von da noch einen zwölfstündigen Marterritt auf schrecklichen Wegen unter Durstqualen des verlechzten Gaumens an der Küste hin nach Patras zu überstehen, wo mich endlich ein ordentlicher Gasthof „εἰς τὴν ἀφθονίαν“, empfieng. Als ich am andern Morgen das

Dampfschiff betrat, das mich nach Triest bringen sollte, rief es in mir: ach, hier, Gottlob! ganz hin oder gar nicht! Man muß wissen, welche Verstümmlungen die Klephten ausübten, um dieses Aufathmen des Erlösungsgefühls ganz zu verstehen. Nun war die Fahrt wieder herrlich. Bald erschien südlich Zante, dann steuerten wir nahe an Ithaka (westlich) vorüber. Ich hatte meinen Homer bei mir und schon auf der Fahrt nach Syra, zwischen den blauen Inseln hinschwebend, mich aus ihm erbaut. Man mag sich die Andacht vorstellen, mit der man die Odyssee liest, wenn statt kahler Schulwände die Heimat des Dulders dem Leser vor Augen steht.

Die Quarantäne in Triest war überstanden, Wien wieder gesehen, einige Wochen blieben von meinem Urlaub, die ich verwandte, die Nachwehen eines Ansatzes von griechischem Fieber, der in Nauplia mich befallen hatte, in Gräfenberg mit Wasser zu bekämpfen, — von Griechenland in die Waldberge Schlesiens geschleudert und vom Priesnitzhumbug umgeben! Doch in meinem einfachen Falle that die Kur gut und gründlich erfrischt kam ich in Stuttgart an.

Hier begegne ich auf meinem ersten Ausgang einem jungen Manne, einem Buchhändler, den ich in Athen kennen gelernt hatte. Mit aufgerissenen Augen ruft er mich an: „Ja, was thun denn Sie da?“ „„Nun ich werde doch existiren dürfen.““ „Sie sind ja aber gestorben!“ Das Räthsel löste sich damit, daß ihm auf der Heimreise ein Gerücht zugekommen war, das mich mit Otfried Müller verwechselte und für todt ausgab.

Ich eilte zuerst zu meinem Bruder, damals Pfarrer in

einem Dorfe auf der schwäbischen Alb, war nun plötzlich in tiefer Stille und entschlummerte nach so bewegtem Leben unter dem Rufe des ländlichen Nachtwächters, dem Plätschern des Brünnleins.

Eine formelle Veränderung, die ich nach meiner Rückkehr in meinen Vorlesungen durchführte, will ich nicht übergehen. Ich hatte bis dahin durchaus vom Manuskript abgelesen, die Befreiung von dieser Fessel für eine Unmöglichkeit gehalten. Noch auf der Reise wurde beschlossen, daß dies anders werden müsse, und dann dem Beschluß Folge gegeben. Von da an habe ich nie einen Vortrag geschrieben, sondern nur eine Skizze entworfen, öfters durchdacht und dann frei gesprochen. Ich verweise auf das Vorwort zu meiner Rede: Der Krieg und die Künste. Ich will keine Gelegenheit vorüberlassen, gegen den abgelesenen Vortrag, der immer leblos bleibt, mich auszusprechen, in Hoffnung, daß ich doch den Einen oder Andern bekehre. Die freie Rede ist allerdings erschwert, wenn man gut sieht und von Eindrücken des Auges leicht zu Vorstellungen gereizt wird. Die Arbeit ist dann eine doppelte, man hat es mit zwei Vorstellungsreihen zu thun, mit derjenigen, die der Gegenstand fordert, und mit derjenigen, die aus den Gesichtseindrücken entspringt. Da erkennt man einen Bekannten, dort ist einer unruhig, dort lächelt, dort schwatzt jemand; jeden Augenblick droht die Gefahr, daß, indem man solche Dinge bemerkt, auf die zweite Vorstellungsreihe zu viel Accent falle; sie muß mit Gewalt niedergehalten werden, man hat nicht ein Paar, sondern ein ganzes Büschel von Zügeln in der Hand, da ist das Fahren nicht leicht. Wohl soll das

Feuer den Redner tragen, aber hinter dem Feuer muß die Besinnung sein und sie ist furchtbar bedroht durch die bunte Welt des Gesichtes. Ich gestehe, daß ich daher trotz aller langen Uebung heute noch nie ohne Sorge und Spannung den Lehrstuhl besteige, daß ich mir zum Schutze gegen diese Gefahr, aus dem Koncepte zu kommen, ganze Partieen der Rede zu überspringen, mir ihre Gedankenfolge in strenger Vorbereitung mehr als einmal einprägen muß und daß der Schein der Leichtigkeit und Freiheit nur die Frucht harter Bemühung ist. Daher rede ich äußerst ungern und schwer, wenn mir die Zuhörer nahe sind, wie an der Tafel bei Trinksprüchen; ihre Nähe drückt auf mich, der Gedanke: da sitzen sie und warten, droht jeden Moment den Faden entzwei zu schneiden. Nun zudem noch die Sorge, man möchte sich lächerlich vernennen, von den Ibichen des Kranykus sprechen u. dergl.! Kurz — es will Schweiß, ist aber auch „des Schweißes der Edeln werth“.

Im nächsten Winter zog ich die Geschichte der Malerei, im übernächsten Shakespeare in den Kreis meiner Vorlesungen. Die erstere wurde durch die Unzulänglichkeit der vorhandenen Anschauungsmittel eine sehr mühsame Sache; die Bibliothek bot deren noch sehr wenig, Photographien gab es noch nicht. Den Shakespeare habe ich damals noch philosophisch zerstückt; ich konstruirte mir eine Eintheilung: Grundidee, Charaktere, Schicksal, nahm die Dramen auseinander und preßte ihre getrennten Glieder in die Felder meines Rahmens; ein spezieller Theil über die Form sollte folgen und folgte nicht, weil er die Vorlesung über mehrere

Semester ausgedehnt hätte.*) Doch darf ich glauben, daß, was der Professor in der Anordnung verderbte, der Mensch in der Ausführung gut machte; denn stets gewohnt, mein inneres Leben, mein Selbst in den Gegenstand hineinzugeben, werde ich diese Zuthat am wenigsten einem Dichter vorenthalten haben, der mein persönliche Neigung ist.

Es verflossen heitere Jahre im Umgang mit jungen Kräften der Hochschule, denn ich hielt mich immer gern zu Jüngeren; es waren Docenten, Assistenten und Stiftsrepetenten. Ich nenne die letzteren noch aus dem besonderen Grunde, weil ich dadurch einem obigen Worte nachhelfe, nämlich: „ich schämte mich meines Standes"; man wird nicht meinen, daß ich den Stand der höheren Volkserziehung in seinem wahren Wesen geringschätze; was ihm Unwesentliches geschichtlich noch anhängt, kann ja natürlich einen vernünftigen Menschen nicht gegen ihn blenden und gieng mich nichts mehr an, solbald ich dies Anhängsel, das gegen meinen Geschmack ist, nicht mehr an mir selbst tragen mußte. Unter den Repetenten in meinem Umgange waren Reuschle, Feuerlein, jener im naturwissenschaftlichen, dieser im philo-

---

*) Es sei erlaubt, hier eine persönliche Bemerkung anzuknüpfen. Ich habe eine Stelle in Rümelins Schrift: „Shakespearestudien eines Realisten", die von solchem abstrakt gewaltsamen Verfahren eines Professors spricht, auf mich gedeutet (s. Shakespearejahrbuch, Jahrg. II); er gab mir in einem sehr freundlichen Briefe die Erklärung, daß ich nicht gemeint sei; ich versprach ihm, bei Gelegenheit öffentlich zu sagen, daß er sie mir gegeben. Dies habe ich bisher nicht darum unterlassen, weil es mir irgend schwer geworden wäre, sondern verschleppt, vergessen. Eine Anmerkung Rümelins in der zweiten Auflage ist so gehalten, daß es mir scheinen will, er habe sich die Unterlassung mit Unrecht im ersteren Sinne erklärt.

sophischen und theologischen, auch literar-historischen Gebiete seither bekannt und geehrt, Dörtenbach, nachher Geistlicher wie Feuerlein, ferner gehörten zur Tafelrunde in verschiedenen Perioden Schwegler und Zeller, die sich schon als Privatdocenten habilitirt hatten, Griesinger, der Kliniker und Irrenarzt, Roser, der Professor der Chirurgie, damals noch Assistenten, Doktor Kreuser in derselben Stellung, Vierordt, der Physiolog, als Professor berufen, Reichardt, Philolog, Bibliothekar im Stift, Karl Planck, der Philosoph, nach Reichardt in derselben Stelle, Maler Leibniz, den ich in Rom kennen gelernt hatte, jetzt als Zeichenlehrer angestellt, später auf Grund gediegener kunstgeschichtlicher Vorträge zum Professor ernannt, (er bewahrt ein Buch, worin wir als Karikaturen verewigt sind); Springer, der Kunsthistoriker, brachte einige Jahre in Tübingen zu und war mit in unserem Kreise. Schwegler unternahm und redigirte die Jahrbücher der Gegenwart, worin sich die geistigen Kräfte nach allen Richtungen der Wissenschaft in der Frische jugendlicher Männlichkeit rührten. Von jähem Tode ist dieser feine Geist frühe hingerafft, auch Kreuser, Reichardt, Dörtenbach, Griesinger sind in den besten Mannesjahren gestorben; man fühlt, wenn man altert, gar oft die Wahrheit des Goetheschen Wortes:

„Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns hinweggeschwunden".

Mein ehrwürdiger Freund Baur ermuthigte mich gegen das Jahr 1844, mich zum Ordinariate zu melden, es wurde

gegen die Mehrheit der Stimmen der philosophischen Fakultät im Senate durchgesetzt, daß ich vorgeschlagen wurde, die Regierung bestätigte im Herbst 1844 und ich hielt im Winteranfang die bekannte Antrittsrede, die mir eine Suspension auf zwei Jahre eingetragen hat. Es waren darin freilich einige Stöße jugendlicher Leidenschaft geführt, die ich in meinen späten Jahren nicht kann vertreten wollen. Doch wußte man im Kreise meiner Zuhörer wohl, wie der „offene Haß", den ich ankündigte, eigentlich zu verstehen war. Man hatte gegen mein Vorrücken mit unrechten Mitteln gewirkt, hatte aus Stoff, der dazu nicht den Grund gab, den empörenden Vorwurf: Mangel an Charakterhaltung gesponnen und in ein Gutachten gesetzt. Ich kündigte solchen Gegnern in mir einen offenen Feind an, der nur mit geraden Mitteln kämpfen werde; aller und jeder Jesuitismus einer Partei, die eigentlich über der Volksreligion steht und sie aus Herrschsucht künstlich vor Lichtung hütet, war freilich unter dieser Erklärung leicht verständlich mitinbegriffen. Ich hatte wohl auch früher Viele schon gereizt und wußte immer, daß ich Krieg gegen Krieg zu erwarten habe, aber ich habe nie eines Gegners Privatpersönlichkeit angegriffen, nie sein menschliches Wohl, um seine Sache zu bekämpfen. Es ist bekannt, daß mir nun der „offene Haß", der solcher Kriegsführung galt, als Proklamation des Hasses gegen die Volksreligion gedeutet wurde, es ist ebenso bekannt, welcher Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broschüren gegen mich losgieng, wie auf den Kanzeln Lärm geschlagen wurde; da die Rede zu wenig Anhalt bot, riß man Aeußerungen auf dem Katheder aus dem Zusammenhang, verdrehte sie schändlich

(ich kann mit grellen Beispielen dienen), durchstöberte meine Schriften, mißdeutete den Sinn herausgeklaubter Stellen und erreichte endlich, daß ein für sich ganz freidenkender Minister dem allgemeinen Aergerniß zwei Jahre meines Wirkens glaubte als Opfer hinwerfen zu müssen. Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffenthum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich thut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt. Diese Bitterkeit ist auch Strauß geblieben, man hatte gegen ihn genau nach dem alten Hauptpastor-Göze-Rezept, wie jetzt gegen mich, gehandelt. Noch seine letzte Schrift versteht man ganz und kann man sich zurechtlegen erst dann, wenn man diese Bitterkeit versteht. Doch er wurde für immer aus der Laufbahn gestoßen, ich nur auf zwei Jahre. Freilich konnte der Verfasser des „Leben Jesu" nicht mehr Theologie für künftige Kirchenlehrer vortragen; die protestantische Kirche hat formell Recht gehabt, ihn auszustoßen, und er wußte es; dennoch hat sie im historischen Sinne Unrecht gehabt, denn sie soll die Entwicklung in sich dulden, soll begreifen, daß gerade ihre innern Widersprüche die Zeichen und Bürgen ihres innern Lebens sind, daß die Konsequenz des Katholizismus, scheinbar seine Größe, seine innere Todtenhaftigkeit, daß es der Vorzug und die Tugend der protestantischen Kirche ist, in der Selbstauflösung begriffen zu sein. — Ich aber habe mein leichteres Abkommen theuer bezahlt; der Preis war kein kleinerer, als ein Gewissensdruck, den ich von da an Jahre lang mit mir trug. Das

kam so: Senatsmitglieder beabsichtigten einen Protest gegen die Suspensionsmaßregel, Freunde fragten mich, ob ich damit übereinstimme und beitrete. Nun war vorauszusehen, daß dem Protest ein Separatvotum entgegengesetzten Inhalts jedenfalls von einer nicht kleinen Minderheit sich anschließen würde; ich aber wollte bei nichts mithalten, was dieser Minderheit Gelegenheit gab, das ganze Gespinnst der Denunciation noch einmal aufzunehmen und nun korporativ zu redigiren. Ich fragte mich, ob ich nicht vielmehr meinen Abschied nehmen solle. Davon hielt mich die Erwägung ab, daß ich hiedurch den Feinden ihren wahren Wunsch erfüllen würde, während, wenn ich aushielt, jene Macht des Wirkens gegen ihre Prinzipien mir verblieb, die nur der Katheder gibt. Diese Erwägung war nicht stichhaltig und unbewußt saß hinter ihr doch ein anderes Motiv: ich hatte eine Familie gegründet, ein Kind lag in der Wiege und kein Vermögen war da. So ließ ich das Unrecht denn über mich gehen und mir blieb der Stachel des Vorwurfs in der Brust, daß ich nicht einfach nach dem Gebote der Ehre gehandelt habe. Wohl schrieb ich in den Suspensionsjahren — neben den zwei ersten Bänden der Aesthetik, die aus dieser Muse hervorgiengen — Artikel in die Jahrbücher der Gegenwart, die zeigten, daß mir der Muth der Wahrheit nicht gebrochen sei, und gab dem Minister von Schlayer — der, wie ich später aus glaubwürdiger Quelle vernahm, seinen Schritt bereute — eine Denkschrift ein, die keine feige Sprache führte; aber die Last wich nicht von der Seele, bis mir das Schicksal ein Mittel bot, mein Gewissen zu befreien.

Ehe ich zu dieser Wendung der Dinge gelange, bin ich schuldig, von meinen Erlebnissen im Jahre 1848 zu erzählen. Ich war trunken wie billig vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt. Zunächst kamen die Tage des Franzosenlärms. Sie waren groß. Ein Gastwirth musterte auf dem Marktplatz als Kommandeur sämmtliche bewaffnete Macht, die verschiedenen Truppengattungen, die gegen den wilden Feind gerüstet standen: Weingärtnervolkswehr, Studentenkorps, Bürgergarde, Sicherheitswache. Die letztere war im Jahre 1847 nach einem vorbildlichen oder vorbotlichen Tumult errichtet, in welchem ich als „Major" eine Kriegsschaar von Studenten zur Bewachung resp. Vertheidigung des Schlosses kommandirt hatte, das mit einem Sturme zur Befreiung gefangener Tumultuanten bedroht war, eine Großthat, die friedlich mit der Erschöpfung einiger Bierfäßchen schloß; die Regierung hatte dann hundert Musketen gegeben, um eine Schutzmacht gegen etwaige Wiederkehr solcher Stürme zu bilden, und der so ausgerüstete Truppenkörper prangte jetzt als der Kern der versammelten reisigen Schaar, als der Glanzpunkt im militärischen Schauspiel auf dem Forum von Tübingen. Der Gastwirth belobte die gemusterten Truppen wegen ihrer „propreté". Die Bürgergarde besaß eine alte Kanone, zu Feuerlärmsignalen vom Schlosse bestimmt. Diese wurde auf die Straße geführt, auf der man die elftausend Mann starke Feindeschaar erwartete, und dort aufgestellt. Gegen Abend wurde die Artilleriemannschaft ihres Dienstes etwas müde und zog sich in ein benachbartes Wirthshaus zurück; die Kanone blieb einsam stehen in stiller Nacht — Nachher wurde Professor Volz Oberkommandant

und führte einmal ein Korps zu einer Recognoscirung nach Rottenburg in der Richtung des Schwarzwaldes; sein Adjutant zu Fuß war der Turnlehrer, der sich beeiferte, durch Achilleischen Lauf ein Pferd zu ersetzen. Ich gieng zum Parlament ab, als eben die Bürgerwehr im Lande organisirt wurde, darf mir aber das Zeugniß geben, daß ich nie eine Illusion über dieses Institut hatte, sondern von Anfang an darüber dachte, wie ich später schrieb.*) Doch schwebte ich bis dahin in der Täuschung, die unhaltbare Einrichtung könne die Uebergangsform zu einer neuen bessern Wehrverfassung bilden, fügte mich daher nach meiner Rückkehr vom Parlament in das thatsächlich noch bestehende Gesetz, freute mich nicht ohne Bosheit an den Strafen, die über renitente und säumige Kollegen verhängt wurden, machte die Offiziersschule unter einem förmlich als Kommandanten aufgestellten Lieutenant durch, brachte es zum Hauptmann, habe aber niemals meine Kompagnie gesehen.

Wohl war es redliche Begeisterung, daß ich um die Wahl zum Reichstagsmitglied mich eifrig bewarb; aber es stak doch viel Ehrgeiz dahinter, genährt durch den Beifall, den für viel Pathos und wenig Vernunft meine Reden auf Volksversammlungen gefunden hatten. Ich hätte viel Komisches von den Tagen der Wahlumtriebe zu erzählen, von Bergpredigten auf Rainen und auf der Landstraße, von rhetorischen Leistungen auf Marktplätzen und in Wirthssälen, namentlich auch von Prügeln, denen ich mit knapper Noth

*) Das Bürgerwehrinstitut, oder: ist der Jammer noch länger zum Ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das Wirtembergische Ministerium von Fr. Vischer. Stuttgart 1849, Göpel.

entgieng, und von solchen, vor denen ich mit ebenso knapper Noth die Gegenredner schützen half, denn meine Reutlinger trugen noch immer etwas vom Blute der alten Gerber und Färber in sich. Doch das kennt, wer 1848 gesehen hat. Schade wäre es trotzdem, wenn ich ganz von der feierlichen Stunde schwiege, da mir nach durchgesetzter Wahl auf dem Markte in Reutlingen die Bürgerwehrfahne vorgeführt wurde; denn ich will nur beichten, daß in meiner Apostrophe die großen Worte vorkamen: „wenn du einst von Kugeln ehrenvoll zerfetzt sein wirst“ u. s. w. (Stürmischer Beifall.)

Ich habe den Ehrgeiz gründlich abgebüßt; das Jahr in Frankfurt war ein Marterjahr. So blind war ich doch nicht, daß mir nicht schon in den ersten Wochen ein Instinkt des Denkens gesagt hätte, wir werden nichts zu Stande bringen. Es war nicht schwer, zu ahnen, daß von allen Formen für die Einigung Deutschlands, die in Vorschlag und Frage kommen konnten, keine möglich sein werde: preußischer Erbkaiser, Direktorium oder Trias, Turnus, Wahlkaiser, Republik — ich sage nichts weiter, man kennt die damalige Lage Deutschlands und den Stand der Parteien. Mit diesem Vorgefühl in der Seele gieng ich dumpf und freudlos umher, etwas wie Gespensterbangigkeit lag auf mir. Für die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser stimmte ich nicht; daß die lange Beschäftigung mit den Grundrechten reiner Zeitverlust sei, begriff ich; wenn wir aber statt dessen auch handelten, uns mit einer Macht, einem Parlamentsheer umgaben, was hätten wir zu schaffen vermocht? Dennoch hat das Parlament eine Zeit lang thatsächlich regiert und dies brachte ein Gefühl der Verantwortung mit sich, welches

die Centnerlast vermehrte, die auf mir lag. Die Begierde, als Redner hervorzutreten, damit die Tausende von Wählern, die mir im Geiste wartend über die Schulter sahen, doch von mir hörten, stieß sich am Hinderniß des Zudranges zur Rednerbühne; die ewige Hetze, nach den langen Sitzungen die Klubbdebatten bis tief in die Nacht, die tägliche Verkehrung der gewohnten Lebensweise: alles arbeitete an den Nerven und wie so viele meiner Kollegen habe ich damals einen Stoß auf meine Gesundheit fürs ganze Leben erlitten. Ich war Mitglied der „gemäßigten Linken"; Prinzip: sanfte Vorbereitung der Republik. Wer hat sich sehr zu schämen, wenn er damals im Phantasierausche der Zeit nicht erkannte, was uns sonnenklar ist, nachdem wir den Untergang der damaligen französischen Republik im Staatsstreich, die Kommune, den Wahnsinn in Spanien erlebt haben? Fällt den Menschen, wie sie in unseren alten Kulturstaaten sind, der Superlativ vernünftiger Staatsform, die Republik, in den Schooß, so ist er ihnen noch nicht superlativ genug, er soll noch superlativer, er soll superlativst werden; die Provinz, die Gemeinde soll ganz selbständige Republik in der Republik sein; folgt, daß auch jede Familie, und endlich, daß jedes Individuum eine Republik sein sollte, — und der Staat ist fertig. Dann pflegt einer zu kommen, der diesen unzähligen Republiken in der Republik über die Köpfe haut. Das konnte man freilich schon aus der ersten französischen Revolution wissen; aber die Geschichte muß eine solche Lehre oft vortragen, bis sie sich unsern harten Köpfen einprägt. Ja, könnte man eine alte Republik machen, das wäre etwas anderes! — Ich war also ein eventueller

Republikaner, dachte mir aber als letzten Zielpunkt eine recht strenge und nichts weniger als kosmopolitisch sentimentale Republik. In der That war von den zwei Prinzipien, um die es sich handelte, das der nationalen Einheit und Macht im Grunde viel stärker in mir, als das der Freiheit. Natürlich fehlte viel, daß ich mir darüber klar geworden wäre, wie mich diese Gesinnung eigentlich von der Demokratie trenne, welche, wie sie einmal ist, die Freiheit auf Kosten der Einheit will. Ganz langsam vollzog sich meine innere Lockerung, doch in praktischen Fällen, wie sie die damalige Lage Oestreichs brachte, verhielt ich mich so streng deutsch — freilich nach meinem damaligen Standpunkte großdeutsch — gegen fremde Nationalitäten, daß meine Parteigenossen und ich selbst meinen künftigen Abfall leicht hätten voraussehen können. Großdeutsch also und herzlicher Gegner der preußischen Partei im Reichstage! Der Satz stand mir fest, daß ein Theil des Ganzen sich nicht anmaßen dürfe, das Ganze zu sein, d. h. an seine Spitze zu treten. Darin war Logik; man kann sagen, es war Logik statt Politik. Allein wo waren damals die Erfahrungsbeweise, daß es im Theile des Ganzen eine Intensität der Kraft gebe, die in der Wirklichkeit das logische Verhältniß umzudrehen und ihn durch die T h a t über das Ganze zu stellen vermöge? Das Parlament hat schließlich durch den bekannten Beschluß den König von Preußen zu dieser That eingeladen. In den Tagen, die dem Beschlusse dieser Einladung — denn was anderes war die Verleihung der Erbkaiserkrone an Preußen? — vorangiengen, lag ich in einem fürchterlichen Kampfe, ich war bankerott in allem meinem Denken über

die Form der Einigung Deutschlands und dieser Bankerott drückte sich darin aus, daß ich mich der Abstimmung enthielt. Dies Verhalten eines Rathlosen mag armselig scheinen, aber wie hat sich denn der Rath bewährt, den die Weisheit der Andern wußte? Kann das Volk, kann die Freiheit einen König bitten, sich durch Revolution an ihre Spitze zu setzen? Vollends, wenn der König ein Romantiker ist? — Doch ich springe den Thatsachen voraus. Man muß nicht vergessen, daß es die erbkaiserliche Partei im Parlamente war, die, verbunden mit der Feigheit, welche sich allerwärts findet, das moralische Lebensprinzip des Parlaments zerknickte, als sie den Waffenstillstand von Malmö guthieß. Es folgte der 18. September, der Barrikadentag. Ich habe einige Momente dieses Tages und den Tod Lichnowskys beschrieben (Kritische Gänge, H. 4, S. 23 ff.). Man verlor die Zeit weiter mit ewigen Debatten über die Grundrechte, über Schule und Kirche. Gegen den Frühling 1849 gründete die Linke den Märzverein, bestimmt, ganz Deutschland für eine neue Revolution zu unterwühlen, für Wirtemberg auf den Sturz des Märzministeriums berechnet. Meine demokratischen Wähler forderten kategorisch, ich müsse eintreten; ich antwortete, ich lasse mich nicht zum Parteisimpel machen. Der badische Aufstand brach los; ich habe mich keinen Augenblick getäuscht, daß dies traurig verspätete, unfruchtbare, hoffnungslose Wehen und Krämpfe seien. Es war aus. Der Reichsverweser hatte einige Lust, uns zu sprengen, es wäre ein würdigerer Ausgang gewesen, als der in Stuttgart. Ich bin im Sommer mit dem Rumpfparlament hierher gezogen, mit klarer Einsicht in den Unsinn, aber ich

wollte nicht austreten, weil ich es für Pflicht hielt, das Schwere auf mich zu nehmen, das in der Oppositionsstellung auf mich wartete, die ich nun mit Wenigen gegen die Mehrheit einzunehmen hatte. Auf der Reise nach Stuttgart schwebte ich mit vier Kollegen einen Abend und eine Nacht lang in nicht geringer Gefahr, da wir in Heppenheim übernachten mußten. Er waren die Stunden des Gefechts bei Hemsbach; die hessischen Soldaten im Gasthof zum Halbmond glaubten, wir wollten dem badischen Aufstande zuziehen, weil wir Waffen bei uns hatten (Scheibenstutzen, Bürgerwehrsäbel, wirklich ganz harmlos einst nach Frankfurt und jetzt, da wir das Gefecht nicht ahnten, auf die Rückreise mitgenommen); wir haben erst nachher erkannt, daß unser Leben bedroht war. General Schäfer von Bernstein war noch abwesend im Gefechte, Morgens frühe erbaten wir uns von ihm einen Vorweis zum Durchlaß durch die Vorposten, er gab ihn mit dem Bemerken, wir sollten schnell abreisen, nach einer halben Stunde könne er uns für nichts stehen. Wir brauchten länger, bis wir einen Wagen für unser Gepäck bekamen, denn die Eisenbahn war unterbrochen; nun fragte ich in aller Unschuld einen Dragoner unter den Soldaten, die im Hofe umherstanden, ob wohl die Gefechte sich nicht erneuert haben, denn das Wort des Generals hatten wir so verstanden, als könnten neue Kämpfe unsere Reise aufhalten; wir ahnten nicht, daß es bedeutete, länger könne er uns nicht vor der Wuth der Soldaten schützen. Ein Gensdarm hört es, meldet es einem Hauptmann, dieser tritt vor und ruft, auf einen Anschlag zeigend: „wissen Sie, was auf Spionage gesetzt ist? Hier steht es geschrieben:

der Tod!“ Ich trat ihm entgegen und forderte ihn auf, mit mir zum General zu gehen und in seiner Gegenwart zu vernehmen, wie ich sein Wort verstanden und warum es mich zu dieser unverfänglichen Frage veranlaßt habe; allein die Kameraden zogen mich fort und wir wanderten hinter unserem Karren durch die Blutlachen und Pferdeleichen auf der Weinstraße nach Heidelberg, mitten in die Wirbel der Aufständischen. In Stuttgart stand es unheimlich genug; das Land sah täglich und stündlich einem Losbruch entgegen. Die Opposition, zu der ich also nun gehörte, bestand aus nicht mehr als sechs Kollegen, in ihrer Mitte Uhland; wir stimmten natürlich gegen die Reichsregentenwahl und vor der letzten Sitzung, die gehalten worden ist, sagten wir uns, es sollte doch auch einer von uns reden; keiner sprach einen Entschluß aus; es mußte einen wilden Sturm herbeiführen, wenn jemand gegen die erhitzten Gemüther den Mund aufthat. Ich darf glauben, daß man es nicht für Prahlerei ansehen wird, wenn ich nun erwähne, daß ich es auf mich nahm, als K. Vogt fünf Millionen zur Wehrbarmachung des Volkes forderte, und daß ich nun einer Reihe giftiger und wüthiger Angriffe Stand halten mußte. Es war ja nichts Besonderes; tausend Andere haben unter mehr Gefahr muthig gesprochen, aber ein Schicksalsbild ist es. Mit fliegenden Hoffnungen für meine ganze Nation war ich im Frühling ausgezogen und das Ende war nun, daß ich froh war, als Einzelner aus dem Schiffbruch des Ganzen mein Gewissen rein herausgebracht zu haben, indem ich unter schwierigen Umständen nicht schwieg, sondern den Narren es laut sagte, daß sie Narren seien. In den Ocean schifft — — — —

Von der Sprengung habe ich Einiges erzählt in dem Aufsatz über Uhland (Krit. Gänge H. 4, S. 132 ff.).

Im Herbst dieses Jahres starb Märklin. Ich darf als bekannt aus dem Buche von Strauß annehmen, wie er von der Kirche zur Schule übertrat und was er als Professor in Heilbronn seinem Amte gewesen ist. Mit ihm war dem alten Freundeskreise die rechte Mitte ausgebrochen. So grau wie der lichtarme Herbsttag erschien mir die ganze Welt, als ich von seinem Begräbniß einsam, stille Waldwege aufsuchend, nach Tübingen zurückgieng. Und nun senkte sich das breite Blei der langen, stumpfen Reaktion auf Deutschland. Stille Arbeit war einzige Zuflucht. Inzwischen aber war in all der Zeit die Last des Bewußtseins, durch meine Suspension Unrecht geduldet zu haben, nicht von mir gewichen. Endlich kam der Tag der Ehrenrettung. Im Jahr 1855 erhielt ich den Ruf an das Polytechnikum und die Hochschule in Zürich. Ich konnte zu keinem Entschlusse gelangen und eben diese Unentschlossenheit brachte mir Licht, wie ich nun zu handeln habe. Ich nahm eine Audienz bei dem damaligen Kultminister von Spittler-Wächter. Ich erklärte ihm zum Voraus, daß ich nicht, wie sonst in solchen Fällen üblich, komme, um mit dem Ruf in der Hand eine Besoldungserhöhung zu erwirken. Das wäre freilich jedenfalls ein thörichter Versuch gewesen; wußte ich doch z. B., daß der giftschwangere Pasquillroman Eritis sicut Deus mit wohlangebrachten Bleistiftstrichen von geschickter Hand auf einen Schreibtisch an höchster Stelle hingeschoben worden war; der Minister hätte selbst beim besten Willen nichts für mich thun können. Ich legte ihm nun alle Gründe für

und gegen Annahme der Berufung einfach sächlich vor und schloß mit den Worten, ich fürchte, es könnte mich reuen, wenn ich gienge, aber auch reuen, wenn ich bliebe; das Letztere gewiß in dem Falle, wenn ich auch ferner befürchten müßte, daß die Regierung, indem sie Denunciationen ihr Ohr leihe, mich unter einer Art von spezieller Aufsicht halte. Ich muß hier nachholen, daß inzwischen neue Angebereien vorgekommen waren, daß auf eine derselben, die ich nicht nenne, weil der Urheber mir später eine genugthuende Erklärung in Ehren gegeben hat, der Minister mir durch den Kanzler (von Gerber) einen „Wink“ hatte zukommen lassen. Jetzt bemerkte er mir, es seien ihm eben auch aus der Zeit nach der Rehabilitation aus achtungswerthen Quellen Mittheilungen zugegangen, aus denen hervorgehe, daß ich die rechten Grenzen noch nicht einzuhalten wisse. Ich erwiderte, mit dem Bewußtsein, unter einer besondern Kontrole zu stehen, könne ich nicht in meinem Wirken verbleiben; ein Lehrer spreche oft ein kühnes Wort, das er im Verlauf des Vortrags oder im folgenden zurechtrücke, ergänze, mildere, und wenn die Rosse einmal feurig rennen, solle man nicht sogleich besorgen, es sitze kein Kutscher auf dem Bock. Ich führte einige Beispiele von gemeiner und boshafter Verdrehung verschleppter Kathederäußerungen an und schloß mit der Bemerkung, anders, als ich sei, könne ich mich allerdings nicht machen, wolle man mich mit der Schneide, der ich meine Erfolge verdanke, so möge man bedenken, daß ich nicht mit stumpfem Messer schneiden könne. Nach einer Pause ließ der Minister mit leichtem Achselzucken noch die Worte folgen: das könne er immerhin sagen, daß ihm neuerdings nichts von

Ausschreitungen zugekommen sei. Damit war es genug; daß sich der Knabe gar noch solle gebessert haben, das war nicht hinzunehmen, ich stand auf, bat um Auskunft über die Formeln eines Entlassungsgesuchs, erhielt sie höflich, empfahl mich und stieg im Vorgefühl der baldigen Trennung vom Vaterland und doch mit wie erleichtertem Herzen! die Treppen hinunter. Hier begegnete mir ein Kollege, der mich mit den Worten grüßte: sieht man Sie auch hier? „Diesmal und nicht wieder“, antwortete ich. Viele Jahre nachher sind mir Aeußerungen von ihm berichtet worden, aus denen ich entnahm, daß er ohne Zweifel zu den „achtungswerthen Quellen“ gehörte.

Ich bin elf Jahre in der Schweiz gewesen. Ich habe gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bande der Freundschaft geschlossen, ich bin von den Behörden in durchaus nobler Weise behandelt worden. Ich muß der Schweiz bezeugen, daß ich trotz dem gefährlichen Fortschreiten des Geldgeistes, dem ich zugesehen, im Allgemeinen eine gewisse Ungebrochenheit der Charaktere dort gefunden habe, wie sie nur eine gesunde Republik erzeugt. Der Schweizer ist herber und rauher, als der Deutsche, und dadurch läßt sich mancher Fremde abstoßen, den ich doch bitten möchte, Schillers Abhandlung „Ueber die nothwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen“ zu lesen. Hoher Kulturstand einer Nation bringt immer auch eine Weichheit, Geschmeidigkeit mit sich, die leicht auf Kosten der Wahrheit höflich und traulich wird; ein Theil des Alemannenstamms hat sich von der Nation getrennt und mit Bruchstücken von zwei andern Völkern nach heldenmäßigen Kämpfen eine Republik gegründet, deren

sicherster Grundpfeiler ein tüchtiger Sinn der Wirklichkeit und des Wirkenden, eine unbeirrte Nüchternheit ist, konservativ im rechten Sinne des Worts. Eine solche Republik kann bestehen, denn sie zerstört die Freiheit nicht durch den Wahnsinn, der die Republikversuche in unsern alten Kulturstaaten zu Grunde richtet, und sie besitzt die Heilmittel, Siege und zeitweise Herrschaft der extremen Parteien im einzelnen Kanton zu überwinden, Thorheiten zu überleben. Welche Frische der Geister und Charaktere in der Schweiz zu Hause ist, zeigt die Energie des jetzigen Kampfes gegen die ultramontane Herrschsucht. Die reformirte Kirche hatte sich seit Jahren, namentlich im Kanton Zürich, den neuen und freien Bewegungen in der deutschen Theologie lebenskräftig geöffnet. Angesichts von Männern, wie Diakonus Hirzel, den sein freies, an der Tübinger Schule genährtes Denken nicht hinderte, mit Apostelfeuer zu predigen und zu wirken, findet man sich in eine Antinomie gedrängt. Es ist wahr, daß es ohne gewisse Verhüllungen, Bemäntelungen, ja sagen wir es nur: ohne Unwahrheit nicht abgeht, wenn ein theoretisch heller Geist noch im Volke religiös wirken will, es ist nur ganz begreiflich, daß Männer der strengen logischen Konsequenz wie ein Strauß hart und streng gegen die sogenannten freisinnigen Theologen vorgehen. Allein es handelt sich ja nicht blos um Ansichten und innere Konsequenz, sondern auch um Praxis, um Wirken. Was würde folgen, wenn die Männer, die in dieser Lage sind, ihre Hand vom Volke abzögen? Es hätte keine Erzieher mehr, es fiele ganz in Pfaffenhand. Daher ist es doch eine Wohlthat um ein vernünftiges Verfassungswesen, das diesen

„Halben" Luft und Raum gönnt. Auf dem Katheder zeigte Biedermann, wie man kritisch frei denken kann, ohne darum das ethische Band mit der Gemeinde zu zerreißen, und erwarb sich die Liebe aller jugendlichen Gemüther; mit gehaltener Würde lehrte und predigte der klare, gediegene Alexander Schweizer; Heinrich Lang wurde damals nach Meilen und nach dem tief betrauerten Tode Hirzels an dessen Stelle in Zürich berufen. Im Senate war einer der Freunde, die ich in Zürich fand, Orientalist Hitzig, die charaktervolle Hauptstütze der liberalen Mehrheit. Es fehlte nicht an Verkehr mit Künstlern, ich nenne nur den genialen Thiermaler Koller, meinen Kollegen Ulrich, den Landschaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernhaften, echten Dichternatur Gottfried Kellers; in Schweizerfamilien, in dem mäcenatisch gastlichen Hause des deutschen Kaufmanns Wesendonk fand sich nicht selten zusammen, was sich zu den Kreisen der Kunst und Literatur zählte. Warum ich aus einem so guten Lande dennoch fortgegangen bin? Da ist allerdings etwas zu nennen, das den Deutschen hindert, auf diesem Boden ganz anzuwachsen. Es herrscht oder herrschte wenigstens damals noch politische Abneigung gegen Deutschland, ja mehr als dies, ein ungünstiges Urtheil über den deutschen Nationalcharakter; dies ist geschichtlich zu leicht zu begreifen, als daß ich hier auf eine Erklärung einzugehen hätte; nur an den sogenannten Schwabenkrieg erinnere ich, der im sechzehnten Jahrhundert die Schweiz vollends von Deutschland getrennt hat und der wohl die Schuld trägt, daß Schwabe fast ein Spottname im Volksmunde geworden ist. Diese Stimmung bricht hervor, man weiß niemals, wann

und wie? Man hat ein Gefühl, auf unterhöhltem Boden zu wandeln, wenn man nie sicher ist, ob man nicht etwas gegen die „Dütschen“ hören muß; glaubt man sich bei Gebildeten geborgen, die man als deutschfreundlich kennt, doch entfährt auch ihnen leicht ein Wörtchen, das auf die mit der Muttermilch eingesogene Denkart weist. Auch lernt man nie ganz verwinden, daß der Name Deutscher stets nur politisch verstanden wird, also nur den Angehörigen eines auswärtigen Staates bedeutet, und dies in deutschem Munde. Viele Interessen weisen naturgemäß nach Frankreich, aber dieser Zug der Interessen ist zugleich ein Zug der Neigung und gerade in seiner Franzosenbewunderung der Schweizer (mit Ausnahmen natürlich) ein nur zu echter Deutscher. So erklärt sich denn, warum ein Deutscher, welcher in der Schweiz dient, trotz aller Güte und Freundlichkeit, die er im Einzelnen erfährt, trotz aller öffentlichen Anerkennung nicht recht aus dem Gefühle herauskommt, Fremden zu zu dienen. Uebrigens soll sich die Stimmung gegen Deutschland nach jenen Ausbrüchen der Krankheit, die kurz nach dem Ende des Kriegs vorkamen, wesentlich gebessert haben und ich ließe mir gerne sagen, ich hätte meine Schilderung dieser Zustände nicht im Präsens, sondern im Präteritum halten sollen. Wäre ich aber während des Kriegs noch dort gewesen, ich glaube, ich hätte in dem vernünftigen Urtheil Weniger nicht so viel Trost gefunden, um nicht ein Gallenfieber zu bekommen. Leider jedoch muß ich noch eine ganz andere Quelle von Mißstimmung erwähnen, die dem Deutschen in der Schweiz das Leben trübt. Er findet unter den eigenen Landsleuten kosmopolitische Demokraten, meist

verbitterte Flüchtlinge, die sich nicht schämen, bei jeder Gelegenheit der Schweiz zu schmeicheln und auf das eigene Vaterland zu schimpfen. Habe ich doch nach meinem Abgang von einem dortigen Deutschen dieser Gattung gehört, er habe unsere Siegesfreude ein Siegesgeheul genannt, und ist doch nachher ein Deutscher von Zürich nach Paris gereist, um Thiers einen Plan zur Befestigung der Hauptstadt vorzulegen. Man wird den Schweizer für entschuldigt wiewohl nicht für gerechtfertigt halten, wenn solche Erscheinungen auf sein Urtheil wirken. Wer aber nicht vergißt, daß er im Ausland seine Nation zu repräsentiren hat, und sich daher zum Gesetze macht, nichts auf ihre Ehre kommen zu lassen, der hat ja doch auch Stunden, wo er sich über dies und das frei aussprechen möchte, was er allerdings gegen sein Vaterland auf dem Herzen hat; so sehnt er sich denn natürlich nach Hause, um unter den Seinigen frisch von der Leber losziehen zu können, denn da darf man es ja. Steigen große politische Fragen auf, die Deutschland angehen, so wird der Deutsche im Ausland auf seiner Insel weit heftiger erregt, als im Inland, die Leidenschaft wird um so heißer, weil sie, eingespannt vom fremden Elemente, nach innen schlägt in die kleinen Kreise, worin die heimischen Parteigegensätze durch eine kleine Zahl von Individuen vertreten sind. Die Frage, ob Deutschland Frankreich den Krieg erklären solle, entzündete 1859 unter uns eine furchtbare Aufregung. Wie ich mich damals verhielt, sagten Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung und nachher die Kritischen Gänge. Wer diese Aeußerungen gelesen, weiß, daß ich nicht beschränkt national dachte, daß ich aber in der

damaligen Verwicklung meine politischen Gründe hatte, meiner alten Liebe zu Italien nicht die entscheidende Stimme in meinem Urtheil einzuräumen. In Zürich war zur selben Zeit das eidgenössische Schützenfest; der Jubel im Kontrast mit den französischen Siegen wühlte mir wie mit glühenden Messern in der Seele und ich beeilte mich, nach Ulm hinüberzukommen, wo ich wenigstens mit den Meinigen klagen und grollen konnte, daß Deutschland durch seine Zögerung Frankreich die erste Rolle in Europa in die Hände fallen ließ.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, zu erklären, warum trotz dem schönen Wirkungskreise, worin ich stand, öfters der Wunsch einer Rückkehr nach Deutschland in mir aufstieg. Etwa um 1860 handelte es sich von einer Berufung an die Universität in München, der Antrag fand im Senate die Majorität nicht; später kam eine Anfrage vom Polytechnikum in Karlsruhe, ich konnte mich nicht entschließen. Inzwischen hatte der wirtembergische Kultminister von Golther, mein früherer Zuhörer, mehrmals die Absicht gegen mich ausgesprochen, mich wieder nach Tübingen zu berufen. Ich hatte seine wohlwollende Einladung nicht annehmen können; ich wollte nicht mehr nach Tübingen, denn ich hatte dort unter meinen Freunden und in meinem Wirken zwar gern, in der Stadt aber als Stadt ungern gelebt. Es ist unvermeidlich, daß ich bei diesem Punkt etwas verweile.

Es mag aus verschiedenen Gründen gut sein, wenn eine oder die andere kleine Universität in Deutschland bestehen bleibt; im Ganzen aber halte ich es nicht für gut, wenn der Gelehrte im Kleinen und Engen lebt. Die Wissenschaft und ihre Träger sollen nicht von der Welt geschieden

sein. Der stille Fleiß kann im Weltgetümmel so wohl, wenn nicht besser gedeihen, als in einem Mittelding zwischen Stadt und Dorf. Bei fast gänzlicher Beschränkung eines Standes auf den Umgang mit seines Gleichen kann es ohne Verknöcherung nicht abgehen. Für den Studenten sind die bekannten Gefahren einer großen Stadt nicht größer, als die der Verwilderung in der kleinen, und welkt die alte Romantik des Verbindungswesens, längst zum Schnörkel geworden, dort schneller vollends ab, als es hier geschehen wird, so ist es nicht zu beklagen. Andere, viel tiefere Gründe, welche in Wirtemberg mit lauter Stimme für eine Verlegung der Hochschule in die Hauptstadt sprechen, will ich nachher in anderem Zusammenhang kurz hervorheben und hier nur noch ein Wort über das besondere Gepräge der Stadt Tübingen hinzufügen. Die untere Stadt beherbergt eine blutarme, von Wein- und Ackerbau auf klein zerstückelten Gütern kümmerlich lebende Bevölkerung; sie ist mit ihren schmutzigen Fuhren und in ihren zerlumpten Kleidern, ihrer ganzen rohen Erscheinung immer im Vordergrund und bestimmt das Gepräge der ganzen Stadt. Die Gemeinde hat neuerer Zeit viel, sehr viel für ihre Stadt gethan, z. B. die Hauptstraßen gut gepflastert, die Kirche restaurirt, aber diesem Stempel abzuhelfen, ist ein Wachsthum der Stadt vorausgesetzt, das ein Jahrhundert verlangte, und inzwischen wird sich das Land wohl der starken Gründe erinnern, die auch ohne dies Uebel die Universität nach der Hauptstadt rufen.

Ich lebte nun ins elfte Jahr nicht außer der Welt, sondern in der Welt, in einer großen, wohlhabenden, auf-

blühenden, von allen Nationen besuchten Stadt und sah um mich her die schweizerische Reinlichkeit. Ich will mit dem Geständniß meiner Abneigung gegen Rückkehr in jene Zustände niemand wehe thun, der gern in Tübingen lebt, weil er ländliche Stille vorzieht; ich weiß, wie viele treffliche und ausgezeichnete Menschen dort wohnen, aber Wahrheit geht über Rücksicht. — Also kein kleiner Konflikt, als der Ruf nach Tübingen sich freundlich dringend wiederholte! Kultminister von Golther ließ mir endlich anbieten, von Tübingen aus je in der zweiten Woche einige Vorträge am Polytechnikum in Stuttgart zu halten. Im Gedanken, daß ich in Tübingen eher würde leben können, wenn ihm beständig die Hauptstadt über die Schulter sehe, konnte ich mich jetzt entschließen. Findet man unklar, wie ein solches bloßes Anhängsel mich entscheiden konnte, so muß man bedenken, wie stark nicht nur der Wunsch, dem eigenen Lande zu dienen, sondern noch ein anderes, ein objektives Gewicht in die Wagschale fiel: in den wohlwollend anliegenden und wiederholten Anfragen des Ministers durfte ich einen Willen des Landes erblicken, ein altes Unrecht gut zu machen, den letzten sühnenden Akt zu der Geschichte meiner Suspension zu fügen. Allerdings faßte ich im Gefühle, mich nicht länger sträuben zu dürfen, ein äußeres Moment zu ungenau ins Auge, denn bald zeigte die Erfahrung, daß das Hin- und Herreisen mir alle Sammlung zerstückle, und eine veränderte Einrichtung, nach der ich je ein Wintersemester am Polytechnikum, ein Sommersemester an der Universität lehrte, hielt ebenfalls nicht die Probe; ein der Wissenschaft gewidmetes Leben fordert Stetigkeit des Wohnsitzes. Es hieß also: Entweder, Oder! Universität oder Polytechnikum!

Diese Wahl außerordentlich zu erschweren, kam nun ein Ruf an das Polytechnikum in München. Ich habe ein Halbjahr in einem furchtbar schweren inneren Kampfe verlebt: dort ungleich größerer Wirkungskreis in einer Stadt, wo Hochschule und Polytechnikum sich vereinigt befinden, die reichen Kunstsammlungen, die Künstler, die Ateliers, kurz eine ungleich weitere, weltmäßig offnere Existenz; hier die peinvolle Wahl, in der ich doch nicht lange schwanken konnte, denn den Abend meines Lebens in der geschilderten Enge zuzubringen, war mir Unmöglichkeit, ich mußte mich für Stuttgart, aber hiemit für eine Lehrthätigkeit entschließen, welche zwar neben den Schülern der Anstalt auch Männer, die auf Universitäten studirt haben, aber nicht eine Jugend mit der Vorbildung des Studenten vor sich hat. Doch nun die andere Seite! Ich war bei meiner Rückkehr von so Vielen mit einem Wohlwollen empfangen worden, das über jenes Maß hinausgeht, welches der Einzelne als solcher jemals in Anspruch nehmen darf; es war der Sinn meiner Zurückberufung, dem dies galt, es war eine symbolische Bedeutung in diesem Willkomm, es war, wie ich schon gesagt, die Reparation eines alten Unrechts, welche in meiner Rückkehr begrüßt wurde. Man begreift, daß ich mich entschließen mußte, zu bleiben. Der Gedanke, daß ich einen kaum angesäeten neuen Acker, auf den ich in solcher Weise, in solchem Sinne aufgenommen gestellt war, wieder im Stich ließe, war ein solcher, daß er bei irgend welchen unangenehmen Erfahrungen im Nachbarlande, die bei den dortigen Verhältnissen zwischen den Konfessionen nicht ausbleiben konnten, als Reue, als Gewissenszweifel nachwirken mußte. Ich darf

diese Erwägung als objektiven Bestimmungsgrund bezeichnen; nicht subjektives Gefühl, nicht weiche Gemüthlichkeit, nicht der Zug des vertrauten Elements, sondern die Pietät als Pflicht mußte durchschlagen und Entsagung gebieten. Ich habe es nie bereut, obwohl etwas Tragisches darin liegt, wenn ein Mann im letzten Stadium des Lebens sein Wirken verengen muß. Darin bin ich ein Opfer des ungeheuren Mißstandes, daß unser Land seine höchsten Lehranstalten nicht an Einem Orte koncentrirt hat, und statt irgend welches Seufzers, der meiner Person gälte und zu welchem ich gar nicht gestimmt bin, darf und muß ich diesen Lebensabriß mit einem Wort an mein engeres Vaterland schließen.

Zuvor aber bin ich es dem Leser schuldig, ihn noch einmal zu meiner wissenschaftlichen Lebensbahn zurückzuführen. Auf das Politische brauche ich nicht mehr einzugehen, nachdem ich im letzten Heft der Kritischen Gänge mich einläßlich über den Gang der Klärung meiner Ansichten in diesem Gebiet ausgesprochen habe. Ich spreche nicht von dem Gefühle, womit ich das Jahr 1870 und die Gründung des Deutschen Reichs begrüßte, ich theile es mit Unzähligen, die in späten Lebensjahren dies noch erleben durften, und traure mit ihnen um all die Sehnenden, die es nicht mehr sehen sollten. — Also nur noch ein Wort über meine Studien, und zwar über den Mittelpunkt meines Forschens und Lehrens, die Aesthetik. Ich kann mich kurz fassen, da ich im sechsten Hefte der Kritischen Gänge mich einläßlich ausgesprochen habe. Ich lese nun Aesthetik seit 1835, also neun und dreißig Jahre lang, nicht in jedem zwar, sondern mit Unterbrechungen durch meine anderen

Fächer. Wer meine Hefte sähe, würde in ihrem Zustande das Bild meiner Mühen erkennen. Nie war ich zufrieden mit einem vermeintlichen Abschluß meines Denkens über das Geheimniß des Schönen, das alte Manuskript wurde je, wenn ich die Vorlesung wieder aufnahm, ganz oder zum Theil wieder umgestoßen, neue Manuskripte haben sich mit brauchbaren Theilen der alten und Einschiebeblättern so gewirrt, daß ich im Vorstudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus meinen Heften zu kommen. Es ist erlaubt, diese Aeußerlichkeit zu erwähnen, weil sie ein Wiederschein nicht nur, wie gesagt, meines Ringens, sondern auch der Gährungprozesse ist, welche in dieser Wissenschaft vor sich gegangen und heute noch bei keinem auch nur relativ beruhigenden Ziel angelangt sind. Hätte ich in der langen Zwischenzeit zwischen der Vollendung des Werks und heute die Umarbeitung für die Oeffentlichkeit vorgenommen, ich weiß, daß ich jetzt Lust hätte, das Gedruckte wieder umzustoßen. Am meisten mit dem Anfang war ich bei jeder neuen Vorlesung unzufrieden. Darin spricht sich vor allem die Schwierigkeit der Frage aus: ob deduktives, ob induktives Verfahren, oder eine Verbindung beider und welche? Und hinter dieser Frage steht natürlich die tiefe und allgemeine Frage der Stellung der Aesthetik zu den induktiven Wissenschaften, zur Physik, zur Physiologie, d. h. vor Allem zu der Lehre von den Sinnenfunktionen, und zur Psychologie in ihrem jetzigen, durch den Einfluß der empirischen und exakten Forschung völlig veränderten Stande. Man kann wirklich sagen, das Problem des wahren Verhältnisses zwischen Philosophie und Naturwissenschaft

springe gerade in der Aesthetik mit seiner ganzen unendlichen Schwierigkeit hervor. Wo ist die Grenze? Wie viel kann die Aesthetik von der Naturforschung lernen und wo hört dies Lernen auf und beginnt Beweisführung aus rein inneren Gründen? Auf die Seite der Induktion, des Erfahrungsgebiets fällt aber für den Aesthetiker noch etwas ganz Anderes, als die Nachfrage nach den Resultaten der Naturwissenschaft. Er soll das Naturschöne und die Kunst aus eigener, wahrer und warmer Erfahrung kennen, er soll den Nerv dafür haben, es soll in ihm etwas von einem Künstler und Dichter sein. Will man mir nun die Gunst erweisen, mir zuzuerkennen, daß die beiden nöthigen Kräfte: Fähigkeit zum philosophischen Denken und Phantasiegabe sich in mir zusammenfinden, und daraus schließen, daß hier demnach alles in guter Ordnung sei, daß diese vereinten Kräfte nun rund und glatt zusammenlaufen und in die Aesthetik münden, so ist das gleich gesagt. Klassische Werke werden hervorgebracht, wo eine Kraft dominirt. Wo dagegen Denken und Phantasie mit annähernd gleicher Energie wirken, hat keine der beiden Kräfte die ganze Energie, sie schieben sich, wie ich es schon oben ausgedrückt habe, unberechenbar durcheinander — wie im Leben Besinnung und Leidenschaft — und aus den ineinanderlaufenden Ziffern erwächst gar schwer eine runde Summe. Nicht daß ich dies mit kindischer Bescheidenheit sagte, ich meine nicht, nichts gemacht, gewirkt zu haben, der Welt nichts nützen zu können. Und dies, das Wirken, führt mich auf die Wendung in meinem Leben zurück, die meinen Wirkungskreis enger gezogen hat, auf die Klage über die örtliche Trennung der höchsten Lehranstalten in unserem Lande, auf die kategorische Nothwendigkeit ihrer Vereinigung.

Ich zähle nicht die lange Reihe von einzelnen Gründen für die Verlegung unserer Hochschule in die Hauptstadt auf, gehe nicht ein auf die Ausgaben für die doppelte Herstellung mancher Anstalten, Einrichtungen, Kabinette, die doppelte Anstellung von Lehrern für ein Fach, wo Einer genügte, nicht auf die Entfernung der Universität von Kunstsammlungen, Theater u. s. w., ich führe nicht aus, wie leicht die Stadt Tübingen zu entschädigen wäre, z. B. wenn man sie in eine Garnisonsstadt und die Klöster in Kasernen verwandelte (denn dies ist die natürliche Bestimmung der letzteren, auch nachdem der Zwang, den ich oben geschildert, in einigen Punkten gelüftet ist), ich verweile nicht dabei, welche Ersparnisse sich aus der militärischen Verwendung dieser und anderer dortiger Räume für die Kosten der Verlegung ergäben, ich beschränke mich auf den einen, entscheidenden Hauptpunkt. Die Summe von geistigem Inhalt, die eine Universität in sich vereinigt, soll möglichst Vielen leicht zugänglich sein und ebenso die verwandte Summe, die ein Polytechnikum in sich schließt. Im Namen wahrer Menschenbildung soll angenommen werden, daß Menschen, junge und alte, mit den verschiedensten geistigen Richtungen und Interessen, aus den verschiedensten Ständen das Bedürfniß fühlen, Vorlesungen der verschiedensten Fächer zu hören, also auch solcher, die dem Fachstudium der Einzelnen ganz entlegen sind. Es soll also angenommen werden, daß nicht nur Studenten jeder Fakultät Vorlesungen in jeder andern Fakultät, Polytechniker akademische, Akademiker polytechnische Vorlesungen zu hören bedürfen und wünschen, sondern auch, daß z. B. ein Kaufmann, Offizier, Staatsbeamter in Justiz,

Verwaltung, Finanzen lebhaft verlange, seine Bildung nach irgend einer Seite zu ergänzen und dabei den Vortheil zu genießen, den der lebendige Kathedervortrag gewährt, und allen diesen soll nicht zugemuthet werden, sich zu diesem Zwecke von der Haupt- oder der Universitätsstadt auf ein Halbjahr oder länger zu entfernen. Dem: nihil humani a me alienum puto soll die Gelegenheit entgegenkommen. Ein Polytechniker soll philosophische Vorlesungen hören können, wenn er Drang und Lust fühlt, ein Student nicht nur Kunstgeschichte in der speziellen Behandlung, wie sie im Polytechnikum vorgetragen wird, sondern auch, wenn es ihm beliebt, Mechanik oder fachmäßigen Architekturunterricht mit Uebung im Zeichnen. Und zwar überdies leicht, d. h. unterstützt durch örtliche Nähe der Anstalten in Einer Stadt. Wer in einem Polytechnikum in dieser Stunde diese Vorlesung hört, soll in der nächsten Stunde eine andere hören können, die nur eine Universität bieten kann, und umgekehrt. Es folgt also zugleich mit mathematischer Nöthigung, daß die Gebäude beider Anstalten nicht durch weite Strecken getrennt sein dürfen. Lächelt ein Leser zu der Voraussetzung eines so vielseitigen Bildungsinteresses, sagt mir einer, unsere Stuttgarter befinden sich doch bei ihrer Entbehrung ganz gemüthlich wohl, so dient zur Antwort: natürlich, weil ihr sie nicht weckt! Es ist nicht zu leugnen, daß unsere schwäbische Hauptstadt sich gegenwärtig in einem gewissen Zustand geistiger Stagnation befindet; ich überschätze nicht den Werth und die Kraft der Portion Salz, die eine Universität enthält, aber warum soll ich sie unterschätzen? So viel, als es dem Stubengelehrten Noth thut, in die Welt geworfen zu werden,

so viel Noth thut es Stuttgart, daß diese Portion Salz in sein stehendes Wasser geworfen werde. Ueberhaupt aber: jedes große geistige Werkzeug wirkt nur die Hälfte, wenn es außer Kontakt mit den verwandten Werkzeugen arbeitet. Seine höheren Lehranstalten zu verstärkter Wirkung zu koncentriren ist daher die Aufgabe jedes Staates. Ich erlaube mir, zu glauben, daß Württemberg das Zeug dazu hat, ein süddeutsches Kulturcentrum zu gründen. Im jetzigen Stande der Dinge muß diese Behauptung fast komisch erscheinen. Denn wo ist denn das Zeug? Latent ist es. Die Schwaben sind ein Volk absonderlicher Art. Eine ungeahnte Fülle von Geist und Talent steckt in diesem Lande. Es ist unsere Liebhaberei und Kunst, es zu verstecken, daß man es nicht findet, namentlich auch gesellig: der Einzelne isolirt sich oder verschlüpft sich in kleine, klebrig zusammenhockende Kreise, die kein Fremder entdeckt. Dieser kommt und fragt: wo sind denn die Leute? wo finde ich Künstler, Literaten u. s. w. vereinigt? Zerstreut in Mauslöchern stecken sie. Wo gibt es Gespräche über Kunst, Literatur und Politik? Wer uns nicht kennt, dem müssen wir stumpf erscheinen; Tausende halten es für unnatürlich, von solchen Dingen am Kaffee- und Wirthstisch zu sprechen, wo Viele vereinigt sind; könntest du die Schweiger belauschen, wenn sie zu Wenigen unter sich sind, so würdest du tausendmal staunen über die Klarheit, Freiheit, den Humor, kurz die Intelligenz ihres Urtheils. Es hängt mit unsern besten Eigenschaften zusammen; wir mögen die Geisthetzerei nicht, dem Gespräche soll seine Zufälligkeit, naive Behaglichkeit bleiben. Aber gewiß, es ist der größte Fehler unserer Tugenden, dieser Versteckrieb,

diese falsche Scham und Scheu vor vermeintlicher Affektation und falschem Pathos. Wir wollen zu schlafen scheinen, während wir wachen. Es ist dem Schwaben wohl nicht recht, wenn man nicht merkt, daß er grundgescheidt ist, und doch meint er, es wäre geziert, wenn er es sich anmerken ließe. Hat dieses Nichtherauslassen etwas Schildbürgerliches, so muß man dem Stamme dafür nachsagen, daß er seinen geistigen Schatz gut zusammenhält; wohlgesparter Fonds ist der Geistescharakter des Landes, daher überrascht es öfter die Welt, wenn es den Behälter öffnet und sein Vermögen sehen läßt. Es wird kaum irgendwo in so bevölkertem Land so wenig blasirte Menschen geben. — Uebrigens ist das gewisse enge, stumme, halbscheu abgeschlossene Wesen freilich auch Nachwirkung früherer langer Absperrung von größeren Verkehrsbahnen und wahrem Verbande mit dem Ganzen der Nation. Die Sprengung dieser Fessel und die Gliedschaft des Deutschen Reichs wird das Ihrige thun, aber schon beweist die Erfahrung, daß beides nicht genügt. Habe ich Recht und haben Unzählige mit mir Recht — denn die Schwaben sind nicht so unbewußte Menschen, daß sie nicht mit unzähligen Augen in sich selbst und in ihre Fehler blickten, — so bedarf es nur eines weit sehenden und aus dem Großen rechnenden finanziellen Blicks bei der Regierung und einer nicht klein und ängstlich messenden Ständekammer, um zu erkennen, daß alle großen Opfer für Schöpfung eines Kulturmittelpunktes in Stuttgart die Zukunft hundertfältig ersetzen wird.

Der Leser entschuldige freundlich diese Abschweifung von der Aufgabe einer Selbstbiographie; sie wird erlaubt

sein, weil sie über den Gegenstand, die eigene Person, nur hinausgeht, um einem größeren Ganzen, dem dieser Einzelne zunächst angehört, nach Möglichkeit zu dienen.

Zusatz.

Diesem Abriß meines Lebensgangs habe ich für den Wiederabdruck da und dort eine mäßige Erweiterung gegeben. Zu einem volleren Bilde von Umständen, Zuständen, Verhältnissen, Personen, der Zeit überhaupt ließ sich diese Arbeit nicht wohl ausdehnen; durch ihre Bestimmung für ein Journal war sie auf einen sehr mäßigen Umfang angelegt, eine durchgreifende Erweiterung hätte die ganze Anlage aus den Fugen getrieben, ich hätte das Ganze umstoßen, hätte, mit Beibehaltung einiger Partieen, ein Buch schreiben müssen, und das konnte ich nicht wollen; soviel Wichtigkeit wollte ich meinem Leben nicht beilegen, um es als Mittelpunkt großer Perspektiven zu behandeln.

Aber etwas Anderes glaube ich mir nicht versagen zu müssen. Es drängt mich, über den größeren, zur Zeit, da ich obige Skizze schloß, noch nicht geschriebenen poetischen Versuch „Auch Einer“ mich auszusprechen, Einiges über seine Entstehung vorzubringen, mich seiner anzunehmen, wo ich es für recht halte, auch Bekenntnisse abzulegen, wo ich — soweit eben die Selbsterkenntniß reicht — selber Schwächen sehe.

„Mich seiner annehmen“: dies kann auf Widerspruch stoßen; ich selbst habe lang Bedenken dagegen gehabt. Es

muß erlaubt sein, für sich selbst als Anwalt aufzutreten, wo es sich um Werke handelt, die der Welt der Prosa, der Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, einfach dem Gebiete des Wahren angehören. Da gilt es einen Kampf von Gründen gegen Gründe, da fragt es sich, wer Recht hat, und um das Recht darf man streiten. Anders in der Kunst, in der Sphäre des Schönen. Habe ich etwas, das ihr angehört, in die Welt hinausgegeben, erfährt es Angriffe und wehre ich mich dagegen, so ist es, als verwehrte mich für den Anspruch, ein Talent zu sein, und das wäre lächerlich. Und doch ist es nicht leicht, zu schweigen. Stiche und Stöße nach einem Kind der Muse thun anders weh, als nach Kindern des Wissens und Erkennens; sie gehen auf Herz und Nerv des Vaters. Als es losgieng auf den A. E., als ich so recht zu erfahren hatte, in welchen Händen so vielfach die Kritik ist, habe ich Freunden bekannt, es sei mir zu Muthe, wie Einem, der ein Töchterlein auf die Straße geschickt hätte, der erführe, daß es von rohen Begegnenden mißhandelt wird, und ihm doch nicht beispringen könnte. Prosaische Werke sind Söhne, der Vater gibt ihnen Waffen mit, sie mögen sich durch die Welt schlagen, niemand bestreitet ihm das Recht, ihnen nachzueilen und mit Speeren auszuhelfen, wo die mitgegebenen nicht reichen; poetische Werke sind arme, wehrlose Mädchen. Fragt man mich, welche Rohheiten denn meinem begegnet seien, so will ich nur anführen: die erste Anzeige, die mir unterkam, sagte von den Reden Kallars und Arthurs in der Pfahldorfgeschichte: „so wird noch manches an die Pfahlbürger hingepredigt“ und von dem Ausgang der Leidenschaft Einharts

im Tagebuch: „er reißt sich blutend los“: Beides ein Beweis, daß der ungenannte Herr sich nicht die Mühe genommen hatte, zu lesen, das Letztere ein Flicklappen aus dem Ritter Toggenburg. Die Nationalzeitung brachte eine Anzeige, die das Ganze für ein schlechtes Pasquill erklärte; sie war von Damenhand, wie ich später erfuhr. Nicht von solcher Frechheit an sich ist der Mühe werth zu reden, wohl aber von der Aufnahme in eine verbreitete Zeitung. Wer ist zur Kritik berufen? Blickt man in unsere Zustände hinein, so ist es, als ob wir nie einen Lessing gehabt hätten, der uns gezeigt hat, daß nur der gründlichen Bildung, dem reifen Geschmack und der Gewissenhaftigkeit das Wort zu geben heilige Pflicht ist. Die Schuld liegt nicht zu kleinem Theil an den Redaktionen, die bei ihren Berufungen oder Zulassungen so oft diese Pflicht vergessen. Die genannte Zeitung hat, da sie die Arbeit eines Mannes in solche Hand gab, hievon ein grelles Beispiel gegeben. Dagegen muß denn zuweilen Polizei geübt werden. Ich habe sie nur humoristisch-satyrisch geübt in dem Scherzgedicht „Einharts Schicksal“, die Sache ist aber ernst, darum war hier noch ein Wort im Ernste zu sagen. Daß man es als Empfindlichkeit auslegen wird, ist vorauszusehen; wer danach lang fragte, gienge lang irre. — Ich habe nicht vergessen, daß später andere Kritiken erschienen, die von gewissenhaftem und ernstem Eingehen zeugten und im Ganzen günstig urtheilten; für so schwach werde ich nicht gelten, daß ich nur Lob erwartete; hier ist die Rede von der Begreiflichkeit des Gefühls der Kränkung, wenn man ein lang mit Liebe gehegtes Werk mit rohen Fingern angetappt sieht. Nun aber also:

ist es denn wirklich unerlaubt, einem poetischen Erzeugniß beizuspringen, wenn man findet, daß es Unrecht erleidet in der Welt? Doch stellen wir die Frage anders, denn wird sie so gestellt, so mag die Antwort zweifelhaft bleiben. Nicht blos Vertheidigung ist es, wovon es sich handelt. Rechenschaft geben von der Entstehung, Absichten aufzeigen, die nicht oder von Wenigen erkannt worden sind, während sie doch nicht schwer zu finden wären, sich laut und ehrlich vor der Welt auf die Schwächen seiner Arbeit besinnen, aber auch fest seines Rechts annehmen, wo man sich dessen bewußt ist; namentlich aber mit aufrichtiger Selbstprüfung die bestimmte Kunstfrage nach der Komposition als solcher in die Hand nehmen und als Maßstab anlegen: das wird man doch wohl dürfen? Niemand wird so boshaft sein, mir vorzurücken, ich wolle mich eitel den Größten gleich stellen, wenn ich erinnere, wie Goethe da und dort, namentlich in „Wahrheit und Dichtung“ über manche seiner Werke sich ausgesprochen, wie Schiller in den Briefen über Don Carlos seine Komposition zu rechtfertigen gesucht hat. Was man darf, darf der Kleine wie der Große. — Gewiß freilich ist Eines: es muß dabei etwas herauskommen, sonst fehlt die Legitimation; es muß sich Einiges ergeben über Wesen der Poesie, über psychischen Hergang bei Entstehung poetischer Werke, über Komisch und Tragisch, über Recht oder Unrecht des Cynischen und andere Punkte mehr. Das sind Beiträge zur Wissenschaft der Phantasie und Kunst, die ihren Werth haben ganz abgesehen von der Person dessen, der sich in der Poesie versucht hat, und ich hoffe, die folgende Betrachtung werde diese Probe aushalten.

Zuerst denn etwas von der Entstehung. — Sie gieng von zwei anfänglich ganz getrennten Punkten aus. — In Zürich ist eine besonders reiche Sammlung von Ausgrabungen aus Pfahldörfern in Schweizer-Seen, besonders von solchen aus der Steinzeit; ein Hauptfundort war der See bei Robenhausen oder Wezikon (auch nach dem Ort Pfäffikon benannt). Es war der im vorigen Jahr verstorbene, höchst verdiente Vorstand der dortigen antiquarischen Gesellschaft, Dr. Ferdinand Keller, der bei der ersten Auffindung solcher Reste im Grunde des Züricher-Sees bei dem Dorf Meilen die Thatsache des Wohnens auf Seen überhaupt zuerst entdeckt hat, und zwar an der Hand einer Stelle im Herodot und einer Erinnerung aus seiner Knabenzeit, wo noch eine Fischer-Familie in einer Hütte auf dem See wohnte und allem Spott zum Trotze nicht wich. Die Sammlung zeigt, daß die Seebewohner vor der Zeit der Metallbereitung es verhältnißmäßig ganz hübsch weit gebracht haben; ich erinnere an die praktischen Geräthe und Waffen, an die Webstühle, die gemusterten Stoffe und so manches Andere. Ich sagte mir beim Anblick dieser Dinge, daß ihre Verfertiger und Besitzer im Rückblick auf rohere Vorfahren gewiß meinten, auf der Höhe der Kultur zu stehen, just so, wie wir jetzt es meinen, nicht bedenkend, wie wir den späten Enkeln erscheinen werden, wenn sie unsern Kram nach Jahrtausenden ausgraben. Die Relativität aller Kulturgrade und vermeintlichen Kulturgipfel sprang mir in die Augen. Der Gedanke gieng weiter: ist die Geschichte ein ewig sich wiederholendes Auf und Ab von Bildungsstufen, so fließt auch alles Vorher und Nachher ineinander und es ergibt sich nichts Geringeres

als die Relativität des Zeitbegriffs. Daraus ist die Rede des Barden Feridun Kallar entstanden. — Von den kecken Anachronismen und von Scherzen der Anspielung, die ich mir erlaubt habe, ist nachher in andrem Zusammenhang ein Wort zu sagen. —

Gute Lust, eine Pfahldorfgeschichte zu schreiben, ergab sich schon aus diesen Betrachtungen. Sie knüpfte sich noch an ein anderes Motiv. Der Grund, warum die Leute auf Seen wohnten, wollte sich und will sich bekanntlich noch heute nicht ersehen lassen. Schutz vor wilden Thieren und Feinden konnte nicht das Motiv sein, denn in nordischem Klima froren ja die Seen im Winter zu und erleichterten dadurch beiden den Zugang. Während ich diese Frage zunächst liegen ließ, interessirten mich die Ueberbleibsel, die zu Schlüssen auf die Religion jener Völker auffordern: Halbmondbilder, die zum Theil auch Kuhhörner vorzustellen scheinen, und ungeschlachte molchähnliche Figuren. Nun befinden sich in der Sammlung neben den Funden aus der Steinzeit auch viele Zeugen der Bronce-Zeit aus verschiedenen Schweizer-Seen, Waffen, Geräthe mancher Art, Schmucksachen. Es kam mir der Gedanke, anzunehmen, dort werde auch die Religion Fortschritte in der Läuterung gemacht haben, und nun der Einfall, einen Gast aus einem also in der Kultur vorgeschrittenen Pfahldorf in einer Gemeinde erscheinen zu lassen, die in der Steinzeit stehen geblieben; es ergab sich ein anziehendes, belustigendes Bild, das recht wieder auf die Relativität der Zeit hinwies; liegt doch eine Parallele mit unserer Aera auf der Hand: der Aufgeklärtere mußte den Anhängern des Alten als ein Zerstörer, ein

Ketzer, als ein giftiger Verneiner und Ironiker erscheinen; er mußte verfolgt werden, mußte in Gefahr kommen, zum Scheiterhaufen verdammt zu werden. In der Schweiz lag die Erinnerung an Strauß, an den „Züriputsch" nahe. — Gesucht war der Einfall wahrhaftig nicht. Man darf geradezu behaupten, daß so etwas den Ketzerverfolgungen späterer Jahrtausende ganz Aehnliches in jener dunkeln Vorzeit sehr wohl vorkommen konnte, ja vielleicht wirklich vorgekommen ist.

Ich spielte mit diesen Vorstellungen, ohne daß die Lust, sie auszuführen, zu einem Entschlusse gediehen wäre. Inzwischen tauchte mir ganz außer Zusammenhang damit die Idee auf, das Bild eines sonderbaren Kauzes zu entwerfen, dessen Verdruß über die lästigen Zufälle, die das Thun und Genießen des Menschen zu kreuzen pflegen, in fein schwebender Grenzlinie bis an den Wahnsinn streifte. Das lag nun allerdings lange vorbereitet in meinen Gedankengängen. Schon in dem Jugendversuch der Novelle Cordelia hatte ich ein Original seltsamer Art, dessen Grillen freilich andere Wege giengen, unter dem Namen Christoph eingeführt. Es mag in meinem Wesen liegen, daß ich schon früh eine Neigung verspürte, der Komik nachzugehen, die in schiefgewickelten Naturen liegt. Geweckt wurde die Neigung durch J. Pauls humoristische Charaktere, durch einen Leibgeber-Schoppe (im Siebenkäs und im Titan), aber wohl nur geweckt, eben weil sie da war. Diesmal sollte denn die tiefberechtigte Empfindlichkeit des geistigen Menschen über die Stöße, welche er durch die irrationale, von der Natur ausgehende Kreuzung seiner Zwecke erleidet, in Person, in

der Form barocker Persönlichkeit auftreten. Daß in diesen Stößen, in diesem Spuck des Puck eine Welt von Komik gegeben ist, dies liegt auf der Hand, und ebenso, daß diese Komik in dem Grade zugleich Tragik wird, in welchem die Empfindlichkeit gegen die sich ergebenden Störungen aus geistiger Tiefe, aus innigem Bedürfniß harmonischen Lebens fließt und daher zum Gefühle tiefen Unglücks wird. Die Komik ist zunächst Stimmung des Zuschauers, der die Störungen beobachtet, die Tragik ist Stimmung des Betroffenen, aber der Zuschauer fühlt auch diese mit: so ist sie auch seine Stimmung. Allein der leidende Theil, wenn er zugleich das Talent der Phantasie besitzt, wird nicht blos Objekt der Komik sein, sondern auch an ihr theilnehmen, also selbst auch Zuschauer im tragikomischen Schauspiel sein und in dieser innern Verdopplung wird sich auch seine Befreiung vollziehen, nur nicht ganz ohne Rest, da er durch den fast krankhaft hohen Grad seiner Empfindlichkeit doch zu sehr verhängt ist, um völlig frei über dem Schauspiel zu schweben. Ich erkläre dies näher und verweise auf einen § meiner Aesthetik, worin der A. E. im Keime schon steckt und gegeben ist. Es handelt sich also von Störungen, die von außen, von der unbewußten Natur kommen, oder auch von innen, sofern neben dem Geist in uns die blinde Natur wohnt. Zu lachen ist an sich darüber nichts; sie werden komisch nur durch eine Unterschiebung. Wenn ich im stracken Gang zum Ziel über einen Stein stolpere und falle, wenn mich mitten in warmer Rede ein Hustenreiz überkommt, daß ich in seltsamen Fisteltönen stecken bleibe, so ist an sich nichts da, als ein Mensch mit seinem Wollen und Thun und ein Stück grobe Natur, die sich um

jenes nicht kümmert, sondern blind dazwischenfährt. Nun gebe doch jeder auch nur ein wenig auf sich selbst Achtung: er müßte ganz phantasielos sein, wenn er nicht den Stein, den verwünschten Husten anfluchte; er leiht also, genöthigt von dem Zuge des Geistes, alles zu beseelen, der bewußtlosen Natur, dem Stück derselben, das ihm ein Bein stellt, Willen und Absicht, tückische Absicht. „Es eröffnet sich nun“ — jetzt citire ich aus § 178 des ersten Theils meiner Aesthetik, der Metaphysik des Schönen, dem Abschnitt vom Komischen — „es eröffnet sich hiedurch ein Einblick wie in eine neckende zweite Macht, welche die Welt des bekannten Bewußtseins und Wollens durchkreuzend überall mithandelt“ u. s. w. In der Anmerkung wird dort der feine Satz Steph. Schützes angeführt, es ergebe sich so das Bild eines Kampfs, eines Krieges, worin wir mit einem Dämon liegen. Nun gebe man diesem unterschiebenden, leihenden, personifizirenden Phantasiespiel, das jeder lebendige Mensch in sich selbst belauschen kann, nur noch einen kleinen Ruck, man denke es sich nur um etwas gesteigert, so daß aus dem Spiele nahezu Ernst wird, als glaubte der Geärgerte halb und halb wirklich an einen unter der kreuzenden Störung lauernden Kobold, — so ist ja der A. E., so ist ein gutes Theil von ihm fertig! Man kann es sich auch so deutlich machen: wir Alle denken und sagen tausendmal bei sehr lästigen Zufällen: es ist doch, als ob Dämonen gegen mich verschworen wären! Man mache aus diesem „Als ob“: halb Ernst, wie die alte Mythologie ganz Ernst aus Aehnlichem machte, — nun, so hat man ja den A. E.!

Ich habe die Empfindlichkeit, um die es sich handelt,

eine tiefberechtigte genannt; dies Recht erleidet nun eine Karikirung, muß aber durch diese Trübung erkennbar durchschimmern. Der Mann erscheint dann schwebend an der Grenze des Wahnsinns: schwebend nur, denn gar so fürchterlich ernst ist es ihm doch nicht, wiewohl doch so ernst, daß er sich durch die Selbstvollziehung des komischen Auffassungs-Aktes nicht ganz befreit, vielmehr über den traurigen Krieg mit dem Dämonenreich bitter bös und recht unglücklich ist und bleibt. Er spielt mit der Vorstellung, er erlaubt zu lachen, lacht mit, aber er spielt doch nicht so ganz, er wird wild, er wird unselig. Das wird freilich seinen Grund auch in tieferen Eigenschaften haben müssen, die vorauszusetzen sind und auf die ich erst nachher eingehen werde; es genügt nicht, nur überhaupt zu sagen, er müsse geistig, geistigem Leben zugewandt sein. Auf der lächerlichen Seite seines Wesens liegt es vorerst ganz nahe, ihm weiter so viel Eigensinn zu leihen, daß er sich in seine Fiktion verbeißt, einbohrt und sie mit Selbstqual, obwohl immer halb lachend, zu einem ordentlichen System ausbildet. Das alles ergibt sich so leicht, so von selbst, daß wenig begreiflich ist, wie Einer den A. E. nicht verstehen kann. Sich so Einen vorzustellen, das, sollte man meinen, ist doch kein Hexenwerk! So manchem deutschen Kopfschüttler hätte ich Lust zu sagen: da verstünde ein Franzose mich besser, der weiß vom Guignon, vom Guignolet!

Unter den Uebeln, mit denen der Mann es zu thun hat, mußte eines in den Mittelpunkt gerückt werden, dies forderte ein bekanntes poetisches Gesetz. Der Katarrh ist ohne Frage eines der lästigsten, da er nicht nur die Ath-

mungsorgane in bekannter Weise peinigt, sondern auch das Gehirn afficirt, die Stätte des Denkens umnebelt, da man krank ist und doch nicht für berechtigt gilt, krank zu sein, da endlich seine Beschwerden unschickliche Erscheinungen mit sich führen. Soll er darum poetisch unbrauchbar sein? — Diese Frage mag vorerst unbeantwortet bleiben, sie wird aufgenommen werden mit den angedeuteten Punkten, die hier noch unerledigt bleiben.

Nun trug ich also einen solchen Kauz in mir um, brütete darüber, knetete daran hin und her. Da kam es, daß mir die zwei Pläne: Pfahldorfgeschichte und A. E. zusammenschossen. Das gieng einfach zu. Der Katarrh war der Magnet. Ich habe oben gesagt, der Grund des Wohnens auf Seen sei nicht erkennbar, und ich habe Ueberbleibsel erwähnt, die auf Religion: Mondsdienst schließen lassen, auch angeführt, daß rohe Molchfiguren aufgefunden sind. So stahlhart werden auch die Pfahlbürger nicht gewesen sein, daß sie sich durch die Feuchtigkeit, die Nebel der Seen nicht verkälteten und verschnupften. Es ist also nicht nur kein rechter Grund für diese Wohnweise zu finden, es dringt sich sogar ein Grund gegen sie auf. Halt! wie wär' es, wenn man für die guten Leute eine Religion erfände, welche die Erklärung bringt? Sie glauben, der feuchte Seenebel hecke zwar Katarrhe aus, führe sie aber mit Hilfe einer großen Mondsgöttin zu heilsamen Krisen, die für den ganzen Menschen wohlthätige Wirkungen im Gefolge haben? Das böse Uebel der Schleimhäute sei zwar eigentlich Werk jenes Molchwesens, des bösen Gottes, aber die Mondsgöttin bekämpfe ihn und wende zum Heile, was er Schlimmes stifte? Das

Motiv wäre närrisch: gut, so muß es ein Narr erfunden haben, und wer anders kann es sein, als der A. E.? Ihm sieht es ja ganz gleich, ihm, der selbst so viel von Grippo leidet und dessen Gedanken sich so erfinderisch um diese knarrende Angel bewegen! Also Punktum: dem A. E. wird die Pfahlgeschichte in die Schuhe geschoben, er muß der Dichter sein!

So war nun der Entwurf fertig und konnte an die Ausarbeitung gegangen werden. Ich wollte eigentlich einen Scherz machen, ein Humoreske schreiben, es sollte weiter nichts werden, als ein Capriccio. Das Ding wuchs mir aber unter den Händen, vor Allem dadurch, daß die Nothwendigkeit sich aufdrängte, dem A. E. mehr und mehr Züge zu leihen, so daß er eine ganze, runde Persönlichkeit werde. Man begreift diese Nöthigung aus innerem Grunde. Je barocker, je kleinlicher in das verbohrt, was andere nicht der Rede werth finden, desto mehr mußte ihm anderweitiger Werth geliehen, ja gerade an diesem Werthe, just an dem tiefsten Bewußtsein und Gefühl der Höhe des Geistes mußte die Schneide der Empfindlichkeit gegen das lästig störende Bagatell geschliffen werden. Der Mann mußte überhaupt Lebensinhalt bekommen, erlebt haben, Vieles und Schweres. So gab es denn mehr und mehr hinzuzuthun, die Glieder des Capriccio streckten sich und nahmen endlich einen Umfang an, der dem fertigen opus den Namen Roman zugezogen hat — sehr zu seinem Unglück! Am Maßstab des Romans gemessen, muß es ja dem Armensündergericht verfallen! Meint man denn, der Autor wisse nicht, daß dieser Stiefbruder des Epos ein breiteres Weltbild, eine reiche Vielheit

von Charakteren, Zuständen, Schicksalen verlangt? — Soll das Ding rubricirt sein, warum nicht: Novelle? Weil die Novelle nicht so lang zu sein pflegt? Man mißt aber Poesien doch nicht mit dem Zollstab. Die Novelle gibt einen schmäleren Ausschnitt aus dem Leben, prägnant durch Charakterbild, Schicksals-Wendung oder beides; aber dies „schmal" ist ein relativer Begriff: was schmal ist gegenüber der Fülle, dem figurenreichen Gesellschaftsgemälde des Romans, muß nicht an sich so oder so schmal sein. Die Novelle hat der gezogenen Linie des Romans gegenüber etwas Punktuelles, aber ihr Punkt kann auch ein Kreis mit mehr oder weniger Radien sein, je nachdem sein Centrum beschaffen ist: Centrum von mehr oder weniger Inhaltstiefe. Die Novelle ist ein Accent, geworfen auf ein Stück Leben: der Accent kann zugleich Länge sein. — Mag man dennoch nicht taufen: Novelle, so sage man in Gottes Namen: Capriccio! Nur hoffe ich, daß der Name dann als Vexirname wird befunden werden, da man denn doch mehr Entwicklung und Ordnung finden wird, als ein Capriccio in Aussicht stellt.

Soviel zur Entstehung! Nun Einiges zur Sache, wobei das eine und andere schon Gesagte wieder auftreten muß, um vollere Beleuchtung zu finden.

Mag mir die bekannte Stelle in Goethes Wahrheit und Dichtung als Ansatz dienen: „Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie sich mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der

Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen." An dieser Stelle bedenkt man meist zu wenig die Worte „Ballast", „ernstest" und „Schmerz", und so verlangt man eine des Lebens Härten vertuschende, beschönigende Dichtung und diesem Verlangen ist die Poesie jederzeit gefällig entgegengekommen. Kein Zweifel, daß Kunst und Poesie ein Feld hat, wo der Luftballon federleicht steigen darf und soll. Im Alterthum war es dem Aphrodite- und Dionysos-Kreis vorbehalten, uns in eine Welt ungetrübter Heiterkeit zu führen; jederzeit hat das Idyll im weitesten Sinne des Wortes Recht und Pflicht, unsern Blick in einen blauen Himmel zu richten, an welchem drohende Wolken nur aufsteigen, um schnell zu verschwinden. Wir wollen und müssen wollen dürfen, auch einmal Vollglück zu sehen. Aber wir erinnern uns schnell genug, daß das Leben so nicht ist, und es wäre traurig, wenn dem Bewußtsein, das sich dessen erinnert, die Kunst und Dichtung nichts mehr zu bringen hätte, es wäre abgeschmackt, zu beweisen, daß hier vielmehr erst recht ihre Aufgabe beginnt. Das wird ja auch gar nicht bestritten — von unserer modernsten Zeit nicht zu reden, die mit so trauriger Vorliebe den Reiz im ungelöst Häßlichen sucht: eine Geschmacksrichtung, von der wir hier ganz absehen müssen, um uns nicht zu verwirren; wenn wir verlangen, daß Ernst und Schmerz im Bilde des Lebens, wie die Kunst es gibt, nicht fehle, nicht weichlich erlassen werde, so denken wir natürlich nicht an die Kneipzangen, womit eine faulichte Kunst abgestumpfte Nerven zwickt und

reizt. Aber wie viel? Wie viel Schatten? wie weit in die Welt der Uebel hineingreifen? Da beginnt der Zwiespalt der Meinungen. Unzählige, weit die Mehrheit, geben ganz freundlich zu, so viel man nur will, aber wenn man Ernst macht: dann — Schrecken, Schauder, Abscheu, Verdammung! Ich behaupte: wenn die Kunst nicht mehr, nicht tiefer Gegriffenes zu lösen, schärfere Dissonanzen zu harmonisiren vermag, als ihr Wohlerzogenen einräumt, dann ist sie schwach, dann ist es schlecht mit ihrer Potenz bestellt; wenn sie ihr Auge nicht auch zum Mikroskop schleifen darf, wenn man ihr nicht zutraut, daß sie auch das haarscharf gesehene Kleinste in das Licht ihrer Verklärung zu heben vermag, dann gut Nacht! dann vermag sie überhaupt nichts Rechtes.

Treten wir nur sogleich in mediam rem! Ich führe die sogenannten kleinen Uebel des Lebens auf, um die Pein halb komisch, halb tragisch, halb in Gelächter, halb in Mitleid mit Menschenschicksal aufzulösen. Da heißt es nun: das ist eine Spezialität, dichterischer Behandlung unwerth. Eine Spezialität, also ohne allgemeine, ohne immanent symbolische Bedeutung? Ich behaupte: die Plackerei mit dem Kleinen, das uns quer in den Weg führt, ist ein allgemein menschliches Leiden, das schnurgerade auf die furchtbare Wahrheit führt, daß der Geist, der Sohn des Himmels, in den Staubleib, in das rohe Gepuff der Körperwelt gebannt ist! So steht es damit, daß der tiefere, edlere Mensch, der Mensch, der den Werth der Zeit auf idealer Wage wägt, fände er nicht Trost wie in der Religion, in der Philosophie, so in der Kunst, Trost im entlastenden Lachen, im entlastenden Wettern, in der sänftigenden Thräne, daß er, sage ich,

rasend darüber werden könnte, und dieser Mensch: das ist ja mein A. E.! Keinen Pfennig gebe ich euch um eure Geduld, die ihr meint, diese Welt der kleinen Pein sei nicht werth, sie zum Ausgangspunkt für tiefe Seelenbewegungen zu wählen. Ich kann nicht glauben, daß der einem Gedanken mit Feuer nachgeht, der nicht vor sich hinflucht, wenn im eifrigen Lesen oder Schreiben zwei Blätter zusammenkleben, nicht auseinanderwollen; wer intensiv arbeitet und will, den empört das boshafte Lumpenpack der Härchen in der Feder, der verlegten, in ihrem Versteck kichernden Blätter, der Wurzeln, Steine, Schlingen im Weg, der Leichdorne, der Kratzstacheln in Hals und Nase. Ich wünschte, ich wüßte in allen Fällen so gewiß, daß ich Recht habe, wie darin, daß ich diese Leidensform zum Thema einer Dichtung gemacht habe. Dieser Stoff will und soll einmal behandelt sein. Verwandtes ist von mehr als Einem Humoristen aufgenommen worden — natürlich, wie sollte sich der Humor, dessen Element ja die Kreuzungen des Geistes mit den Erbärmlichkeiten des Leben sind, der Humor, der ja den einen Fuß im Himmel, den andern im Bagatell der Erde hat, diesen Stoff, den Kampf mit dem Staub-Atom, entgehen lassen! J. Paul hat im Siebenkäs, Freudel, Katzenberger Verwandtes behandelt; es wäre namentlich auch auf Sterne zurückzugehen, wollte ich Beispiele häufen. Aber noch keiner hat diese Motive zusammengefaßt, zum Drehpunkt eines Ganzen gemacht, worin der Konflikt in einfacher Klarheit vorliegt, d. h. wo nicht etwa ein zerstreuter, ungeschickter, ängstlich beengter, sondern ein aufmerksamer, rüstiger, freiblickender Mann das Gefühl für die Schärfe desselben in sich

ausbildet, wo daher erst ganz zu Tage kommt, wie menschlich natürlich, wie hart in Wahrheit der Conflikt ist. Das Thema wartete auf diese Behandlung; diesem Warten bin ich gerecht geworden und wer das thut, der hat Recht.

Ohne Unschicklichkeit kann es aber nicht abgehen, wenn man die sogenannten kleinen Uebel als besondern Leidensquell behandelt; daher nur sogleich ein Wort von diesem Punkte!

Man hat schweren Anstoß genommen an dem Streiche, den in Bürglen der Kobold eines Nießreizes dem armen A. E. spielt. Kritiken haben mich belehrt, die Szene sei einfach ekelhaft, nicht komisch. Ich habe mich da über eine erbärmliche Schwäche in der Auffassung zu beschweren. Also euch ekelt? Ihr könnts euch ersparen! Es ist schon besorgt! Euch ist schon zuvorgeekelt! Der A. E. hats euch abgenommen, vorweggenommen; er ist's, dem es schon vor und dem es für euch ekelt, und es ekelt ihm mehr noch als euch, er läßt euch nichts, gar nichts übrig! Muß man euch den Kopf an den Ohren herumreißen, um euch die Augen dahin zu richten, wohin sie gucken sollen? Ihr sollt euch in die Seele eines edlen, höchst schamhaften, zart und tief liebenden Mannes versetzen, in den Abgrund seines Unglücks, da ihm das passiren muß in Gegenwart des still und heiß geliebten reinen Weibes, und ihr, ihr die Häßlichen, versetzt euch in den Teller, worein ein paar Tropfen geflogen sind, glotzt und stiert dahinein, verweilt dabei, statt von da im Nu fortzugehen zum Mitgefühl der Schaam, zum Gefühl des Elends der Menschheit, die solchen Schandtribut an die Natur zu zahlen hat, zum Gefühl des Wehes, daß der Mensch, so „edel durch Vernunft, so unbegrenzt an Fähig-

keiten, in Gestalt und Bewegung so ähnlich einem Engel, im Begreifen so ähnlich einem Gott, die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen" in seinem Körper eine Kothwerkstätte mit sich umschleppt! Und ihr meint, dem Poeten, der dies Weh in seinem Helden malen will, sei es eine Lust, im Kothe zu wühlen! Was ihm ein Moment ist in dem doppelten Sinn: Sekunde und: fortleitendes, hinüberführendes Mittel, das aufgehoben, verschwunden ist, sobald es seinen Dienst geleistet hat, ein Hebel, der einen Augenblick fungirt, wirkt, um alsbald alle Bedeutung an das Bewirkte (A. E.'s Seelenzustand) abzutreten: das ist euch die Sache selbst! Ihr bohrt euch in den Stoff ein, statt vom Stoffe fortzueilen zur Form, zum Bilde der Seelennoth, der Verzweiflung des Armen, Mitleidswerthen, der einen Augenblick in des Stoffes Knechtschaft hinuntersinken mußte. Ihr werft mir entgegen: „gerade diese Knechtschaft wollen wir beim Dichter vergessen." Darauf ist oben geantwortet und die Antwort lautet: nicht vergessen, bewußt bleiben, aber dies Bewußtsein von seinem dumpfen Druck enlasten, und Entlastung liegt doch im Mitleid, denn das Mitleid ist schön, liegt im Lachen, denn das Lachen verflüchtigt.

„Aber du hast's genannt, das Ekelhafte; gar nicht nennen soll man es." Ich hab' es so schonend als möglich genannt, nur ungenannt konnte ichs nicht lassen. Aber freilich, ich weiß ja: ihr meint, man dürfe diese Dinge gar nicht nennen, „auf keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise". Was könnte ich nun über diese — Tugend der modernen Gesellschaft sagen, das ich nicht in „Mode und Cynismus" schon gesagt habe! Soll ich wiederholen, daß diese Prüderie nicht

ein Zeichen der Sittlichkeit, sondern der Verdorbenheit unserer Zeit ist, und daß es heißt, dem Humor, nein, nicht nur dem Humor, auch dem ethischen Pathos den Abschied geben, wenn man ihm diese Grenze ziehen will? Soll ich — von den Alten und Aelteren zu schweigen — noch einmal auf J. Paul, Tieck, auf Goethe, und zwar nicht blos auf den Goethe des Götz von Berlichingen, sondern den Goethe der Xenien, der oft so prächtig groben und cynischen Sinnsprüche hinweisen? Ich werde mich wohl enthalten, noch einmal tauben Ohren zu predigen.

Er wäre auch von einer andern starken Form des unentbehrlich Häßlichen ein Wort zu sagen: dem Häßlichen furchtbarer, grausiger Art, das im A. E. vorkommt. Dies wird jedoch besser auf eine andere Stelle verschoben.

Nehmen wir nun auf, was mehrfach berührt, aber noch nicht eigens behandelt ist: unserem Narren mußten bedeutende Züge geliehen werden. Schon an sich war das ja eben mit seiner Art von Narrheit gegeben. Es ist ja der Kontrast, woran sich seine Empfindlichkeit so krankhaft zuschärft. Wäre er nicht sehr geistig gestimmt, so würden ihn die Störungen, die aus der Stoffwelt entspringen, nicht so schrecklich belästigen; trüge er nicht in sich, was ein Mann dieser Art immer in sich trägt, einen höchst ausgeprägten Sinn für Zusammenhang, so würde er die Kreuzungen jedes Zusammenhangs durch die Mücken des queren Zufalls auf die leichte Achsel nehmen, wie die gewöhnliche Menschenart, die keine Zerstreuung, Unterbrechung fühlt, weil sie keine Sammlung kennt. Sagen wir kurz: der Mann gehört zu denen, die ein tieferes Bedürfniß der Harmonie fühlen, als der Menschenschlag der Mehrheit.

Das ist denn nun genauer zu nehmen, in die ganze Komplexion zu verfolgen. Solche Naturen sind sensibel angelegt, nervös, darum aber noch nicht krankhaft nervös, und was sie nervös empfinden, wird schneller als bei anderen ins Bewußtsein geleitet und findet im Gehirne eine Denkneigung vor, die gleich schnell bereit ist, aus lästig Empfundenem düstere allgemeine Betrachtungen auszubrüten. Man beobachte doch die leichte Mittelwaare der Menschheit! Ihre Nerven sind wohl härter, doch nicht so ganz rindsledern, um an Zugluft sich nicht zu verkälten, aber sie geben nicht Acht darauf und verwundern sich den andern Tag, wo sie das nur gefangen haben mögen, daß ihnen die Augen brennen, die Nase Feuer speit und der Schlund Holz sägt. Da sitzt Einer am offenen Fenster im Eisenbahnwagen gegen den Wind, der ihm in Augen und Rachen weht, er blinzt, hustet, fällt ihm aber nicht ein, das Fenster zu schließen, das er selbst aufgerissen hat; den andern Morgen, wenn er im Katarrhfieber liegt, eine Augenentzündung hat, wird er fragen: ei, woher mag ich's wohl haben? O, es gibt Menschen, man könnte ihnen Wasen in der Kopfhaut stechen, sie merktens nicht! Es ist vorzüglich die liebe Jugend, welche das immerhin fragliche Glück dieser Blindheit genießt; man braucht Zeit, bis Nerv und Bewußtsein zu der Bildung gelangt, welche die Klarheit mit dem Glücke der Blindheit bezahlt.

Daß Helle des Bewußtseins in diesem Manne nicht auf Kosten der Phantasie gehen durfte, versteht sich und ist schon früher gesagt; Phantasiedichtung ist ja sein mythisches Beseelen des Objekts. Ohne diese Ausstattung hätte ihm, versteht sich ebenfalls, auch die Pfahldorfgeschichte nicht unter-

geschoben werden können. Ein unglücklicher, nicht ganz zum heiterfreien Schaffen gediehener Poet!

Die Helle, die Aufmerksamkeit auf sich selbst, das mikroskopische Sehen, die Bewußtheit überhaupt, führte nur ganz geradlinig dazu, auch einen Denker aus ihm zu machen. Er durfte und sollte ein Stück von einem Philosophen werden; die Dinge betrachten im Lichte des Allgemeinen, von der Höhe der Idee, das Leben tief nehmen, tief in sich verarbeiten und Wahrheiten aus dieser Arbeit ziehen: das mußte sein Trieb und Drang sein. Die Natur, aus deren blindem Schoße uns die rohen Zufallstöße kommen, ist dieselbe, die das menschliche Hirn bildet, wo die Gedanken wohnen, die durch ebendiese Stöße so grausam durchrissen werden: das führt mittenhinein in das Welträthsel, in die innere Einheit aller Dinge und den Widerspruch in dieser Einheit. In diese dunkle Tiefe mußte mein A. E. den Denkerblick richten, dann erst war er interessant, dann erst hatte er den wahren Kern, um eine ganze Persönlichkeit zu sein, dann erst war das Thema in seinen letzten Grund verfolgt, hatte das ganze Bild sein punctum saliens. — Der Denkzug mußte nun naturgemäß auch ein Zug zum Systematisiren sein, wobei aber ebenso naturgemäß die Phantasie, zu närrischen Erdichtungen geneigt, wie sie einmal ist, sich grillenhaft spinnend einmischen wird. Ein ganzer und eigentlicher Philosoph durfte A. E. trotz dem tiefen Denktrieb nicht sein, daran mußte ihn schon vornherein die Lebhaftigkeit seiner Phantasie hindern. Und hieraus, aus dem Zusammensein dieser entgegengesetzten Kräfte mußte sich noch eine weitere, besondere Quelle des Unglücks ergeben: der

Mann liegt nicht nur im Krieg mit dem Objekt, sondern auch mit sich: Denktalent und Phantasietalent verlegen einander die Bahn, er weiß es, und dies bringt einen tragischen Zug mehr in sein Leben.

Die Nervosität durfte, wie schon gesagt, keine Schwächlichkeit, nicht von der hysterischen Art sein. Darum nicht, weil der wunderliche Phantasie-Akt seiner Dämonen-Mythologie zu einem guten Theil aus dem energischen Affekte des Zorns über die peinlichen Lebensstörungen entspringen mußte. Mannhaft affektvoll mußte der Charakter gehalten werden.

Was sollte sein Stand, sein Lebensgeschäft sein? Nun, vom oben Gesagten war es nur ein kleiner Schritt, ihn zu einem Regierungsbeamten zu machen, dessen Dienst nicht zum kleinsten Theile Polizei war. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies ein Widerspruch sei, wie ihn die poetische Logik nicht erlaubt. Ist es falsch gegriffen, wenn ich schließen lasse, seine Wuth gegen das „Objekt" komme auch daher, daß er, gewohnt, mit straffem Befehl Ordnung zu halten und durch Amtsmacht dem Befehl Nachdruck zu geben, die Koboldstreiche des Zufalls wesentlich auch als Auflehnung, Disziplinlosigkeit, verruchte Unbotmäßigkeit betrachte und es nicht ertragen könne, daß er hiegegen nichts vermag, hier unmächtig zusehen muß? Die Nerven-Empfindlichkeit, feine Aufmerksamkeit, die überhelle Bewußtheit ist zugleich auch männlich starker, empörter Ordnungssinn. Ich habe hierüber einen Wink gegeben Th. 2 S. 35 (zweite Auflage). — Sollte dadurch die Amtsführung undenkbar werden? B. Auerbach behauptet es. Ich glaube: nur dann, wenn man vergißt, daß die Phantasiegrille halb und halb doch nur freies Spiel

ist. Vermöge dessen kann er sie jeweilig auch bezwingen, zurückstellen. Wo es heißt: Dienst! da kann er würgen, schlucken. — Zum Straffen und Strammen, Befehlenden in seinem Wesen stimmte es, wenn er eine Zeit Soldat gewesen war; ein Motiv, das übrigens noch andere Gründe bedingten, die in der Führung der Fabel liegen, wo man sie suchen mag und leicht finden wird.

Einen so mannhaften und doch so guten Menschen auch als Patrioten zu charakterisiren war nur ganz natürlich gegeben. Widmet er sich der höchst zugespitzten Subjektivität zum Trotze dem Allgemeinen, dem Objektiven, ist er, der höchst moderne Mensch, darin antik, lebt er zudem mit seinem Denken im Großen, im Ganzen, ist dies Denken aber klar genug, um zu erkennen, wie verkehrt der Kosmopolitismus ist, der das eigene Volk überspringt und den Nationalismus ausschließt, so wird dieser Zug ja wohl in Ordnung sein.

Da ist nun aber noch der besonders weiche Zug der Thierliebe. Kann dieser zusammengehen mit dem Strengen, Polizeilichen, Soldatischen, der Hingebung an das Große, an Staat, öffentliches Leben, Menschheit? Ich denke: freilich, sehr wohl. Man kann doch wohl stark und nach andrer Seite sehr weich sein. Gewiß dann vor Allem, wenn man auch Phantasiemensch ist. Phantasie ist doch nicht nur Gabe der Erfindung, sondern ebensosehr der Hineinversetzung in Anderes. Menschen, die nicht begreifen, warum man sich liebend für das Thier interessirt, sind vor Allem phantasielos, sie finden in der Thierseele nicht die Vorstufe der Menschenseele, sie vermögen nicht, ihr diese unterzulegen, ihnen sieht nicht das Menschenverwandte aus dem Thier entgegen,

daher haben sie auch keinen Humor für diesen „Grenznachbar“, denn das Thier wird wesentlich auch komisch, wenn man es auf einen Menschen ansieht. — Auch der Denker in A. E. ist hiebei betheiligt; er studirt das Thier; wie mag man da höhnisch von „Hunde-Anekdoten“ reden! — Ich habe meinen Mann an diesem Zug untergehen lassen. Wird man dies nicht angemessen finden? Er passt doch, meine ich, in ein tragisches Leben. Zu Grunde gehen nicht durch eine schwere Schuld, nicht durch Opfertod für Großes, Heiliges diese Schuld sühnen dürfen, sondern durch einen Zug der Weichheit, welcher zwar gut und schön, aber auf einen Gegenstand gerichtet ist, der gegenüber großen Zwecken als klein und nebensächlich erscheint: hat es nichts traurig Rührendes? Kann es nicht an W. Tells Tod erinnern, wie dieser ihn der Sage nach erlitten hat, als er ein Kind aus dem Schächen rettete?

Schwere Schuld: das führt zunächst auf Einharts Verirrung in unwürdige Leidenschaft. Daß ich ihn affektvoll, heiß haben wollte trotz dem Ueberschuß von Bewußtheit, und daß Beides zusammengeht, ist oben gesagt; daß ein Mensch von edlem Geist, eine schamhafte Mannesseele dahinein fallen kann, ist es nicht menschlich, Menschenart und Menschenschicksal? — Und nun das Grasse seiner nächtlichen That: der zweite große Hauptvorwurf, den man vom Standpunkte behaupteter Reinheitsgesetze erhoben hat. Dort, in Bürglen, ein komisch Häßliches, hier ein ernst, furchtbar Häßliches und beide gehen, so heißt es, zu weit, bleiben als unverdaulicher Stoff im Magen liegen. Von jenem ist die Rede gewesen, für dieses spreche ich mit gleich gutem

Gewissen. Sehe man sich die Sache einmal vorerst nach vorwärts an. Der infernalische Traum am Schluß, diese höllische Vision voll Todesbangen ist nicht motivirt, fällt also weg, wenn ich die ekelerregende Unthat wegnehme; zu diesem Schauerbilde gehört untrennbar das Brandmarkmal auf der Stirne des dämonischen Traumweibs, es fällt mit dem Uebrigen. Diese Entsetzenswelt ist die Folie, auf welcher wie ein reiner Diamant Cordelia glänzt, der Folie ist dann die volle Kraft ihres wirsamen Dunkels entzogen. Ich darf also auch hier den erschrockenen weichen Herzen zurufen: vorwärts sehen! nicht am Stoff, nicht am Einzelbild hängen bleiben, fort, weiter, fort zu diesem Lichtbild! — Nun aber auch nach rückwärts! Ein Mann, dem es ein Ernst ist, seine Seele rein zu erhalten, verfällt in entehrende Leidenschaft; mit innern Vorwürfen lange fruchtlos kämpfend, sich losringend, dann rückfällig entdeckt er durch ein frech frivoles Wort auf einmal erst den ganzen Abgrund seiner Schmach, eine Mischung von Ekel an sich selbst, Wuth gegen sich, Ekel auch an den Schuldigen, Wuth gegen die Schuldigen überstürzt ihn, sie wird zu halbem Wahnsinn: ist es nicht menschlich, daß ein wildes Bedürfniß der Entladung nach außen sich einstellt? Und da es Schmach wäre, am schwachen Weib sich mörderisch zu vergreifen, ist es nicht begreiflich, daß nun das kochende, fiebernde Hirn, nicht bedenkend die noch größere Schmach, das unnatürliche Vergehen am Leichnam des schändlichen Mitschuldigen ausbrütet? Und dies alles, um nun erst recht, nun erst unerträglich sich vor sich selbst zu entsetzen, von Ekel an sich selbst geschüttelt zu werden? Nun, und ebendies führt den Blick wieder vorwärts,

auf die Linie der Betrachtung, die ich vorangeschickt habe, auf den grauenvollen Traum, und ich setze noch hinzu, daß auch das Lied: „O, du bist gut“ die Labung, die es bringt, aus dem Gegensatz gegen diese Schauerwelt schöpft. Man muß eben oft Gefühle reiner Lust um Unlust einkaufen, mit dem theuern Preis des Grauens bezahlen.

Ich habe immer gemeint, der A. E. sollte den Leser dauern und wieder dauern, dies solle die Grundempfindung sein. Er ist tragisch angelegt, sein Leben muß tragisch verlaufen. Aus mehr als Einem Grunde. Der erste liegt in seinem Wesen, wie es aus Widersprüchen gewickelt ist; einem solchen Schiefgewickelten steht es ja wohl auch an, Unglück zu haben im Großen wie im Kleinen. Wie seine Seele im Innersten beschaffen ist, zeigt seine stille Liebe zu Cordelia. Man erkennt doch den Menschen aus dem, was er wünscht, was er liebt, was er verehrt. Verehrt er ein vorzüglich reines, lauteres, gutes Weib, so wird ja seine Seele, wenn auch getrübt, doch im Kerne rein, lauter, gut sein. Und ihm ist beschieden, sie als Weib seines Freundes zu finden. Scheinliebe mit dem Ende: Verzweiflung ist ihm vollauf geworden, die wahre Liebe kommt, rettet, heilt ihn und bleibt hoffnungslos. So streng rein ist sein Gefühl, daß er schmerzvoll den tiefen Wunsch zurückdrängt, auch nachdem Cordelia Wittwe geworden: er hält ihn für Vergehen am Todten, als lebte er noch oder als wäre er sein Bruder gewesen und Bund mit seiner Wittwe etwas wie Incest. Wie stark der Wunsch ist, zeigt der Auftritt mit Cornelia in Göschenen; diese Italienerin ist einfach eine Statistin, die ich brauchte, um einen Blick in die eingepreßte Leidenschaft zu öffnen.

Genug hierüber, und nun die Frage, ob dieser A. E. ein mögliches Wesen, ob er nicht aus zu vielen Eigenschaften zusammengesetzt ist? Ich sage: er kann sein, weil er naiv ist, denn die Natur bindet zusammen, was unvereinbar scheint. Wie? dieser in sich gespaltene, vom Denken, von zu viel Denken durchsäuerte Mensch naiv? Ja, ich wage, ich bin so stolz, es zu behaupten: er ist naiv trotz alledem.

Ist er es trotz alledem, so darf ich vielleicht auch hoffen, er sei bleibend, setze sich als Typus fest im Gedächtniß aller, die ihn verstehen.

Und dies führt nun zu einer andern Seite meiner Beleuchtung: zur eigentlichen Kunstfrage.

Selbstentäußerung ist Gesetz der Kunst. Sie ist dir nicht gelungen, ruft es mir aus allen Ecken zu, alter ego ist dein A. E.! — Dabei bin ich in fast komischer Lage. Hold verschämt hätte ich zu sagen: dann werden ja auch alle die edlen Züge, die ich dem Kauz geliehen, mir gut geschrieben; und da es doch zugleich heißt, in seinen närrischen Zügen sei der A. E. eine Karikatur, also etwas Uebertriebenes, so thäte es nicht weh, daß der Autor auch nach dieser Seite mit seinem Geschöpf identisch sein soll, denn er dürfte abziehen, was übertrieben ist, und übrig bliebe eine verzeihliche Schrulle, welche jene edlen Eigenschaften nicht verdunkelte. Doch das ist Begriffsspielerei! Lassen wir's und gehen geradezu.

Im allgemeinsten Sinne des Wortes gibt der Poet in seinen Geschöpfen immer sich selbst. Auch was seiner Person ganz fremd ist, ist er. Was er nicht ist und in sich erlebt, lebt nicht in seinem Gedichte. Dies gilt nun in zwei sehr

verschiedenen Bedeutungen, einer weiten und einer nahen. Selbsterleben, Selbstsein bedeutet nur lebendiges Versetzen überall da, wo der Poet Daseinsformen schildert, die offenbar nicht er sind. Er fühlt sich in die unbeseelte Natur ein, er versetzt sich in fremde Sitten und Charaktere. So weit geht dies Versetzen, daß er einen Bösewicht, einen Richard III., einen Makbeth schildert, als hätte er in sich erlebt, wie es dem Verbrecher vor, in und nach dem Verbrechen zu Muth ist. Das könnte er nicht, wenn nicht in jeder Menschenseele die Möglichkeit, der Keim von allem Schlimmsten wie Besten läge; in diesen Keim legt sich seine Phantasie und entwickelt ihn in freiem Scheinbild, dessen innere Wahrheit mit schlagartiger Kraft wirkt. Es ist volle Selbstentäußerung, aber in dem ganz hinausgestellten Bilde spürt jeder eben das Selbst, das sich ganz hineingelegt und dann ganz hinausgestellt hat. — Anderen Gebilden sehen wir dagegen leicht an, daß des Dichters Selbst in ganz anderem, engerem Sinn ihnen inwohnt. Wenig Gefühlsrapport müßte haben, wer es einem Hamlet nicht anspürte, daß der Dichter selbst ganz anders in ihm steckt, als in jedem andern seiner Helden. Gelegentlich sei hier gesagt, daß mir längst nicht mehr genügt, was ich bisher über den Hamlet geschrieben habe. Hamlet leidet nur unter anderem auch an der Reflexion; sein Leiden ist das Genie. Es gibt Genie in vielen Sphären, wo man meinen sollte, der Verstand thue alles, es gibt wissenschaftliches, praktisches, z. B. Staatsmanngenie; in diesen Formen ist die Phantasie Wegzeigerin, Oeffnerin des Blicks, im Werke selbst tritt sie die Rolle an das Denken ab. Hamlet leidet am Genie im

engeren Sinne, wo die Phantasie ganz bestimmend ist, sagen wir: Phantasiegenie, und dies mit allen Zugaben einer solchen Complexion, — er, der bei aller sittlichen Empörung, die er als höchst ethisch gestimmte Natur in sich trägt, grundnüchtern sein müßte, um angemessen zu handeln. Shakespeare hat sich gefragt: wie gienge es unser Einem, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet: fürchterlich und erbärmlich! zu einer halbwahnsinnigen Phantasie-Unruhe würde mich's aufscheuchen! In Witzgarben, in Vulkanausbrüchen beredter sittlicher Wuth, in Seufzern, Schwermuthsträumen und dann wieder blutig grassen Bildern würde ich mein Feuer versprühen, verschießen, verhauchen, am unrechten Ort grausam handeln, den rechten Moment verzappeln, als lächerlicher böser Narr umgehen, verachtet und gefürchtet, schuldig werden, tief schuldig, die Rache gegen mich herausfordern, wo ich Schuld strafen sollte, und, wenn es sehr gut gienge, im letzten, späten Augenblick ans Ziel hin nicht schreiten, sondern fallen! — Dies eine Andeutung, noch keine Nachweisung, solche gehört nicht hieher. — Unter modernen Beispielen besonders intimen Verhältnisses zwischen Werk und Dichter drängt sich auf: die Leiden des jungen Werther. Was er selbst gewesen und gelitten, — nein! leidet und ist, schreibt sich der Dichter von der Seele, im Schreiben sich von diesem Sosein und Leiden befreiend.

Darf man nun behaupten, es entstehe eine bloße Spezialität, wenn der Dichter in so besonderem Sinne sich selbst gibt? Gewiß dann nicht, wenn er sagen darf: homo sum, — wenn das, was so sehr er selbst, doch allgemein menschlich

ist. Nur Gewinn für die Leistung ist es, was dann entsteht. Je mehr selbsterlebt, desto mehr poetisches Leben, Athem, Hauch der Wahrheit, vorausgesetzt natürlich, daß die Projicirung, die Objektivirung des Subjektiven gelinge.

„Halt! wo geräthst du hin? Dich mit Shakespeare, mit Goethe vergleichen?“ Das ist keine Ueberhebung, antworte ich, ist dann keine, wenn ich ganz dem Leser überlasse, zu urtheilen, ob die genannte Voraussetzung hier zutreffe, wenn nicht von der wirklichen Leistung die Rede ist, sondern nur von der Möglichkeit, daß sie gut, doppelt gut werde, wie solche nach dem aufgestellten Satze im so gearteten Falle gegeben ist: fehlt diesem Versuche viel zum Kunstwerk, so rührt dies nicht daher, daß der Verfasser viel vom Eigenen hineingegeben hat, sondern, so genommen, konnte er nur glücklich ausfallen, wofern das Talent hinreichte. Doch auch dies ist zu viel gesagt: ich spreche ja natürlich nicht an, daß das Persönliche, was hineingelegt ist, entfernt so bedeutend sei, wie das Persönliche der großen Dichter. Aber das spreche ich an, daß es wahr, menschlich wahr, nicht idiosynkratische Eigenheit ist. Davon ist ja oben, bei der Genesis, die Rede gewesen. Wenn man zufällig weiß, daß der Autor einer Novelle viel unter demselben Uebel leidet wie sein Held und daß ihm dies und andere sogenannt kleine Leiden des Lebens sehr empfindlich ins Bewußtsein eingehen, so muß man nicht meinen, man sage etwas, wenn man nun sagt: aha, das ist eben er! Spezifisch scharf unter gewissen Lebensplackereien leiden und darauf Acht geben, das kann ja just, kann eben gerade recht einen Beruf begründen, einmal recht zu zeigen, was dies auf sich hat und welche

Bedeutung es bekommt, wenn man es an das ewige Recht des Anspruchs des Geistes hält, im Leibe nicht wie in einem Stachelkleide zu wohnen. Das Leichtnehmen, die Unachtsamkeit der Meisten in diesen Dingen ist in seinem Unwerth als ein Glück der Stumpfheit oben besprochen. Wer es recht oft erfahren muß, der weiß es, der eben erkennt es, wie es an sich ist. Das muß sich dann, wenn er es zum Inhalt einer Darstellung wählt, daran erproben, daß diese wirkt, trifft, überzeugt, ganz gleichgiltig, ob der Leser zufällig weiß, es liege da ein Stück Selbsterlebtes zu Grunde. Sofern geht es niemand etwas an, was der Autor selbst lebt und ist und denkt. Hat er einen allgemein menschlichen Nerv getroffen, so steht, was er hervorgebracht, ganz außer ihm für sich da und ist, was es ist. Verhehlt er, sofern er neben dem Werk noch da ist und schreibt, — verhehlt er nicht, daß er die Kobolde des Lebens sehr aus Erfahrung kennt, so ist das ein opus supererogativum. Ganz ins Lächerliche fallen nun diese Rückführungen, wenn der Autor die Person, die er mit einigem Selbsterlebten belädt, neben Halbverrücktem, das er noch dazu aufpackt, dafür auch mit viel Gutem, Edlem, Tiefem reichlich bedenkt. Soll er den „alter ego" auch darauf beziehen dürfen? Oder soll er sagen: wäre ich nur so gut wie mein Held!? Doch davon ist ja schon die Rede gewesen, also noch einmal: still davon und sagen wir über diesen Punkt einfach: versteht sich der Autor recht, so geht da ein Spiel vor sich, worin er seinen A. E. bald von sich wegstößt, sich weit vom Leibe hält, bald wieder mit ihm zusammenrinnt. Wäre er ganz der A. E., so hätte er ihn nicht zeichnen können, sei er nun gut

oder mittelmäßig oder gering gezeichnet. Er stellt ihn unter sich, er stellt ihn über sich, er nimmt ihn wieder zu sich, er entläßt ihn wieder; dies ist kein Verwachsensein, dies ist Freiheit, freies Gebahren.

Soviel über diesen Punkt. Eine speziellere Frage wäre, wie sich der Poet persönlich zu den Leidenschaften, dem Thun, den Erlebnissen verhalte, die er schildert. Darüber ihm Rechenschaft abfragen wäre kindisch; von der gemeinen Neugierde, wer wohl hinter den anderen aufgeführten Personen stecke, nicht zu reden, denn diese ist ekelhafte Klatschlust. Der Poet destillirt seine Figuren und Ereignisse aus unbemeßbar mannigfaltigem Stoff; was ihm aus näherer, was ihm aus fernerer Erfahrung, Mittheilung, aus bloßer Beobachtung zugeflossen, davon ist nicht die Frage, sondern wie die Destillation ausgefallen sei, davon ist die Frage. Sagt man, Stoff-Interesse im Leser könne doch auch etwas Besseres sein, als niedrige Neugier, eine Art von historischem Forschungstrieb, so ist zu antworten: wer eine Dichtung darauf ansieht, was Sächliches dahinter stecke, und wer sich so verhält, weil immerhin etwas von einem Historiker in ihm sich regt, dem ist zu empfehlen, daß er die Poesie liegen lasse und sich zu Biographieen und Memoiren wende, die übrigens dem Leser eben auch nicht alles auf die Nase binden.

Eine gerade Linie führt von diesem Springpunkt der Frage nach der Identität oder nicht Nicht-Identität des Dichters mit seiner Hauptperson auf die Frage der Komposition. Denn wer zu dicht in seinem Helden steckt, wird auch den Kopf nicht frei haben zum Anlegen eines klaren Plans, wer ihn heraus hat, wird es können, wenn er es überhaupt kann.

Als Haupteinwurf wird vorgebracht: A. E. stirbt und das Wichtigste von ihm erfährt der Leser erst nachher und auch dann nur in unterbrochenen Stücken, theils erzählt, theils durch ein Tagebuch.

War es nur Eigensinn oder etwas Besseres, als ich mit vollem Bewußtsein so verfuhr? Ich wollte der Romanleser-Neugier nicht fröhnen, wollte dem Heißhunger nach den herkömmlichen leeren Spannungsreizen nicht Speise bieten. Es ist doch wohl zweierlei Spannung zu unterscheiden; die leere, geringe ist fertig, wenn der Leser weiß, wie es den Romanpersonen schließlich ergeht, ob Hans die Grete kriegt u. s. w., die gute bleibt, wenn er es auch schon weiß, er sieht gern zurück, liest zum zweitenmal und verweilt auf dem wachsenden, sich vertiefenden Bilde. Nennen wir diese bessere Art der Spannung lieber Interesse. Ich wollte den Leser ehren, indem das Buch ihm sagte: ich traue dir zu, daß du dies Interesse hast, das nicht zu Ende ist, wenn du das Ende des Helden weißt. Darf ein Dichter nicht seinen Mann physisch sterben und dann geistig auferstehen lassen in dem Sinne, daß nun erst sein ganzes inneres Leben volle Beleuchtung gewinnt? Es ist nicht gewöhnlich, ist es darum unerlaubt? „Nicht unerlaubt, aber ungeschickt, denn du bemühst den Leser, statt ihm zu gefallen.“ — Welchen Leser? alle? auch die, die ich mir wünsche? Und „ungeschickt“, wenn man doch weiß, was man thut, und weiß, daß es freilich Vielen nicht recht sein wird? Aeußerlich motivirt sich die Anordnung dadurch, daß der Verfasser erst nach A. E.'s Tode zu seinem Tagebuch gelangen kann. Man wird sagen, das sei leere Ausrede, denn es sei ja

freie Erfindung, daß die Sachen so liegen, und die Erfindung hätte sie ebensogut anders legen können; angenommen, es solle ein Tagebuch sein, woraus man den A. E. erst recht kennen lernt, ließ sich nicht der Gang der Dinge so wenden, daß A. E. bei Lebzeiten das Sigel seiner Verschlossenheit bricht und dem Autor den Einblick in sein Tagebuch gestattet? Dann aber wäre die Komposition ja erst eine verwirrte geworden: ein Stück Tagebuch, dann Erzählung, dann wieder ein Stück Tagebuch u. s. w. — Doch wofür denn überhaupt ein Tagebuch? Und wenn ein solches durchaus eingeführt sein sollte, warum ihm so wesentliche Theile der Fabel einverleiben? Genügte es nicht, ihm nur die reflektirenden Aphorismen zuzutheilen, durch welche man das Philosophische, das denkende Wesen A. E.'s kennen lernte? War es nicht das Richtige, dies an einem passenden Ruhepunkt einschieben und übrigens ununterbrochen geradlinig wie ein anderer ordentlicher Poeten-Mensch erzählen?

Dies ist ein Punkt, von dem nicht zum geringsten Theil das Urtheil über das ganze Buch abhängt. Ich wollte meinem A. E. das Wort abtreten, damit man ihn durch ihn selbst kennen lerne. Seine Seele sollte selbst sprechen, der Leser sollte sie direkt kennen lernen. Das Tagebuch war nicht nur das passendste Gefäß, den Zug zum tieferen Denken, die Gesinnungen, die Weltbetrachtung eines ungewöhnlich organisirten Geistes ins Licht zu setzen, sondern auch sein Persönlichstes, seine Stimmungen zu enthüllen; es war der geradeste Weg, sein Schicksal in sein Herz hinein zu verfolgen als in seine letzte Quelle. Ein rother, ein feuerrother Faden sollte sich hindurchziehen: der schwer und tief

erlebende Mann selbst. In eine Feuerseele sollte man blicken, es sollte etwas Athmendes, ja Schnaubendes, und wieder Stockendes, schweigend Anfseufzendes in diesen Blättern leben, etwas Vibrirendes, ein voller und wieder fieberhaft unterbrochener Pulsschlag. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies nicht gelungen ist, ich glaube diesem Tagebuch das dramatische Leben der Leidenschaft nicht in schwächlicher Zumessung eingehaucht zu haben. Die allgemeinen Gedanken, Betrachtungen habe ich mit diesem seelisch, persönlich leidenschaftlichen Inhalt zusammenzukomponiren gesucht; es ist mit beflissenem Nachdenken alles aufeinander gerichtet. In den philosophischen, überhaupt reflektirten Aphorismen sollte A. E. nichts sagen, was ihm nicht gleich sieht, von wo nicht der Strom wieder in das Bett der Stimmungen, der Leidenschaft münden kann. Die objektiven Gedanken sind allerdings zugleich Ruhepunkte, mit Ueberlegung an die passenden Stellen vertheilt. Man soll sehen, wie der Mann sich sammelt, dann wieder aufgereizt, aufgeschreckt, wie er ans Ufer strebend wieder von der Woge hinausgenommen wird. So habe ich mit bedachter Absicht die besonders lange Betrachtung über die Religion hart vor den furchtbaren Traum in Palermo hingerückt; das soll allerdings auch durch Kontrast wirken, zugleich aber hat es höheren Zweck. Es geht hier dem Ende entgegen. Die Trauer alles Lebens, wovon dieses Ende — ich hoffe es — ein Bild gibt, sollte in das Licht der reinen Religion gerückt werden. Der Mann mit diesem tiefen Zuge zur Sammlung seiner armen Seele träumt ja nach dem gespenstisch fürchterlichen den sanften, kühl labenden Traum von der blauen Grotte und der geheimnißvollen

Frau, die da ruht. Das ist dieselbe Seele, die in nüchterner Stunde so ernst über wahre Religion denkt. Jene lange Reflexion sollte also auch vorbereitend wirken, hinübergreifen in die Schlußstimmung und mit ihr sich verschmelzen.

Immerhin bleibt das Tagebuch bemühend für den Leser. Während ihm die Aphorismen objektiven Inhalts zu denken geben, muß er aus den subjektiven den rothen Faden herauslesen. Zu sehr bemühend? Ja, das ist nun eben die Frage. Es sei vergönnt, sie vorerst wenigstens bei Seite zu legen, ich muß im Folgenden darauf zurückkommen. Eines darf ich sogleich sagen: Jeanpaulische Extrablätter, Schalttage, Antrittsprogramme, Reden- und Predigten-Einschiebsel, Anhänge und Anhänge zum Anhang gibt es hier nicht; solche Knüppel werfe ich dem Leser nicht zwischen die Füße. Zu viel Tagebuch ist es vielleicht trotz alledem. Mag sein.

Dabei ist noch eine Anordnung, über die ich allerdings mit mir nicht ins Reine kommen kann, ob sie zweckmäßig ist. Der Autor erfährt vornen im zweiten Theile den Tod des A. E. und daran knüpfen sich einige Beiträge zur Charakteristik des Verstorbenen durch Frau Hedwig und den Assessor. Es folgt der Wiederbesuch der Gotthardstraße, des Dorfs Göschenen durch den Autor, seine Begegnung mit Cordeliens Vater, es wird berichtet, daß ihm dieser etwas furchtbar Erschütterndes aus Einharts Leben in Norwegen anvertraut habe, dies wird aber dem Leser noch vorenthalten, um erst an der Stelle des Tagebuchs eingeschoben zu werden, wo dieses bei dem Zeitpunkt des Ereignisses angelangt ist. Die Anordnung ist oft, doch möglicher Weise nicht genug überdacht. Das eine Mal sage ich mir: wer es nicht zerstückt

liest, wird es nicht zerstückt finden, das andre Mal: es ist doch zu zerstückt. Aber wie helfen? Der Leser denke nach, er wird schwerlich Rath finden. —

Verwirrt man sich nicht in den drei Reisen Einharts nach Italien? An Grund für die Verdreifachung fehlt es nicht: die erste Reise ist die beziehungsweise glücklichste, bringt relative Heilung des krank subjektiven Wesens, Fortschritt zu reiner Betrachtung; die zweite wird in neu zugeschärfter Verstimmung durch Verlust des Amts angetreten, diese neu genährt durch den fatalen Auftritt in Bürglen just nach dem Zusammentreffen mit Cordelia, doch ist der Schluß nach Möglichkeit mild, elegisch; die dritte führt sanft dem Ende zu (Traum von der blauen Grotte, dann Sterbebett Cordeliens). Darin ist doch eine Bewegung durch drei Phasen, welche man leicht erkennt und nicht unorganisch nennen wird.

Das Hinhalten der Neugierde ist im Einzelnen auch etwas Neckerei. Man beschwert sich z. B., daß der Aufschluß über das dumme Wort Tetem so spät erst folge. Ist es gar so beschwerlich, auf die Lösung dieser Kleinigkeit eine Zeit lang zu warten? Pressirt es denn so?

Mag dies genügen über die Kompositionsfrage. Soviel jedenfalls werde ich zum Abschluß dieses Punktes sagen dürfen: mag dies und das nicht glücklich komponirt sein, nicht komponirt ist das Buch nicht. Mir war es eine lehrreiche Uebung, ich habe daran gelernt, wenn nicht machen, doch besser verstehen, wie gemacht wird, wie man das Eine auf das Andere richten, Fäden wieder aufnehmen und knüpfen, wie man es überhaupt bewerkstelligen muß, daß der Leser sich unter Bekannten fühle, im Bilde des Lebens heimisch

werde und an seine Scheinrealität glaube. Ich habe dabei recht erfahren, wie wahr der Satz ist, daß man eine Kunst erst dann recht versteht, wenn man sich darin versucht hat.

Der Vorwurf gegen die Komposition im A. E. führt direkt auf einen andern, und keinen kleinen. Er lautet: dir geht die romantische Schule nach! Selbstvernichtung der Poesie durch Ironie, ironisches Spiel mit dem Gegenstande! Ein Bild ausbreiten, scherzend mit dem eigenen Ich dazwischen treten und zu verstehen geben: es ist eigentlich nicht die Sache gemeint, der Poet meint nur sich selbst und seine geniale Freiheit!

Ich weiß, was es eigentlich ist, das diesen Hieb mir zugezogen hat. Es steckt in der Pfahldorfgeschichte.

Ich habe es zu diesem scherzhaften Idyll an Vorstudien nicht fehlen lassen, Schriften über die Steinzeit, über keltische Religion vorgenommen. Da mich aber vor dem Geruch des Antiquarischen in der Poesie schauert, so hat mir die Laune eingegeben, es zu humorisiren. Es geht ein leicht ironischer Zug durch; bei den Anfängen von Arbeitsverbindung wird auf das moderne Fabrikwesen, bei den Bardenschulen auf unsre Polytechniken und Universitäten leise hinübergewiesen und dergl. Ich habe ein Salzkörnchen Satyre hineingeworfen, in der vom Druiden veranstalteten Musik; es stecken ferner in den zwei Barden ein paar harmlose Beziehungen auf schweizerische Persönlichkeiten: dies einfach ein Scherz, keine Satyre. Die Rede des einen von beiden geht stark über die Möglichkeit, also über die Illusion hinaus. Auch Arthurs Rede ist voll von Beziehungen auf die Gegenwart; so immerhin auch das Ballet mit seiner

Hegelisch anklingenden Idee. Diese Sprünge und Seitenblicke haben nun viele Leser irre gemacht, so daß sie meinten, es sei mir eigentlich nicht ernst mit dem Erzählen, ich meine und wolle in Allem eigentlich etwas anderes, als was dastehe, und treibe so ein frevelhaftes Willkürspiel mit dem Leser.

Habe ich das wirklich verschuldet? Mein Wille war, auf ganze Vergegenwärtigung zu wirken, wie es der Dichter soll. Nebenbeziehung auf die moderne Zeit sollte nur leicht obenauf schwimmen. Es war mir ernst, zu erzählen, ein unterhaltendes Bild objektiv zu geben auch da, wo die Nebenbeziehung mitschimmert, ich wollte z. B. mit dem Ballet ursprünglich und schließlich ganz einfach dem Leser Vergnügen machen, indem ich es ihm recht anschaulich vorführte. Anachronismen sind keine Aufhebung der Poesie, im humoristischen Gebiete so wenig, ja noch weniger, als im ernsten. Kann es in der Zeit der Menschenopfer einen Thoas, eine Iphigenie geben, so kann in der Stein- und Erzzeit ein Kallar und ein Arthur reden, wie sie reden. — Aber wie wenige sehen überhaupt nach dem, um was es sich in aller Dichtung handelt, eben nach dem Bildmäßigen, nach der anschaulichen Vorführung, nach der Präsenz. Herr Schulze, Müller, Meyer, oder Huber interessirt sich sehr für Kunst, ist Mitglied, ja Mitgründer des Kunstvereins; ich gebe ihm ein Gemälde zu sehen, er soll vom Auge aus die Seele weiden, aber er dreht die Tafel um und guckt, ob nicht hinten auf der Leinwand oder dem Brett eine „bedeutsame" Bemerkung stehe. Was wirfts ab? fragt er, er will sein Quantum Ideen, Finessen, Witz, oder auch Rührung davon tragen. Kurz,

die Mehrzahl kann nicht beschauen, beschauend verweilen. Ich meinte, ich habe durchaus dafür gesorgt, die Illusion, sollte sie durch jene leichten Seitenblicke gestört sein, immer wiederherzustellen, nicht den Autor, sondern den Gegenstand zu zeigen, recht klar zu zeigen, hell vor die Augen zu rücken. Daß es mich drängt, hiefür einige Belege zu nennen, ist menschlich; ich widerstehe dem Drang, denn da geriethe ich ins Unerlaubte. Ein Schriftsteller darf mit falschen Auffassungen rechten, aber er darf nicht vortreten, um zu sagen: ei seht doch, merkt ihr denn gar nicht, wie gut ich das und das und das gemacht habe! Fällt mir also nicht ein, die Scenen herzuzählen, die ich für gelungen halte. Mit Einer will ich eine Ausnahme machen, weil es rein objektiv nicht ohne Werth ist, ganz am Kleinen zu zeigen, wie sich der Standpunkt der meisten Leser zum richtigen verhält. Ich habe mit dem Behagen, das man an der lieben Natur hat, die Rauferei am Festschmaus geschildert, ich meine, es sei so ausgefallen, daß es Vergnügen machen könne; da gibt es nun gar nichts „Bedeutsames“ und weil der Publikus auf das Bedeutsame aus ist, so sieht er nach dergleichen gar nicht hin, liest darüber weg und fällt ihm nicht ein, das Ding darauf zu fragen: ist es eine Probe, ob der Verfasser erzählen kann?

Auch auf die Kompositionsfrage führt mich die Pfahldorfgeschichte zurück. Diese wenigstens, glaubte ich, sei als Ganzes doch rund beisammen. Das Andere aber, A. E. und seine Geschichte, — angenommen, die Komposition als solche sei hier nicht gelungen: ist nicht doch manches darin, was geschaut ist, was zu schauen gibt, dichterisch zu schauen?

Eine poetische Produktion kann Blößen zeigen im Zusammenbau und doch einen Poeten im Einzelnen, in Bildern, d. h. nicht etwa nur in Metaphern, sondern geschauten Situationen, Auftritten, Gestalten und deren Bewegungen, Lagen, Gruppirungen. Es fragt sich, worin sich mehr der Dichter bewähre: in diesen Bestandtheilen oder in der Komposition. Eigentlich gehören beide zusammen, jenen muß ja von dieser die rechte Stelle angewiesen sein, damit sie gehörig wirken. Aber die begabende Natur pflegt so oft zu trennen, ungleich zuzumessen, was in Gleichmaß vereinigt sein soll. Ich habe es daher in der Beurtheilung immer für Pflicht der Gerechtigkeit gehalten, die Anschauungskraft auch getrennt vom Kompositionstalent ins Auge zu fassen. Ich möchte etwa sagen: Schauenmachen ist mehr Können, Komponiren mehr Kunst. Fand ich einen Poeten in diesem schwächer, in jenem stark, so stand ich nie an, ihm das Prädikat Dichter lieber zuzuerkennen, als wenn ich es umgekehrt fand.

Freilich findet sich auch schwach Geschautes im Buche, das weiß ich. In solchen Partieen, wo dem innern Auge das äußere nicht zu Hilfe kam, wird die schwächere Zeichnung wohl entschuldigt sein: das Bild Norwegens ist dünn in Farbe und Umriß; man merkt, daß ich das Land nicht gesehen und zu wenig Hilfsmittel zur Hand gehabt habe. Dafür suchte ich durch mythische Belebung und Erhöhung nachzuhelfen, der Kenner wird die Nachhilfe als solche fühlen. — Cordelia, sagt man, bleibt zu nebelhaft. Hiezu weiß ich nicht recht was ich sagen soll. Oft meinte ich, ich sollte ihr mehr Körper geben, ihr Walten im Hause zeigen und was sonst dienen mag, ein Bild zur Fülle zu entwickeln. Ich glaube,

ich hätte es vermocht. Dann mahnte mich stets wieder etwas ab. Sie soll erscheinen wie sie in Einhart lebt: als Genius, als Idealbild. Gab ich ihr mehr Körper, so lernte man Einharts Seele, sein bestes, reinstes Selbst, das Aetherische darin nicht so gut kennen.

Gelegentlich hier sei bemerkt: wie A. E. über das Weib denkt, das erfährt man nur halb, wenn man bei seinen einzelnen Aeußerungen, Stellen des Tagebuchs stehen bleibt, ganz nur dann, wenn man seine Verehrung Cordelias hinzunimmt.

Sind klar und rein geschaute Bilder Probe der Dichtergabe vielleicht mehr als gewandte Komposition, so fragt sich doch auch, ob deren viele, nicht wenige sind. Anschauung soll mit Erfindung zusammengehen und diese kann arm oder reich sein. Unter den Bildern sind vor Allem Personen zu verstehen. Das Produkt ist immerhin figurenarm, auch wenn man die Pfahldorfgeschichte mit in Rechnung nimmt. Ich habe zu Anfang gesagt, ich habe keinen Roman schreiben wollen, ich wisse, daß ein solcher ein volleres Weltbild, also vor Allem mehr Personen verlangt. Die Probe, ob der Autor es vermöchte, Charakterbilder in Mehrheit und fest zu zeichnen, ist also nicht geliefert. Der Punkt führt auf die Fähigkeit der Selbstentäußerung und Versetzung in Fremdes, wovon oben bei der Frage über Identität und und Nichtidentität zwischen Autor und A. E. die Rede war. Was soll ich nun sagen? Was anderes als: non liquet, etiam mihi!? Ich müßte mich erst einmal ordentlich darauf legen, zu probiren, was ich darin kann, aber da erhebt ein Anderer Einspruch, dessen Name ist: Mangel an Muße. Man

mag über die Nennung dieses Hindernisses lächeln, aber es erscheint nennenswerth, wenn der Grund des Mangels in Amt, in wissenschaftlicher Arbeit liegt und wenn man von da mit einem Schlusse weiter geht zu der alten Frage, ob produktive Phantasie und wissenschaftliche Beschäftigung, abstraktes Denken in Einem Manne zusammensein können ohne starke Einbuße der ersteren Potenz. B. Auerbach hat die Kritik des Buchs auf diese letzte, diese Urfrage gelenkt. Der Autor schweigt, hat zu schweigen, denn sich selbst seciren kann man am Ende doch nicht. Diese Vivisektion ist — nicht sowohl zu grausam, als zu schwer. Da müssen Andere entscheiden. Mir meines Theils bliebe nichts als Hinzeigen auf das, was einmal geworden, zu Stande gekommen ist, und freilich hier könnte sich verzeihlicher Weise ein Reiz einstellen, den bereits ausgesprochnen guten Vorsatz zu brechen und nach dem Einen aus der Pfahldorfgeschichte angeführten Beispiel noch andere Bilder, Natur- und Menschenbilder, Momente, Gemälde — wenn der Name richtig verstanden wird — aus dem Hauptinhalt des Buches hervorzuheben, die ich für gelungen, für Proben der Schaukraft halte. Ich werde es hübsch bleiben lassen. Mehreres der Art ist von eingehenden, verstehenden Beurtheilern gefunden und freundlich gewürdigt; vielleicht findet der Eine oder Andere dessen mehr, das habe ich schweigend abzuwarten.

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen. Eine über den Stil, die ganze Sprechweise.

Ich hab' es dem Leser nicht sehr leicht gemacht, weil ich nicht alles sage, viel errathen lasse — da vor Allem, wo A. E. selbst spricht, dem der Andeute-Stil, der Spring-

stil doch wohl richtig zu Gesichte steht. Habe ich es denn aber gar so schwer gemacht? Darf man nicht dem Leser anstupfen und zum Selbstdenken reizen? Da sind sie gleich an den Anfangszeilen, an dem: „von denjenigen nemlich" u. s. w. hängen geblieben. Du liebe Zeit! Das soll so schwer sein? So schwer soll es sein, zu suppliren: die, wie wir alle mehr oder minder, so ein wenig mit der Pelzkappe angeschossen, aber auch vom Leben geplagt sind und darüber lachen und weinen —? Und wenn ihr es nicht gleich merkt, ist denn die Geduldprobe gar so groß, ein Stück weiter zu lesen, wo sichs ja bald finden wird? — Poesie soll nicht Kopfzerbrechen machen, das ist und bleibt wahr; wer es dem Leser auflegt, der schadet sich selbst. Aber so schnell zerbricht ein Kopf doch nicht, wenn er anders von gutem Stoff ist. Auch nach dieser Seite ist J. Pauls zu gedenken. Ich habe seinen Stil charakterisirt (Krit. Gänge, neue Folge, Heft 6) und ihm nichts geschenkt. Aber keineswegs ganz ist sein rathenlassender Gedankenstrichstil, sind seine Kürzen, seine witzig kühnen Satzbildungen zu tadeln, er ehrt den Leser, wenn er ihm nicht alles ins Maul streicht, ihm zu denken gibt, er wendet sich als Geist an Geist. Er liebt Sätze, paradox im Sinn, paradox in der Konstruktion. Welcher Dichter liebt nicht Philister durch Paradoxa zu erschrecken wie im Gedanken, so im Satzbau? Schlimm wird dies nur, wenn es eitle Manier wird wie bei den Romantikern. Es ist wahr, daß J. Paul schon daran streift, aber seine eigentliche Sünde beginnt erst, wo er die Sätze mit Sammelsurium aus seinen Zettelkästen so vollpfropft, daß der Leser mehr Arbeit, als Genuß hat und nicht anders daran

ist, als Einer, der einen schweren Bändelknoten aufdröseln muß, wenn er doch keine Zeit hat. Da wasche ich die Hände in Unschuld; von solcher Sünde am Leser ist mein Gewissen frei und rein wie Schnee. Habe ich die Leser gescheidter genommen als sie sind? Es wird so sein, ich kann nichts dafür, es ist mein Schicksal, es ist anderen auch so gegangen. Eines ist ganz gewiß: ich habe sie mehr noch für weniger faul gehalten, als sie sind. Sie — die Durchschnittleser — wollen überhaupt keine Arbeit, auch die kurze nicht, um welche sie Genuß einkaufen könnten, sie wollen im Halbdusel lesen. Sie wollen essen, wie man die Austern ißt, sie wollen essen, wie die Vögel fressen, die Amsel den Wurm hinunterschlenkert: ungekaut. —

Schwächlich, lächerlich wäre es, wollte ich nun in diesem Zusammenhang noch die Gehaltfrage als solche, abgesehen von der Kunstfrage, anregen, als mein eigener Cicerone oder Panorama-Erklärer mit einem Stab in der Hand herumzeigen und sagen: da seht und wieder da und da, was da alles dahinter steckt, hineinversenkt ist, was ihr alles einkauft für eure Mühe! — nein! Dieser Versuchung ist leicht widerstehen.

Die andere Bemerkung und die letzte. Bild, Anschauung haben ihren Werth in sich; schließlich wollen sie aber alle doch auf das Gefühl wirken, rühren, Herzen bewegen. So sei mir zum Ende die Wiederholung eines obigen Worts von Mitleid erlaubt: mein A. E. sollte die Leute dauern, wohl auch ärgern, aber mehr dauern, als ärgern, dauern einfach menschlich als Mensch, als Bild von Menschenschicksal. Es ist mir nicht geworden, daß mir Viele bezeugten, so sei

es ihnen gegangen, so habe das Buch auf sie gewirkt. Einige wohl. Diese haben es einfach als Menschen gelesen. Der arme Diogenes, der mit der Laterne auszog, Menschen zu suchen, ist doch nicht leer, nicht einsam heimgekommen. Die Gefundenen werden sich nicht beschweren, daß ich ihrer kaum gedacht habe, es ist nicht Undank, noch schnöde Unzufriedenheit mit dem Maß des Lobes; ich weiß, sie erwarten nicht, daß der Gelobte seine Lober lobe.